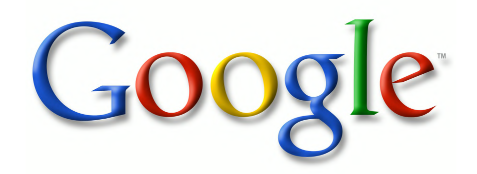
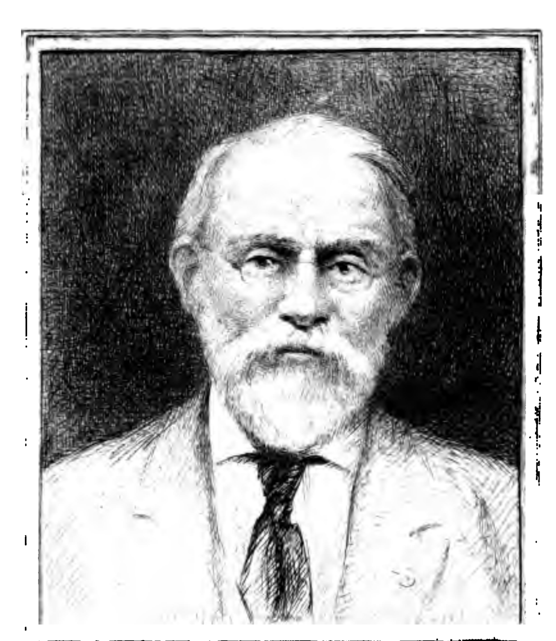

Google





Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1848

Zweiter Band.

Historisch-politische
Blätter
für das
katholische Deutschland,

herausgegeben
von
G. Phillips und G. Görres.

Zweiundzwanzigster Band.

München, 1848.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Inhaltsverzeichniß.

I. Prophetenstimmen 1

II. Literatur 9

Gedichte von Cölestin Gschwarl. Herausgegeben von Ignaz V. Zingerle. Innsbruck 1848. Bei Felizian Rauch.

III. Zur Geschichte der Revolution in Oesterreich . . 14

IV. Schilderung zur Physiognomik der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt am Main 32

V. Die Münchener Adresse an die deutsche Reichsversammlung in Frankfurt am Main 53

VI. Die Grundrechte des deutschen Volkes 65

VII. Glossen zur Tagesgeschichte 92

VIII. Ueber den Gang der Verhandlungen der deutschen Reichsversammlung in Frankfurt 101

IX. Die Parteien der Paulskirche zu Frankfurt . . 119

X. Die deutschen Volksschriftsteller 129

XI. Arabesken zur deutschen Centralgewalt 148

XII. Kabinetsstück. Die Fronleichnams-Prozession in Wien im Jahre 1848 169

Seite

XIII. Prophetenstimmen 172

XIV. Die Gewaltthaten gegen die Redemptoristen und Redemptoristinnen in Wien 183

XV. Zur Geschichte der Revolution in Oesterreich . . . 193

XVI. Die Gewaltthaten gegen die Redemptoristen und Redemptoristinnen in Wien 212

XVII. Die Gründung des Münchener Vereines für constitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit, sein Programm und seine Statuten 223

XVIII. Glossen zur Zeitgeschichte 261

XIX. Die Gründung des Münchener Vereines für constitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit, sein Programm und seine Statuten 273

XX. Literarische Miscellen:

1) Der deutsche Bund vor dem Richterstuhle unserer Zeit. Ein Beitrag zur Reorganisation Deutschlands, von einem liberalen aber nicht radikalen Altbayern. München, bei Finsterlin 1848.

2) Pastoralschreiben des Erzbischofs von Olmütz, Maximilian Joseph.

3) Rede, welche in der einunddreißigsten Sitzung des vereinigten ständischen Ausschusses in Berlin am 2. März 1848 nicht gehalten ist. Breslau 1848.

4) Das Verhältniß des Staats zur Kirche und die jüngste Münchener Adresse zu Gunsten der Religions- und Kirchenfreiheit. Von R. v. D. In hoc signo vinces. München, 1848 bei Jos. A. Finsterlin.

XXI. Glossen zur Tagesgeschichte 311

XXII. Die Gewaltthaten gegen die Redemptoristen und Redemptoristinnen in Wien 340

XXIII. Kabinetsstück 350

XXIV. Der napoleonische Feldhauptmann von der Brenta an die Redaction der historisch-politischen Blätter in München 353

Seite

XXV. Die Gründung des Münchener Vereines für constitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit, sein Programm und seine Statuten 373
XXVI. Die Gewaltthaten gegen die Redemptoristen und Redemptoristinnen in Wien 377
XXVII. Prophetenstimmen 386
XXVIII. Glossen zur Tagesgeschichte 397
XXIX. Zur Statistik der politischen Parteien in Deutschland . 417
XXX. Ein Frankfurter Brief 423
XXXI. Zur Geschichte der Revolution in Oesterreich . . 440
XXXII. Glossen zur Tagesgeschichte 45
XXXIII. Die Gewaltthaten gegen die Redemptoristen und Redemptoristinnen in Wien 474
XXXIV. Rede und Antwort 481
XXXV. Die Kirche in Hinterindien 507
XXXVI. Die barmherzigen Schwestern in München und ihre Schmäher 513
XXXVII. Glossen zur Tagesgeschichte 461
XXXVIII. Tiroler Adressen 547
XXXIX. Die Freigebung der Kirche betreffend 553
XL. Zeitpredigten 572
XLI. Glossen zur Tagesgeschichte 581
XLII. Kabinetsstücke 605
XLIII. Münchener Adresse des Vereins für constitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit 615
XLIV. Die Juden 617
XLV. Ein wahrer Reformator des sechszehnten Jahrhunderts 620
XLVI. Die Mainfahrt 633
XLVII. Glossen zur Tagesgeschichte 668
XLVIII. Die wühlerische Hetzerpresse und der Verein für constitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit in München 674
XLIX. Zur politischen Amnestiefrage 680
L. Die Grundübel unserer Zeit und ihre Heilung. (Gedan-

Seite

ken, veranlaßt durch die Broschüre Paul Braters über die Reform des Erbrechtes zu Gunsten der Nothleidenden.) 681

LI. Ein wahrer Reformator des sechszehnten Jahrhunderts. (Fortsetzung.) 697

LII. Glossen zur Tagsgeschichte 709

LIII. Ueber das neue Wahlprincip und die Wahlen zum bayerischen Landtag 735

LIV. Artistik: 747
(Ansichten aus Palästina und Syrien, nach der Natur gezeichnet und herausgegeben von Ulrich Hälbzeiter, lithographirt von Andreas Borum und Karl Lebschée. 4 Blätter mit 60 Ansichten.)

LV. Nekrolog des bayerischen Cult- und Unterrichtsministeriums 753

LVI. Ein wahrer Reformator des sechszehnten Jahrhunderts. (Schluß.) 762

LVII. Die Grundübel unserer Zeit und ihre Heilung. (Gedanken, veranlaßt durch die Broschüre Paul Braters über die Reform des Erbrechtes zu Gunsten der Nothleidenden.) (Schluß.) 770

LVIII. Die Trauerfeierlichkeit für Robert Blum zu Frankfurt am Main 794

LIX. Glossen zur Tagesgeschichte 812

LX. Literatur: Das System der Vermittelung. Vom Prinzen Wilhelm zu Löwenstein. Berlin 1848. 830

I.

Prophetenstimmen.

I.

Es liegt in des Menschen Natur, daß er, zumal wenn eine Gegenwart voll Leid und Drangsal auf ihm lastet, sehnsüchtige Blicke der Neugier und der Hoffnung auf den Vorhang wirft, mit welchem die nicht genug zu preisende Anordnung der göttlichen Milde dem Sterblichen die Zukunft verschleiert hat. Dennoch ist der Menschheit nicht jede Kunde aus jenem dunkeln Lande entzogen. Das Wort der Seher hat in der Oekonomie der vorchristlichen wie der christlichen Kirche seine ganz bestimmte Stelle und seinen nothwendigen Beruf in der göttlichen Heilsordnung. Abgesehen davon, daß uns der Glaube lehrt: der heilige Geist habe gesprochen durch die Propheten, und daß nach der Verheißung Christi die Gabe der Weissagung eines der Zeichen ist, die der wahren Kirche folgen werden, so ist auch außerhalb des Kreises solcher vom Himmel stammenden, von der Kirche verbürgten, unmittelbar auf dem Dogma fußenden Voraussagungen des Zukünftigen dem Menschen der Blick in die kommenden Tage nicht immer und unbedingt entzogen. Ein tieferes, unbefangen die Thatsachen beobachtendes Studium der menschlichen Seele und ihrer

Erscheinungen stimmt mit dem überein, was eine Wolke von Zeugnissen aus allen Jahrhunderten lehrt. Tief in der natürlichen Anlage des Menschen steckt ein Prophet, der in den allerverschiedensten Formen und Graden der Entwickelung, bald schalkhaft und neckisch, bald ernst und tief poetisch, im Wachen oder Traum, in der zur bestimmten äußern Anschauung sich gestaltenden Vision oder in der dunkeln Ahnung, die sich selbst ein Räthsel bleibt, oder etwa in Symbolen oder Bildern seine Anwesenheit kund gibt. Der so gewöhnliche prophetische Traum und das zweite Gesicht der westphälischen Heidebewohner sind nur verschiedene Stufen auf einer und derselben Leiter. Dieß ganze Gebiet zu läugnen wäre eben so ungereimte Willkühr und rationalistische Beschränktheit, als es unchristlich und thöricht wäre, sich durch prophetische Stimmen solcher Art zu maßlosen Hoffnungen oder Befürchtungen hinreißen zu lassen.

Die merkwürdigsten aller Prophezeiungen sind jene geschichtlichen Vorahnungen, die wie eine Fata Morgana großen Weltgeschicken um viele Jahrhunderte vorausgehen, und sich in mannigfachen Formen wiederholend, bei den verschiedensten Gelegenheiten wieder und immer wieder auftauchen, und wie eine mystische Tradition durch die Geschichte laufen.

Zu diesen rechnen wir namentlich die im Mittelalter unverbrüchlich fest geglaubte uralte Weissagung: daß das heilige römische Reich deutscher Nation einst zu Grunde gehen müsse, daß aber dann auch die Zeit Dessen nahe sei, der Alles hasset, was Gott heißt, und den der Herr mit dem Hauche seines Mundes tödten wird. Wir finden über die Geschichte dieser, auch für den Charakter des mittelalterlichen Staats- und Völkerrechts höchstbezeichnenden Anschauung Aufschlüße in einem alten Buche, welches das Verdienst hat, in der historisch-compilatorischen Weise seiner Zeit seinen Stoff gründlich zu behandeln, und dabei manche nicht uninteressante geschichtliche Notiz mit einfließen zu lassen. Dieß ist: „Das Leben Antichristi, oder: ausführliche, gründliche und historische Beschreibung

von den zukünftigen Dingen der Welt, allwo aus göttlicher Schrift, heiligen Vätern und andern bewährten Scribenten, die ganze Histori vom Leben, Wunderwerken und Tod Antichristi und seines Vorläufers erklärt und erzählt wird, von Dionysius von Lützenburg, Capuciner-Ordens, der Rheinischen Provinz-Prediger. Frankfurt am Main 1686." Der geneigte Leser begreift übrigens ohne unser Erinnern, daß wir auf dieses, jedenfalls herzlich wohlgemeinte und grundkatholische Buch, kein anderes Gewicht als ein literar-historisches legen, wie es uns denn hier überhaupt für dießmal viel weniger um Erforschung der Zukunft, als um Feststellung eines geschichtlichen Factums (nämlich des muthmaßlichen Ursprungs und der Fortbildung der ebenerwähnten Prophezeiung) zu thun ist.

Unsere Quelle spricht aber also: „Daß der schlechte Zustand des heil. Römischen Reichs ein gewißer Vorbott des nicht weit entfernten Antichristes seye, ist aus allem Zweifel. Dann solches erklärt uns genugsam der heil. Paulus, indem er den Untergang des Römischen Reichs den Thessalonichern zu einem unfehlbaren Zeichen der Gegenwärtigkeit des Antichrists ertheilet, und also schreibet: Nun wisset ihr, was ihn aufhalte, damit er zu seiner Zeit offenbar werde. Denn das Geheimniß der Bosheit wirket schon, allein daß derjenige, der es jetzt hält, so lange aufhalte, bis er ausgerottet werde, und alsdann wird der Boshaftige offenbar werden *). Als wollte er sagen: wisset

*) Die merkwürdige Stelle aus dem zweiten Briefe des Apostels an die Thessalonicher (Cap. 2. V. 1 bis 7) lautet im Zusammenhange wie folgt: **Rogamus autem vos, fratres, per adventum Domini nostri Jesu Christi et nostrae congregationis in ipsum, ut non cito moveamini a vestro sensu, neque terreamini, neque per spiritum, neque per sermonem, neque per epistolam, tanquam per nos missam, quasi instet dies Domini. Nequis vos seducat ullo modo, quoniam nisi venerit discessio primum, et revelatus fuerit homo peccati,**

ihr Thessalonicher denn nicht, was die Ankunft des Antichristi aufhalte? Ich hab's ja gesagt, als ich euch predigte, daß das römische Reich es verhindere, weil dessen Sünde noch nicht erfüllet sei. Denn der Antichrist wird nicht eher kommen, dieß Reich sei denn zuvor vernichtet. Das Geheimniß der Bosheit wirket schon, indem viele Länder, Provinzen und Königreiche unter dem jetzigen Tyrannen Nerone von dem Römischen Reich abweichen. Derowegen der Kaiser Nero, der anjetzo das Römische Reich verwaltet, wie auch alle, die ihm in selbem nachfolgen, die behalten es bis dahin, daß sie aufgeräumt werden, und alsdann wird der boshaftige Antichrist offenbart werden."

„Diesen Paß des h. Pauli haben sowohl die Griechische als Lateinische heilige Vätter also verstanden und ausgelegt. Dahero unter den griechischen h. Vätern sagt Cyrillus: wenn das römische Reich wird zerstört seyn, wird auch der Antichrist da seyn. Also haben auch geschrieben Theophylactus, Oecumenius und viele andere uralte und jetziger Zeit bewährte Scribenten der griechischen Kirche. Was aber die heil. Väter der Lateinischen Kirche betrifft, so sagt der andächtige Lactantius: der Römische Name, durch welchen anjetzo die Welt regieret wird (ich erschrecke zu sagen, was geschehen soll), wird von der Erde hinweggenommen werden. Also redet auch der uralte Tertullianus und will, daß die ganze Welt deswegen für das Heil des römischen Reichs beten solle, damit die antichristliche Verfolgung nur lange ausbleibe. Der heil. Ambrosius und Augustinus seynd aber selbiger Meinung."

---

filius perditionis, qui adversatur et extollitur supra omne, quod dicitur Deus, aut quod colitur, ita ut templo Dei sedeat, ostendens se, tamquam sit Deus. Non retinetis, quod cum adhuc essem apud vos, haec dicebam vobis. Et nunc, quid detineat, scitis, ut reveletur in suo tempore. Nam mysterium jam operatur iniquitatis, *tantum ut, qui tenet nunc, teneat, donec de medio fiat.*

„Wenn aber einer verlangte zu wissen, wie sehr das römische Reich müßte abnehmen, damit der Antichrist kommen könne, so antwortet hierauf der heil. Hieronymus im Namen aller heil. Kirchenlehrer also: wir wollen sagen, was alle Kirchenscribenten uns hinterlassen haben: wie daß nämlich am Ende der Welt, wenn das Römische Reich soll zerstört werden, zehn Könige seyn sollen, so es unter sich zertheilen werden und alsdann wird der Antichrist kommen.“

Es ist eine häufig wiederkehrende Erscheinung, daß historische Prophezeiungen von spätern Auslegern falsch verstanden, und vor ihrem wirklichen Eintreffen zu frühzeitig als erfüllt angenommen werden. Dieß ist wenigstens immer, wenn auch nicht ein Criterium ihrer Zuverlässigkeit und Echtheit, doch ihrer Naivität und ihres Alterthums. Rein gemachte Prophezeiungen verrathen unwillführlich ihre Absichtlichkeit, und eben deßhalb glaubt ihnen nicht leicht Jemand. Auch der ehrliche Capuziner, welchem wir die eben mitgetheilten Stellen entlehnten, ruft bereits im Jahre 1686 entsetzt aus: „Behüts Gott! wir seyn ja auf diese Weise am Ende der Welt. Es haben ja allbereit zehn Könige das Römische Reich unter sich getheilet, deren keiner weder Römischer König oder Kaiser ist, noch also genannt wird? Der einige türkische Kaiser Machomet hat ja allein den zweiköpfigen Römischen Adler in der Mitten entzwei gehauen und das Beste zu sich gerissen, und seine Nachkömmlinge rupfen und pflücken täglich daran, und ist sehr zu fürchten, daß sie nicht wegen der Schwere unserer Sünden den übrigen halben Theil gar an sich bringen. Was soll ich aber von den übrigen im Occidentalischen Kaiserthum gelegenen Königreichen sagen? Hat nicht vor diesem Hispanien, Portugal, Sicilien, Italien, Frankreich, Schottland, Irland, Dänemark, Schweden, Polen und Ungarn zum heil. Römischen Reich gehört? Wem gehören sie anjetzo zu? Wo ist unter allen diesen

---

*) S. Hieronymus in cap. 7. Dan.

Königreichen auch ein einziges, so dem Römischen Kaiser etwas gestehet, oder ihm auch den geringsten Gehorsam erzeigt? Ja wohl Gehorsam! Ihre Könige unterfangen sich leider! dem zerspaltenen Römischen Adler die Federn sammt den Flügeln auszurupfen. — — — Ich fürchte sehr, es werde mit dem übrigen kleinen Stücklein des Römischen Reichs aus seyn. Denn es laufft, wie wir leider mit Augen sehen, spornstreichs zum Untergang. Der Türk verlangt es zu verschlucken. Ausländische Christliche Potentaten wollen auch in ihm ihre siegreiche Waffen fortpflanzen. Einer pflücket hie, der andere pflücket da. Sie raufen dem armen, zerspaltenen Römischen Adler die Federn aus, wo sie nur mögen und können und erinnern sich gar nicht, daß sie hierdurch die entsetzliche antichristliche Verfolgung je länger je mehr uns über den Hals locken" ....

„Es könnt allhie Einer fragen: warum denn der Antichrist vorlängst nicht kommen seie, dieweil das römische Reich schon vor vielen Jahren her in zehn ausländische Königreich ausgetheilt gewesen? Ich antworte mit dem H. Paulo, daß ob wir zwar nicht wissen, ob er heut oder morgen kommen werde, so wissen wir doch gewiß, daß wenn er diesen Augenblick kommen sollte, so würde er das Römische Reich finden, wie es zu seiner Ankunft seyn muß. Allein der Name des römischen Kaisers haltet ihn auf, welcher, wenn er auch wird vernichtet seyn, alsdann mag ein jedweder sich die Rechnung machen, daß der Antichrist schon geboren und erwachsen seie." Frater Dionysius ermahnt deßhalb seine Leser auf das beweglichste: Gott mit herabfließenden Zähren flehentlich zu bitten, „daß er die antichristliche Verfolgung nicht in seinen Tagen über die Welt kommen lasse, sondern daß er das Allerdurchlauchtigste Haus Oesterreich vom hohen Himmel herab mit seinen barmherzigen Augen anschaue, gnädiglich segne und väterlich beschütze, wie auch ihm wider alle ausländische Feinde herrliche Siege verleihe", wodurch die Zeit des Antichrist weiter hinausgeschoben werde.

II.

Mit dem Glauben des Mittelalters, daß der Untergang des römisch-deutschen Reiches ein Vorzeichen des nahenden Weltendes sei, hängt eine andere Prophezeiung zusammen. Die Kirche soll vor der Erscheinung des Antichrist noch den Triumph einer großen irdischen Genugthuung erleben; ein gewaltiger Herrscher soll alle christlichen Völker unter dem Stellvertreter des einen, wahren Hirten vereinigen. Unsere oben citirte Quelle äußert sich darüber wie folgt:

„Ist denn die Güte Gottes allzeit seiner Kirchen in ihren höchsten Trübseligkeiten beigestanden, hat er sie allzeit so väterlich aus allen ihren Nöthen erlöset, warum soll er sie anjetzo in so großem Elend bis an's Ende der Welt stecken lassen? Ach! das sei fern von seiner unendlichen Güte und Barmherzigkeit. Er wird seine liebste Braut, die Kirche, vor der Ankunft Antichristi aus allen Widerwärtigkeiten erlösen. Er wird in ihrem Schooß einen christlichen Potentaten erwecken, so wunderbarliche Heldenthaten in der werthen Christenheit wird fürnehmen. Denn er wird ihm die Stärke und Gewalt verleihen, daß er nicht allein alle irrende Seelen durch sein Ansehen zum wahren Schafstall wieder führen, sondern auch daß er durch die Gewalt seiner Waffen den Türken bis auf's Haupt schlagen, selbem Ungarn und Griechenland, sammt der kaiserlichen Residenzstadt Constantinopel abnehme, und sie der werthen Christenheit wieder einverleibe."

Je tröstlicher und bestimmter diese Voraussetzung lautet, desto näher liegt die Frage nach deren Quellen. So viel ist gewiß: Frater Dionysius hat sie nicht erfunden, er nennt seine Gewährsmänner, und unter diesen oben an „den heil. Bischof Methodius, so im Jahr Christi 385 gelebt", aus dessen an-

geblichen Revelationes er eine lange, hauptsächlich von dem künftigen Siege über die Türken handelnde Stelle mittheilt. Jener angebliche Prophet, der lange vor der Gründung des Islam und vor dem geschichtlichen Auftreten der Türken geschrieben haben soll, bezeichnet diese, um in keinen Anachronismus zu fallen, nur als „Ismaeliten." Uns aber klingt das ganze Orakel so unprophetisch und gemacht, daß wir uns der Mühe überheben, die Worte derselben abzuschreiben. Fr. Dionysius selbst setzt hinzu: „Sollte aber Einer oder der Andere die Weißagung dieses h. Bischofs in Zweifel ziehen wollen, wie denn solches zu thun, sich etliche eingefunden haben, so wird selbe nicht allein vom gottseeligen Abt Joachim" (auf den wir ein ander Mal zurückkommen werden), „wie auch von dem ehrwürdigen Priester Cyrillo Carmeliter-Ordens, sondern auch sogar von zweien Sybillen in ihren Weißagungen bekräftigt! Ja, was noch mehr zu verwundern, so betheuret der andächtige Pater Bernardinus von Busto, er habe zu Mailand diesen zukünftigen Monarchen in kleiner Statur mit Lilien übersetzten Kleidern angethan und einen gespaltenen Bart habend, abgemahlt gesehen. Telesphorus der Eremit aber im Buch vom Stand der allgemeinen Kirchen sagt ausdrücklich: daß dieser Monarch Carolus heißen, das heilige Land wieder erobern, und seine Krone des Reichs auf's Grab des Herrn niederlegen und allda aufopfern werde."

Es bedarf unserer Bemerkung nicht, welcher Werth diesem fabelhaft klingenden Berichte beizulegen sei. Hier sind augenscheinlich mehrere, das Gepräge der (vielleicht französischen?) Absichtlichkeit an der Stirne tragende Auslegungen einer allerdings alten Prophetie mit absolutem Mangel an Kritik unter einander gemischt. Die Verheißung eines starken Kaisers, der noch einmal vor dem Weltende die Christenheit retten und reinigen werde, scheint jedoch, wie schon der Name des Abtes Joachim beweist, mindestens bis in die Zeit der Hohenstaufen

hinauf zu reichen. Von Bartholomäus Holzhauser's Auslegung der Apocalypse, die erst am Ende des achtzehnten Jahrhunderts gedruckt wurde, und in welcher die eben bezeichnete Voraussagung eine Hauptrolle spielt, hat Fr. Dionysius, wie sich aus seinem ganzen Buche unzweifelhaft ergibt, noch nichts gewußt, obwohl Holzhauser's Manuscript etwa vierzig Jahre älter ist. Dagegen scheint dem bekannten Propheten von Lehnin, dessen Alter und Autorität wir hier nicht erörtern wollen, jener, dem jüngsten Tage vorausgehende Zeitpunkt des Triumphs der Wahrheit vorgeschwebt zu haben, denn seine hundert leoninischen Verse schließen damit, daß

. . veteri more Clerus splendescit honore
Nec lupus nobili, plus insidiatur ovili.

(Fortsetzung folgt.)

II.

Literatur.

Gedichte von Cölestin Gschwari. Herausgegeben von Ignaz V. Zingerle. Innsbruck 1848. Bei Felizian Rauch.

Diese jüngste Gabe tirolischer Poesie ist zwar nur ein sehr kleines Büchlein von achtundachtzig Duodezseiten; das liebe, bescheidene Sträußlein aber der darin gebotenen Blumen verdient es in die Hände sehr vieler, besonders junger Leser zu kommen. Wir zweifeln nicht, daß Jeder nach Durchlesung der Gedichte es beklagen wird, daß ihr Verfasser selbst als eine frühverwelkte Blume schon unter der Erde ruht. Er starb am 8. Mai des vorigen Jahres, vierundzwanzig Jahre alt, im Collegium der Benedictiner

in Meran, in deren Kloster zu Marienberg er 1844 eingetreten war.

Den Haupttheil der Sammlung bildet Lyrisches, von Seite 58 an folgt Erzählendes. Es ist ein schönes, feines Gefühl, das in diesen Gedichten weht, so daß man sich dadurch freundlich angesprochen fühlt. Ein sehr frommer Geist geht durch das Ganze. Einzelne kleine Lieder sind aber, wie der Herausgeber Seite XIII in seinem Vorworte sagt, von Einem Freunde des Dichters, und wir vermuthen mit gutem Grunde, wohl von ihm selbst. In dem Vorworte führt der Herausgeber einzelne Stellen aus den Briefen des verstorbenen Freundes an, worin sich dieser über „seine Pflanze" der Dichtkunst selbst äußert; sie sind interessant und lieblich zu lesen, wie z. B. S. XI die Aeußerung über Poesie: „Je mehr es einem auf die Haut geht, desto mehr, meine ich, soll man beten und dichten, und ist die Poesie ein Wässerlein unter einem schattigen Baume, das niemals trübe wird. Wenn es dann einem recht heiß wird und man nirgends Anklang findet und auf einmal lauter Prosa zu sehen meint, so mache man sich plötzlich mit seinen Gedanken auf und davon, und kehre ein bei dem schattigen Baume und dem klaren Wässerlein und lausche mäuschenstill, und das Wässerlein beginnt alsbald zu lallen, anfangs völlig elegisch, dann aber immer heiterer, und es rieselt endlich und plappert, daß es einen in die Seele hinein erfrischt, und im Gipfel des Baumes scherzen allerlei Lüftchen, die von allen vier Weltgegenden kommen und säuseln und flüstern, und zuletzt läßt der Baum einen Blüthenregen fallen und ist man auf einmal lebendig davon begraben. Dann erklingt das Lied einer Nachtigal wie ein Auferstehungsruf, und luegt man wieder in die Welt hinein, so ist alles Düstere verschwunden" u. s. w.

Zum Schluße wählen wir aus der kleinen Spende ein paar Proben.

Am Grabe des Erlösers.

Der einst ein kleiner Knabe,
Geweint auf feuchtem Heu,
Schläft heut im Felsengrabe,
Ein königlicher Leu.

Zu Häupten eine Krone
Dem Löwen Judas liegt,
Ein Dornenkranz zum Hohne
Zusammen ihm gefügt.

Sie glauben ihn bezwungen,
Sein Herz schlägt ja nicht mehr,
Das hat zu tief durchdrungen
Ihr siegesfroher Speer.
Der Augen Sonnenfeuer,
Das sie so oft geschreckt,
Es wird vom schwarzen Schleier
Des Todes überdeckt.

Den Helden hat umfangen
Einmal das dunkle Grab,
Nun mag er stolz verlangen:
Brecht diesen Stempel ab.
Da liegen die Ruinen,
Gehüllt in ew'ge Nacht,
Zum Ueberfluß an ihnen
Hält noch der Römer Wacht.

Ja wohl liegt abgebrochen
Der hehre Gottesbau,
Die Seite speerdurchstochen,
Die Lippen todesblau.
Doch schmäht den Löwen nimmer (immer?)
Daß er im Grabe liegt,
Die Lebenskraft ist nimmer
In seiner Brust versiegt.

Schon taucht im Feuerglanze
Ein Morgen neu empor,
Schon sproßt im Dornenkranze
Manch Röslein roth hervor,
Ein neuer Tempel strebet
Zum Himmel stolz hinauf.
Der Löwe Judas lebet
Unsterblich wieder auf.

Hab' Dank für die Verjüngung,
Gott Mensch, der für uns litt!
Wir feiern die Bezwingung
Des Todes fröhlich mit:
Dein Leiden hat uns Wonne
Und Seligkeit gebracht,
Wie Feuerglanz der Sonne
Strahlt deine Todesnacht.

Dieß war das Schwanenlied des jungen Dichters; ihm reihen wir auch etwas Erzählendes an.

Wie der Kirchthurm zu Terlan sich vor einer Jungfrau gebückt.

Auf staubiger Straße im schlichten Kleid
Eilt raschen Schrittes die rosige Maid.

Und wo die Maid hinsetzt den Fuß,
Tönt lieblich der Vögelein Gruß,

Und wo die Maid nur immer hinschaut,
Da rieseln murmelnde Bächlein laut,

Und wo man die Maid sieht vorüberziehn,
Viel tausend goldene Blümlein blühn.

Die Bäumlein beugen sich fromm vor ihr,
Und wagen es sie zu berühren schier.

Doch hat die Maid deß wenig Acht,
Wie hätte das ihr Gewinn gebracht?

Zum Himmel nur schaut sie spät und früh,
Und betet andächtig ihr Ave Marie,

Und betet es Tage und Wochen lang,
Da tönt es wie Sonntagsglockenklang.

Ein Gotteshaus vor ihr sich erhebt,
Der Thurm empor zu den Wolken strebt.

Da jubelt ihr Ave Marie erst laut
Hinaus in die Lüfte des Himmels Braut,

Da singen die Vöglein erst lustig drein,
Da rauschet das Bächlein herunter den Rain,

Da neigen die Bäume die Wipfel all',
Da blühet gar bunt das duftende Thal.

Da läßt es selbst ruhig den Thurm nicht stehn,
Er beugt sich nieder zur Jungfrau schön,

Er beugt sich nieder zur Jungfrau tief,
Und bleibt so lange gebeugt und schief.

Und als in die Ferne die Maid sich verlor,
Da heben die Bäume die Wipfel empor,

Die Quellen versiegen, die Blume verblüht,
Verklungen ist schmelzend der Vögelein Lied.

Da strebt der Thurm auch wieder zur Höh',
Doch bleibt er so starr und schief, o weh!

Da hilft kein Streben, kein Ringen frommt,
Bis noch eine Jungfrau die Straße herkommt,

Bis ihre Unschuld den Thurm gebückt
An seine vorige Stelle rückt.

Und traurig steht er schon manches Jahr,
Er verwünscht wohl seine Höflichkeit gar;

Und ziehen der Mägde auch viele vorbei,
Der Thurm steht nimmer gerade und frei.

Hilf Gott! Er stürzt wohl endlich noch ein;
Wo mögen wohl etwa die Jungfrauen seyn?

III.

Zur Geschichte der Revolution in Oesterreich.

(Fortsetzung.)

III.

In Folge des eben geschilderten historischen Entwicklungsganges der innern Staatsverhältnisse von Oesterreich hatte sich, lange bevor die französische Revolution von 1848 über das berauschte, schlaftrunkene, sinnverwirrte Europa hereinbrach, in jenem Lande ein revolutionäres Miasma gebildet, über dessen Bedeutung und unvermeidliche Zukunft bei allen tiefer blickenden und ernstern Naturen längst schon die schlimmsten Befürchtungen im Umlaufe waren. Daß Oesterreich einer ungeheuern Krise entgegen gehe, war schon zur Zeit des Todes des Kaiser Franz das Geheimniß einer kleinen Zahl politischer Menschen in Wien. Aber im Laufe der Zeit erweiterte sich der Kreis der Wissenden mit einer zuletzt wahrhaft entsetzlichen Schnelligkeit, und in den letzten Jahren war, mit Ausnahme einiger servilen Schmeichler oder völlig beschränkten Köpfe in der kaiserlichen Regierung nicht leicht mehr ein, den höhern Klassen der Gesellschaft angehörendes Individuum zu finden, welches nicht mit ziemlicher Bestimmtheit für Oesterreich auf eine unheimliche und bedrohliche Zukunft gerechnet hätte. Trotz dessen war Oesterreich ein reiches, glückliches Land, versehen mit

größern materiellen Hülfsquellen, als irgend ein anderer europäischer Staat; die verschiedenen Stämme, welche diese Monarchie bewohnten, in den untern, von der Bildung der Gegenwart unberührten Schichten, d. h. ihrer unermeßlichen Mehrheit nach, ein lenksames, gutes, verständiges, religiöses Volk, das Heer, vielleicht in jüngster Zeit aus falschen, administrativen Gesichtspunkten vernachläßigt, im Ganzen aber, so wie es sich heute in Italien zeigt, voll Ehre, Tapferkeit und todesmuthiger Treue. Selbst die vielfach verläumdeten Finanzen standen vor der Revolution noch immer so, daß sie, vorausgesetzt, daß die vorhandenen Hülfsmittel Oesterreichs benutzt werden konnten, den Vergleich mit dem Haushalte keiner andern Großmacht zu scheuen hatten *). Nur der offiziellen Geheimthuerei gelang es, diese beruhigende Wahrheit dem größeren Publikum sorgsam zu verbergen, und die nach dem dreizehnten März geschehene Veröffentlichung erfolgte zu spät. Während in andern Ländern die Finanzkrisis zur Revolution, führte dazu umgekehrt in Oesterreich die Besorgniß vor einer Finanzkrisis, und die Revolution zur wirklichen Krisis in den Finanzen. Zwar hatte sich auch dort, in Folge der von oben herab ohne Einsicht und Verstand beförderten und gehegten Industrie und freien Concurrenz eine Fabrikbevölkerung, und mit ihr ein ähnlicher Zustand wie in andern Ländern herangebildet; allein das Uebel war, mit Ausnahme von Wien und einigen Districten Böhmens, erst im Entstehen begriffen, und hatte lange noch nicht die Höhe erreicht, wie in England und Frankreich. Endlich wird Jeder, der das dermalige Oesterreich kennt, freudig anerkennen, daß das sittliche Verhalten des Hofes, weit ent-

*) Der Bau der Staatseisenbahnen hatte freilich die Regierung in eine weitaussehende und mehrfach bedenkliche Unternehmung verwickelt, deren erste Voraussetzung die war, daß sie ruhig werde vollendet werden können. Vergessen wir aber nicht, daß der Zeitgeist es war, der diesen Fortschritt erzwang, und daß die öffentliche Meinung ihn, als er gethan ward, jubelnd begrüßte.

fernt, ein Aergerniß zu geben oder die Entrüstung des Volkes hervorzurufen, unbedingt musterhaft genannt werden muß. Auch im Charakter der Verwaltung hatte sich, aller sonstigen Gebrechen und Mißgriffe ungeachtet, aus den Zeiten Maria Theresia's her noch eine in der Volkseigenthümlichkeit wurzelnde, traditionelle Milde und Väterlichkeit behauptet, die gegen den gewaltsamen und herrischen Ton in vielen andern Ländern, wahrlich nicht zum Nachtheil Oesterreichs, abstach.

Je weniger die Ursachen der österreichischen Revolution in diesen und ähnlichen Gründen gesucht werden dürfen, die sonst gewöhnlich zu begründetem Mißvergnügen Veranlassung geben, desto nothwendiger ist es, das erwähnte revolutionäre Fluidum, aus dessen Niederschlage sich die heute vorliegenden Zustände ergaben, in seine Elemente aufzulösen. Als erste Wurzel und Quelle aller übrigen Ursachen der österreichischen Staatsumwälzung sehen wir die Stimmung und Gesinnung von (fast ohne Ausnahme!) allen Gebildeten und Halbgebildeten in Oesterreich an, die sich in den letzten zwölf bis fünfzehn Jahren in einem von Tage zu Tage ungünstigeren Verhältniß entwickelte. Die Regierung, als solche, hatte schlechthin gar keine Partei, und jeder Versuch, für sie das Wort zu nehmen, selbst wo das empörendste Unrecht auf Seiten ihrer Gegner war, wurde von denen, welche in den letzten Jahren die öffentliche Meinung beherrschten, wie eine Art Infamie gebrandmarkt, von dem größern Publikum mindestens ungemein kühl aufgenommen. Der gewöhnliche Vorwurf: Die Regierung spreche nicht oft genug und nicht in rechter, freimüthiger Weise zum Volke, war gegründet aber nicht erschöpfend. Was konnte die Ansprache der Regierung helfen, wenn sie, als die Krankheit sich dem letzten Stadium näherte, wirklich statt zu begütigen, nur desto gewaltiger erbitterte? Der Grund hiervon lag tiefer, als daß er durch eine noch so thätige, offizielle oder semioffizielle Presse hätte beseitigt werden können. Die Meinung, daß alles in Oesterreich Bestehende werth sei, daß es zu Grunde gehe, war, wenigstens in Wien, in einem erschreckenden

Umfange verbreitet, und Hand in Hand ging mit ihr die Hoffnungslosigkeit, welche Angesichts der vorhandenen Personen und Umstände an der Möglichkeit jeder Reform und jedes Besserwerdens verzweifelte. Es war herrschender Modeton, bei allen Zeitgemäßen, jeden Feind der Regierung ziemlich unverholen als Freund der Aufklärung, des Fortschritts und der Humanität zu ehren, und jedem Widersacher der bestehenden Ordnung öffentlich und heimlich ermunternden Beifall und maßloses Lob zu spenden. Denn ausdrücklich oder stillschweigend galt der Grundsatz: daß Wahrheit und unabhängige Gesinnung nur in den Reihen der Opposition zu finden sei. War diese anfangs Sache des Herzens und einer (gleichviel ob irrigen oder begründeten) Ueberzeugung gewesen, so wurde sie, in Folge eben dieser Zustände, sehr bald ein einträgliches Gewerbe, insbesondere für die in literarischen Produkten speculirende Judenschaft. Nur jene Mitglieder der höhern Beamtenwelt, von denen die Sage ging, daß auch sie in ihren Neigungen und geheimen Bestrebungen auf der Seite des Widerspruchs ständen und im Falle einer Krisis offen zur Partei des Umsturzes treten würden, nur diese erfreuten sich in den Kreisen der Literaten und zeitgeistig geschulten Bureaukraten einer gewissen Popularität. Mit einem Worte: während die Masse eines der ehrlichsten, geduldigsten und biedersten Volksstämme in Europa harmlos in den Traditionen einer längst verklungenen Zeit dahin träumte, war das gebildete, oder richtiger ausgedrückt: das lesende und im Bereiche des Einflusses dieser Lectüre stehende Oesterreich, vielleicht mit alleiniger Ausnahme der polnischen Emigration, das revolutionärste Element des Abendlandes. Die Wenigen, welche auch dort schon lange vor der Revolution von dieser traurigen Wahrheit durchdrungen waren, wurden, wenn sie dieselbe durchblicken ließen, von servilen Dummpatrioten als halbe Landesverräther geflohen oder angefeindet. Wie überall, war auch dort nichts verhaßter als die nackte, ungeschminkte Wahrheit, zumal wenn sie eine entsetzliche Zukunft verkündete. Aber wäre sie auch von den Dächern

gepredigt, was hätte es frommen können? Mit den vorhandenen Mitteln den Gang der Dinge zu ändern, den sie seitdem wirklich genommen, ging über das höchste Maß menschlicher Kräfte. Die dort vorhandenen genügten aber selbst den mäßigsten Ansprüchen nicht.

Ein Zustand der öffentlichen Stimmung und Gesinnung, wie der hier geschilderte, kann nicht eintreten, ohne tiefgreifende, sittliche Ursachen. Wer ihn allein aus der Bosheit oder Verkehrtheit Einzelner erklären wollte, würde dadurch nur sein geringes Maß von Einsicht in die Oekonomie der Weltgeschichte bekunden. Nach unserer Art die Dinge anzusehen, erscheint uns die oben bezeichnete öffentliche Meinung der Gebildeten in Oesterreich als das unvermeidlich nothwendige, natürliche Ergebniß des Zusammenwirkens einer Reihe von Irrthümern und Fehlgriffen, deren sich die Lenker der Geschicke jenes Landes oft unbewußt und ohne klar gedachte Absicht seit vielen Jahrzehnten schuldig gemacht hatten. Aus den Zuständen, die sich rein naturgemäß, wie der Schimmel aus dem Moder wächst, aus solchem Gebahren entwickelt und bis zur eigentlichen Versteinerung befestigt und verhärtet hatten, konnte zuletzt nur noch die Revolution hervorgehen.

Wenn die Religion das Grundelement des geistigen Lebens der Einzelnen wie der Nationen ist, so sind wir berechtigt die erste und vornehmste jener Ursachen in der falschen Stellung zu suchen, welche in Oesterreich, als Vorbild fast für alle übrigen katholischen Regierungen Europas, der Staat zur Kirche genommen hatte. Kein Vernünftiger wird verlangen, daß die kirchlich-politischen Zustände, wie sie sich unter Ferdinand II., oder auch nur unter der Kaiserin Maria Theresia gestellt hatten, als unveränderlicher Typus für alle Zeiten hätten festgehalten werden sollen. Auch davon kann nicht die Rede seyn, daß die Toleranz, welche Kaiser Joseph II. den akatholischen Confessionen geschenkt, hätte beschränkt oder zurückgenommen werden sollen. Im Gegentheil! man hätte die

ihnen eingeräumten Rechte immerhin bis zur vollen Parität ausdehnen dürfen, was nach dem Wortlaute der deutschen Bundesacte von 1815 ohnehin schwer zu verweigern war. Wir haben überhaupt im Nachfolgenden nicht das Verhältniß der Kirche zu den, in den österreichischen Erbstaaten weder zahlreichen, noch sonst irgendwie bedeutenden protestantischen Gemeinden, sondern von diesen abgesehen, lediglich das Verhältniß des katholischen, österreichischen Staates zur katholischen Kirche im Auge. Dieses aber war für die Sache der Religion nachtheiliger, als vielleicht in irgend einem Lande oder zu irgend einer frühern Zeit. — Eine herrschende und eine verfolgte Kirche, — jede von beiden hat ihren Segen und ihr Kreuz, jeder von beiden Zuständen seine Vortheile und seine Schattenseiten. In Oesterreich aber waren kraft einer Verkettung der Umstände, wie sie in der Geschichte vielleicht nicht zum zweiten Male vorkömmt, die Dinge so eigenthümlich verschoben, daß der gesammte, auf der Herrschaft der Kirche ruhende Unsegen mit allen Schattenseiten einer Ecclesia pressa zu einem unsäglich trüben und unerquicklichen Ganzen verschmolz. Kaiser Joseph hatte auf Anstiften seiner, theils dem Jansenismus, theils dem Illuminatismus verfallenen Rathgeber eine Reihe von Maßregeln genommen, deren Wirkung, ohne es bis zur förmlich erklärten Lossagung vom Mittelpunkte der Kirche zu treiben, dennoch bei weitem tiefer einschnitt, als es die gewaltsamste, rasch vorübergehende Verfolgung je vermocht hätte. Mit großer Geflissenheit wurde der böse Schein des offenen Bruches vermieden, dafür kam aber auch der Kirche jener Segen nicht zu Gute, der sonst dem Martyrium verheißen ist. Wie ein Baum, den man bis auf's Mark anbohrt, langsam dahin siecht und endlich verdorrt, so sollten auch der Kirche die Schlagadern unterbunden, und gleichzeitig ihrem innersten Lebenskerne so viel Elemente des Unglaubens, so viel Febronianismus, so viel Schisma eingeimpft werden, daß im Laufe einer nicht gar langen Reihe von Jahren, ohne weiteres, ausdrückliches Dazuthun des Staats, gleichsam von selbst, wenn

nicht die Vorsehung mit einem Wunder dazwischen trat, eine Art von natürlichem Tode erfolgen mußte. — Das auf diesen Zweck berechnete josephinische Staatskirchenrecht war mit der Censur, mit den geheimen Brieferbrechungsanstalten, mit dem gesammten weltlichen, wie mit dem von Staatswegen geordneten geistlichen Studienwesen zu einem so undurchdringlich dichten, künstlich in einander greifenden festen Netze verflochten, daß der bittere Spott seine tiefe Wahrheit hatte: wenn Christus der Herr unter der Herrschaft der josephinischen Gesetze geboren wäre, so hätte er sich zur Ausübung seines göttlichen Lehramtes entweder anderer Mittel bedienen müssen als jener, von welchen wir in den Evangelien lesen, oder das Werk der Erlösung wäre an dem k. k. Placet und dem von der Bureaukratie gewährten Staatsschutze gescheitert. Auf der andern Seite war diese lautlose, tückische Verfolgung, dieser consequente aber geheime Kampf gegen das Wiedererwachen eines bessern kirchlichen Geistes, gewiß mehr durch zufälliges Zusammentreffen wie durch künstliche Berechnung, so merkwürdig mit Elementen entgegengesetzter Art gruppirt, daß unkundige oder oberflächliche Beobachter leicht den Eindruck empfangen konnten: die Kirche lebe in Oesterreich im vollen und unangefochtenen Genuße mittelalterlicher Herrschaft, und die Geistlichkeit sei mit dem polizeilichen Absolutismus eng zu einem und demselben Zwecke verbrüdert. Es ist oben schon bemerkt, daß die Traditionen aus der theresianischen Zeit nicht plötzlich und folgerecht abgeschnitten, und später sogar bei Kaiser Franz und manchem seiner Rathgeber Velleitäten aufgetaucht waren, die der Kirche günstig schienen. Viele Klöster, obwohl in ihrem innersten Lebensprincip zu Grunde gerichtet, waren dennoch äußerlich noch in ihrem alten Stande und Wesen erhalten, und theilweise sogar im Besitze ihres Reichthums geblieben. Der Episcopat, nachdem er sich des Widerspruchs gegen den Febronianismus entschlagen, war in die Hierarchie des Beamtenthums eingereiht, und eine herkömmliche Stufe des Avancements für die, in der josephinischen Praxis ergrauten geistlichen Referenten der Hofstellen und Gubernien geworden.

So schien die äußere Eintracht der Kirche mit dem Staate um so fester begründet, als die Censur (die den Atheismus, so bald er sich in belletristisch gefällige Formen zu schmiegen und verpönte Schlagworte zu vermeiden wußte, in breiten Strömen unangefochten durch das Land fließen ließ —) dennoch jedweden directen und formellen Angriff auf irgend einen Heiligen des Kalenders unbarmherzig unterdrückt haben würde. Wurden doch selbst den Bethäusern der Protestanten (während die höhere Bureaukratie diese selbst mit mütterlicher Zärtlichkeit hätschelte!) Glockenthürme und Eingänge von der Straße her beharrlich verweigert, was keinen andern Zweck und Nutzen hatte, als daß in Folge dieser Zurücksetzung die gehäßigsten Seitenblicke auf die ungeheuren Prärogative der Ecclesia dominans geworfen werden konnten. Aber auch bessere Elemente (— auf dem Boden des febronianischen Staatskirchenrechtes rein exotische Gewächse! —) hatte der Strom der Zeit emporgehoben. Die Redemptoristen und Jesuiten waren in der Periode der, dem Kirchenwesen günstigen Stimmung des Kaisers Franz wider menschliches Vermuthen in die österreichischen Staaten aufgenommen, und seitdem die schwergeprüften Kreuzträger der dortigen Kirchenpolizeigesetzgebung gewesen. Endlich war nicht zu verkennen, daß ein großer Theil des jungen Clerus, selbst durch die strengsten Maßregeln, nicht von dem in Deutschland neu erwachten, katholischen Geiste hatte abgesperrt werden können, und daß sich, zum großen Verdruße der geistlichen, wie der weltlichen Bureaukratie, in dieser Schichte, zwar halb verstohlen und unterdrückt, aber dennoch vernehmlich genug, ein Leben regte, welches früher oder später die unnatürlichen Fesseln des Territorialismus der achtziger Jahre zu sprengen drohte. Alle diese völlig disparaten Elemente, — die guten wie die schlechten, die freisinnigen, echt katholischen, wie die wirklich mit dem herrschenden Absolutismus verquickten josephinischen,— warf die Beschränktheit der „Gebildeten“, welche außerhalb des kirchlichen Ideenkreises standen und Allem und Jeden, was Glauben und Gottesfurcht heißt, den Untergang geschworen

hatten, in einen Topf, und verurtheilte Staat und Kirche in Oesterreich zu solidarischer Haftung. Die Kirche galt denen, die der Fahne des Indifferentismus folgten, — und ihre Zahl war in Oesterreich Legion! — eben nur als Polizeianstalt, der Priester als Beamter im schwarzen Rocke. Die Folge davon war, daß Kirche und Glaube in Oesterreich gerade das Gegentheil dessen waren, was sie dem Willen Gottes gemäß allenthalben seyn sollen, wo die Staatsgewalt es ehrlich mit der Sache Gottes meint: Stützen und Fundamente der bürgerlichen Ordnung und der Herrschaft des Rechts auf Erden. Denn nur eine freie Kirche kann dem Staate Schutzwehr und Hülfe seyn; eine geknechtete ist ein Gewicht mehr, welches die sinkende Macht in den Abgrund zieht. So war auch in Oesterreich die nothwendige Folge dieses, über allen Ausdruck traurigen Verhältnisses zwischen Staat und Kirche keine andere, als daß einerseits die von der Staatsgewalt gefesselte Kirche auf die gebildete und lesende Klasse schlechthin gar keinen Einfluß hatte, und daß dennoch andererseits die stille, lang verhaltene Wuth der Feinde des Christenthums sich in Oesterreich mehr als sonst irgendwo auf den weltlichen Staat geworfen hatte, der in der allgemeinen Verwirrung der Begriffe als besonders thätiger und mächtiger Schutzherr und Beförderer des Ultramontanismus galt, während er in Wahrheit, gerade durch seinen treulosen und verderblichen Schutz, der gefährlichste Feind der Kirche war. Dieß unnatürliche Verhältniß rächte sich furchtbar, nicht bloß durch den stillen Grimm der Bessergesinnten, die dieß Verhältniß durchschauten, sondern mehr noch durch die täglich wachsende Demoralisation und Verwirrung des großen Haufens der (ungläubig) Gebildeten.

Wo das normale Verhältniß einer katholischen Regierung zur Kirche und zum christlichen Glauben in solchem Grade gestört und aufgehoben ist, da können, ähnlich im Staate wie in Privatverhältnissen, die Wirkungen dieses Krankheitszustandes auf das sonstige, geistige Leben nicht ausbleiben. Auch in Oesterreich war der, über allen Begriff traurige Zustand des

öffentlichen Studienwesens die nothwendige und nächste Folge des Verhältnisses, in welches sich der Staat zur Kirche gestellt hatte. Der Staat haßte die Kirche und fürchtete die Revolution, dieß war für diese, wie für so manche andere, sonst unkirchliche Erscheinung in Oesterreich das lösende Wort des Räthsels. Im protestantischen Deutschland hatte die Lossagung von der Kirche dahin geführt, sich ohne Rückhalt der maßlosesten Freiheit der geistigen Bewegung in die Arme zu werfen, welche augenfällig einen nicht unbedeutenden Theil der Gebildeten wiederum der katholischen Kirche und einer gesunden Auffassung von Staat und Recht näher gebracht hat, als ihrer viele selbst wissen. In Oesterreich, wo der Haß der Bureaukraten gegen die Kirche mindestens eben so groß war, als in Preußen, wurde er, so lange Kaiser Franz regierte, durch die eben so mächtige Furcht vor der Revolution in der Schwebe gehalten. Jeder Schritt vorwärts schien diesem Abgrunde zuzuführen, jeder Schritt zurück die Grundsätze Kaiser Josephs an die Kirche zu verrathen. Die Folge dieses Zusammenstoßes beider Potenzen war eine Verknöcherung, eine alles Leben einfangende Knechtung und Verdumpfung des öffentlichen Unterrichts, von der Niemand, der diesen Zustand nicht erlebt und mit eigenen Augen gesehen hat, sich auch nur annäherungsweise einen Begriff machen kann. Um die Gefahren der Licenz zu vermeiden, war man in einen geist- und ideenlosen Absolutismus verfallen, der durch die Leerheit und Oede der Köpfe und Herzen, die er schuf, und mehr noch dadurch so ungemein verderblich wirkte, daß er die tiefste Erbitterung über ungerechten und unverständigen Zwang in die Gemüther unreifer Knaben und Jünglinge senkte. Derjenige Theil der männlichen Jugend aus den gebildeten Ständen, der nicht von vornherein dem bureaugerechten Stumpfsinn verfiel, wurde auf diesem Wege schon von den Kinderschuhen an in eine Opposition gegen die bestehende Staatsordnung geworfen, die, wenn einmal ein Durchbruch erfolgte, unvermeidlich zu den Erscheinungen führen mußte, die heute alle Freunde Oester-

reichs mit Staunen und Betrübniß erfüllen. In keinem Lande war die Erlaubniß zu lehren an engherzigere Bedingungen und pedantischere Formen gebunden, und in keinem Lande war die Lehre (ehrenvolle, vereinzelt stehende Ausnahmen vorbehalten!) im Ganzen in bedenklichern und untüchtigern Händen. In keinem Lande waren Inhalt und Methode des Unterrichts, auf dem Papier, ängstlicher von Staatswegen vorgeschrieben, und nirgendwo herrschte, in sofern es Principien und Ideen galt, in den Köpfen der Jünglinge größerer Mangel an Orientirung, geringere Kenntniß der in der Zeit liegenden Gegensätze und deßhalb betrübendere Haltungslosigkeit in allen Fragen tieferer Wissenschaft. In keinem Lande war der öffentliche Unterricht mehr auf das Gedächtniß gegründet, das in kurzen Perioden wiederkehrende Abfragen des Auswendiggelernten strenger vorgeschrieben, und nirgendwo wurde das widerwillig und zwangsweise Gelernte weniger verstanden und schneller vergessen, als in Oesterreich. Alle diese bureaukratisch-mechanischen Vorrichtungen *) dienten, wenn man auf ihre thatsächliche Wirkung sieht, nur dazu, jede bessere, geistige Leitung von der österreichischen Jugend fern zu halten, in der es an guten Köpfen und jugendlich für alles Edle empfänglichen, leicht lenkbaren, unverdorbenen Gemüthern eben so wenig mangelte, als anderswo. Die Irrthümer der Zeit dagegen, auch die abscheulichsten, waren Jedem zugänglich, der Lust und Neigung trug, sich darauf einzulassen. Selbst dieß aber war jedoch nur bei einem ganz kleinen Theile der Fall. Die überwiegende Mehrheit der studierenden Jünglinge hatte sich in Folge aller jener Uebelstände, und erfüllt von einem nur zu gerechten Ekel vor dem gesetzlichen Studienmechanismus, von Allem und Jedem

*) Zu diesen gehörte auch das Gesetz, daß jeder Studirende (mit Ausnahme der Mediciner) Sonntags eine bestimmte Messe in der Universitätskirche hören müsse! So förderte die Bureaukratie den religiösen Geist in der studirenden Jugend. Heute zeigt sich die Frucht dieser Zwangsmessen.

zurückgezogen, was auch nur von fern einer wissenschaftlichen Beschäftigung ähnlich sah, und lernte vierzehn Tage vor jeder halbjährigen Prüfung nur so viel auswendig, als gerade unumgänglich nothwendig gelernt werden mußte. Für die hieraus sich ergebende Leere suchten sie, besonders in Wien, Entschädigung in den allergewöhnlichsten Lebensgenüssen, die große Städte zu bieten haben. Bei jeder möglichen Revolution mußte diese Jugend die willenlose Beute des nächsten politischen Charletans werden, der das Beste, was die Jugend hat, die Fähigkeit des Enthusiasmus, zu erregen und zu mißbrauchen verstand.

Nicht besser als die auf Gymnasien und Universitäten gebotene Erziehung *) war der Zustand der Presse. Auch hier hatte wieder die Staatsgewalt, weniger mit Vorbedacht und überlegtem Willen, als in Folge der allmähligen und natürlichen Entwickelung verschobener Stellungen, das volle Odium eines unglaublich engherzigen und quälenden Despotismus auf sich genommen, dafür aber jedem möglichen Vortheil desselben großmüthigst zu Gunsten ihrer erbittertsten Gegner entsagt. Je falscher diese Stellung war, desto schwieriger wurde es mit jedem Jahre, aus derselben herauszukommen. Zuletzt war es hier, wie überall, wo die Reform beharrlich verhindert wird, auf einen Punkt gekommen, wo das Stehenbleiben eben so unmöglich geworden war, wie jeder Schritt zum Bessern; ein Zustand, in Folge dessen jeder Versuch einer Aenderung dann freilich nur in den radikalen Umsturz auslaufen konnte. Der Charakter der österreichischen Censur ist so oft von aufrichtigen Freunden wie von radikalen Gegnern der damaligen Regierung geschildert worden, daß wir uns hier auf die einzige Bemerkung beschränken können: diesem Zweige der Staatspolizei ist nicht leicht etwas Uebles nachgeredet worden, was

*) Privatstudien waren ausnahmsweise erlaubt, mußten aber streng nach dem „System" geschehen, und befreiten nicht von den gesetzlichen Semestralprüfungen.

nicht vollkommen in der Wahrheit gegründet wäre. Die österreichische Presse war dergestalt in einem sich selbst aufhebenden, völlig widersinnigen Zustande, daß während die Censur das gesammte inländische Zeitungswesen in Bausch und Bogen brach gelegt, und viele Jahre lang jedes Wort selbst zur Vertheidigung der Regierung im Inlande rein unmöglich gemacht hatte, ein im Auslande erscheinendes, von der inländischen Censur durch ausdrückliche Polizeiverfügung befreites, überdieß im mittel-liberalen, folglich keineswegs im Sinne des österreichischen Kabinets redigirtes Blatt, durch stillschweigendes Abkommen mit der Regierung thatsächlich österreichische Staatszeitung geworden war. Die Zumuthung: dieselbe Freiheit der Discussion, die in der allgemeinen Zeitung herrschte, auch in Oesterreich selbst zu gestatten, und dadurch auch den in jenem Blatte nicht vertretenen oder mit sichtlicher Ungunst behandelten Richtungen, ja der Regierung selbst, die ungehinderte Möglichkeit der freien Rede an das Publikum zu verschaffen, — diese oft gemachte Zumuthung wurde stets und mit steigender Entrüstung zurückgewiesen. Es blieb beim Alten, und die allgemeine Zeitung im Besitze ihres einträglichen Privilegiums.

War Oesterreich auf dem Felde der politischen Presse mundtodt, so war es der, diesen Staat systematisch bekämpfenden, schlechten und anarchistischen Literatur gegenüber nicht minder völlig wehr- und waffenlos. Trotz eines Apparats von Absperrungsmaßregeln, wie ihn kaum Rußland kennt, war in der Wirklichkeit Oesterreich der eigentliche Markt für die revolutionäre Presse Sachsens und Würtembergs. Die anti-österreichische Literatur insbesondere wurde (neben der antichristlichen) ein mit Heißhunger verschlungener Hauptartikel des österreichischen Buchhandels; dieser aber wurde in dem unsaubern, mit ziemlicher Oeffentlichkeit getriebenen, hauptsächlich nur durch das Verbot getragenen Verkehr reich, trotz aller Klagen über den, freilich (in der Verfolgung jeder guten Richtung!) bis zum Unglaublichen gesteigerten, unvernünftigen Druck der Cen-

sur *). Dieser hinderte im geringsten nicht, daß sich auf dem Felde der belletristischen Journalistik jene Elemente der schlechten Presse sammelten, die sich nach der Revolution wie ein verheerendes Wetter hauptsächlich über die Residenz entluden. Ueberhaupt war es vielleicht die verderblichste Wirkung des dort regierenden falschen Systems, daß das abergläubische Vertrauen auf die Censur die Gewalthaber völlig blind in Betreff des thatsächlichen Zustandes der censirten Presse machte. Man begnügte sich mit dem Bewußtseyn: daß vor dem Druck censirt werde, ohne auch nur einen Blick auf das zu werfen, was unter dieser Censur und trotz derselben gedruckt werden durfte. Wie hätte es gar denen einfallen sollen, die an der Spitze des Verwaltungszweiges standen, sich um den guten oder übeln Einfluß des herrschenden Präventivsystems auf die öffentliche Meinung zu kümmern! Die Medicin wurde angewendet, ohne die allerleiseste Kenntniß von dem, von Tag zu Tag übler werdenden Zustand des Patienten zu nehmen. So geschah es, daß das „System" die Gestaltung, ja die Möglichkeit einer bessern Presse planmäßig und beharrlich in dem Maße unterdrückte, daß die Regierung und die Monarchie nach dem 13. März auch nicht ein einziges Organ zu ihrer Vertheidigung hatte, und daß die Wiener privilegirte Zeitung, — (der österreichische Moniteur) — in seinem nichtamtlichen Theile gelegentlich auf die Seite der radikalsten Opposition trat.

Unter diesen Umständen war es nicht zu verwundern, daß Oesterreich fast mehr als irgend ein anderer europäischer Staat die Heimath war einer unklaren, schiefen, auf ganz falscher Basis ruhenden, anderwärts längst veralteten, völlig unpraktischen, staatsrechtlichen Doctrin. Die Theorie der achtziger Jahre, deren Fundament die Lehre vom Socialcontracte und

---

*) Es ist charakteristisch für jenen Zustand, daß die allgemeine Zeitung in den Buchhändleranzeigen regelmäßig diejenigen österreichischen Buchhandlungen namhaft machte, welche die gerade angezeigte verbotene Schrift feil hatten.

das halb eingestandene, halb verläugnete Dogma von der Volkssouverainetät bildeten, welchen nur eine absolutistische Spitze angebogen war, diese erschien in Oesterreich, zwar nicht der Praxis, aber dem Buchstaben des Gesetzes und dem offiziellen Grundsatze nach, durch die amtlich vorgeschriebenen Lehrbücher festgenagelt. In Folge dessen war Haller's Restauration der Staatswissenschaft, wegen seiner Polemik gegen jene Theorie nicht minder, wie gegen mißliebiger Seitenblicke auf Joseph II., hoch und streng verboten. In der Wirklichkeit war freilich dem akademischen Vortrage ein bedeutender, sich mit jedem Jahre erweiternder Spielraum gegönnt, aber die Wahl der Lehrer und die herrschende öffentliche Meinung hätten die wissenschaftliche Pflege conservativer Grundsätze in Oesterreich unmöglich gemacht, auch wenn in der studirenden Jugend ein Boden für solche Saat vorhanden gewesen wäre. Das Resultat aller dieser Voraussetzungen war, daß das von Staatswegen gelehrte öffentliche Recht, verbunden mit der einem Verbote gleichkommenden offiziellen Vernachläßigung aller historischen Studien und mit Welker's Staatslexicon, als welche Hand in Hand mit der allgemeinen Zeitung und dem Brockhaus'schen Conversationslexicon länger als eine Generation hindurch die politische Erziehung der Oesterreicher geleitet, den allergewöhnlichsten und flachsten, halb radikalen, halb despotischen Liberalismus zur herrschenden, politischen Religion des Landes gemacht hatten. Zwischen dieser und dem herrschenden bureaukratischen Systeme auf der einen, und dem historischen Rechte des Landes auf der andern Seite ergab sich ein Widerspruch, der mit jedem Tage greller und schreiender wurde. Daß vollends den übrigen, außerhalb der Bureaukratie stehenden Klassen der Bevölkerung jede praktisch-politische Bildung fehlte, daß das „System" jeden corporativen Sinn erstickt, jede alte Tradition von parlamentarischen Rechten, Formen und Gebräuchen wie ein schädliches Unkraut zu vertilgen gestrebt hatte, dieß Alles braucht Niemanden versichert zu werden, der da weiß, was Beamtenabsolutismus heißt. — Die Bureaukratie war Alles

in Allem. Desto schmerzlicher fühlbar war der in ihr herrschende große Mangel an tüchtigen, kräftigen, entschiedenen Charakteren und gouvernementalen Capacitäten höherer Art. War daran die offizielle Unterrichtsmethode Schuld, welche jede andere Geisteskraft auf Kosten des unsinnig gemarterten Gedächtnisses unterdrückte? oder lag der Grund in dem stabil gewordenen Haße und angebornen Widerwillen des herrschenden Systems gegen Alles, was Miene machte, aus der alltäglichsten Mittelmäßigkeit der Intelligenz und des Charakters herauszutreten?

Rechnen wir, um den Hintergrund, aus dem das Bild der österreichischen Revolution uns entgegentritt, zu bezeichnen, zu den eben geschilderten Zügen noch die Natur und Eigenthümlichkeit der Wiener Bevölkerung. Mit einer ursprünglichen Anlage von heiterer Genußsucht und gutmüthig frivolem Leichtsinn, vermischten sich in ihr die Resultate der Erziehung, welche sie durch die vier letzten Regierungen erhalten hatte. Von dem Typus des alten katholischen und bürgerlichen Wiens, welches unter dem Banner des Kreuzes einst dem Großvezier Kara Mustapha getrotzt, war wenig mehr übrig. Von jeder der spätern Regierungen hatte der Charakter der Kaiserstadt etwas angenommen; die Gegenwart ist dort, wie überall, Product aller frühern Momente. Die durch polizeiliches Privilegium erlaubte allgemeine Zeitung und die mit nicht geringerm Heißhunger verschlungene, verbotene Literatur der letzten zwanzig Jahre hatten der Mischung aller Ingredienzien ihre heutige, eigenthümliche Physiognomie gegeben. Grundzüge derselben waren: Neigung zu jeglicher Art von Genuß, und Abneigung gegen ernstere und tiefere Geistesarbeit; tiefgewurzelter Widerwille der heutigen Gebildeten gegen die Religion ihrer Väter, hauptsächlich, weil diese zu viel an das Jenseits erinnert und manche Genüße nicht dulden will, insbesondere auch viele Mitglieder des zartern Geschlechts, das sich ohnedieß zur Frömmigkeit neigt, verleitet, sich besagten Freuden zu entziehen; in Folge dessen: Haß gegen den Clerus, wenn er die Pflichten

seines Standes ernst nahm, und Verachtung, wenn er sich den Ansprüchen des Zeitgeistes fügsam erwies; kindische Freude am Neuen, selbst wenn furchtbares Unheil in seinem nächsten Gefolge droht; endlich blinder Glaube an die Autorität von Paris, welches für besonders nobel und vornehm galt, und eine alles Maß übersteigende Sucht, es andern großen Städten gleich oder zuvor zu thun. Dem glücklichen Umstande, daß die Pariser Revolution bis jetzt sichtlich blutscheu gewesen, verdankt es Wien gewiß in nicht geringerm Grade, als der unläugbar in sehr hohem Maße vorhandenen Harmlosigkeit seiner Bevölkerung, daß seine Revolution bis jetzt noch nicht in ein grausenvolles Blutbad ausgelaufen. — Kömmt zu dem Allen noch, daß Logik und Dialectik nicht die hervorstechendsten Seiten im Charakter des echten Wieners sind, so dürfte die minder glänzende Seite des Bildes desselben ziemlich vollständig bezeichnet seyn. Aber die Gerechtigkeit fordert auch der Lichtparthien zu gedenken. In einer Minderheit der gebildeten Bevölkerung, vornämlich aber in den untern Klassen, lag ein geistiger und moralischer Fond, der, wäre er entwickelt und richtig benutzt worden, Wien hoch über jede europäische Großstadt gestellt hätte. Neben dem Berliner Eckensteher war der gemeine Mann in Wien noch immer in jedwedem Betracht ein Gentleman. Neben dem Walzerkönig Strauß hatte Wien seinen Schubert aufzuweisen, den ersten lyrischen Componisten, der je gelebt hat, neben der rohen Gemeinheit der Possen Nestroys und Anderer, Grillparzer, den größten dramatischen Dichter der Deutschen.

Neben der officiellen und auswendig gelernten Abrichtung, wie sie die öffentlichen Lehranstalten gewährten, stand eine Schaar von Autodidacten, die hinreichend gewesen wäre, die Lehrstühle mehr als einer deutschen Universität glänzend zu besetzen. Dergleichen Talente, die es in aller Stille und Heimlichkeit, aus wahrer, reiner Liebe und Freude an ihrem Fache, ohne irgend einen literarisch-industriellen Nebenzweck zur Wir-

tuosität gebracht hatten, gab es in den meisten Zweigen des menschlichen Wissens. Trotz der allgemeinen Genußsucht, dem Erzeugnisse des dreiunddreißigjährigen Friedens, wäre Wien immer noch des Enthusiasmus für das Gute fähig gewesen, wenn es eine Macht gegeben, die zum Gemüthe des Volkes zu sprechen verstanden hätte. Neben dem großstädtischen Unverstande sprach sich in vielen Einzelnen immer noch eine Naivität des gesunden Urtheils aus, die Jeden, der solche Aeußerungen vernahm, nur mit dem tiefsten Schmerze erfüllen konnte, daß das „System" bloß stark war, wenn es allem Guten Licht und Lebensluft entzog, während das Unkraut keck und frech auf allen Gassen und Märkten emporschießen durfte.

NB. In dem Aufsatze „Zur Geschichte der Revolution in Oesterreich" im vorigen Hefte (Bd. XXI. S. 811 u. ff.) finden sich mehrere sinnentstellende Druckfehler S. 815 Z. 9 von unten ist w e c k e n zu lesen, statt: wirken; S. 820 Z. 1 von oben E r s i t z u n g, statt: Erhitzung; S. 823 Z. 9 von unten N a i v i t ä t, statt: Universität

IV.

Schilderungen zur Physiognomik der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt am Main.

Dem Baumeister der protestantischen Paulskirche zu Frankfurt hat offenbar ein neckischer Geist in den Plan gearbeitet. Kein leiser Ausdruck von ahnungsreicher, warmer Andacht und Gottesnähe, von Gebet und Kirchenlied spricht aus den kalten, antik-modernen Formen der Rotunde, deren Kuppel auf jonischen Säulen ruht und unter ihrer kühnen Wölbung, wo nicht ein fröhliches Volk von Tänzern, doch jedenfalls sehr weltlichen Verkehr zu erwarten scheint. Und in der That, dem ursprünglichen Mißgeschick der Anlage hat sich gleichartige Wirklichkeit angeschlossen, ein Gewühl weltlicher Begierden und Hoffnungen, die erklärter Maßen von Gott, vom Evangelium, von einer christlichen Kirche nichts wissen wollen; und die zahlreichen Anhänger des christlichen Staates wagen nicht, durch das Verlauten ihrer Herzbeklemmung die Thiere der Apokalypse aus den März- und Maitagen dieses Jahres zu reizen. Paulus sitzt trauernd und wortarm auf den Trümmern des germanischen Kirchenthums. Selbst das Wort „Kirche“ wagt sich nicht über „den Zaun der Zähne“, aus reinmenschlicher Klugheit, aus heiliger Scheu vor der Souverainetät „des deutschen Volkes.“ Ist das nicht ein Fortschritt von immenser Bedeutung? Muß man nicht theilnehmend gestimmt werden für



so klare Besonnenheit, so höfliches Zartgefühl der berüchtigten „Schwarzen und Brillenträger?“ Der deutsche Muth, einst lustiger Gesell und Springinsfeld, ist Anachoret geworden, und kaut mit auferbaulicher Gelassenheit am goldenen Sprüchlein: **Mea virtute me involvo probamque pauperiem sine dote quaero.** Doch von diesen negativen Vorzügen der deutschen Nationalversammlung wollte ich eigentlich nicht reden, sondern von positiven Eigenschaften, die nicht minder merkwürdig sind.

Die deutschen Männer, welche sich durch Volkswahl in der Paulskirche zusammengefunden, stehen bereits ziemlich gruppirt und nach ihren verschiedenen Richtungen auffaßbar vor den Augen des Zuschauers. Der Leiter dieser crême deutschen Volkthums, Heinrich v. Gagern, früher Minister zu Darmstadt, steht auf der Mittelhöhe seines Lebens, eine schöne, gebietende Mannsgestalt mit allen Vorzügen, die Homer seinem Ideale männlicher Kraft und Schönheit eingeräumt, aber mächtiger noch durch die hohe sittliche Würde, die ihm selbst seine Gegner zugestehen. Noch zuckt seine Lippe vom bedeutungsvollen Worte: „Souverainetät der deutschen Nation“, und wenn ihm dasselbe von der linken Seite der Versammlung als „Souverainetät des deutschen Volkes“, als egoistisches Sichselbstsetzen der Republikaner und Revolutionäre brüllend entgegen klingt, so rührt sich in seinen Zügen der Schmerz des Laokoon, der mit der edelsten Kraft seine Kinder aus den Schlangenknoten erlösen will, und leider des Erfolges nicht ganz sicher ist. Auf der schmalen Landenge zwischen der erhaltenden und zerstörenden Partei der deutschen Nationalversammlung entfaltet er ein ungeheures Talent der schnellen Auffassung, der Vermittelung, der Unparteilichkeit. Seine Rede fließt langsam, fast rauh, aber klar und bestimmt. Der Verstand ist dabei stets nur Handlanger, der Rede Sinn und Würze ist das Herz des edeln Mannes voll Wohlwollen und Liebe, das mehr noch des Guten birgt, als es ausspricht. Sein Zorn, mir am Präsidenten der Nationalversammlung das Liebste, hat noch die echtdeutsche Ehrenhaftigkeit, er gilt nie der Person, sondern

stets nur der schlechten Sache, die mit geballten Fäusten, mit grimmiger Fratze antobt *). Nur eines habe ich an der Persön-

*) Bei dieser Gelegenheit können wir eine Forderung, welche die öffentliche Meinung in der Presse wiederholt geäußert, nicht mit Stillschweigen übergehen, sie betrifft den allgemeinen Unwillen über das scandalöse Stampfen, das Pfeifen, das Hurrahrufen und Klatschen auf den Tribünen in der Paulskirche. Sei es nun ein bezahltes oder ein nichtbezahltes, ein verabredetes oder nicht verabredetes, so ist es jedenfalls Pflicht des Präsidenten, der dabei gewiß auf die Unterstützung des wahrhaft freisinnigen Theiles der Versammlung rechnen kann, diesem Unwesen endlich einmal ein Ende zu machen, in welchem Deutschland mit tiefster Entrüstung eine Verletzung der Würde und der Freiheit seiner Abgeordneten in ihren Berathungen sieht. Die auf den Gallerien zufällig Anwesenden repräsentiren nichts weniger als die Souverainetät deutscher Nation; während jedes der Mitglieder des Parlamentes aus der Wahl von fünfzig tausend hervorgegangen, repräsentiren sie nur sich selbst. Fehlt ihnen daher politische Bildung und das Gefühl des Anstandes so sehr, daß sie in ihrer Mitte nicht Ruhe und Stille selbst aufrecht zu erhalten wissen und jeden Störer hinausweisen, so ergreife der Präsident endlich ernste Maßregeln gegen diesen Unfug. Weiß aber der Präsident, gestützt auf das Ansehen der hohen Versammlung, nicht einmal einem kleinen Haufen von Schreiern und Claqueurs in der Paulskirche zu imponiren, daß sie die Würde der Vertreter der Nation achten, wie sollen wir alsdann hoffen, daß von hier aus Ordnung, Frieden und Einigkeit dem so vielfach von Parteien zerrissenen und von außen gefährdeten Vaterlande zu Theil werde? Wie lange wird die Presse noch ihre Stimme erheben müssen, daß endlich dieser Terrorismus aufhöre? denn beklagenswerth wäre es, sollte er ein Omen für die Zukunft des Vaterlandes seyn. Nicht den Gallerien, sondern der gesammten Presse in ihrer gegenwärtigen unbeschränkten Freiheit steht es zu, ihr Urtheil über die Reden und Redner in der Paulskirche abzugeben; die Presse ist das Forum, dem sich keiner entziehen kann, die aber zugleich auch Jedem die Freiheit gewährt, seine Stimme nicht durch Pfeifen und Hurrahruf, sondern durch Gründe und Beweise abzugeben. England erwartet, daß Jeder seine Schuldigkeit thue, sagt man in einem Lande, dessen politische Freiheit sich nicht von gestern her datirt. Pfui! dieser „volksmajestätlichen“ Gallerien-Pöbel-Souverainetät in der Paulskirche. A. d. R.

lichkeit des Herrn von Gagern auszusetzen, daß sie die einzige von solchem Korn in der Paulskirche ist, und die deutsche Armuth an großen Männern in ein beklagenswerthes Licht stellt. Sind nach Shakespeare diejenigen vorzugsweise Bettler, welche ihr Vermögen zählen und ausrechnen können, so „scheint mir fast zu scheinen", daß uns nicht bloß in den Finanzen, sondern auch in nationaler Tüchtigkeit und Mannhaftigkeit ein Bankbruch droht, und selbst der würdelose Anlauf republikanischer Adepten stellt ihn nur schmerzlicher heraus.

Dem Präsidenten zur rechten Seite gewahren wir seinen ersten Stellvertreter Soiron, einen Rechtsanwalt aus Mannheim, welcher bereits dem Fünfziger-Ausschusse vorgestanden hat, in starken breiten Formen mit einer kräftigen Advokatenstimme, welche den größten Höllenlärm über- und niederschreien kann; unter dem alten Regiment entsetzlich radikal, aber im schnellen Lauf der Dinge leider unsanft an's conservative Ufer gespült. Niemand spricht ihm Geschäftskenntniß, Vaterlandsliebe, Wohlwollen und Lust zum behaglichen Daseyn im friedlichen Deutschlande ab; aber die Gunst der äußersten Linken genießt er nicht ganz, so will mich's wenigstens bedünken, und diesem Mangel verdankt er auch wahrscheinlich die erste Vicepräsidentenstelle. Blickte aus seinen klugen, schalkhaften Augen nicht eine so liebenswürdige Tücke, ich wüßte mir den deutschen Michel von seiner guten Seite in keiner andern Gestalt als der Soirons besser vorzustellen.

Herrn Gagern zur Linken ragt bedeutungsvoll der zweite Vicepräsident, Viktor Freiherr von Andrian aus Wien, der Verfasser des Buches, „Oesterreich und seine Zukunft", ein schlanker, ernsthafter Mann, den Jungösterreichern bereits zu maßhaltend, und von der Linken gründlich angefeindet ob des Verdachtes einiger aristokratischen Wurzelreste im Hintergrunde seines nicht weit genug erschlossenen Herzens. Der Adel und die Würde seines ganzen Benehmens, gepaart mit Ruhe und Maßhaltung, kann freilich kaum Verzeihung finden bei den

stämmigen Trägern „der Majestät des Volkes.“ Diesen unglücklichen Ausdruck, eine jener todtgebornen Abstractionen, die uns hier so altdeutsch und so deutschneu um die Ohren summen, hat Soiron in Gang gebracht, und unauflöslich an die Dreizahl unserer verehrten Präsidenten geknüpft.

Es lebt nämlich zu Frankfurt am Main ein reichgewordener Weinhändler, Mumm mit Namen, welcher eine schöne Villa am Eschenheimer Thor besitzt, und zum Gelde auch unsterblichen Ruhm gewinnen will. Zu diesem Ende lud er am Tage unserer Präsidentenwahl die drei Erkiesenen in die Villa zum Abendimbiß, welcher unter Kopfschütteln und Bosheiten der geistreichen Frankfurter, die oft die klarsten Dinge nicht verstehen wollen, bei großer Beleuchtung und feinsten Rheinweinen auch wirklich stattfand. Zum Desert kamen von zwei verschiedenen Seiten Fackelzüge mit Lebehochs für die Gäste des Weinhändler Mumm, und jeder der letztern mußte vom Balcon aus eine Rede halten. Da geschah es denn, daß Soiron „die Majestät des Volkes“ hochleben ließ, und ein großes Brüllen der Fackelträger hervorrief. Am andern Morgen hatte Herr Professor Vogt von Gießen, der sich mit Originalien überhaupt nicht viel abgibt, das ausgeworfene Weitzenkorn bereits mit sichtbarem Wohlgefühl in seinen Schlagwörtervorrath eingereiht, und wiederholte dasselbe zu nicht geringer Freude der „Volksmajestät“ auf den Gallerien mitten in der Nationalversammlung, während ein süßspielendes Lächeln über diesen Federraub um die Lippen des guten Soiron schwebte. Seit dieser denkwürdigen Stunde, die wir zum Theil dem gastfreundlichen Weinhändler Mumm verdanken, blieb der Stein „der Volksmajestät“ in der Versammlung liegen, und die Matadore der Linken handhaben ihn mit der Kraft und dem Geschicke des großen Ajax, dessen Ruhm sie ohne Zweifel erreichen werden. Die Rechte benutzt dagegen den erledigten Schild des Telamoniers mit sieben Stierhäuten, so befinden sich beide Seiten im erträglichen Wohlstande.

Der Führer dieser „volksmajestätlichen“ Celebritäten

der Nationalversammlung ist Robert Blum, geboren zu Köln am Rhein von katholischen Eltern am 10. Nov. 1807. Seine Lobredner legen viel Gewicht auf den Umstand, daß er am Geburtstage Luthers das Licht der Welt erblickte, und nicht ganz mit Unrecht; denn aus dem Gesichte Robert Blums spricht einige Aehnlichkeit mit dem, was man am Reformator von Eisenach Derbheit und Gemeinheit genannt hat. Aber die großartige Leidenschaft Luthers sticht grell ab von den feinen Berechnungen des deutsch-katholischen Volkstribunen von Leipzig, der in edler Selbstverläugnung auf eine Ministerstelle des deutschen Reiches aspirirt. Durch lange Noth und Hungerprobe in's Knabenalter eingetreten, versah er mehrere Jahre den Messedienst in einer Kölnerpfarrkirche, und genoß dabei freien Schulunterricht durch die Gunst katholischer Geistlichen, denen er jetzt mit ungleichem Maße vergilt. Von einem Lehrjungen in einer Laternfabrik erhob er sich später zum Theaterdiener, Kassier und Buchhändler, welches letztere er noch jetzt seyn soll. Kein Mensch von einiger Billigkeit läugnet, daß Robert Blum ein Mann von Geist, Kraft und Klugheit ist; aber nicht im gleichen Maße will man ihm moralischen Geradsinn zugestehen, so sehr auch seine oft ungeschickten Schmeichler „das durch und durch tüchtige, ferngesunde Gemüth“ desselben preisen. Sein Ruhm als eines deutschen Volksmanns begann 1844, als er nach seinem eigenen Geständnisse den Deutschkatholicismus schlau benutzte, um die Massen an sich zu fesseln und den Fürsten zu Leib zu gehen. Um diese Zeit verkündete er zu Leipzig, wo liederliches Literatenthum, unverschämte, schmutzige Buchmacherei und Sittenverderb wie in keinem andern deutschen Lande voll geiler Blüthe steht, daß der Abfall von der katholischen Religion die Deutschen von Rom erlösen müsse, das eben so gefährlich als Frankreich und Rußland, und nur auf diesem Wege zur politischen Freiheit vorzudringen sei, mit unverholenem Seitenblick auf das katholische Königshaus in Sachsen, den angeblichen Hemmschuh aller wahren Volksfreiheit. Mehr bedurfte es nicht,

die unteren Schichten der Gesellschaft aufzuwiegeln in dem allerwärts gährenden Zustande deutscher Kleinstaaterei, wo die Ehrfurcht und Anhänglichkeit an Gott und König längst schon erstorben war. Die unglücklichen Ereignisse zu Leipzig im August 1845, wo auf das Volk gefeuert wurde, hoben ihn noch mehr, weil er die Kunst verstand, die aufgeregte Stimmung der Stadtbewohner auf seine werthe Person zu leiten. Der Lohn blieb nicht aus. Er wurde am Ende dieses Jahres Stadtverordneter, Bürger und Grundbesitzer, und sammelte mit Meisterhaftigkeit alle Volks- und Pöbelkräfte zum Sturze des alten Systems in Sachsen. Die Stadt Zwickau, welche sich zuerst gegen das Königthum auflehnte, wählte ihn auch in die deutsche Nationalversammlung, wo er dermalen noch unstreitig als das erste parlamentarische Talent der demokratischen Partei gilt, wenn auch, seit seiner zweideutigen Haltung in der Verdächtigung des preußischen Ministeriums, sein Stern bereits zu erbleichen scheint und das moralische Mißtrauen gegen seine letzten Mittel und Zwecke zugenommen. Die Grazien haben sich mit der Bildung seines Leibes wenig zu thun gemacht, und verdienen die Mißachtung, die er in allem seinen Thun und Lassen gegen sie an den Tag legt. Er ist eine untersetzte, kurzstockige Gestalt mit einem Ausdrucke im Gesichte, den ich nicht näher bezeichnen will, nur reich an Bart und Locken. Er spricht mit ungemeiner Ruhe, die wie eine Wolke über dem Aetna seiner Seele schwebt, und den Lavaerguß klüglich mildert, mit durchdringlicher, scharfmarkirter Stimme, die, trotz der Eintönigkeit, sonor anspricht und mit kurzen, schlagenden Sätzen jeder Volksstimmung schmeichelt. Der Stachel seines Witzes gleicht jenem eisernen Instrumente der alten Lateiner, welche damit die Pflugstiere vorwärts trieben und zu gleicher Zeit gegen die Feinde ausholten. Fein ist er nicht, aber treffend bis in's Blut. Von Beweisen für seine Aussprüche im eigentlichen Sinn ist keine Spur zu finden; er redet dem Volk zu Willen, und jedes Wort muß ohne Beweis wahr seyn, wie sein Freund Vogt mit

Vorliebe behauptet. Sein zweites Wort ist der Appel an die Faust des Volkes, das in seinem Sinne oft wenig mehr sagen will als das Gesindel, der Schlußsatz gern eine Drohung, ähnlich dem sauve qui peut, das er als einzig entgültig wie eine Granate zum Platzen in die Versammlung wirft. Aus ihm spricht eine Kleopatra, quidquid sperare impotens et fortuna dulci ebria. Seine Freunde werden daher leicht lächerlich, wenn sie „den Volksmann" zu stark betonen, und gänzlich vergessen, daß „jenseits des Baches auch Männer wohnen", deren Uneigennützigkeit und Mannhaftigkeit nicht dem leisesten Zweifel unterliegt. Blum hat viel in Zeitungen geschrieben, das Taschenbuch „Vorwärts" herausgegeben, und allerlei Reimereien gemacht. In allen seinen Federarbeiten erkennt man die derbe Natur, den Mangel an eigentlicher Phantasie, er ist ein Sensenmann in der Literatur, und er denkt nicht daran, sich zum „ungezogenen Liebling der Musen und Grazien" zu erschwingen. Tribünizische Gedankenarmuth, Phrasengepolter, ewige Wiederholung von Schlagwörtern charakterisiren seine Reden, seine Schriften, und doch erscheint er noch liebenswürdig, geistvoll, und unterhaltend im Vergleiche mit seinen nächsten Freunden und Schildknappen, die ihm wohl oft den Wunsch aus der Seele locken müssen: „Gott bewahre mich vor meinen Freunden, die mich in allen meinen Fehlern bei weitem übertreffen!"

Der ihm zunächststehende ist Schaffrath, ein Advokat aus Neustadt, mit Recht der Thersites der Linken genannt, obgleich ihm ein Odysseus fehlt, seine Ungeberde durch den Scepter etwas bescheidener einzurichten. Er spricht nicht, sondern brüllt voll jenes Zorns, den Ohnmacht und Würdelosigkeit für seine Partei so verderblich machen, deßhalb nicht selten das unauslöschliche Gelächter der Versammlung. Sinn, Witz und Anmuth der Rede liegen ihm so ferne als dem einäugigen Bewohner Siciliens, welchen „der göttliche Dulder" geblendet, und von dem er gleichwohl Rohheit und Schimpf entlehnt, um gegen die Rechte machtlos zu poltern. Von ihm unterscheidet

sich nur wenig der bereits öfter genannte Vogt von Gießen, der keine Vergangenheit anerkennt, und alle Zukunft trostlos machen würde, wofern er die Macht hätte, in's Leben einzugreifen. Verwandt mit beiden wirkt Hugo Wesendonk, Advokat aus Düsseldorf, dem der Gott im Zorne eine Stimme verlieh, von der es sehr zweifelhaft ist, welchem Reiche der Natur sie angehört, und doch muß sie in der Regel die Stelle der Gedanken vertreten.

Im weiteren Ringe der Robert Blum'schen Kameradschaft ohne Geistesverwandtschaft bemerken wir Arnold Ruge aus Leipzig, einen gebildeten, redemächtigen, aber verkommenen Geist und fanatischen Republikphantasten, der sich durch seine trostlose Weltweisheit unter die schmutzigen Hirten Thessaliens verloren hat, eines besseren Looses werth; den bartumbuschten Rauwerk aus Berlin mit der hohlen Grabesstimme und den noch hohleren Abstractionen preußischer Gottlosigkeit; den von Natur wenigstens scheinbar gutmüthigen, aber durch Zufälle aller Art traurig verkommenen Professor Vischer aus Tübingen, dessen Schwabennatur Mitleiden einflößen und in manchen Augenblicken selbst Liebe gewinnen kann; den katholischen Pfarrer Sprißler aus den hohenzollern-sigmaringischen Landen, den einzigen Priester in der Versammlung, dem gedankenloser Verrath an seiner Kirche zur täglichen Uebung geworden ist, voll nichtigen Wortreichthums und windiger Eitelkeit, ungeduldig stampfend um die Wiegengesänge der Pastorin.

An diesen Kern schließen sich mit mehr oder minder enger Geistesverwandtschaft noch ungefähr ein Dutzend von Mitgliedern der Nationalversammlung an zur vollständigen Ausbildung der äußersten Linken, welche ihre Grundsätze mit cynischer Offenheit zu Tage legt, ohne die Republik einzugestehen, reich an Keckheit und taubem Wortschwall.

Leider zählt zu dieser Seite auch ein Theil der Oesterreicher, deren nähere Prüfung für das Land, aus dem sie gekommen, für die Gegenwart höchst lehrreich ist. Die Abgeord-

neten aus Oesterreich, mit geringer Ausnahme, sinnbilden trefflich die ältere Blindheit und die jetzige Rathlosigkeit der österreichischen Regierung, bunt und zerrissen wie die Länder ihrer Monarchie von Gottes Gnaden, kleinlich und kurzsichtig wie ihre Polizei ungesegneten Andenkens, übersättigt von den Schmutzblättern und Lotterbroschüren, welche ihr Censuramt verboten und interessant gemacht, mit dem Bettelstolz und dem Beamtenliberalismus, der seine Amtswillkür vor der katholischen Kirche und ihren Priestern nirgends sicher weiß.

Zunächst begegnen uns darunter freilich fast arglose Naturen, die im gemeinen Leben, oft in der Kneipe, sich ausgebildet zur Staatsweisheit in Frankfurt am Main, Lebemänner im guten Sinne des Wortes, die ohne sonderliche Grillen aufstehen und niedersitzen in der Versammlung, weil das eine oder das andere nun einmal seyn muß. Sie brauchen die liberalen Phrasen nur, um sich einigen Respekt zu verschaffen; ihr Herz weiß davon nichts. Es sind ohne Zweifel echte Abkömmlinge der Phäaken und sie können im gegebenen Falle sogar liebenswürdig seyn.

Die zweite Abtheilung der Oesterreicher besteht aus Beamten und Doctoren, die, obgleich bisweilen von der Natur nicht stiefmütterlich ausgestattet, im Drehinstitute ihres amtlichen Mechanismus oder ihrer anwältischen Pfiffigkeit alles Geistes baar geworden sind. Während viele derselben in politischen Dingen nicht ungern mit der Rechten stimmen, befolgen sie in kirchlichen und religiösen Angelegenheiten die vielbeliebten josephinischen Grundsätze, mit erklärter Abneigung gegen jede freie Bewegung im Staate und in der Kirche. Es offenbart sich eine Fäulniß der Beamtenhierarchie, wie sie bisher in Oesterreich bestanden hat, welche die neuesten Ereignisse in Wien, Grätz, Prag und andern Orten hinlänglich erklärt. Diese Kaste österreichischer Civilmandarine will nichts, als sich selbst und die Willkür des Beamten über alles junge Staatsleben, daher der verbissene Groll gegen die katholischen Priester, die sich nicht

zu den Akten legen lassen; daher die Bitterkeit des Gemüthes im Gefühle, daß ihre Zeit vorüber ist.

Die dritte Art von Oesterreichern zählt ganz zum Schweife des Robert Blum mit dem ekelhaften Eifer von Neulingen, die endlich ihre langgenährten Herzenswünsche offen bekennen, und im Kreise der Leipziger Freunde erträglicher Aufnahme froh werden dürfen. Dazu gehören der durch seine Pamphlete und journalistische Heldenthaten bekannte Wiesner aus Wien, einst von der thörichten österreichischen Polizei durch Verfolgung in Censursachen aus seiner Unbedeutendheit hervorgezogen; Doctor Ernst Schilling, Notar aus Wien, ein Mann von glatten Worten, aber ein blinder Zentralisist in Unklarheit über sich selbst und seine Grundsätze; Doctor Karl Giskra, aus Mährischtribau, ein Waffengenosse der Wieneraula, welcher nicht ungern die geistlose Phraseologie allgemeiner Trivialitäten von der Tribüne poltert, voll gemachten Zorns ohne innere Erregung, und daher selten mit Eindruck auf den Zuhörer; Schuselka, der Verfasser des Buches: „Oesterreich im Jahre 1843", und andere Flugschriften, von der österreichischen Polizei zur Auswanderung genöthigt, und in Deutschland mit dem Deutschkatholicismus viel beschäftigt, eine im Grunde kindliche Seele, die mit ihrer Umgebung nichts gemein hat als zufällige Kameradschaft, daher billiger als die meisten Oesterreicher, und talentvoller als selbst Robert Blum, von der zu erwarten steht, daß sie im Strahl der jungen Freiheit, erlöst aus langem Drucke, heimkehren wird zur ursprünglichen Güte des Herzens, die jeder achten muß. Damit einigermaßen geistesverwandt sind die Doctoren Guido Pattai aus Grätz, Mareck, Riehl und Stremaier mit viel Bonhommie, aber leicht und luftig schwebend auf dem Strome der Zeit, von der sie nicht allzuviel begreifen.

Was diese Oesterreicher der linken Seite in ihren Reden besonders auszeichnet, ist ein mühevoller Drang, eine Art krankhaften Ueberreizes, sich bei den Führern der Linken geltend

zu machen, und allen Verdacht österreichischer Separirungsgelüste abzulehnen. Sie thun daher bei jeder Gelegenheit ein Ueberflüßiges und kennen kein Maß, wenn es gilt, ihre Freisinnigkeit zur Anerkennung zu bringen, wie uns dünkt, mit sehr zweifelhaftem Erfolge. Man schätzt ihre Dienste, achtet aber dieses Haschen nach Popularität wenig, weil man eben jeder Concurrenz abgeneigt ist.

Diese freisinnige österreichische Doctorjugend, welche meist hübsche Gestalten aufzuweisen hat, findet bei den weiblichen Mitgliedern des Parlamentes mehr Anklang, als in jedem andern Theile der Paulskirche. Aber alle übertrifft an solchen männlichen Triumphen Moritz Hartmann, der Dichter aus Böhmen, der schönste Mann der Nationalversammlung, die Wonne der Frankfurter Damen, dessen Gesicht sprechender ist, als sein Wort.

Sind die Abgeordneten Oesterreichs wirklich der Ausdruck ihres Landes, so muß man sich mit Schmerzen eingestehen, daß ein solcher Unzusammenhalt von Kräften und Meinungen, ein so taktloses Kokettiren mit den schlechten Stoffen Deutschlands, die furchtbare Gleichgiltigkeit gegen alles Kirchliche und theilweise offene Anfeindung konservativer Elemente noch lange keine friedliche Gestaltung der österreichischen Monarchie gestatten werden.

Ein allmonatliches Revolutiönchen ist doch eine köstliche Gelegenheit, im Kurzen groß zu werden. Selbst die lobenswerthen Ausnahmen, die wir später gewissenhaft anführen werden, sind nicht ganz frei von grundsatzloser Zerrissenheit und Verkehrtheit.

Die äußerste Linke, deren Seele und fast einziges Talent Robert Blum ist, unterscheidet sich scharf von einer ganz nahestehenden Partei, welche fast die nämlichen Grundsätze demokratischer Freiheit verficht, aber vom Haupte der Deutschkatholiken in Leipzig nichts wissen will. Man könnte sie die Aristokratie der Linken nennen, die es verschmäht, in's gemeine Parterre sogenannter Volksmänner herabzusteigen, und

noch ein Gefühl hat für all den Schmutz, den man in dieser Region nicht mehr empfinden darf. Der Stadtgerichtsrath Simon von Breslau mag hier beispielsweise als Ausdruck der Gesinnungsweise in dieser Richtung angeführt werden.

Wenden wir uns von dieser redseligen, mehr oder minder offen auf die Republik hinwirkenden Minorität der Linken, die ihre Sympathien mit der französischen Republik selbst in der Paulskirche nicht verbergen kann, zur rechten Seite der Nationalversammlung, so müssen wir gestehen, daß sich hier eine ungemeine Fülle von Talent, Gesinnungstüchtigkeit und gründlicher Studien zusammen gefunden hat, aber leider aus ungewohnten Bestandtheilen und zum Theil eckichten Schroffheiten, die bisher nicht nach Wunsch in eine feste Majorität vereinigt werden konnten. Ich will den Versuch machen, die Hauptrichtungen für Ihre Leser kurz zu kennzeichnen.

Auf der äußersten Linken bewegt sich die ältere preußische Partei, die den allherrschenden Beamtenstaat und den königlichen Alleinwillen in der Regierung der Völker noch nicht ganz vergessen hat. Ihr Ausdruck ist der Landrath Vinke von Hagen, ein kurzgesteckter, breitschulteriger Mann mit der heitersten Miene von der Welt, die selbst seinen nächsten Nachbarn Zutrauen und Sicherheit einflößt, merkwürdigerweise als äußerster Gegenpol zu Robert Blum nicht ohne einiges Ebenmaß der leiblichen Erscheinung mit dem Gegner von Leipzig. Er spricht nicht, sondern sprudelt, und bei aller Geläufigkeit des Redeflußes verwickelt er sich doch häufig in seinen Sätzen dergestalt, daß er nicht selten retraktiren muß. Dieser Umstand macht seinen Vortrag minder angenehm, als er seines Inhaltes wegen sonst seyn würde. Der ihm unlängst entschlüpfte Ausdruck von „achtunddreißig verschiedenen Nationalitäten“ in Deutschland wird ihm ankleben, so lange er lebt; er kann ihn füglich in seinen Ahnenschild aufnehmen. Die preußische Starrheit seiner conservativen Grundsätze und die triumphirliche, mit Verachtung der Gegner gepaarte Verkündigung derselben von der Tribüne zeugen von Muth und Entschiedenheit, aber von

keinem rechten Verständnisse der Zeit, die jeder Versteinerung abhold ist, und der preußischen insbesonders aus Gründen langer Erfahrung. Daher ist Vinke selbst der rechten Seite nicht ganz genehm, und sie traut ihm den Muth und die Geschicklichkeit zu, die beste Sache durch Unmaß und Uebertreibung zu verderben. Doch verdient sein mannhafter Muth, der mit kaltem Spott die ultrarevolutionären Tollheiten der Linken geißelt, alle Anerkennung.

Ihm zunächst steht der Graf von Armin-Boytzenburg, preußischen Staatsminister aus der Uckermark, der Linken ein stechender Dorn im Auge aus den Zeiten, wo Hecker, der Friedensbrecher und Anführer republikanischer Freischaaren, und der alte stänkerische Itzstein aus Berlin verwiesen wurden, wobei Arnim auch betheiligt war.

Es ist überhaupt ein ganz eigenes Ding um die ammenhafte Zärtlichkeit der äußersten Linken für Hecker und seine Meuchelmordsgenossen, die den Bruder des Präsidenten der Nationalversammlung getödtet haben. Noch unlängst trank ein Oesterreicher auf dieser Seite in einem öffentlichen Gasthause ein lautes Pereat dem Ausschusse zur Prüfung der Wahlurkunden, wofern er Hecker und seine Freunde in die Nationalversammlung nicht zulassen würde. Diese cynische Niedertracht offener Liebäugelei mit dem Umsturze alles Bestandes in Deutschland wäre ganz geeignet, dem Grafen Arnim die Zuneigung aller Ehrenhaften zu gewinnen; aber gewisse Leute haben, trotz der Fürstengunst, kein rechtes Glück. Sobald er auftritt, ent- entsteht Geflüster auf der linken Seite, der höhnische Ruf: „Namen, Namen!“ Die Gallerien stampfen und pfeifen, und hat der Redner nach eingetretener Windstille endlich freies Feld zum Sprechen, so kann das schlotterige Organ, die Unklarheit der Darstellung, und eine Art Nachgeruch aus vergangenen Zeiten selbst für die triftigsten Gründe kaum genügende Aufmerksamkeit erringen. Es kommt etwas Ruinhaftes zur Erscheinung mit geringer Wirkung auf die frische, lebenschwellende Zukunft.

Ungleich wirksamer tritt der, ihm in vielen Ansichten verwandte, *Fürst Felix von Lichnowsky* aus *Ratibor* in Schlesien auf, der uns von Spanien aus bekannt ist, eine stürmische Husarennatur in stolzer Blüthe edler Männlichkeit, der ewige Schmerz der äußersten Linken, auf die er stets die Pfeile bittersten Spottes, die Spitze unerbittlicher Logik, und die kecken Schwärmer geistreicher Laune richtet und meistens tief in's Herz trifft. Es erregt wahres Mitleiden, wenn *Robert Blum* und seine Freunde sich über die kühnen Husarenüberfälle des verhaßten Fürsten (!!) nicht anders trösten können, als daß sie Abends zusammensitzen und die Schimpfwörter verabreden, welche über *Lichnowsky* am andern Morgen in der Reichstagszeitung regnen müssen. Mir lacht dann jedesmal das Herz, wenn ich meinem tapfern Freunde auf dem Paradeplatze begegne, wie er, das Blatt in der Hand, den Vorübergehenden in der heitersten Stimmung die betreffenden Artikel vorliest, damit sie einigermaßen zum Troste *Robert Blums* Verbreitung finden. Dem beredten Fürsten ist nichts anders zu wünschen, als jene weise Mäßigung, die der Rede eines verdienten und tapfern Mannes unwiderstehlichen Nachdruck verleiht.

Neben dieser vorzugsweise preußischen Richtung der rechten Seite gewahren wir die sogenannte *katholische* Partei, Männer aus allen Ständen, darunter bedeutende Kapacitäten, bisher schweigsam, weil das Wortgezänke um hohle Theorien oder Formstänkereien nicht ihren Beifall hat, weil ihr ganzes Absehen auf eine baldige Verfassung des deutschen Volkes gerichtet ist, und keine Zeit für dieses große Werk verloren gehen soll. Ihr Haupt, und voraussichtlich der ganzen rechten Seite, ist ohne Zweifel General von *Radowitz*, der Verfasser der vielgelesenen „*Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche*“, ein Mann von würdevollstem Aussehen mit einem feingebildeten Gesichte, mit klugen, feurigen Augen und einer Stirn, die das Siegel überlegener Geistesobmacht offen zur Schau trägt. Er spricht vortrefflich, totus teres atque rotundus,

und der scharflogischen Entschiedenheit seiner Darstellung wohnt eine herzgewinnende Milde ein, die Niemanden schöner steht, als solchen reichausgestatteten Geistern. Zu ihm stehen die Deutschtiroler, diese Söhne des Heimwehs nach ihren friedlichen Bergen, unter ihnen treibt auch der heitere Beda Weber politische Prosa, während die Wälschtiroler mit der Linken tagen, und die Hälfte des seit unfürdenklicher Zeit deutschen Tirolerlandes zu Italien schlagen wollen. Zu ihm neigen sich die Rheinländer, diese freiheitsliebende Männer, die eben so innig an der katholischen Kirche hangen, als sie baar sind von jeder Sympathie für das gewaltsame, im innersten Kern treulose, jedes fremde Volksthum anfeindende Preußenthum einer bereits untergegangenen Periode, mit dem unhemmbaren Ruf nach völliger Unabhängigkeit der Kirche vom Staate, der sich vom christlichen Principe losgesagt hat. Mit ihnen denken und handeln übereins die wackern Deputirten aus Westphalen, wo möglich noch derber und offener nach dem Zuge ihrer strengen Volksart, die eine Todtfeindin aller Lüge und krummen Wege ist, unbekümmert um die Rücksichten der schmieg- und biegsamen Welt. Dazu schlägt sich Alles, was noch Sinn hat für christliches Recht und Leben, selbst einzelne Bekenner der protestantischen Confessionen.

Die ausgezeichneten Männer dieser Richtung sind auf dieser Seite Doctor Gredler aus Wien, ein geborner Zillerthaler, mit einem Herzen voll kindlicher Anhänglichkeit und Treue für Rechtes und Heiliges, der Advokat Adams aus Koblenz, dessen Gesinnung so gediegen als seine Sprache, Friedrich Blömer, Landgerichtsrath aus Aachen, mit dem feinen Anstande eines wohlgeordneten Seelenhaushaltes, Professor Clemens aus Bonn mit der begeisterten Kraft der Jugend für den Mitgenuß einer großen Zukunft, Max von Gagern, der Bruder des Präsidenten, Professor Gfrörer aus Freiburg, der kerngesunde Historiograph der Karolinger, der Oberregierungsrath Osterrath aus Danzig, Wiest, Justizrath von Tübingen, Lassaulx aus München, der

sich als Redner besonders in den Ausschüssen geltend macht, der akatholische Prediger Jürgens aus Braunschweig, dem eine friedliche Ausgleichung unter den verschiedenen Confessionen wahrhaft am Herzen liegt. Professor Phillips aus München, dessen Kenntnisse im Kirchen- und deutschen Rechte überall willkommen sind, anderer aus dem geistlichen Stande nicht zu gedenken.

Im weitern Verlaufe des Ringes reihen sich an diese Conservativen, die nur bedächtigen Fortschritt in der constitutionellen Monarchie wollen, eine Schaar höchst berühmter Schriftsteller und Geschäftsmänner des deutschen Volkes, größtentheils protestantischer Confession, wie Dahlmann, Gervinus, Jakob Grimm, Robert Mohl, Friedrich von Raumer, Pfizer, Stenzel, Bassermann, Uhland, Wippermann, Hekscher, Henkel, Lette und Andere, fast sämmtlich früher mehr oder minder bekannt als Demagogen, Oppositionsmitglieder der deutschen Kammern, mit ihrer Gesinnung festgewurzelt auf der Insel eines ehrenhaften Charakters, die stille stand, während die Stromfluth der Zeit mit ihrem revolutionären Ueberschwang vorbeibrauste, und die wilde Jugend mit sich in den Strudel riß. So stehen sie jetzt nothgedrungen an der Gränze der rechten Seite, wo nicht als Rückschrittsmänner, doch keineswegs liberal genug, wie Robert Blum das Kind mit dem Bade auszuschütten, nicht eitel genug, ihr besseres Wissen und Gewissen mit einem revolutionären Portfeuille zu vertauschen, Sünder an der Gegenwart, weil sie an eine Vergangenheit und an ein historisches Recht glauben, eine Thorheit, die ihnen die Linke nicht verzeihen kann, weil sie instinctmäßig das Weltgericht der Geschichte fürchtet. Armer Gervinus! Du hast das Aeußerste für die republikanische Jugend gethan, unbarmherzig das religiöse Moment deutscher Dichtung gegeißelt, und der politischen Poesie das Wort geredet mit dem Scharfsinn eines bezahlten Advokaten, und nun empört sich der Thon gegen den Töpfer mit formloser Frechheit, und findet die deutsche Zeitung von Hei-

delberg, deine jüngste vielgeliebte Tochter. Habent sua fata libelli!

Fragen Sie mich, ob wir von diesen Herren der deutschen Literatur mächtige Wirksamkeit von der Tribüne zu erwarten haben, so muß ich leider mit Nein antworten. Jakob Grimm hat unlängst in der Nationalversammlung gegen die deutschen Pedanten geeifert, und dabei mit unnachahmlicher Meisterschaft einen Pedanten der Studirstube gespielt. Einiges von dieser Zugabe klebt selbst Dahlmann an, dessen Organ auch nicht das beste ist. Am freiesten davon möchten Bassermann, Raumer und Stenzel seyn, ohne jedoch weit über das Gewöhnliche hinüberzureichen.

Es sei mir hier erlaubt derjenigen Oesterreicher zu gedenken, die auf der rechten Seite des Hauses die Achtung der Nationalversammlung verdienen und zum Theil gutmachen, was ihre übrigen Landsleute an der deutschen Ehre sündigen. Es sind vorzüglich drei erwähnenswerth, Schmerling, Sommaruga und der bereits erwähnte Freiherr von Andrian.

Der erste bekleidet hier die Stelle eines österreichischen Bundestagsgesandten. Die Klarheit und Treuherzigkeit seiner Rede mit bedeutender Fertigkeit des Vortrags macht ihn zu einem beliebten Redner, obgleich sein emsiges Bestreben, den hiesigen Volksmännern seinen zeitgemäßen Freisinn recht anschaulich zu machen, wenig geeignet ist, Theilnahme zu erhalten. Die Rechte fühlt sich dadurch verletzt, und die Linke beutet seine Zugeständnisse auf verächtliche Weise aus, wie noch unlängst der Zigarren-Fabrikant Raveaux aus Köln in seiner autodidactischen, sterilen Ausdrucksweise ihn den „verlornen Sohn“ genannt hat, der zu seiner Familie zurückkehrt.

Sommaruga, ein Sohn des österreichischen Ministers dieses Namens, ein junger Landrath von zartem Körperbaue und schwacher Stimme, scheint mir unter allen Oesterreichern die meiste Entschiedenheit im conservativen Sinne zu haben, und der Muth, seine Meinungen laut werden zu lassen, ehrt den Mann im Gewühl von eitler Gefallsucht und Hascherei

nach dem Beifall der Gallerien. Daß viele Oesterreicher ihm gram sind, weil er die Gesetzgebung der Wiener Aula nicht unbedingt anerkennen will, ist sein zweites Verdienst und in unseren Tagen allgemeiner Schwäche und roher Selbsthülfe doppelt hoch anzuschlagen.

Ueber Freiherrn von Andrian will ich nichts weiter anführen als den Wunsch, daß er fürder abstehen möge von den Versicherungen österreichischer Sympathien für deutsche Einheit und Kraft, seinem Lieblingsredestoffe. Die Rechte bedarf derselben nicht, weil sie weiß, daß Oesterreich der deutschen Sache geneigt seyn muß, und die Linke soll daraus nicht Hoffnung schöpfen, daß Oesterreich um jeden Preis bereit sei, zum Umsturz alles Bestehenden. Nur scharfe Entschiedenheit und bestimmte Haltung flößt in unseren Tagen dauernde Achtung ein.

Zwischen der Rechten und Linken dehnt sich ein weites Flachfeld aus, das man mit Unrecht rechte und linke Mitte genannt hat. Es haben sich auf demselben allerlei Schattirungen der öffentlichen Meinung niedergelassen, kaum örtlich aufzufassen, aber nach dem Inhalte des Bekenntnisses in einiger Halbheit befangen. Dahin sind zuvörderst die Wetterfahnen zu rechnen, die sich überlebt haben, ohne daß ihre Eitelkeit ausgestorben wäre, die nöthigenfalls für alles stimmen würden, was ihnen Vortheil, Einfluß und Weihrauch einbringt, die Männer mit seidenen Handschuhen, die Alles sanft bestreicheln, als Mittel zum Zwecke. Der vollständigste Ausdruck dieser Schaukler und Stangenreiter ist der Geheimrath Mittermaier, den man auch aus seinen Schriften als solchen kennen gelernt hat. Der Präsidentenstuhl! Der Präsidentenstuhl! Der gute Mann hat so ziemlich alle Rollen hier durchgespielt, und oft mehrere an einem Tage, er ist Conservativer, Konstitutioneller, Republikaner gewesen, und alles hat nicht anschlagen wollen. Es ist erstaunlich, welche ellenlange Tiraden, die zehnmal das Nämliche wiederholen, sich aus seiner Seele herausspinnen zum Ruhme der Volkssouverainetät, und doch will Niemand daran glauben. Er muß sich mit dem ei-

genen, unbeneidenswerthen Witze trösten, daß „jeder Deutsche den Präsidenten in seiner Brust trage.“ Diese Art Leute scheuen die namentliche Abstimmung, es befällt sie Magenschwäche und Magendrücken, da muß man freilich in den „Schwan“ oder zum „Weidenbusch“ um die nöthige Herzstärkung. Andere Deputirte dieses Bezirkes sind Vermittler wie Eisenmann, oder Abbitter wie Venedey, oder Zurücknehmer wie Graf von Wartensleben. Eisenmann legt bei solchen Vermittelungsvorschlägen nicht ungern seinen weißen Rock an, um an die Noth vieljährigen Gefängnisses zu erinnern, und die Gemüther versöhnlich zu machen, aber umsonst! er muß trotz der Theilnahme für sein tragisches, jetzt mit zwölftausend Gulden bezahltes Geschick zwischen zwei Stühlen niedersitzen. Venedey, der gute Venedey mit seinen schönen blonden Locken, dem man nicht ansieht, daß er ein paar gute Bücher geschrieben hat, ballt oft nicht ungern die Faust gegen die Rechte, die ihm gewogener ist, als die Linke, und hat meist den Verdruß im Zauberspiegel eines neckischen Geistes sein eigenes Bild als Fratze zu sehen, welche den rührenden Zug der Sentimentalität in seinem Gesichte verdüstert. Da schlägt er schnell in sich und rührt durch seine Abbitte nicht bloß die Zuhörer, sondern selbst das Herz des Präsidenten. Die Rührung ist allgemein, und sollte ausdrücklich im Protokolle bemerkt werden. Wartensleben droht mit namentlicher Abstimmung, bemerkt jedoch hinterdrein, daß er dadurch eigentlich nur sich selbst gestraft hat, und nimmt den Vergriff gegen seine eigene Person folgerichtig mit der größten Seelenruhe wieder zurück. Mancher Unentschiedene fällt ihm für diese Wohlthat mit nassen Augen dankend an's Herz, und er hat den unvergänglichen Trost des Quos ego nach Hause zu tragen.

Auch das ältere Deutschthum bewegt sich mit antiker Grazie auf diesen Auen mittlerer Seelenzustände. Jahn, der Turner, gekleidet wie die lustige Person in Goldoni's Lokalpossen, und Ernst Moriz Arndt von Bonn ergänzen sich wechselseitig, um dem jüngeren Geschlechte die Männer

des Tugendbundes, der bereits zur Mythologie geworden, würdig zu vergegenwärtigen. Jedermann achtet diese Antiquitäten, aber ihre spaßhafte, urkräftige, breitausziehende Sprache findet weniger Beifall trotz aller Pietät für die Lützow'sche Heldenschaar, die unweltläufig den Dynastien gedient hat.

Man veraltet in unsern Tagen unbegreiflich schnell nach dem bekannten Spruche: „Heute gehst du gesund schlafen, und morgen stehst du maustodt auf!“ Gott und seine Engelschaaren mögen alle Männer der Paulskirche vor diesem grauenvollen Schicksale bewahren! Jeder abonnire daher rechtzeitig auf die Reichstagszeitung des Robert Blum und seiner Gehülfen, diese ist die einzige Medea, welche in Deutschland verjüngen kann, und Gott sei Dank! um geringe Kosten. Wer aber diesen dünnen Birkensaft-Champagner republikanischer Blumisterei nicht trinken will, wer seinen geraden Rücken vor dieser „Volksmajestät“, die so cordial und ruhig lächelnd mit Fäusten und Sensen droht, nicht in den Staub beugen mag, verzichte auf die deutsche Jugend, und werde muthig und mit Ehren alt!

Nachschrift der Redaction.

Die Leser dieser Schilderungen mögen nicht vergessen, daß ihr Verfasser sie vor den Verhandlungen über die provisorische Centralgewalt niedergeschrieben, sonst würde sein Urtheil über manche Persönlichkeiten, die dadurch bereits heller an's Licht getreten sind, vielleicht nicht so günstig ausgefallen seyn, namentlich was den Präsidenten von Gagern betrifft, der durch den coup de main seiner überraschenden Rede alles, was die conservative Rechte mühsam im wilden Wasser der Revolution aufgerichtet hatte, zu Gunsten der radikalen, souverainetätstrunkenen Linken wieder umstieß. Unterdessen währte der unverantwortliche terroristische Unfug des Galleriepöbels ärger denn je ungehindert fort; der Präsident zeigte die gleiche Pflichtvergessenheit, und die Majorität der Versammlung fortdauernd eine beklagenswerthe Schwäche und politische Charakterlosigkeit, die das Uebel nur steigern kann. Die großen Lärmposaunen der Linken aber, die sonst so heldenmüthig gegen jeden Despotismus von Seiten der Fürsten losziehen, so daß Lassaulx mit Recht bemerkte, man möchte die Ritterlichkeit der Eselsfußtritte doch endlich einmal anderen überlassen, sie schweigen über diesen Pöbeldespotismus; weder Robert Blum, noch Zitz, noch Wesendonk, noch Raveaux, ja nicht einmal Venedey hat gegen diese freche Verletzung der Würde des deutschen Volkes in seinen Vertretern durch das Gallerlengebrüll ein Wort der Rüge, und Hr. v. Gagern und Robert Blum begaben sich aus der Versammlung, etwa um, wie es in Paris von Seiten der Nationalversammlung geschehen, die bewaffnete Macht zu beauftragen, die Würde der Gesetze gegen diese frechen Eingriffe zu wahren? nichts weniger — nein, um eine Compagnie Soldaten zu entfernen! Gott schütze unser armes Vaterland!

V.

Die Münchener katholische Adresse an die deutsche Reichsversammlung.

Bekanntlich hat der Verfassungsausschuß des deutschen Parlamentes bereits den Entwurf der künftigen Rechte des deutschen Staatsbürgers erledigt. Der Entwurf ist auch schon mit seinen Motiven öffentlich im Druck erschienen. Ueber das Verhältniß von Kirche und Staat finden sich darin nur solche Bestimmungen, welche die unbedingteste Freiheit zu Stiftung und Einführung neuer Religionsgenossenschaften gewähren, ohne daß zur Wahrung der Selbstständigkeit und des Besitzes der bestehenden Confessionen auch nur irgend eine Verfügung getroffen wäre, indem man die gegenwärtig geltende bureaukratische Staatsbevormundung durch dieses Stillschweigen als fortbestehend anerkennt. Ein Widerspruch von gänzlicher Freiheit auf der einen Seite und strenger Einschränkung auf der andern, der im Ausschuß vorzüglich durch Febronianer, Lehrer der Polizei-Omnipotenz und protestantische Staats-Kirchenmänner durchgesetzt wurde, die offen erklärten, der Protestantismus, ohne feste Verfassung, könne des Staatsschutzes nicht entbehren. Eine Behauptung, welcher andere Protestanten widersprachen. Auf dieses hin sind denn aus den verschiedensten Ländern des katholischen Deutschlands, namentlich vom Rhein, aus Westphalen und Schlesien zahlreiche Adressen in Frankfurt eingelaufen (die von Münster allein mit 7644 Unterschriften), die da begehren, daß der Staat, wenn er einmal den Grundsatz ausspreche, daß künftig in Ausübung aller politischen Rechte und

bei seinen Anstellungen das Glaubensbekenntniß nicht mehr in Betracht komme, und Christ und Jude und Heide ihm gleich gelte, daß er alsdann auch sich des Eingreifens in das innere Leben und der Bevormundung der bestehenden christlichen Confessionen begebe, indem er sich im Falle von Vergehungen künftig mit dem gemeinen Strafrechte zu begnügen habe. Sie erklärten sich ferner dahin, daß durch diese Scheidung des Kirchlichen vom Politischen die vorzüglichste Grundwurzel unserer Zwietracht abgeschnitten würde.

Ein Verein, der sich in München, seit dem jüngsten Umschwung der Dinge, zur Wahrung der constitutionellen Monarchie und religiösen Freiheit *) bildete, hat es daher für seine Pflicht erachtet, die Stimme seiner Glaubensgenossen in den andern Ländern Deutschlands durch die seine zu verstärken, eine gleiche Adresse berathen, und zu ihrer Unterzeichnung kraft des allgemeinen Petitionsrechtes eingeladen. Intollerante Böswilligkeit aber und Unverstand haben die Unterzeichnung, die in den ersten wenigen Stunden fast tausend Unterschriften betrug, gestört. Die Schmutz- und Hetzpresse bemächtigte sich dieser willkommenen Gelegenheit, ihrem Geifer Luft zu machen; die Adresse wurde, mit lächerlicher Emphase, als etwas Hochverrätherisches dargestellt; ihre Veranlasser als Ruhestörer verdächtigt, und insbesondere einer der Redacteure dieser Blätter, Dr. G. Görres, als ihr muthmaßlicher Verfasser dafür verantwortlich gemacht, daß er eine Brandfackel der Zwietracht unter die Bürgerschaft geschleudert, die bereits zum Faustkampf geführt habe, und vielleicht gar noch zum Blutvergießen führen könne. Eine sogenannte Volksversammlung, von den Gegnern der Adresse in der Au im Franziskanerkeller angestellt, verwarf dieselbe natürlich und beschloß — etwa eine andere? — nichts weniger — sondern die Volksbewaffnung durch Bewaffnung der

*) Wir behalten uns vor, das Programm und die Statuten dieses Vereines, der nicht geringen Anklang gefunden, unsern Lesern mitzutheilen, und von Zeit zu Zeit über seine Wirksamkeit Bericht zu erstatten.

Arbeiter zu verwirklichen. Hierauf haben die wackeren Bürger der Au sich in's Künftige derartige Kirchen- und Volksversammlungen mit ihren Beglückungsprojecten höflich verbeten, von dem vorgeblichen Verfasser der „verbrecherischen“ Adresse aber ist folgende Erklärung erschienen, die wir hier mittheilen, weil sie sich über Sinn und Bedeutung derselben ausspricht.

Erklärung.

„Oeffentliche Blätter wollen mit Bestimmtheit wissen, der Unterzeichnete sei der Verfasser der jüngsten Frankfurter Adresse; ich erkläre demnach: daß ich nicht der Verfasser bin. Allein nicht gewohnt, meine Ueberzeugung zu verläugnen oder mich durch Drohungen einschrecken zu lassen, erkläre ich zugleich: daß ich bereitwillig die volle Verantwortung für diese in einer Versammlung von mehr als hundert Katholiken aller Klassen berathene Adresse übernehme, da ich ihren Inhalt vollkommen billige; was ich aber nicht billige und was kein rechtlich Gesinnter billigen wird, ist die empörende Weise, wie bei dieser Gelegenheit das in allen freien Ländern heilig geachtete Petitionsrecht verletzt ward. — Von vielen katholischen Städten Deutschlands sind Adressen mit den gleichen Forderungen in Frankfurt eingegangen und täglich laufen neue ein. Niemand hat sich dabei erfrecht, die Unterzeichner in ihrem Petitionsrecht zu kränken und viele Tausende von Unterschriften haben sie bedeckt. Der Grund dieser Adressen ist sehr einfach. Die Reichsversammlung steht im Begriff, das Verhältniß von Kirche und Staat für das künftige Reichsgrundgesetz zu berathen. Abgesehen davon, daß es in Frankfurt ihrer nicht wenige gibt, die sich zu den tyrannischen Grundsätzen der blutigen ersten französischen Revolution offen bekennen, und aus ihrem Haß gegen das Christenthum in Zeitschriften und Reden kein Hehl machen, hängt das Schicksal der bestehenden christlichen Confessionen davon ab, ob die Religionsfreiheit, die dort proclamirt werden soll, Allen wirklich die gleiche Freiheit in Wahrheit gewähren wird. Nach dem Entwurf des Verfassungsausschusses, in welchem bekanntlich nur ein Bayer unter dreißig

Mitgliedern sitzt, lautet der erste Artikel unter anderen: „„Es ist die Bildung neuer Religionsgesellschaften (d. h. Secten) ausdrücklich gestattet. Die Civilehe ist ausdrücklich aufzunehmen."" Zu gleicher Zeit aber hat sich derselbe Ausschuß im Widerspruch mit diesen Grundsätzen unbedingtester Religionsfreiheit für jede neue Secte, mit dreizehn gegen zwölf Stimmen, gegen die Unabhängigkeit der bestehenden Confessionen von dem Staate ausgesprochen *). Nehmen wir nun noch hinzu: daß derselbe Entwurf das freie Niederlassungsrecht für ganz Deutschland ausspricht, so ist die einfache Folge hievon: daß alle gegenwärtig in Deutschland bestehenden Secten und alle künftig sich noch bildenden, sich in Bayern niederlassen können, daß sie Anspruch auf den

*) Als ein Beispiel, in welcher Weise in diesem Ausschuß die religiösen Rechte der christlichen Confessionen verhandelt wurden, berichteten öffentliche Blätter jüngst folgende Scene: „Römer, der würtembergische Justizminister, nimmt das Wort und spricht: Meine Herren! ich habe in meinem Leben nie viel auf Religion gehalten, und auch nie daraus ein Hehl gemacht. Ich meine, die Religionen sind dann am besten daran, wenn sie nichts haben, wenn sie arm sind. Man muß ihnen zu diesem guten Zustande verhelfen, dann hört das viele Zanken und die religiösen Zwistigkeiten auf. Der Meinung bin ich, und das sage ich offen. Darauf erwiederte der einzige Bayer, Prof. v. Lassaulx, der im Verfassungsausschusse sitzt: Das Kirchenvermögen steht wie das Gut jeder andern Gesellschaft und jedes Individuums unter dem Schutze des Staates. Wer sich am Eigenthum des Einzelnen vergreift, ist ein geheimer Dieb, und wer die Kirche um das Ihre plündert, begeht einen öffentlichen Diebstahl; nicht wahr, Herr Justizminister? Der Minister des öffentlichen Rechtes senkt den Kopf, die Versammelten lächeln, die Abstimmung aber ergibt mit 13 gegen 12 Stimmen, die Kirche solle nach wie vor in's Gebiet des Staates fallen, und von ihm zu seinen politischen Zwecken ausgebeutet werden." — Kann man nun nach solchen Vorgängen denen, welche die Gesinnung des Herrn Römer nicht theilen und mit aufrichtiger Ueberzeugung an ihrem Glauben hängen, übelnehmen, wenn sie darauf bedacht sind, die Freiheit und das Eigenthum ihrer Kirche gegen Gesetzgeber von so weitem Gewissen zu sichern?

Eintritt in die Kammern und in die Ministerien erhalten, und als Beamte und Minister die geistlichen und Schulangelegenheiten der bestehenden Confessionen nach dem Geiste ihrer Secten leiten können, während diese ihre eigenen Secten frei und unabhängig dem Staate gegenüber stünden. Die bestehenden christlichen Confessionen, die katholische eben sowohl als die protestantische, würden demnach hinter der letzten Secte benachtheiligt zurückstehen. Ein Ronge, ein Robert Blum, ein Zitz, ein Ruge *) könnten als Cultusminister katholische Bischöfe und Pfarrer ernennen, das Placet ertheilen und Regeln über die Ordensgelübde vorschreiben. Ja Männer von der Gesinnung eines Bruno Bauer, eines Feuerbach, eines Daumer, denen das Christenthum als Götzen- und Molochdienst gilt, und Apostel des Unglaubens, die seine Vernichtung mit Feuer und Schwert in Büchern und Zeitblättern predigen, könnten alsdann gesetzlicher Weise zur obersten Leitung unseres Schul- und Kirchenwesens berufen, die Seminarien und die Feier des Gottesdienstes beaufsichtigen und Kirchen- und Stiftungsvermögen verwalten, während ihre eigenen Sectengenossenschaften sich frei und unabhängig dem Staate gegenüber bewegten. Daher diese Adressen, die, um einer so schreienden Ungerechtigkeit entgegenzutreten, die gleiche Freiheit und Unabhängigkeit der bestehenden christlichen Confessionen verlangen, wie sie jeder

*) Bekanntlich hat dieser Herr Ruge, Parlamentsmitglied, uns Bayern in seinem Frankfurter Klub politische Heiden genannt, die man aufklären müsse, und wenn auch ihrer 90 oder 90,000 über dem Bekehrungswerke die Köpfe verlören. Wie denn überhaupt manche dieser Marktschreier und Katzenmusikanten in Frankfurt vom Hängen und Köpfen wie von einem Glas kalten Wassers sprechen; Alles, versteht sich, unbeschadet ihrer Toleranz und jener Glaubens- und Gewissensfreiheit, die den Wahlspruch führt: Freiheit und Zügellosigkeit für mich und Stock und Guillotine für dich! Oder münchnerisch zu reden: Ihr habt das freie Petitionsrecht, wenn Ihr aber davon Gebrauch macht, reißen wir Euch die Unterschriften hinweg. Uebrigens fordert die Gerechtigkeit das Zeugniß, daß die berühmten Münchener Schusterbuben sich nicht unter den Tumultuanten des Rathhauses befanden.

Seele gestattet werden soll. Diesen Sinn hat auch die Münchener katholische Adresse und keinen andern, und ich würde eine gleiche von Protestanten ausgegangene ebenso unterzeichnen. Sie fordert ja nichts für die Katholiken, was sie nicht jedem andern Bekenntniß gewährte, für den Fall nämlich, daß der Staat künftig, wie man es in Frankfurt vorhat, bei seinen Anstellungen kein Bekenntniß mehr berücksichtigt, sondern alle Secten zuläßt, d. h. aufhört ein christlicher zu seyn, und daher eine Trennung von allem Kirchlichen seiner Seits hervorruft. — Jede aufrichtige Ueberzeugung achtend, gebe ich bereitwillig zu, daß man über die Nothwendigkeit einer solchen Adresse, über ihre Fassung und ihre Forderungen anderer Meinung seyn kann; man kann ein aufrichtiger Katholik und ein ehrenwerther Mann seyn und die Adresse tadeln; man kann sich darüber in der Presse äußern und Gegenpetitionen machen: aber jeder Ehrenmann, der das Recht und die Freiheit des Anderen achtet, wird gewiß mit der tiefsten Entrüstung die rohe und gewaltsame Weise verabscheuen, wie die Adresse weggerissen, ihre Unterzeichnung auf brutale Art gestört wurde, und ihre Veranlasser nun noch obendrein als Ruhestörer und Wühler verdächtigt werden. Wer ist ein Ruhestörer? derjenige, der sein Recht übt, oder derjenige, der ihn darin stört? Oder sollten wir Katholiken, wenn wir, von dem Petitionsrechte Gebrauch machend, eine Adresse zur Wahrung unserer Rechte auflegen, erst das Placet eines Juden, eines vorlauten Praktikanten oder eines aufgeklärten Accessisten einholen? Das wäre eine Censur schmählicher als die abgeschüttelte. Wie überall, so möchte auch bei uns eine Handvoll Wühler und Hetzer Alles terrorisiren. Heute gilt ihnen dieser Vorwand, Morgen jener. So wurde auf gleich empörende Weise die öffentliche Freiheit der Meinung durch Katzenmusiken an Herrn Kaufmann Rosipal und Pfarrer Ramoser jüngst verletzt; so wurde nicht einmal der Minister des Innern von dieser Krawallcensur verschont, welche eine einfache Adresse als Ruhestörung verschreit. Wenn aber darin die Errungenschaften

des März bestehen sollen, daß Bayern künftig von einem Häuf-
lein von Katzenmusikanten soll regiert, und wie in Wien durch
sie Minister ein- und abgesetzt, Adressen durchgeführt und un-
terdrückt werden, dann wird gar Mancher diesem Krawallre-
giment die Bambusrohr-Despotie in China und der Türkei
vorziehen; da hat er es doch nur mit einem großen Despoten
zu thun, hier mit fünfzig kleinen Zwergtyrannen und Winkel-
despoten, die Niemand kennt. Daß aber die ärgsten Gauner
zuweilen gar wohl die Maske von Volksfreunden und Volks-
führern vornehmen können, Speichellecker, die gestern vor den
Fürsten krochen und heute die Volksschmarotzer machen und
sich von fremden Emissären bezahlen lassen, um im Trüben zu
fischen, das haben die jüngsten Ereignisse in Paris und Wien
und der schmähliche Sturm und Raub des Zeughauses in Ber-
lin hinlänglich bewiesen. Möge daher das Volk das Leben je-
ner prüfen, die sich für seine Freunde ausgeben, ob sie die
Sprache, die sie heute führen, immer im Munde geführt, oder
ob sie es nur zum Werkzeug ihrer eigensüchtigen Absichten ma-
chen wollen. Ohne Eintracht kein Heil. Wenn man aber
Zwietracht unter den verschiedenen Ständen aussäet; wenn man
dem redlichen, fleißigen Arbeiter, statt Brod und Arbeit, die
Waffen in die Hand geben möchte, und so durch das wach-
sende Mißtrauen Handel und Gewerbe, wie in Berlin und
Wien, vollends in's Stocken gerathen muß, dann sind die Fol-
gen dieses Treibens leicht abzusehen. Was pflegt den Wühlern
und Hetzern auch daran zu liegen, wenn der arme verführte
Arbeitsmann dabei zu Grunde geht, wenn nur sie, die Ober-
hetzmeister, eine bewaffnete Leibgarde tumultuirender Faullenzer
unter dem Namen der Volksbewaffnung um sich schaaren, wo-
mit sie die großen Herren spielen und das ganze Land Tag
und Nacht in Alarm erhalten können. Die unglücklichen Städte
an der Seine, an der Spree und Donau dürften uns zum
warnenden Beispiel dienen. Möge der gesunde Sinn unserer
Bürgerschaft diesen Wühlereien, die sicherlich gefährlicher sind als
Adressen für religiöse Freiheit, kräftig und unverzagt, ehe es

„„zu spät““ ist, entgegentreten, nicht im Wege der Gewalt, sondern mit allen gesetzlichen Mitteln; denn nur dort werden Freiheit und Frieden, Ordnung und Wohlstand walten, wo das Recht eines Jeden heilig geachtet wird, wo Niemand es wagen darf, sich über das Gesetz zu setzen, noch das gute Recht seines Mitbürgers zu kränken, wie dieß auf dem Rathhause jüngst geschehen ist.“

München, den 28. Juni 1848.

Dr. Guido Görres.

Dieser Erklärung lassen wir den Maueranschlag folgen, der die Bürger und die Bewohner der Stadt zum Unterzeichnen einlud, weil man auch aus ihm den Veranlassern der Adresse mit gewohnter Freisinnigkeit ein Verbrechen gemacht; er lautete wie folgt:

„Katholiken Bayerns!

In Frankfurt wird in wenigen Tagen die Frage über Religions- und Gewissensfreiheit, über Unabhängigkeit oder Knechtschaft der christlichen Confessionen besprochen werden.“

„Pflicht ist es daher, auch die Unabhängigkeit unserer Kirche zu sichern, und gegen angedrohte Eingriffe in ihre Rechte und in ihren Besitz zu wahren, wie es bereits von den Katholiken anderer deutschen Gaue in zahlreichen Adressen geschehen ist.“

„Wir Katholiken gönnen volle Freiheit jedem religiösen Bekenntnisse, verlangen sie aber auch für uns.“

„Eine in diesem Sinne abgefaßte Adresse an die National-Versammlung in Frankfurt liegt von heute an in dem großen Rathhaussaale zu München, deßgleichen im Rathhaussaale in der Au und im Gemeindehause zu Haidhausen zur Unterzeichnung auf.“

„Die Katholiken Bayerns werden hinter ihren Glaubensbrüdern des übrigen Deutschlands nicht zurückbleiben. Sie werden durch zahlreiche Unterschriften beweisen, daß sie, eingedenk ihrer heiligsten Pflicht, den von ihren Vätern ererbten

Glauben nicht durch Gleichgiltigkeit Preis geben, sondern unverkümmert ihren Enkeln überliefern wollen."

München, den 23. Juni 1848.

Nun möge zum Beschluß die Adresse selbst folgen, sie lautet:

Hohe Versammlung!

Durch die in allen Theilen Deutschlands angeordneten Wahlen hat die in Frankfurt zusammengetretene hohe Versammlung den Beruf erhalten über dasjenige zu berathen, was zur innigeren Einigung der verschiedenen deutschen Länder und Stämme und damit zur Stärkung der Gesammtheit erforderlich ist."

„Es werden hiebei auch die bereits in einzelnen Staaten zugesicherten Rechte und Freiheiten zur Sprache kommen, in wie weit sie künftig als gemeinsame Rechte und Freiheiten des gesammten deutschen Vaterlandes zu betrachten sind. Dahin gehören namentlich nächst den persönlichen Freiheiten und Rechten:

1) Die Freiheit der Gemeinden, Vereine und Körperschaften,
2) die Religionsfreiheit,
3) die Lehrfreiheit und
4) die Freiheit der Presse,

wonach die Staatsgewalt sich künftig der bevormundenden Eingriffe in die besonderen einzelnen Gebiete des socialen Lebens, insbesondere des geistigen, als derselben nicht angehörig, zu enthalten hat."

„Dem Vernehmen nach ist auch bereits ein Ausschuß der hohen Versammlung niedergesetzt worden, welcher über den Punkt der Religions- und Gewissensfreiheit Vorberathung pflegen und Bericht erstatten soll, und es ist von demselben zum größten und gerechtesten Erstaunen kund geworden, die allerdings nur höchst geringe Mehrheit von einer Stimme habe sich gegen die Unabhängigkeit der Kirche vom Staat erklärt."

„Die Religions-, Gewissens- und Cultus-Freiheit können aber ohne die Freiheit der religiösen Genossenschaften, die Kirchenfreiheit, nicht bestehen. Wie sollte das Recht der Einmischung in Lehre, Ordnung, Leitung, Verwaltung, Cultus derselben auch von Seite Aussenstehender oder Gegner nicht der völligen Unfreiheit und Knechtung gleich seyn?"

„Die bisherigen Rechte der Regierungen gegenüber der Kirche gründen sich auf wesentlich andere Verhältnisse; sie ruhen theils auf besonderen Zugeständnissen, welche der Kirche angehörigen Fürsten wegen des ihr zugesagten besonderen Schutzes gemacht worden sind, theils auf dem privatrechtlichen Titel des Patronats als Gründer und Erhalter der Kirche. Es waren Zugeständnisse gegen Zugeständnisse und nur für die Dauer der bestehenden Verhältnisse."

„Nur in soweit als der Staat in Gemeinschaft mit der Kirche steht, kann auch diese in Gemeinschaft mit ihm seyn. Die Theorie des modernen Absolutismus, wonach der Staat als solcher unumschränkter Herr über Alles und Jedes, über geistige und religiöse wie über äußerliche Rechtsverhältnisse seyn soll, wird in dieser Zeit am wenigstens anerkannt werden wollen; sie würde in aufrichtiger Consequenz auch jede Freiheit der Meinung, der Lehre, der Presse niederwerfen."

„Die Katholiken im Allgemeinen werden sich diese verderbliche, rein despotische Staatsansicht nie und nirgends gefallen lassen, sie werden vielmehr mit allen Kräften sich dagegen erheben."

„Die Katholiken Bayerns, welche ihren Glauben als ihr höchstes Gut durch den Lauf der Jahrhunderte unwandelbar vertheidigt haben, fordern daher als unerläßliche und nothwendige Bedingung der Einigung und Einheit Deutschlands in Uebereinstimmung mit ihren wenigstens die Hälfte der Bevölkerung Deutschlands bildenden Glaubensgenossen, die volle und unverkümmerte Anerkennung ihrer Gewissens- und Religionsfreiheit, sowie die Selbstständigkeit ihrer dieselben allein verbürgenden Kirche. Jetzt, wo nach der allgemein zugestandenen

Freiheit nicht bloß die Angehörigen eines anderen christlichen Bekenntnisses, sondern selbst Nichtchristen und Gegner des Christenthums die Leitung des Staats in Ministerium und Kammern erlangen können, muß der Einfluß des Staates auf Kirchenverhältnisse nothwendig und vollständig aufhören. Die bayerischen Katholiken können aber wie die der übrigen Länder Deutschlands sich nicht mit allgemeinen, von der Mißgunst leicht zu verdrehenden Bestimmungen zufrieden stellen; sie müßen die genaue und ausdrückliche Feststellung alles dessen verlangen, was zur Freiheit und Unabhängigkeit ihres Glaubens und ihrer Kirche gehört. Wir bezeichnen als solches:

1) Die freie Verkündigung der Lehre und der hierauf sowohl als auf Cultus und Disciplin bezüglichen Anordnungen. Hienach hat das s. g. „Placet" des Staates künftig zu unterbleiben, wie selbes, als eine Art Staatscensur, durch die Aufhebung dieser und die Einführung der Preßfreiheit, welche Allen jede Art der Veröffentlichung innerhalb der Schranken der Strafgesetze gestattet, ohnehin schon beseitiget seyn dürfte. Auch der freie Verkehr der kirchlichen Vorstände mit den Gläubigen, unter sich und mit ihrem Oberhaupte, gehört hiezu.
2) Freiheit in der Ausübung des Cultus und in der Handhabung der kirchlichen Disciplin.
3) Freies Vereinsrecht für religiöse und kirchliche, wie für andere politische, ökonomische, Wohlthätigkeits-Zwecke. Auch hiebei können keine despotischen Ausnahmsgesetze, sondern nur das gemeine Recht maaßgebend bleiben.
4) Freiheit von der Einwirkung der Staatsgewalt bei der Besetzung kirchlicher Aemter. Das bisherige fürstliche Patronats- und Präsentationsrecht kann von der gegenwärtigen, nicht mehr zur christlichen Kirche sich bekennenden Staatsgewalt natürlich auch nicht mehr ausgeübt werden.

5) Freiheit des Unterrichts unter Zuweisung der bestehenden Unterrichts-Stiftungen, nach Maaßgabe der Stiftung, an die betreffenden Gemeinden und Religionstheile; freie Errichtung der Unterrichts- und Erziehungs-Anstalten und zunächst Betheiligung der Gemeinden und Bezirke. Die Staatsgewalt hat sich darauf zu beschränken, die Bedingungen zum Eintritt in den Staatsdienst zu bestimmen, ohne zugleich den Weg zur Erwerbung der erforderlichen Kenntnisse beschränkend festsetzen zu wollen.

6) Freiheit in dem Erwerbe und der Verwaltung des kirchlichen und Stiftungsvermögens, dessen privatrechtliche Natur anzuerkennen ist, mit Beseitigung der Bevormundung und der Ausnahmsgesetze bildenden Amortisationsbestimmungen. Die vertragsmäßig für eingezogenes Kirchengut vom Staate übernommenen Renten sind nicht als Gehalte, sondern als eine privatrechtliche Schuld zu betrachten und möglichst durch die versprochenen Grundrenten zu sichern.

Nur durch die Beachtung und Erfüllung dieser gerechten Forderungen der einen großen Hälfte des deutschen Volkes ist es zu hoffen, daß es gelingen könne, den alten verderblichen Zwiespalt Deutschlands auf rechtlichem Wege zu beschwichtigen und zu heilen; das Gegentheil aber, die versuchte Oberherrschaft einer Gesinnung und Partei über die andere, müßte unausbleiblich zu noch größerer Entzweiung und zum endlichen völligen Zerfallen Deutschlands führen. Möge daher sich bei der Berathung dieser jede aufrichtige Einigung Deutschlands vorbedingenden Frage ebenso sehr die Einsicht und das Gerechtigkeitsgefühl der hohen Versammlung, als ihr starker und redlicher Wille für das Wohl des gemeinsamen Vaterlandes erproben.

München den 20. Juni 1848.

VI.

Die Grundrechte des deutschen Volkes.

(Geschrieben am 28. Juni 1848.)

Der „Verfassungsausschuß der constituirenden National-Versammlung“ zu Frankfurt hat einen Entwurf zur Feststellung der „Grundrechte des deutschen Volkes“ veröffentlicht. Wie man auch die Aufgabe jener Versammlung fasse, und welche Berechtigung man ihr auch zuerkenne, mit dem Grundgedanken und Zweck dieses Unternehmens wird sich wohl Jeder einverstanden erklären müssen, der es gut meint mit Deutschland und ein Freund staatsbürgerlicher Freiheit ist. Das deutsche Volk hat zu lange und schwer unter der vollen Wucht der Willkürherrschaft staatsrechtlicher Doctrinen und individueller Regierungslaunen seiner Staatsgelehrten und politischen Gewalthaber geseufzt, die Lehre von der Omnipotenz des Staats hat zu tief in alle Rechtsverhältnisse der Individuen, Familien, Gemeinden und Corporationen eingeschnitten, als daß nicht der Gedanke nahe läge, gerade bei dieser Gelegenheit, wo eine von und aus allen volljährigen, männlichen Deutschen gewählte Versammlung von Vertretern des gesammten Vaterlandes ihre Berathungen hält, durch eine große petition of right aller Deutschen gewisse positive, Jedem von uns zu Gute kommende

Freiheitsrechte bestimmt zu formuliren. Mögen sie als unantastbar heiliger Besitz des ganzen Volkes und als unerschütterlicher Damm gegen jedweden künftigen Versuch der Staatswillkühr und des Regierungskitzels lokaler oder centraler Gewalten ein für alle Mal sicher gestellt werden! — Wie gesagt: mit diesem Zwecke können sich die verschiedenartigsten Parteien einverstanden bekennen, und dieß um so eher, als der Ausschuß in seinem Berichte erklärt hat, daß bei seiner Arbeit „auf leere Theorien und willkührlich erfundene Systeme keine Rücksicht genommen werden dürfte." Vortrefflich! gerade das ist es, was auch wir wünschen, und was das arme, von Systemen und Theorien müde gehetzte Deutschland so nothwendig braucht. Eine andere Frage ist es freilich, ob der Ausschuß dieses herrliche Ziel erreicht hat, und eine noch schwierigere Untersuchung: ob und wie irgend ein gesammtdeutsches Freiheitsrecht, auch wenn es noch so richtig bemessen und noch so weise ausgedrückt und in Worte gefaßt wäre, heutzutage geschützt werden könnte gegen den Terrorismus anarchischer, auf brutale Gewaltherrschaft hinarbeitender Factionen, die selbst wieder, wo sie die Herrschaft erobern, nur ein blindes, willenloses Werkzeug in den Händen der rohesten Ochlokratie sind. Diese verschiedenen Gesichtspunkte auseinander zu halten, ist nothwendig, um ein unbefangenes Urtheil über die Arbeit des Verfassungs-Ausschusses zu gewinnen. Wir wollen von der deutschen Constituante eine Garantie der verheißenen Rechte vorläufig noch gar nicht verlangen, und dermalen, im Interesse der deutschen Freiheit und des vaterländischen Gemeinwohls zunächst bloß einige Beiträge zur Beleuchtung mancher jener Grundrechte liefern, die uns der Entwurf verleiht. Ob diese, wie heute die Aspecten am politischen Himmel Deutschlands stehen, jemals auf Schutz und kräftige Handhabung zu rechnen haben dürften? diese verfängliche, aber gewiß nicht ganz unberechtigte Frage wollen wir in diesem drangvollen Augenblicke lieber gar nicht aufwerfen.

Der erste Paragraph des ersten Artikels besagt: „Jeder

Deutsche hat das allgemeine deutsche Staatsbürgerrecht. Die ihm kraft dessen zustehenden Rechte kann er in jedem deutschen Lande ausüben.“ Zu unserm schmerzlichen Bedauern erhellt mit Bestimmtheit aber weder aus dieser, noch aus irgend einer andern Stelle des Entwurfs, worin das allgemeine deutsche Staatsbürgerrecht bestehen wird. Die Motive sagen Folgendes über diesen Paragraph: „Dieser Artikel handelt im Allgemeinen von dem Staatsbürgerrecht in Deutschland, und ist, weil er in gewisser Weise als maßgebend für alle folgenden Bestimmungen erscheint, an die Spitze des Entwurfes gestellt worden. Er ist aber in seinen Verfügungen allerdings nicht so vollständig und so weit greifend, als wohl gewünscht und erwartet werden dürfte. Namentlich hätte der Ausschuß sehr gerne die allgemeinen Grundsätze über Erwerbung und Verlust des deutschen Staatsbürgerrechts aufgestellt; allein theils der Umstand, daß die Gesammtverfassung und ihr Verhältniß zu den einzelnen Staaten noch nicht geordnet ist, theils die Schwierigkeit, diesen Gegenstand, welcher vielfach mit dem bürgerlichen Rechte verzweigt ist, ohne eine umfassende Gesetzgebung genügend zu behandeln, ließen von dem Versuche abstehen, schon jetzt allgemeine Vorschriften über die Naturalisation zu entwerfen.“ Sehr wahr! aber wenn dem so ist, war es denn unter diesen Umständen überhaupt schon an der Zeit, die Grundrechte aller Deutschen genügend zu formuliren? „Daher“, so fahren die Motive fort, „ist im §. 1 nur ganz kurz der wichtige Satz ausgesprochen, daß für jeden Deutschen ein allgemeines deutsches Staatsbürgerrecht besteht“ (noch nöthiger wäre es vielleicht gewesen, zu sagen, worin es bestehen werde), wobei denn die Rechte, welche die Gesammtverfassung gewährt, und die nicht an besondere Voraussetzungen gebunden sind, von dem rein politischen Recht der Wahl zur Reichsversammlung unterschieden werden.“ Uns ist der Sinn dieser Aeußerung nicht ganz klar geworden. Nach §. 2. soll jeder Deutsche an jedem Orte eines deutschen Staates Aufenthalt nehmen, sich niederlassen, Grundeigenthum erwerben, Kunst und Gewerbe treiben

und das Gemeindebürgerrecht gewinnen können. Sehr ehrenwerthe Befugnisse! Aber soll damit das gesammtdeutsche Staatsbürgerrecht erschöpft seyn? sollte nicht auch jeder Deutsche das Recht haben, ohne sein einheimisches Staatsbürgerrecht zu verlieren, in die Dienste jeder andern deutschen Regierung zu treten? Sollte nicht jeder deutschen Regierung das Recht eingeräumt werden, unbehindert durch lokale Gesetze und Verfassungen ihre Beamten aus allen Deutschen zu wählen? Bei einer Aufzählung aller deutschen Freiheitsrechte dürften diese Befugnisse nicht fehlen. Hoffentlich werden die Debatten der constituirenden Versammlung selbst jedes Dunkel aufhellen, welches zur Zeit noch über den allen Deutschen verliehenen neuen Rechten schwebt, und diese werden eine jeden Zweifel ausschließende Fassung erhalten.

Während die Mehrheit des Ausschusses die Frage: ob die Aufnahme in das Staatsbürgerthum eines deutschen Staates von dem Nachweis des genügenden Unterhalts des Aufzunehmenden und seiner Familie abhängig gemacht werden dürfe? für zu casuistisch ansieht, um hier ihre Erledigung zu finden, hebt der §. 4. des Entwurfs die in einigen Gegenden Deutschlands durch ausländische Gesetzgebungen eingeführte Strafe des bürgerlichen Todes auf. Sollte der Fall, auf den sich diese Bestimmung bezieht, nicht zu singulär seyn, um einen Platz unter den Freiheitsrechten aller Deutschen zu verdienen? So lange es noch ein Strafrecht in Deutschland gibt, werden schwerere Criminalstrafen wohl immer gewisse Nachtheile für die Ehre und die politischen Rechte des Bestraften nach sich ziehen. Das Mehr oder Minder dieser Einwirkung auszumessen, ist schwerlich Sache einer magna charta, vorausgesetzt, daß diese nicht überhaupt die Revision der gesammten Strafgesetzgebung in ihren Bereich ziehen wollte.

Nach §. 5. ist die „Auswanderungsfreiheit von Staatswegen nicht beschränkt. Abzugsgelder dürfen nicht erhoben werden.“ Eine Minderheit hat (wie uns scheint mit großem

Rechte) dieß nicht für genügend gehalten, und für die Auswanderung den Staatsschutz beantragt. Der Ausschuß aber, so erklären die Motive, sei nur deßhalb von einer ausdrücklichen Verfügung darüber abgestanden „theils, weil man der Ansicht war, daß sie nicht hierher gehöre, theils, weil ein besonderer Antrag für die Nationalversammlung angekündigt ward.“ Wir erwähnen dieser Aeußerung nur deßhalb, weil uns daraus, so wie aus mancher andern Bemerkung über Bestimmungen des vorliegenden Entwurfs sich zu ergeben scheint, daß eine feste, durch sich selbst gerechtfertigte Gränze, innerhalb welcher sich die zu entwerfende Acte halten müsse, noch nicht bestand. Unseres Dafürhaltens hätte aber eine solche vor allen weitern Erörterungen ausgemacht und bestimmt gezogen werden müssen. Bei einem solchen Gesetze kömmt es mehr wie bei jedem andern darauf an, selbst den Schein der Willkühr und des bloß zufälligen Beliebens zu vermeiden.

Der zweite Artikel handelt von den Schutzwehren der individuellen Freiheit der Deutschen. Der Gegenstand gehört recht eigentlich in den Bereich dieses Entwurfs, aber wir halten es für ein keineswegs erfreuliches Verhängniß für Deutschland, daß sich in den Ansichten des Ausschusses, als er über diese Fundamentalpunkte unseres künftigen öffentlichen Rechts des Rathes pflog, der Begriff der Freiheit mit dem der Gleichheit Aller, wie es scheint, untrennbar verschwistert und unauflöslich verschmolzen hat. „Die allgemeine Idee des modernen Staates“, sagen die Motive, „welcher im Gegensatz zu den Rechtszuständen des Mittelalters statt der Freiheiten die Freiheit, statt der Rechte das Recht gewähren will, ist an die Spitze des §. 6. gestellt worden.“ In Folge dessen beginnt dieser mit dem obersten Grundsatze der neuern französischen Staatslehre: „Alle Deutschen sind gleich vor dem Gesetze.“ Allerdings führt uns dieß Princip auf die tiefsten Grundlagen aller Freiheiten und alles Rechtes, und somit auf den Gegensatz zwischen dem Staate des Mittelalters und der modernen Staatsidee, folglich auf einen Principienstreit, zurück. Wir

müssen offen bekennen, daß wir uns mit der in den Motiven ausgesprochenen Ansicht nicht einverstanden erklären können, obwohl wir zugleich feierlich und ausdrücklich gegen den Verdacht protestiren, als beabsichtigten wir mittelalterliche Rechts- und Standesunterschiede zurückzuführen, oder eigensinnig für immer festhalten zu wollen, wenn sie entweder schon durch das Leben ihre Bedeutung verloren haben, oder im Laufe der nächsten Zukunft untergehen müssen, und ihr Verschwinden nicht minder im Interesse der Berechtigten, wie in dem der Verpflichteten liegt. Nicht um eine Restauration oder um eine unpraktische und unmögliche Stabilitätstheorie handelt es sich, sondern um ein über Gegenwart und Zukunft entscheidendes Princip und dessen Consequenzen.

Freiheit ist unseres Dafürhaltens volle, durch keinen Dritten beirrte Herrschaft des Berechtigten innerhalb der Sphäre seines Rechts. — Da, wo ich meines Gefallens thun und lassen kann, was ich will, bin ich frei, und ich bin frei, so weit dieser Spielraum reicht. Politische Freiheit ist dann vorhanden, wenn der Staat selbst diese Freiheit anerkennen und heilig halten muß. In sofern es daher verschiedene Rechte gibt, gibt es auch ein verschiedenes Maaß von Freiheit oder Freiheiten. Freiheiten und anerkannte Rechte sind allerdings gleichbedeutend.

Der wesentliche Unterschied zwischen der Theorie des Mittelalters und der modernen Staatslehre scheint uns darin zu liegen, daß jene den nämlichen Schutz allen anerkannten Rechten gewährte, mochten diese ihrem Maße und Inhalte nach auch noch so verschieden seyn, diese dagegen alle Rechte und Freiheiten der Individuen, Familien und Corporationen im Namen des Gemeinwohls dem Staate zur freien und beliebigen Verfügung unterwirft. Wird nun dieses Gemeinwohl im Sinne der modernen, demokratischen Gleichheitslehre gefaßt und in der Gleichheit der Rechte Aller gesucht, so kann das Ziel, bei welchem diese Staatstheorie und die ihr entspre-

chende Praxis anlangen muß, keinem Zweifel unterworfen seyn. Man kann im Namen des Princips der Gleichheit den „Standesprivilegien“ unmöglich mit Sieyes und Mirabeau den Krieg erklären, ohne durch die Macht der Consequenz zuletzt mit Babeuf bei der Abolition der Privilegien des Reichsthums anzulangen, d. h. bei der Abschaffung des Unterschiedes zwischen Reichen und Armen. Dieß nennt man heutzutage Communismus. Frankreich, welches heute am Ende des vor sechzig Jahren begonnenen Processes steht, hat in diesem Augenblicke dieses Ziel bereits erreicht.

Der Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetze kann in einem doppelten Sinne verstanden werden. Entweder heißt er: das Gesetz, als Ausdruck des Willens der Staatsgewalt, schützt so lange dieß mit menschlichen Kräften und ohne Collision mit andern Pflichten möglich ist, Jeden in seinem Rechte. Oder er besagt: das Gesetz hat die Aufgabe, alle Rechte gleich zu machen. Die Mehrheit im Frankfurter Ausschusse scheint diesen Gegensatz wenigstens nicht in seiner principiellen Schärfe aufgefaßt zu haben. Sie scheint zu glauben, daß man in der Politik einen Grundsatz aufstellen und die Entwickelung der Folgen aufhalten könne. „Standesprivilegien finden nicht Statt“, d. h. wie die Motive hinzusetzen, „ein Stand hat als solcher weder im öffentlichen noch im Privatrechte auf Vorrechte Anspruch zu machen!“ So lautet der oberste Grundsatz. „Der Ausschuß“, setzen die Motive hinzu, „hat sich die tief einschneidenden Folgen dieses Princips nicht verhehlt; aber er hat es für unerläßlich gehalten, dasselbe unter die Verfassungsgesetze Deutschlands aufzunehmen.“ In Folge dessen sollen nicht nur die „Standesvorrechte des hohen Adels“, — nicht minder unantastbare Privatrechte wie alle andern! — wegfallen, sondern auch „die besondere Vertretung des Grundadels in den Kammern rc.“ Ein Ausspruch, der zu der Annahme berechtigt, der Ausschuß habe die Abschaffung aller „Standesprivilegien“ ausdehnen wollen bis zur Nichtanerkennung der Rechte und Interessen aller einzelnen, in Deutschland vorhandenen Kategorien von

Einwohnern und ihrer verschiedenen Lebenssphären. Allerdings ein in seinen Folgen tief in das Wohl und Weh des deutschen Volkes einschneidendes Princip! Soll der Grundadel, d. h. die Klasse der reichern Grundbesitzer, nicht mehr auf besondere Vertretung in den Kammern Anspruch haben, wie dürften solche die Städte, die Bauern, die Universitäten, die Kirche verlangen? Und wenn jedes Recht, welches irgend ein Anderer nicht hat, ein Vorrecht ist, so ist der Reichthum das schneidendste aller Privilegien! Will der Ausschuß nur noch Massen von Individuen anerkennen, Haufen von numerirten Rechtssubjecten, die allein das miteinander gemein haben, daß sie Menschen sind? Dann müssen freilich alle Unterschiede des Lebensberufs, des Vermögens, der Bildung, der Interessen, sobald dieser Standpunkt folgerichtig festgehalten wird, in die Kategorie der „Standesprivilegien" fallen, deren Abschaffung jetzt vor sich gehen soll. Sie haben dann allesammt nicht mehr das Recht, sich als gemeinsame Interessen und Rechte in den Kammern laut zu machen. Dieß zu verhindern, ist aber unmöglich. Auch die, wie eine Quadratwurzel, durch ein bloßes Divisionsexempel aus den Volksmassen herausgezogenen Vertreter, sondern sich sofort wieder in Parteien, d. h. sie vertreten wiederum nur das, was einer Mehrheit unter ihnen gemeinsam ist. Bloße Individuen, ohne alle und jede Gemeinsamkeit der Rechte und Interessen, und ohne allen innern Zusammenhang sind gar keiner Vertretung fähig. Die Zerstörung dieser Gemeinsamkeit ist daher auch immer die nothwendige und unerläßliche Vorbereitung zur Gründung des Despotismus. Je tiefer jene Zerstörung des corporativen und gemeinsamen, d. h. des ständischen Elementes greift, desto schneidender und gewaltsamer kann der Despotismus einwirken, der solche Wege geebnet findet. Einstweilen ist es in Deutschland keine leichte Aufgabe, jene ständische Sonderthümlichkeit zu vernichten. Die in Wien herrschende Partei z. B. ist allerdings damit beschäftigt, alle bisherigen Stände für abgeschafft zu erklären; aber in demselben Augenblicke geht sie selbst, wie die österreichische Zeitung berichtet,

mit dem Plane schwanger, zwei neue ständische Corporationen mit abgesonderter Vertretung ihrer Particularinteressen in der künftigen österreichischen Kammer zu schaffen: den Stand der Arbeiter und den der österreichischen Studenten. Ja, im Frankfurter Ausschusse selbst ist ein ähnlicher Versuch laut geworden, der freilich vorläufig noch in der Minderheit blieb. — Während allen „Standesprivilegien" das Todesurtheil gesprochen ward, ging ein Antrag, dem nicht wenige Stimmen beifielen, dahin: ein neues Vorrecht zu schaffen. Wir meinen die Aufhebung der Todesstrafe für alle politischen Verbrecher. Unzerstörbare Natur der Dinge! In demselben Augenblicke, wo feierliche Decrete die Gleichheit einführen, schaffen die erbitterten Gegner des Alten und Hergebrachten, ohne daran zu denken, neue Unterschiede und Standesklassen nach ihrem Sinne!

Scheint nach dem Bisherigen die Mehrheit des Frankfurter Ausschusses wirklich Willens, die Rechte aller Deutschen auf ein möglichst gleiches Maaß zu setzen, so hat sie dennoch augenscheinlich nicht den Vorsatz, dieses Princip nach allen Seiten hin streng durchzuführen. Sie erklärt zwar, im Widerspruche mit dem §. 26. aufgestellten Princip *), die Gerichtsbarkeit, die gutsherrliche Polizei, nebst den übrigen, einem Grundstücke zuständigen Hoheitsrechten **) und Privilegien,

*) „Eine Enteignung kann nur aus Rücksichten des gemeinen Besten, nur auf Grund eines Gesetzes und nach vorgängiger gerechter Entschädigung vorgenommen werden."

**) Es ist begreiflicherweise etwas ganz Anderes, ob die Aufhebung solcher Rechte im Interesse einer guten Rechtspflege und Verwaltung gewünscht, oder ob sie im Namen der französischen Gleichheitstheorie verlangt wird. In ersterer Beziehung ist es keinem Zweifel unterworfen, daß der Mißbrauch eines Rechtes dessen Verlust nach sich ziehen kann. Wäre dem Grundadel in der vorliegenden Acte bloß die Befugniß eingeräumt, jenen zum Theil bloß onerosen Regalien entsagen zu können, so läge darin eine Erweiterung der der Freiheit des Adels, und der Zweck der Wegräumung jener

ferner die aus solchem Verbande herstammenden Befugnisse, Exemtionen, Abgaben und Leistungen, endlich das Jagdrecht auf fremdem Grund und Boden für aufgehoben ohne Entschädigung, verordnet, daß aller Lehnverband gelöst werden soll, und vernichtet die Patrimonialgerichtsbarkeit. Dennoch aber sind mehrere andere Anträge, die folgerichtig auf diesem Wege lagen, in der Minderheit geblieben, und die Mehrheit hat geglaubt, ihnen gegenüber, glücklicher als Ludwig Philipp, sich in einer richtigen Mitte halten zu können. Sie hat, — dießmal dem Beispiele Frankreichs von 1789 untreu! — den Antrag auf vollständige Aufhebung des Adels und Abschaffung aller Ordenstitel zurückgewiesen. Sie hat die Aufhebung der Stellvertretung bei der Wehrpflicht verworfen, und dadurch doch wenigstens einem Standesprivilegium Gnade widerfahren lassen (dem der Wohlhabenden, die einen Stellvertreter bezahlen können vor den Armen, die dazu nicht im Stande sind). Zwar hat sie unter die Gesammtrechte aller Deutschen eine Beschränkung der Freiheit, nämlich das Verbot der Vergrößerung aller bestehenden und der Stiftung neuer Fideicommisse aufgenommen, während etwa die entgegengesetzte Bestimmung: daß jeder Deutsche ohne Unterschied des Standes und der Geburt zur Errichtung von Fideicommissen berechtigt seyn sollte, eine Schutzwehr gegen französische Zerstückelung des Grundes und Bodens, und deren Gefolge von Elend und schmachvoller Verarmung, mithin der Wohlfahrt der deutschen Nation er-

---

Hoheitsrechte wäre dann auf völlig rechtlichem Wege in einem oder zwei Menschenaltern auch erreicht. Werden aber jene Rechte um der Gleichheit willen durch einen Federstrich aufgehoben, so ist dieß ein höchst bedenklicher Eingriff in bestehende Rechte, folglich in die Freiheit. Daß dieser Schlag nur den Adel treffe, ist ein Argument, welches von eben so wankender Moralität, als von geringem Scharfblick zeigt. Wird im Namen der Gleichheit heute der Edelmann beraubt, so kann der Banquier, der Capitalist, der Fabrikant sicher seyn, spätestens morgen geplündert zu werden.

spriefslicher und der Idee der Freiheit entsprechender gewesen wäre. Aber auch in diesem Falle ist dieselbe Mehrheit wieder auf halbem Wege stehen geblieben. „Es ward nämlich", sagen die Motive, „von einigen Mitgliedern die freie Theilbarkeit des ländlichen Grundbesitzes und die Entfernung einer jeden besondern Erbfolge, welche dem hinderlich sei, verlangt, sowohl hinsichtlich der Familienfideicommisse als der Bauerngüter — aus politischen und aus staatswirthschaftlichen Gründen. Die Mehrheit dagegen hielt dafür, daß hier mit großer Vorsicht zu verfahren sei, weil es sich um Rechtsverhältnisse handle, welche mit den innern Beziehungen der einzelnen Familien eng zusammenhängen, und namentlich was die Bauerngüter betrifft, von der Sitte und den landwirthschaftlichen Einrichtungen vieler Gegenden bedingt sind. Daher ward beschlossen, über das Recht der Bauerngüter, dessen Ordnung bei seiner großen Verschiedenheit am besten der Landesgesetzgebung überlassen bleibe, nichts aufzunehmen, dagegen die Vergrößerung und Vermehrung der Familienfideicommisse" (und der in die nämliche Kategorie fallenden Stamm- und Familiengüter des hohen Adels) „zu verbieten, die Zulässigkeit der Aufhebung durch Familienbeschluß auszusprechen, die jetzt bestehenden aber nicht für aufgehoben zu erklären." Es versteht sich von selbst, daß wir die Mäßigung in der Anwendung eines Princips, welches wir für falsch und landesverderblich halten, nicht tadeln wollen. Das Princip selbst wird dadurch aber weder in seiner rechtlichen Natur, noch in volkswirthschaftlicher Hinsicht geändert, und eben so wenig werden die Wirkungen desselben sich säumig finden lassen. Einstweilen genügt es, daß es aufgestellt wurde.

So wenig die Mehrheit des Ausschusses aus der als Grundsatz aufgestellten Abneigung gegen den Grundadel schon jetzt alle Folgerungen zog, die das Princip der Gleichheit enthält, so wenig und noch weniger war sie geneigt, die Gleichmachung auch in Beziehung auf das bewegliche Vermögen durchzuführen. Mehrere Anträge, die stark in dieses Gebiet hinüberspielen, sind in der Minorität geblieben; so die Vor-

schläge: daß die Höhe des Steuerbeitrages sich nach dem Vermögen und Einkommen eines Jeden richten solle; daß die Vorsorge für Arbeitsunfähige Sache der Gemeinden und beziehungsweise des Staates sei, und daß durch die Reichs- und Staatengesetzgebung insbesondere für die Unvermögenden, die Arbeitenden und Gewerbtreibenden gesorgt werden solle. Je augenscheinlicher diese Anträge eine Ausgleichung des Standesunterschiedes zwischen Armen und Reichen einzuleiten suchen, deren Nothwendigkeit und Rechtmäßigkeit auch der Ausschuß im Princip zugegeben hat, desto wichtiger ist es, einen Blick auf die Art und Weise zu werfen, wie sich die Mehrheit diesen mißliebigen Consequenzen aus der an den Eingang gestellten „allgemeinen Idee des modernen Staates“ entzieht. Die Fassung dieses Paragraphen (30.), sagen die Motive, „ist absichtlich etwas unbestimmt gehalten, weil der Ausschuß nicht im Fall war, zur Durchführung richtiger Grundsätze über Besteuerung bestimmte Vorschläge zu machen, welche doch allein falschen Folgerungen und Uebertreibungen vorbeugen können. Auch muß ja im einzelnen Falle die Anwendung der Principien der gesetzgebenden Gewalt in einer gewissen Weite überlassen bleiben. . . . . Eben so hält der Ausschuß dafür, daß die Frage über die Armenpflege und die dabei nöthige Betheiligung der Familie, der Gemeinde und des Staates mit der Aufstellung eines allgemeinen Princips nicht gelöst werden könne; daß vielmehr ein genaueres Eingehen auf diese Frage, deren außerordentliche Wichtigkeit Niemand verkenne, mit der Ausführung bestimmter Anstalten und Einrichtungen in Verbindung gebracht werden müsse. Ueberhaupt aber sei das Verhältniß zwischen dem Bedürfniß und den Mitteln, es zu befriedigen, hier doch von entscheidender Wichtigkeit; täusche man sich hierin, so sei man in Gefahr, Hoffnungen rege zu machen, deren Erfüllung außer der Macht des Gesetzgebers stehe.“ Man sieht, der Knoten ist nur weiter hinausgeschoben, nicht gelöst. Doch wird es schwer halten, die Anforderungen der „Idee des mo-

dernen Staates„ mit solchen Mitteln auf die Dauer zurückzuweisen.

Außer der Ausgleichung der Vermögensunterschiede liegt im Princip der Gleichheit zweifelsohne auch die Forderung: daß jeder Deutsche ohne Ausnahme das Recht habe, bewaffnet zu seyn. Nichtsdestoweniger ist ein deßfallsiger Antrag in der Minorität geblieben. „Es sei gewünscht", sagen die Motive, „daß das Waffenrecht für alle Deutschen hier gewährleistet werde, der Antrag aber verworfen, theils weil in der allgemeinen Wehrpflicht und der Bürgerwehr das Recht seinem Wesen nach schon anerkannt, theils weil es bedenklich sei, in der Reichsverfassung ein solches Recht unbedingt zu garantiren; die für die Ordnung und Sicherheit nothwendigen Maßregeln könnten dadurch unter Umständen zu sehr beschränkt werden!" Freilich! denn wenn wirklich der neugeschaffene Stand der Proletarier allenthalben, immer und unter allen Umständen das, durch eine magna charta gewährleistete Recht besäße, bewaffnet zu seyn, so dürfte er bald eine viel vollständigere Gleichheit der Rechte und des Vermögens einführen, als die Mehrheit im Frankfurter Ausschusse für dienlich erachtete. — Auch hier pflichten wir natürlich dem Ausspruche der letztern unbedingt bei, verhehlen uns aber auch nicht, daß dieß nur auf Kosten des abstracten Princips der Gleichheit geschehen könne. Denn ein für alle Mal: täuschen wir uns nicht! Deutschland hat bloß die Wahl zwischen der Ordnung, der Gerechtigkeit und dem gesunden Menschenverstande auf der einen und der französischen Gleichheit, die eine Täuschung und eine Unmöglichkeit ist, auf der andern Seite.

Der wichtigste und inhaltschwerste Gegenstand, mit welchem eine Feststellung der Grundrechte der deutschen Motive sich beschäftigen mußte, war die Religions- und Kirchenfreiheit. Hier sitzt Deutschlands Todeswunde, und wenn es dem Parlamente zu Frankfurt gelänge, wir wollen nicht sagen: sie zu heilen, sondern nur den Weg zu entdecken, der zur Heilung

führt, — wahrlich! dann würden wir die Stunde segnen, die den ersten Gedanken gebar, jene Versammlung zu berufen! Einstweilen wollen wir, um in dieser bestrittensten, durch Mißverständniß und Leidenschaft in unlösbare Verwirrung gebrachten Frage, vorläufig nur ein Fundament zur weitern Discussion zu gewinnen, auf zwei in der unläugbarsten Wirklichkeit vorliegende, offenkundige Thatsachen aufmerksam machen. Die erste derselben ist die: Deutschland ist in seinen religiösen Ansichten, Meinungen und Ueberzeugungen dermaßen getheilt und zerissen, daß eine Wiedervereinigung, ja auch nur eine bloße Annäherung dieser nicht bloß nach allen Richtungen der Windrose auseinanderfahrenden, sondern geradezu gegen einander anstürmenden Richtungen jenseits der Gränze jeder menschlichen Macht liegt. Der alte Gegensatz zwischen der katholischen Kirche und dem Protestantismus bezeichnet keineswegs mehr vollständig den heutigen Zustand; die Spaltung ist bei weitem tiefer bis auf den Kern des religiösen Lebens gedrungen, und zahlreiche Mittelschichten liegen zwischen den beiden Endpunkten. Welcher kirchlichen oder unkirchlichen Fahne man auch folgen möge, diese Thatsache muß Jeder zugeben, der nicht vor der handgreiflichsten Wahrheit die Augen verschließt. Ein zweites, nicht minder augenfälliges Factum ist es, daß die Staatsgewalt in allen deutschen Ländern sich mit oder ohne ihre Schuld, den kirchlichen Fragen gegenüber, seit den letzten Jahrzehnten in einer Stellung befand, die den Widerwillen, die Abneigung, ja den Haß nicht bloß dieser oder jener, sondern aller Parteien recht eigentlich herausforderte. Diese falsche Stellung war nicht bloß verletzend und unerträglich, sie war geradezu unmöglich geworden. Wer die innere Geschichte Deutschlands seit dem Wiener Congresse unbefangen und unparteiisch erwägt, wird zugeben müssen, daß vorzugsweise durch Mißgriffe der weltlichen Gewalt auf dem Gebiete dieser kirchlich-religiösen Fragen jene Saat des Mißtrauens und der Geringschätzung gegen die Regierungen groß gezogen wurde, die endlich im März dieses Jahrs zur Aerndte reif ward. Insbesondere verdankt Preußen seine

Revolution mindestens zu neun Zehntheilen seiner oft wechselnden, aber immer unglücklichen, zwar listigen, aber bis zum Unglaublichen ungeschickten, jedesmal jedoch mit dem leidenschaftlichsten Eifer getriebenen Politik in Kirchensachen. Während Friedrich Wilhelm III. zuerst zu Gunsten der dogmenlosen Union die protestantische Orthodoxie und das alte Lutherthum, dann im Namen protestantisch-propagandistischer Interessen die Anhänglichkeit der Rheinländer an den Glauben ihrer Väter proscribirte, suchte der Exminister Eichhorn, an der Spitze einer Cohorte „loyaler" Journale von anrüchigster Moralität, seinen halb pietistisch, halb neologisch „christlichen Staat" auf die Trümmer der katholischen Kirche zu gründen. Welche Zustände die, mit blinder Hartnäckigkeit an den josephinischen Theorien der achtziger Jahre festhaltende Bureaukratie in Oesterreich herbeiführte, ist bereits früher in diesen Blättern nachgewiesen. Die bayerischen Protestanten erfüllten die Welt mit ihren Klagen; Ronge und seine Kirche wurden im Norden von Deutschland zuerst von Regierungswegen vorgeschoben, dann Preis gegeben. Das Ergebniß war zuletzt die tiefste Unzufriedenheit und Erbitterung Aller und Jeder, die ein religiöses, oder selbst nur ein aufrichtiges, antireligiöses Interesse hatten, nicht bloß Derer, die verfolgt und unterdrückt, sondern auch selbst Derer, die durch schnell wechselnde Gunst der Gewalt scheinbar gefördert und gehoben wurden. Denn auch diese hatten nur zu oft das Mißliche und Entwürdigende ihrer Stellung zu empfinden, die ihnen keineswegs ein uneigennütziger, überzeugungstreuer Eifer für ihre Sache, sondern ein politischer Plan oder eine eigensüchtige Berechnung angewiesen hatte, innerhalb welcher sie als Mittel zu einem Zwecke figuriren sollten, der mit Religion und Glauben nichts gemein hatte. Dieß Loos theilten, wenn man die Zustände verschiedener Länder Deutschlands zusammenrechnet, der Reihe nach, alle religiösen oder irreligiösen Parteien; Katholiken und Altlutheraner, Rationalisten und Pietisten, Ronge'sche Neuchristen und deutsche Puseyiten. Ein solcher Zustand der demoralisirenden Schmach

und Entwürdigung kann aber nicht dauern, und das deutsche Volk, welcher staatsrechtlichen Theorie man auch anhängen möge, hat ein wohlgegründetes Recht, ihn für immer beseitigt zu sehen.

Gehen wir auf die Wurzel und Quelle dieser wahrhaft empörenden Uebelstände zurück, so liegt diese in dem territorialistischen Kirchenstaatsrechte, welches an sich weder protestantisch noch katholisch, ungefähr ein Jahrhundert nach der Glaubensspaltung, zuerst in Venedig aus heidnisch-antiken Reminiscenzen wieder auftauchte, und in Paul Sarpi einen eben so hinterlistigen und haßerfüllten, als gewandten Begründer fand. Hobbes und Spinoza haben denselben Gedanken mit philosophischer Dialectik folgerecht durchgeführt; Thomasius hat daraus auf deutsch-protestantischem Gebiete eine Theorie geformt, die dem hier bereits vorhandenen Zustande trefflich entsprach, der Trierer Weihbischof schlug mit vorsichtiger, das letzte harte Wort der Trennung immer noch verschiebender Halbheit die Brücke aus dieser Lehre in die Staatspraxis der katholischen deutschen Reichslande und des kaiserlichen Hofes. Zuletzt hat Hegel das Staatsidol, welches er vorfand, als Krone an das Gerüst seines spiritualistisch-pantheistischen Systems gehängt und den Bausegen darüber gesprochen.

Die territorialistische Staatstheorie und Praxis, wie sie sich in jüngster Zeit durch Wort und That entwickelt hatte, ruht ihrem wesentlichen Inhalte nach in Deutschland auf folgendem Fundamente. Im Grunde ist alle Religion ein Blendwerk eigennütziger Pfaffen, aber wir können uns, schon des öffentlichen Aergernisses halber, ihrer zur Stunde noch nicht förmlich und ausdrücklich entschlagen. Geschickt gehandhabt kann sie sogar einstweilen noch als Zaum und Zügel für den dummen Pöbel dienen. Möge sie daher bis auf Weiteres als Magd der Polizei ihr Wesen forttreiben. Doch ist es gut, — Hegel bevorwortet dieß ausdrücklich! — wenn mehrere „Religionsparteien“ mit gleichen Rechten neben einander stehen, sich

wechselseitig befehden, schwächen und aufreiben. Desto weniger kann die eine oder andere staatsgefährlich werden. Alle ohne Ausnahme aber muß die Staatsgewalt im Geiste der indifferentistischen Aufklärung und den Zwecken der Staatspolizei gemäß niederhalten, beaufsichtigen, reglementiren, administriren und regieren. Nur unter dieser Bedingung dürfen sie fortbestehen und nur innerhalb des engen Kreises, den Staatszwecke und politische Absichten gezogen haben, dürfen sich die kirchlichen Bekenntnisse bewegen. Geht darüber der religiöse Geist zu Grunde — desto besser! Denn dahin soll es gerade kommen, daß jede Kirchenpartei nur Marionette der Staatsgewalt ist. Das Verlangen nach Freiheit der Kirche ist Hochverrath; Freiheit des Glaubens aber, in sofern darunter das Recht verstanden wird, sich von jedem kirchlichen Bekenntnisse loszusagen, unantastbare Befugniß des Einzelnen.

Das hier geschilderte System, wie es in den letzten zwei Jahrzehnten vor dem Ausbruch der Revolution in Deutschland auf die Spitze getrieben wurde, ist ein leibliches Kind des absoluten Polizeistaates, und nur in innigster Verbindung und Verbrüderung mit diesem denkbar. An dem guten Willen: den deutschen Territorialismus nach England zu verpflanzen, und dort einen, dem deutschen nachgebildeten Apparat von Gesetzen gegen die katholische Kirche in's Feld zu stellen, hat es wahrlich dem toryistischen Kabinette von 1829 nicht gefehlt. Sind wir recht berichtet, so ließ sich dieses, ehe es sich zur Emancipation der Katholiken entschloß, noch als letztes Mittel zur Vernichtung des verhaßten Papismus ein Brevarium der österreichisch-josephinischen Gesetzgebung kommen. Aber das Arcanum erschien alsbald unanwendbar. Das besagte Staatskirchenrecht ist nur unter der Voraussetzung gewisser organischer Polizeieinrichtungen zu gebrauchen, an denen es dem brittischen Staatswesen gebrach, und Gottlob! noch bis auf diese Stunde gebricht. Dahin gehört zuerst strenge Censur in Betracht der inländischen Presse, verbunden mit sorglicher Ausschließung gegen alles jenseits der Gränze Gedruckte. Denn ohne diese

beiden, preiswürdigen Institutionen ist das landesherrliche Placet — oder die Absperrung der inländischen Geistlichkeit und Laienschaft von den Befehlen und Weisungen des Kirchenoberhauptes — rein illusorisch. Kann mittelst der freien Presse in wenigen Tagen schon Jedweder das, was der Papst in Rom gesprochen, in jedem inländischen Blatte und Blättchen lesen, so ist das Placet der Staatspolizei, oder die Erlaubniß zur Veröffentlichung, ein bis zum Lächerlichen überflüßiger Luxus. Auch das Verbot der Correspondenz mit „ausländischen Kirchenobern" hat nur dann ihren praktischen Sinn, wenn geheime Brieferbrechungsanstalten die Befolgung desselben verbürgen. Am unentbehrlichsten aber ist zur Verwirklichung des Territorialsystems ein unbedingter und strenger Lehr- und Erziehungszwang. Wie könnte die Bildung der künftigen katholischen Geistlichkeit im Sinne des Febronianismus, oder die der protestantischen im Geiste des Princips der landesherrlichen Consistorialgewalt, geleitet werden, wenn die Errichtung von Unterrichtsanstalten aller Art, und mit dieser die Lehre und Wissenschaft, unbedingt freigegeben würde? Das Territorialsystem bedarf des dumpfen Studienzwanges auf bestimmten, inländischen Lehranstalten, des engherzigen Festhaltens an vorgeschriebenen Lehrbüchern, der durch den Staat gewählten und und eingesetzten polizeigerechten Lehrer, welche die Jugend im widerkirchlichen Geiste bearbeiten können, so nothwendig wie die Pflanze der Luft und des Sonnenscheins. Endlich ist das Verbot aller und jeder Vereine und Versammlungen, oder wenigstens deren strenge Abhängigkeit von willkührlicher Staatserlaubniß und polizeilicher Ueberwachung, eine der unerläßlichsten Vorbedingungen des macchiavellistischen Absolutismus in Sachen der Kirche. Wie ließe sich sonst das kirchliche Leben des Volks ersticken, welches tausend Mal gehemmt, zertreten und gefesselt, immer auf's Neue wieder in zahlreichen Bruderschaften und Vereinen für kirchliche Zwecke hervortritt. Mit einem Worte also: mit dem Wegfallen aller dieser Behelfe des Polizeistaates ist thatsächlich auch der bisherige Staatsabsolutis-

mus in Kirchensachen gerichtet und gefallen, möge man ihn auch noch so eigensinnig festhalten wollen. Es handelt sich nur darum, daß die wirkliche Lage der Dinge, wie sie ist, erkannt, und daß das in diesem Augenblicke Naturgemäße und Vernünftige, durch die einfache Lage der Sache Gegebene, folgerecht ausgesprochen werde.

Die historisch-politischen Blätter sind weit davon entfernt, in Betreff des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche irgend eine Normaltheorie verfechten zu wollen. Daher liegt es auch im geringsten nicht in unserer Absicht, die absolute Trennung beider Sphären als naturrechtliches, für alle Zeiten, Länder und Völker gültiges Princip zu behandeln, wie dieß unüberlegterweise heutzutage in Frankreich an der Tagesordnung ist. Wir stellen uns lediglich auf den praktischen Boden und fragen: was heute, bei uns und in unserer gegenwärtigen Lage das Gerechte, Nothwendige, Heilsame ist? Denn nicht die Erörterungen, Wortgefechte und Beschlüsse sind es, welche die Beziehungen zwischen Staat und Kirche schaffen; sondern durch die höhere Fügung wird beiden das Gesetz ihres gegenseitigen Verhältnisses auferlegt. Nur darauf kömmt es an, diese Fügung mit klarem Blicke zu erkennen, richtig zu verstehen, was das Gesetz der Zeiten und die Noth des Augenblickes verlangt, und dann mit freiem Willen in die Bahnen einzulenken, in welche uns, mit oder ohne unsere Einwilligung, die Macht der Ereignisse drängt. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend müssen wir Jene, die heute in Frankfurt über Deutschlands Zukunft das Loos zu werfen berufen sind, ernsthaft und dringend bitten: sich vor Allem die Fragen, um deren Beantwortung sich zum größten Theile unser Schicksal dreht, so klar und einfach als möglich zu stellen. Es sind folgende. Erstens: Ist es wohlgethan, ist es auch nur möglich, das System einer, fast über das Maß von Amerika hinausgehenden politischen Freiheit in Deutschland einzuführen, und inmitten dieser neuen Einrichtungen, der Kirche gegenüber, das System des absoluten Polizeistaates aufrecht zu erhalten? und zweitens: ist

es umgekehrt nicht gerathener und vernünftiger, auch in diesem Punkte den letzten entscheideden Schritt auf der Bahn der Freiheit zu thun, und einfach anzuerkennen, daß die Kirche jedes Bekenntnisses genau die nämlichen Rechte habe, wie jeder andere Privatverein?

Täuschen wir uns nicht über die naturnothwendigen und unvermeidlichen Folgen der einen und der andern Entscheidung. Wollen die Träger der Staatsgewalt, welche die Revolution in Deutschland an das Ruder der Geschäfte gebracht hat und ferner noch bringen wird, das alte System der Bevormundung und Knechtung der Kirche noch weiter durchführen, so mögen sie es sich gesagt seyn lassen, daß ihnen der alte, traditionelle, eingelebte Respect nicht mehr schützend zur Seite steht, dessen sich die frühern Regierungen erfreuten. Auch möchten sie selbst schwerlich mehr, wie diese, im Stande seyn, sich zwischen den Kräften, durch die sie selbst gehoben wurden, und den ernstern kirchlichen Bestrebungen der Katholiken wie der christlich gesinnten Protestanten, in der „richtigen Mitte“ einer flauen, unentschiedenen Halbheit zu halten. Es würde also zur Verfolgung kommen, und dann würden die jetzigen Regierungen sich mit allen ernstern und bessern Geistern jeder kirchlichen Gemeinschaft in einen Kampf auf Leben und Tod verwickelt sehen, in welchem es keine Siege, sondern, wie auch die Würfel der Entscheidung fallen, nur Schmach und Niederlagen gibt. Sie würden sich einer starken, aus den scheinbar heterogensten Elementen zusammengesetzten Partei gegenüber sehen, der bisher noch keine weltliche Macht gewachsen war, am wenigsten eine solche, die ihr eigenes Fundament antasten müßte, wollte sie auf kirchlichem Gebiete gegen die Freiheit streiten. Umgekehrt würde jede Gewalt, welche diese Freiheit und Unabhängigkeit jeweder kirchlichen Partei und Richtung, ohne Ausnahme, ehrlich und aufrichtig gewährte, sofort nach ganz verschiedenen Seiten hin eine Macht gewinnen, die ihr eine Bürgschaft für ihre eigene Zukunft wäre. Es würde, diese Freiheit vorausgesetzt, auch in Deutschland geschehen, was das Beispiel von

Amerika zeigt; alle kirchlichen Bekenntnisse ohne Ausnahme würden die freie Verfassung des Landes als Bollwerk ihrer eigenen Unabhängigkeit und Freiheit lieben und vertheidigen. Mit der Durchführung des absolutistischen Kirchenstaatsrechtes übernähme jede Regierung ein Geschäft, wozu sie weder berechtigt noch befähigt wäre; die Aufgabe: alle kirchlichen Parteien zu regieren, geht, heute mehr wie je, über das höchste Maß menschlicher Kräfte. Der entgegengesetzte Weg: jeder religiösen Gemeinschaft die Verwaltung und Regierung ihrer eigenen Angelegenheiten selbst zu überweisen, ließe einfach die Natur walten, und stellte das, was Menschenweisheit nicht mehr schlichten kann, ruhig und gelassen der Vorsehung anheim. Welcher Weg eher zur Versöhnung der Gemüther führen würde: die gewaltsame und herrische Einmischung der Staatsgewalt, die ohne Bevorzugung des einen oder anderen Bekenntnisses nicht möglich ist, in das Gebiet der Kirche, oder eine neutrale Stellung der Macht, die Jedem dasselbe Maß uneingeschränkter Freiheit und Unabhängigkeit gewährt, und dadurch jeden möglichen Anlaß zu Mißtrauen und neidischer Eifersucht wegen weltlicher Bevorzugung ein- für allemal beseitigt? Diese Frage möge jeder Unbefangene sich selbst beantworten.

Wir haben in dem Bisherigen unsere Ansicht niedergelegt über die Aufgabe, welche Deutschland auf kirchlich-religiösem Gebiete vorliegt, und über den Weg, welcher unseres Erachtens allein zu ihrer befriedigenden Lösung führt. Sehen wir jetzt, was der Ausschuß der constituirenden Nationalversammlung in diesem Sinne gethan, und welche Grundsätze er deßfalls in der Erklärung der Grundrechte aller Deutschen niedergelegt hat. Der Kirche der einzelnen Bekenntnisse und ihrer corporativen Rechte geschieht in diesem Actenstücke auch nicht mit einer Sylbe Erwähnung; selbst das Wort Kirche scheint im Wörterbuche der jungen Freiheit zu fehlen. Dafür ist freilich auch auf der andern Seite, was wir in keiner Weise beklagen, von einem Schutzrechte des Staates über die Kirche

eben so wenig Meldung gethan, als von dem berüchtigten jus cavendi der Josephiner (dem Rechte oder vielmehr der Pflicht des Staates: der Kirche gegenüber fortwährend auf seiner Hut zu seyn.) Für einen noch günstigern Fortschritt müssen wir es anerkennen, daß allen Deutschen gewisse Rechte eingeräumt werden, die, — ehrlich gehandhabt! — es fortan schlechterdings unmöglich machen würden, daß jenes vorgebliche Schutzrecht zu einem Werkzeuge der Marter und Verfolgung gegen die Kirche gebraucht werden könnte. „Die bürgerliche Gültigkeit der Ehe ist nur von der Vollziehung des Civilactes abhängig." (§. 16.) Hiermit ist ein großer Stein des Anstoßes weggeräumt, und hoffentlich werden jetzt jene empörenden Zumuthungen an katholische Priester aufhören: Ehen den Segen der Kirche zu ertheilen, welche das Oberhaupt derselben verboten hat. Denn: „Niemand soll zu einer kirchlichen Handlung oder Feierlichkeit gezwungen werden." (§. 15.) Auch die Staatsbevormundung katholischer Schulen, das Vorschreiben von unkirchlichen Lehr- und Schulbüchern durch Staatsbehörden, die Ausschließung gläubiger Katholiken nicht bloß vom öffentlichen Lehrwesen, sondern selbst vom Privatunterrichte, endlich das Verbot des Besuchs auswärtiger katholischer Schulen — Maßregeln, von denen die Katholiken (nicht bloß in Preußen!) zu erzählen wissen! — alles Dieses wäre in Zukunft, wenn es jemals noch in einem deutschen Lande vorkäme! ein strafwürdiger Verrath an den Grundrechten jedes Deutschen. Denn: „die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei." (§. 17.) „Unterricht zu ertheilen und Unterrichtsanstalten zu gründen, steht jedem unbescholtenen Deutschen frei." (§. 18.) Eben so steht Jedem frei: „seinen Beruf zu wählen und sich für denselben auszubilden, wie und wo er will" (mithin selbst in Rom). (§. 20.) Vereine auch für jedweden denkbaren, kirchlichen Zweck zu gründen kann Niemanden verwehrt werden, denn „die Deutschen haben das Recht, Vereine zu bilden. Dieses Recht soll durch keine vorbeugende Maßregel beschränkt werden." Auch kirchliche Andachtsübungen sind von jeder Controlle frei, denn

„jeder Deutsche ist unbeschränkt in der gemeinsamen häuslichen und öffentlichen Uebung seiner Religion“ (§. 12.), und selbst den Katholiken (sie sind wenigstens nicht namentlich ausgenommen!) darf „die Preßfreiheit weder durch Censur, noch durch Concessionen oder durch Sicherheitsbestellungen beschränkt werden.“ (§. 10.) Die Deutschen, nicht bloß jene, welche Gott läugnen, sondern, wie es scheint, sogar die Christgläubigen, haben das Recht, sich friedlich und ohne alle Waffen zu versammeln; „einer besondern Erlaubniß dazu bedarf es nicht.“ Was ist es also, was wir nach allen diesen wichtigen Einräumungen noch vermissen?

Nur eine, aber eine unerläßliche Bedingung. Die einfache Erklärung nämlich:

> „Die Kirche jedes Bekenntnisses und jedwede sonstige religiöse Genossenschaft, genießt sowohl in Hinsicht des Erwerbs und der Verwaltung ihres Vermögens, als in Betreff der Bestellung ihrer geistlichen Vorsteher, Obern und Lehrer dieselben Rechte und Freiheiten, wie jeder andere, mit den Rechten einer Corporation versehene Privatverein. Jedwede, in frühern Staatseinrichtungen begründete Berechtigung oder Verpflichtung der Staatsgewalt sich mit der Regierung oder Verwaltung kirchlicher und religiöser Gesellschaften zu befassen, fällt weg.“

Ist es die Absicht der Mehrheit des Ausschusses gewesen, der Kirche jedes Bekenntnisses diese volle ehrliche Freiheit zu gewähren, und dadurch einen nie versiegenden Quell des Hasses und der Zwietracht unter den Deutschen zu verstopfen? Leider erhellt aus mehreren Anzeichen, daß die so nahe liegende Ueberzeugung: dieses hohe Ziel sei nur auf dem Wege der Emancipation der Kirche vom Staate zu erreichen, nicht die der Majorität des Ausschusses gewesen ist. Zwar verheißt der §. 10. jedem Deutschen „volle Glaubens- und Gewissensfreiheit“, aber wie der absolute Polizeistaat z. B. in Preußen der

Reihe nach die Altlutheraner, die Katholiken und (in neuerer Zeit, nachdem sich das Regierungssystem geändert) die protestantischen Freichristen trotz derselben individuellen Freiheit gemaßregelt hat, die das allgemeine Landrecht noch ausdrücklicher als der Frankfurter Entwurf jedem Gewissen gewährt, — dieß wird die Geschichte der Nachwelt genügend aufbewahren. Nach dem §. 12. des Entwurfs ist: jeder Deutsche unbeschränkt in der gemeinsamen häuslichen und öffentlichen Uebung seiner Religion. Leider aber öffnet der Nachsatz — („Verbrechen und Vergehen, welche bei Ausübung dieser Freiheit begangen werden, sind nach dem Gesetze zu bestrafen") — eine Hinterthür, durch welche das gesammte Heer absolutistischer Polizeimaßregeln zur Knechtung der Kirche, die man zur vordern Pforte hinausgewiesen, sich unbeschrieen wieder einschleichen kann. Es kömmt nur darauf an, daß das „Gesetz" Mittel findet, Formen der Gottesverehrung und Glaubensgrundsätze, die der gerade herrschenden Partei mißfallen, zu „Verbrechen oder Vergehen" zu stempeln. Jener Satz wäre also nur dann unverfänglich, wenn er auf gemeine Verbrechen und Vergehen beschränkt würde.

Noch bedenklicher ist der Nachsatz zum §. 13. („durch das religiöse Bekenntniß wird der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte weder bedingt noch beschränkt") welcher verordnet: „den staatsbürgerlichen Pflichten darf dasselbe keinen Abbruch thun." Wahrlich eine ganz unschuldige, sich so zu sagen von selbst verstehende Bestimmung, deren inhaltsschwere Bedeutung aber erhellt, wenn sie mit der Bestimmung des §. 6. in Verbindung gebracht wird: „die Wehrpflicht ist für Alle gleich." Denn die einfache Folgerung hieraus ist keine andere, als daß jeder katholische Geistliche zum Kriegsdienste gezwungen, und folglich mit den Pflichten seines Standes in Widerspruch gebracht werden kann *), als welches in weiterer

*) In England und Nordamerika, wo das Heer durch freie Werbung ergänzt wird, kann dieser Fall nicht vorkommen.

Consequenz (der auch für die protestantischen Prediger entstehenden Unzukömmlichkeiten nicht zu gedenken!) die Katholiken in nicht gar langer Frist ihrer Priester beraubt haben würde. Das Gesetz ist unschuldig daran, es ignorirt ja jede Kirche. — Unter dem Scheine der Freiheit würde es daher die drückendste Glaubenstyrannei, im Namen der Gleichheit die empörendste Ungleichheit herbeiführen. Dagegen scheint uns die Achtung vor der religiösen Ueberzeugung der zur Stunde immer noch christlichen Bevölkerung Deutschlands, nicht minder wie die Anerkennung der Thatsache: daß die Hälfte aller Deutschen der katholischen Kirche angehört, verbunden mit einer ehrlichen Handhabung des Princips der Freiheit gerade umgekehrt die Aufstellung des Grundsatzes zu verlangen: daß die Diener jedwedes Cultus, die sich diesem Beruf ausschließlich widmen, frei seien von jedem Waffendienste.

Gefährden die in dem Entwurfe bereits ausgesprochenen Bestimmungen auf bedrohliche Weise die Hoffnung auf Frieden und Versöhnung der im Glauben getrennten Christen in Deutschland, so öffnen gar die Motive zum dritten Artikel den Blick auf ein unbegränztes Meer neuer Kämpfe und Zerwürfnisse. „Die Unabhängigkeit der Kirche vom Staate", so heißt es in den Motiven, „die Trennung beider Gewalten ist hier als allgemeines Princip nicht ausgesprochen worden. Der Ausschuß trug Bedenken, die confessionellen Fragen so allgemein mit der politischen in Verbindung zu bringen; es sei schon einmal die Wiederherstellung Deutschlands dadurch verhindert worden." Uns scheint es im Gegentheil unbedingt nothwendig, daß wenn die heute bezweckte Wiederherstellung einer Einheit Deutschlands nicht wieder, anderer Gründe zu geschweigen! auch an unserer kirchlichen Spaltung Schiffbruch leiden soll, — der Staat sich unbedingt und völlig aus allen religiösen und kirchlichen Kämpfen herausziehen muß. Dieß aber ist nur durch ehrlich und aufrichtig gemeinte, vollständige Losgebung der Kirche vom Staatszwange zu erreichen. Jedwede Halbheit und Unaufrichtigkeit in diesem Punkte könnte leicht die vorhandenen Uebel

noch ärger machen. „Auch machte sich“, fahren die Motive fort, „die Ansicht geltend, daß wenn die Kirche vom Staate ganz unabhängig seyn solle, es nothwendig werden könne, diesen letztern gegen Uebergriffe durch besondere Maßregeln zu sichern.“ — Frei gestanden, scheint uns dieß eine Vorsicht, die Mücken säugt und Kameele verschluckt. Politische Vereine nämlich, selbst wenn sie sich den Umsturz jeder gesellschaftlichen Ordnung zum Zwecke setzen, sind grundsätzlich von jeder präventiven Staatsabhängigkeit frei; gegen die Kirche aber sollen wir fortwährend auf dem Anstand stehen, unangesehen daß mit der, nicht hinterlistig beschränkten und halb wieder gehemmten, sondern voll und frei gewährten Unabhängigkeit der Kirche vom Staate, jeder, auch der leiseste Anlaß, ja selbst die Möglichkeit von Uebergriffen ein- für allemal beseitigt ist. „Endlich“, fahren die Motive fort, „zog man in Betracht, daß die evangelische Kirche in ihrer jetzigen Verfassung so mit dem Staate verwachsen sei, daß eine plötzliche Trennung schwierig sei; auch schließe die freie Form der Synodal-Presbyterial-Verfassung, welche jetzt angestrebt werde, eine Betheiligung des Staates nicht unbedingt aus, und, was endlich besonders hervorzuheben sei, es komme doch wohl gerade in dieser Sache sehr darauf an, allen Betheiligten Gehör zu geben.“ Dieß letztere ist allerdings eine unläugbare Wahrheit. Aber wir ziehen daraus den Schluß: wenn es wirklich kirchliche Gemeinschaften gibt, die nicht leben können, ohne von Staatsbehörden regiert zu werden, und andere, welche die Unabhängigkeit verlangen, so liegt es im einfachen Begriffe der Freiheit, wenigstens beide nicht über einen Kamm zu scheeren. — Uebrigens vermuthen wir nicht bloß, sondern wir wissen mit Bestimmtheit, daß es im deutschen Protestantismus Elemente gibt, welche die Unabhängigkeit von der Staatsregie nicht minder entschieden begehren, als wir selbst.

Zum Schluße mögen hier die Vota der Minorität in Betreff der Religionsfreiheit ihren Platz finden; die Mehrheit

hat bekanntlich nur mit einer Stimme gesiegt. Sie lauten aber wie folgt:

1) „Die bestehenden und die neu sich bildenden Religionsgesellschaften sind als solche unabhängig von der Staatsgewalt; sie ordnen und verwalten ihre Angelegenheiten selbstständig." (Lassaulx, Deiters, Lichnowsky, Jürgens, M. v. Gagern.)

2) „Die bestehenden und die neu sich bildenden Religionsgesellschaften sind als solche unabhängig von der Staatsgewalt; sie ordnen und verwalten ihre innern Angelegenheiten selbstständig." (v. Beckerath, R. Mohl, Ahrens.)

3) „Jede Religionsgesellschaft ist berechtigt, ihre innern Angelegenheiten unabhängig vom Staate selbst zu ordnen und zu verwalten. Die Bestellung von Kirchenbeamten bedarf keiner Bestätigung von Seiten des Staats. Das Kirchenpatronat ist aufgehoben." (Wigard, Blum, Simon, Schuler.)

4) „Keine Religionsgesellschaft genießt vor andern Vorrechte durch den Staat. Es besteht fernerhin keine Staatskirche." (Wigard, Blum, Simon, Schuler.)

Eine Prüfung dieser Stimmen der Minorität behalten wir uns auf eine andere Gelegenheit vor.

VII.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Den 7. Juli 1848.

Ueberblicken wir die Ereignisse der letzten Wochen, so ist das wichtigste derselben die Crise, die in Frankreich eingetreten ist, und die sich dort wie allenthalben in Europa, wo der Straßenaufstand den Sieg behielt, mit mathematischer Gewißheit voraussagen ließ. Zwischen der, durch die Nationalversammlung und die Nationalgarde vertretenen offiziellen Volkssouverainetät, in der sich die Hegemonie des Mittelstandes fortzusetzen strebt, und der hungernden, die Aristokratie des Eigenthums befehdenden Hefe des Pöbels, welche die Lehre von der Volksmajestät in ihrer Weise versteht, ist es zu einer Schlacht in den Straßen von Paris gekommen, deren blutige Gräuel Alles übertreffen, was diese Hauptstadt jemals schon in ähnlicher Art erlebt hat. Vier volle Tage (vom 23. bis 26. Juni) währte der Kampf. Das Heer, welches in den Februartagen bloß deßhalb unterlag, weil es nicht mit Kraft und Entschiedenheit gebraucht wurde, hat dießmal, wie in Prag und Neapel, den vollständigsten Sieg erfochten und den Wahn von der Unüberwindlichkeit der Emeute gründlich und hoffentlich für immer zerstört. Auch ist es dießmal von der Nationalgarde, welche merken mochte, daß Seyn oder Nichtseyn des Bürger-

standes in Frage stand, nicht verrathen sondern kräftig unterstützt worden. Aber das Schlachtfeld schwamm in Blut und zwölftausend Leichen lagen auf den Straßen von Paris, als die von allen Seiten umringten Trümmer des Insurgentenheeres endlich in der Vorstadt St. Antoine die Waffen streckten.

Was allenthalben der naturnothwendige Ausgang ähnlicher Kämpfe ist, geschah auch dießmal. Unter freudigem Jubel der Nationalgarde, welche nach solchen Vorgängen mit richtigem Instinct allein in der Militärherrschaft Heil für Leben und Eigenthum erblickte, wurde Paris in Belagerungsstand erklärt. In Folge dessen wurde General Cavaignac, ein in den demokratischen Ideen des Tages aufgewachsener Sprößling einer altadelichen Familie, der in Algerien seine Kriegsschule gemacht, mit einer militärischen Dictatur bekleidet. Nach dem Siege ward diese durch einstimmigen Beschluß der Nationalversammlung in die, mit dem Rechte der Ministerernennung verbundene Würde eines Conseilspräsidenten verwandelt, kraft welcher das neue Oberhaupt der Republik die wichtigsten Posten sofort in die Hände mehrerer seiner alten Kameraden legte. Vielleicht ist dieß ein Zeichen, daß das Reich der Advokaten und Journalisten in Frankreich, schneller als man es erwarten durfte, zu Ende geht.

Die Ursachen dieses Entwickelungsganges, den Frankreich wahrlich nicht mit freiem Willen, sondern kraft eines Gesetzes nimmt, welches unabwendbar wie ein Fatum über allen Revolutionen schwebt, liegen Jedem, der sehen will klar und offen genug vor Augen. Es handelt sich in jenem Lande nicht mehr um hohle Schwärmerei für oder wider die Schemen des besten Staates, nicht mehr um ein Spiel mit politischen Formen, nicht mehr um blutlose, afterparlamentarische Intriguen in den Kammern, nicht mehr um ein Kirchthurmrennen nach Ministerportefeuilles und einträglichen Stellen. War doch die constitutionelle Monarchie in jenem Lande niemals etwas anderes, als ein lügenhaftes Gaukelspiel, eine widerliche Affectation, eine verunglückte Copie von politischen Formen und

Zuständen, die nur in England Sinn und Bedeutung haben, weil sie dort nicht künstlich nach fremdem Muster gemacht, sondern naturwüchsig dem eigenen Boden entsprossen sind. Jetzt endlich ist die Revolution aus ihrer bloß politischen in ihre sociale Phase getreten, und in Folge dieses Fortschritts steht jetzt die physisch-ökonomische Existenz der Gesellschaft auf dem Spiele.

Betrachten wir den Zustand Frankreichs mit unbefangenem Blick, so können wir uns unmöglich darüber täuschen, daß in den Volksmassen von einer Begeisterung für die Republik schlechterdings keine Rede ist. War eine solche in den neunziger Jahren außerhalb des engen Kreises einiger Schwärmer wirklich im Volke vorhanden, — was wir unsers Orts beharrlich in Abrede stellen, — so ist heute wenigstens keine Spur mehr davon zu entdecken. Anzeichen, die für den Bestand des Freistaates mehr als bedenklich sind, verkünden, daß das, der Republik absolut unfähige Frankreich sich, wie der Wanderer in der Wüste nach einem frischen Trunk, so nach einem tüchtigen, kriegsgewaltigen Herrn sehnt. Nur die Jämmerlichkeit des unbedeutenden Ludwig Bonaparte verhinderte, daß kaum vierzehn Tage vor dem jüngsten Blutbade eine Art von napoleonischem Kaiserthum wieder auferstand. Schon hatten sich im Volke Zeichen eines Enthusiasmus für den Erben des kaiserlichen Namens kund gegeben, welche nicht bloß aus den reichen Geldspenden des Prätendenten erklärt werden können, als diesem im entscheidenden Augenblicke der Muth entfiel und er, statt mit Hülfe der Arbeiter einen Versuch zur Eroberung der Würde eines Präsidenten der jungen Republik zu wagen, am 15. Juni sein Mandat als Mitglied der Nationalversammlung in die Hände seiner Wähler niederlegte. Allerdings setzt jeder Bonapartismus einen Bonaparte voraus; umgekehrt ist aber auch die Sehnsucht nach einem Bonaparte das sicherste Vorzeichen des wirklichen Herannahens künftiger Gewaltherren. Nur ist zu fürchten, daß, wie in Südamerika, dermalen auch in Frankreich nächstens eine ganze Heerschaar von Candidaten

für die Würde eines militärischen Kaisers auftreten wird. Obwohl nichts Neues unter der Sonne geschieht, wiederholt sich dennoch die Geschichte nicht. Schwerlich wird es den Franzosen so gut werden, daß ein neuer Napoleon die Einheit und die Glorie Frankreichs rettet, die dort bisher als Grunddogma der politischen Nationalreligion galten; es könnte leicht geschehen, daß mehrere Bewerber sich für gleich würdig erachteten, die Erbschaft der republikanischen Freiheit anzutreten. Ein Correspondent der allgemeinen Zeitung gesteht bereits ganz offen: „Bei dem Elend, daß sich täglich ausbreitet und das natürlich auf der ärmsten Klasse am schwersten ruht, und bei dem gänzlichen Mangel an Aussicht von Besserung suchen die Leute irgend einen Namen und haben diesen in Napoleon gefunden, dem man seit einer Reihe von Jahren durch Schriften aller Art wieder eine Popularität gegeben hatte, die jetzt durch das unermeßliche Bedürfniß von Ordnung sich plötzlich in den untersten und am wenigsten denkenden Klassen zu Gunsten seines Neffen erklärt, der bei den besser unterrichteten durch alles, was man von ihm wußte, sehr wenig angesehen war.“ — Ein anderer schreibt am 17. Juni aus Paris, daß seit ein paar Tagen die offengebliebenen Kunstläden wieder so stark wie in den friedfertigsten Zeiten der Monarchie belagert seien. „Die Bildnisse der Napoleoniden sind die Ursache davon, und Sie werden sich daher nicht wundern, wenn ich Ihnen sage, daß von den Beschauenden wenigstens zwei Drittel Blousen tragen.“ Ist nun gleich von den jetzigen Napoleoniden wenig zu besorgen, so ist dieses Bedürfniß des Gehorsams und der Unterordnung unter einen tüchtigen Despoten ein überaus bedenkliches Zeichen für die improvisirte Februarrepublik. Noch bedenklicher ist die Verachtung, welche die Departementalpresse über den jetzigen Stand der Dinge in Frankreich ausschüttet, und der Hohn, mit dem sie die Pariser politischen Berühmtheiten geißelt, die plötzlich aus der obscuren Dunkelheit ihres engen Privatlebens auf die Weltbühne getreten, die kurze Blüthenzeit ihrer Macht benutzen wollen, um Reichthümer für die

Zukunft einzustecken und in der Gegenwart den brennenden Durst ihrer Eitelkeit zu stillen. Daß man in Havre z. B. in einem von den Pariser Gewalthabern ausgeschickten Regierungskommissär einen entlaufenen Galeerensträfling und berüchtigten Gauner wieder erkannte, daß ein aus Brüssel abberufener Diplomat in einem Briefe, den die Journale veröffentlichten, der Regierung die unangenehme Vorhaltung machte: sie ergänze ihre jetzigen diplomatischen Agenten im Auslande aus den Souffleurkasten und den Häusern der Prostitution, dieß Alles konnte dem Zustande Frankreichs vor der jüngsten Katastrophe nur eine kurze Dauer prophezeien. „Man hat gut lachen“, sagt ein mit der Rhetorik der Verzweiflung geschriebener Artikel in einem Provinzialblatte; „das Lachen erstirbt auf den Lippen, und statt dessen stellt sich der bitterste, das Herz zerreißende Schmerz ein. Wir sind ein erobertes Land! wir müssen den alles verzehrenden Heißhunger obscurer Schreiber, falbadernder Advokaten, nichtswürdiger Buchführer und Buchhändler stillen. Seht doch, wie sie dastehen mit gierigen Augen, weit geöffnetem Munde, gleich den Hunden vor der Jagdbeute! Schon seit Jahren lauern sie auf den Raub, und nennen sich dieserhalb seit Jahren die echten Republikaner. Seit Jahren lauern sie auf die Brocken, die ihnen bei der Theilung werden sollten, und deßhalb rühmen sie sich, die Republik zuerst gewollt zu haben! Uebrigens wollen wir glauben, daß es große und achtungswürdige Bürger sind, denn sie wollten ja die Republik; freilich wußten sie warum! Aber jetzt, da ihr die Republik habt, so habt auch ein wenig Mitleid mit ihr! Laßt ihr doch um Gotteswillen noch etwas zwischen der Haut und den Knochen, dieser unglückseligen Republik! Ist es ein Grund, euch eine Unverdaulichkeit zu geben, weil ihr ehegestern noch hungertet? Armes Frankreich! schon einmal haben die republikanischen Dynastien dein reinstes Blut getrunken, aber damals waren Tribunen und Dictatoren doch Männer. Wir hatten einen Mirabeau, um zu reden, einen Danton, um zu handeln, wir hatten sogar einen Robespierre und einen Marat;

ehe wir die Damen Tallien und Roland hatten. Jetzt haben wir einen Flocon, einen Pagnerre und einen Recurt. Unsere Barricaden haben ein Dutzend habgierige arme Teufel erzeugt, die sich aufblähen, wichtig machen, nicht zu sättigen sind, und deren Vergangenheit man meistens verschleiern oder mit dem Mantel der Liebe zudecken muß. Wir sind ganz einfach die Eroberung dieser würdigen großen Herren mit langen Zähnen und krummen Klauen."

Die furchtbarste Waffe in den Händen dieser raubgierigen Gesellschaft ist jene communistische und halbcommunistische Nationalökonomie, deren eigentliches Heimathland das von der „richtigen Mitte" regierte Frankreich geworden war. Achtzehn Jahre lang hatten sich diese verderbenschwangern Träume ungestört zu einem consequent ausgebildeten System entwickeln können, bis endlich die Stunde schlug, wo der wahnsinnigen Doctrin die Macht zufiel, sich in Praxis umzusetzen. Nachdem die Februarrevolution das Vertrauen erschüttert und die plötzliche Unterbrechung alles Verkehrs gränzenloses Elend über alle, und zumeist über die niedern Klassen der Gesellschaft gebracht hatte, begannen die Goldmacher und Menschheitsbeglücker aus der Schule von Louis Blanc und Proudhon ihre Operationen zum Behufe einer ökonomischen Umgestaltung Frankreichs. Zwei Grundsätze waren es vornämlich, um die sich ihre Versuche drehten. Gegen das Kapital wurde, durch progressive Einkommensteuern, durch Drohungen mit Einziehung alles Grundeigenthums zu Handen des Staats und durch Eröffnung der Aussicht auf Abschaffung oder Beschränkung des Erbrechts ein Vernichtungskrieg unternommen, der bereits in seinem ersten Stadium das entschiedene Gegentheil dessen herbeiführte, was man beabsichtigte. — Ein panischer Schrecken ergriff alle Wohlhabenden. Sollten die Hypotheken mit einer erdrückenden Steuer belegt werden, so war die einfache Folge davon, daß kein Landmann mehr zum Betriebe seiner Wirthschaft Geld finden konnte, als welches wieder in naturgemäßer weiterer Wirkung den Ackerbau in einem großen Theile von

Frankreich still stellen und das Land mit einer Hungersnoth bedrohen mußte. Der zweite radikale Irrthum wirkte noch unglücklicher. Es ward die Verbindlichkeit der Staatsgewalt anerkannt und die Pflicht derselben ausgesprochen: jedem Beschäftigungslosen Arbeit oder Lebensunterhalt zu gewähren. Erwägt man, daß nicht die Willkühr, sondern das Bedürfniß den Austausch zwischen Arbeit auf der einen und Lohn auf der andern Seite vermittelt, und daß keine despotische Macht auf Erden stark genug ist, dieses in der Natur der Dinge gegründete Verhältniß zu ändern, so muß man einsehen, daß die mißliche Lage, in welche alsbald die Regierung gegenüber der Arbeiterbevölkerung gerieth, nichts war als die unabwendbare Folge des Mißgriffs, daß sie eine unauflösbare Aufgabe übernommen hatte. — Das Experiment der Nationalwerkstätten, welches man, gedrängt durch jene falsche Stellung und in folgerechter Anwendung der neuen ökonomischen Doctrinen gemacht hatte, schlug auf die jämmerlichste Weise fehl. Die Regierung wurde von den Mittelspersonen und den Werkführern der Nationalindustrie auf schamlose Weise betrogen; die Arbeiter wollten nicht arbeiten, sondern ihren Lohn als Besoldung oder Wartegeld empfangen. Der Absatz der Erzeugnisse dieser Nationalwerkstätten war mehr als problematisch. Der in Folge aller dieser unwillkommenen Wahrnehmungen gefaßte, durch die Macht der Thatsachen dictirte Entschluß: jene Werkstätten zu schließen, war endlich die nächste Veranlassung zu der im Eingange gedachten blutigen Katastrophe. Wird die Regierung nach derselben mächtig genug seyn, der verheerenden Strömung Herr zu werden? Wir zweifeln daran. Denn leider! können wir uns nicht darüber täuschen, daß die verderblichen, socialistischen und communistischen Doctrinen selbst wieder nur das nothwendige Erzeugniß eines ihnen unmittelbar vorausgehenden, eben so irrigen nationalökonomischen Systems sind; der Lehre und Praxis nämlich: kraft welcher die Industrie nicht mehr als ein Mittel zur Befriedigung vorhandener Bedürfnisse, sondern als Zweck des Staates, und die unbedingt

freie Concurrenz als vornehmstes Mittel zur Hebung der Industrie angesehen wird. Die nothwendigen Folgen dieser, das Wohl des Nächsten überhaupt und das der Armen insbesondere in der schnödesten Weise ignorirenden Staatswirthschaftslehre: Uebervölkerung und Verarmung, lasten heute auf der mitteleuropäischen Gesellschaft. Der Communismus ist nichts als ein verfehlter, vom Wahnsinn der Verzweiflung eingegebener Versuch, aus einer unmöglichen und widersinnigen Lage herauszukommen. „So lange die Ouvriers", schreibt ein Correspondent der allgemeinen Zeitung, „denen man durch schmeichlerische Decrete und Declamationen eingebildet hatte, sie seien das souveräne Volk, pünktlich und regelmäßig für ihr Nichtsthun bezahlt werden konnten, ging die Sache nach Wunsch, als aber die Kassen des Staats, aus denen man sie besoldete, leer wurden, als, von der Nationalversammlung gedrängt, unsere improvisirten Staatsmänner sich gezwungen sahen, Maßregeln zur Entlassung oder Zerstreuung ihrer Janitscharen zu treffen — da stürzten diese ihre Feldkessel um und appellirten an das Recht der Insurrection, den Hauptabschnitt aus dem revolutionären Katechismus unserer Tage." Sehr wahr! obwohl man nur bedauern kann, daß der Allgemeinen Zeitung diese Weisheit erst heute zufließt, nachdem sie Jahrzehnte lang durch systematische, übrigens im hohen Grade talentvolle Bekämpfung der erhaltenden Grundsätze in Deutschland wenigstens das thätigste Werkzeug zur Herbeiführung der heutigen Zustände war.

Unter diesen Umständen können wir das Pariser Blutbad nicht als eine endliche Entscheidung ansehen; wir fürchten, daß es nur die erste unter vielen, noch im Schooße der Zukunft liegenden ähnlichen Crisen war, und im günstigsten Falle lediglich dazu dienen kann: aus dem Fiebertraume der Republik in die Wirklichkeit des Militärdespotismus, d. h. in jene Verfassungsform hinüber zu leiten, deren das heutige Frankreich allein noch fähig ist. Auf diesen Ausweg deutet eine Thatsache, die kaum genug beherzigt worden ist. — Wer waren die tapfersten, rücksichtslosesten und grausamsten Kämpfer bei der

Unterdrückung des Arbeiteraufstandes? — Die mobilen Nationalgarden, junge Bursche aus der Mitte des Proletariats geworben, und von der Regierung, deren Dienste sie sich verkauft hatten, gut genährt, gut gekleidet und in den Waffen geübt. Dafür wütheten ihre Kugeln, ohne die geringste Anwandlung von Sympathie für die Volksklasse, der sie angehörten, in den Reihen ihrer Väter, Brüder und Freunde. — Seltsam! Gerade die Rücksicht auf die Bande der Verwandtschaft und der Landsmannschaft ist das stehende Hauptargument, mit welchem die Anforderung unterstützt zu werden pflegt: daß keine Regierung es jemals wagen solle, einen Volksaufstand durch das stehende Heer oder überhaupt durch ernstlich gemeinte Anwendung von Waffengewalt zu Boden zu schlagen. Abgesehen hiervon beweist das Verhalten jener jungen Proletarier, welche wunderbare Macht der Geist einer militärischen Corporation in einer Zeit, die alle gesellschaftlichen Körper in Individuen aufgelöst hat, über den Einzelnen vom ersten Augenblicke zu üben vermag, wo er ihr angehört, vorausgesetzt, daß die Gewalt, welcher die Truppe dient, mit sich selbst im Reinen und zur ernstlichen Handhabung der in ihren Händen liegenden Mittel entschlossen ist.

Unter den Gefallenen befindet sich der Erzbischof von Paris, Msgr. Affre, der, ein treuer Diener des Gottes der Liebe, zwischen die Kämpfenden trat, um mitten im Kugelregen Versöhnung und Frieden zu predigen. Wohl nur zufällig, nicht absichtlich getroffen, verschied er wenige Tage nachher mit dem Wunsche: daß sein Blut das letzte seyn möge, welches in diesem Bürgerkriege vergossen worden. Daß er von den Insurgenten, in deren Mitte er zu Boden sank, mit Achtung und Schonung behandelt, daß er sorglich aufgehoben und in das nächste Pfarrhaus getragen wurde, und daß die rohen Banden es für nothwendig hielten, zu erklären: der Bote des Friedens sey nur durch einen unglücklichen Irrthum verwundet, — dieß stellt diese entmenschten Barbaren, welche Paris mit Mordbrand und Plünderung

bedrohten, immer noch hoch über die gebildete Bevölkerung einer deutschen Hauptstadt, welche mit unendlichem, höhnischem Jubel, elegante Frauen am Arme, der schimpflichen Vertreibung ihres Erzbischofes beiwohnte, dem nichts weiter zur Last fiel als die hohe Kirchenwürde, die er bekleidete.

VIII.

Ueber den Gang der Verhandlungen der deutschen Reichsversammlung in Frankfurt.

Wie alle Weisheit und alle Thorheit unserer vielzerrissenen, in ihren innersten Tiefen erschütterten Zeit ihre Botschafter und Vertreter in die Paulskirche nach Frankfurt gesandt hat; wie sich das Heergesinde aller edlen und unedlen Leidenschaften der Menschenbrust dort kampfgerüstet eingestellt; wie selbst die blutigen Schatten der ersten Revolution und die Sensen und Fäuste des aufgewiegelten Pöbels ihre Sachwalter in der alten Kaiserstadt gefunden, die sich statt der Fürsten für unverletzlich und unverantwortlich, heilig und allmächtig erklären: so waren auch heftige Kämpfe im Schooße der Erwählten des deutschen Volkes auf dem Frankfurter Reichstage nothwendig vorauszusehen.

Welche der beiden sich bekämpfenden Richtungen aber wird den endlichen Sieg davon tragen? Wird den Männern des gesetzlichen Fortschrittes eine friedliche, allmählige, durch gütliches Abkommen mit den Fürsten und Ständen der Einzelstaaten vereinbarte Umgestaltung unseres Staatenbundes in einen Bundesstaat gelingen, oder werden die Männer der Gewalt siegen und das Vaterland zur Beute der Revolution, der

Anarchie, des Bürgerkrieges, der Unterjochung und Zerstückelung machen, wenn es ihnen gelingt, die Dinge in athemloser, tumultuarischer, sich selbst überstürzender Hast einer politischen und socialen Umwälzung entgegenzuführen, die sie mit dem Namen der Republik bezeichnen? Mit andern Worten: wird deutsche Freiheit, die das Recht und die freie Entwicklung eines Jeden in seinem Kreise achtet, die eingedenk der Vergangenheit, des Lebendigen und Bestehenden Rechnung trägt und die Einheit mit der Vielheit verbindet, in Frankfurt siegen, oder wird französische Gleichmacherei dort ihre Despotie gründen, die Jedem die Möglichkeit gewährt, über Alle und in Allem zu herrschen, unter der Bedingung, daß auch Alle in Allem der gleichen Dienstbarkeit unterworfen seien?

Noch sind die Würfel nicht in letzter entscheidender Weise gefallen. Noch ist die Haltung der Versammlung eine schwankende, die sich zwischen Reform und Revolution von Tag zu Tag hin und her bewegt. Doch läßt sich nicht läugnen: die Hoffnungen und Erwartungen vieler aufrichtigen Freunde des Vaterlandes sind bedeutend herabgestimmt. Seuffert zum Beispiel, der fort und fort zur Mäßigung gemahnt, ohne daß die ihrer Selbstherrlichkeit vollen Götter der Mainstadt auf die Kassandra-Stimme geachtet, spricht in seinem Vorwort zu den deutschen Verfassungsreformen die wehmuthvollen Worte: „Es gilt, darauf gefaßt zu seyn, daß der Genuß wahrer Freiheit und friedlichen Glückes weder uns noch unseren Kindern zu Theil werde. Damit sind aber ausdauernder Muth, gute Rüstung, weise Führung, Zusammenwirken der Gesinnungsverwandten keineswegs ausgeschlossen. Fehlt es daran nicht, so läßt sich jedenfalls viel Schlimmes abwenden, und wenigstens die Aussicht retten, daß einst den Enkeln bessere Sterne leuchten." Auch Römer, der würtembergische Justizminister, der Mann, der viele Jahre als Vorkämpfer auf der äußersten Linken gestritten, der um Religion nie viel Sorge sich gemacht, auch ihm ist der gute Humor vergangen. Wie ist er betroffen über die Lockerung aller Bande in seinem Vaterlande, über die

bedenklichen Zeichen innerer Gährung und Auflösung zu einer Zeit, da die kühnsten, noch vor Kurzem kaum gewagten Hoffnungen erfüllt schienen. Die größten Freiheiten in jeder Hinsicht seien ihnen ja geworden, erinnert er seine Landsleute, alle Forderungen der neuen Zeit seien befriedigt, oder stünden ihrer nächsten Befriedigung nahe, jeder wisse dieß — „und dennoch", so fährt er entrüstet über diese Maßlosigkeit, die zum Verderben führen muß, fort, „hat die Unzufriedenheit sich bis zu einem Grade gesteigert, der unwillkührlich zu der Frage auffordert, ob es nicht besser gewesen wäre, Alles beim Alten zu lassen?" Auch dem Verfasser der bemerkenswerthen Artikel: „Die Nationalvertretung im Bunde", in der Allgemeinen Zeitung, ist die Luft dick und schwül geworden, so daß er seinen Unmuth in seiner neuesten Herzensergießung (Beil. Num. 192, 10. Juli) ausläßt. Nachdem er sich vergeblich nach der „gepriesenen deutschen Treue, Redlichkeit, Gerechtigkeitsliebe, Humanität, dem ernsten frommen Sinn", dieser ganzen altfränkischen Tugendzier, womit wir einst gegen andere Nationen so groß gethan, umgeschaut; nachdem er unwillig über die herrschende Charakterlosigkeit und Verzagtheit ausgerufen: „Vor allem der Muth der Wahrheit, der Muth nach oben und nach unten, wie Wenigen ist er gegeben!" fährt er dann also fort: „Ja, wir sind ein hoffärtiges Volk geworden, wir schämen uns des Namens Unterthanen, man spricht dem Gesetze Hohn, weil es eine Ueberlieferung tyrannischer Gewalt sei, und streitet sich über die verbindende Kraft des Gesetzes das, von den Repräsentanten der Nation gemacht, unser eigenes freies Werk ist. Deutschland ist so geschickt, so gelehrt und so philosophisch gebildet, wo sind die Autoritäten von europäischem Ruf, die den Rhetoren und Rabulisten das Wort nehmen, wo die Weltweisen, die sich in die Tiefen des Alls versenken und das noch ungeborne Seyn belauschen, was wir jetzt nicht von ihnen verlangen, sondern daß sie uns diesen, in Unordnung gerathenen Mikrokosmus ein wenig zu recht setzen? Warum schweigen sie doch? Sollte das plötzlich unter dem Scheffel hervorgebrochene

Licht der Volkshoheit sie verdutzt haben? Ach, dieser Wissensstolz ist jetzt bescheiden, daneben gibt es aber eine kolossale Selbstüberschätzung, die sich Alles zutraut. Unwissende und Halbwissende, aberwitzige Schwärmer, Proletarier des Literatenthums, autodidaktische Handwerker, Barricadeningenieurs, Denker, die von Hegel zu Louis Blanc und Blanqui abgefallen sind, diese treiben die große Politik, und bilden sich ein, daß man dazu nichts brauche, als eine gespitzte Feder, eine kecke Stirn und ein grobes Mundstück. Wenn man bei uns einen Hochverräther zum Gesetzgeber machen will, so ist es nicht minder widersinnig, als wenn die französischen Socialisten sagen, das Eigenthum sey ein Diebstahl, aber in solchen Paradoxien gefallen sich diese starken Geister, sie verkündigen sie als Entdeckungen neuer Wahrheit. Das Traurigste ist der Leichtsinn so vieler gutmüthigen Enthusiasten, die aus lauter Popularitätssucht mit ihnen Chorus machen. Welche politische Unmündigkeit überall! Die große deutsche Sache, die Sache der Freiheit und Einheit, war auf guten Wegen, im Bewußtseyn gereift, und durch den Druck von außen den widerspenstigsten Geistern unabweisbar. Wenn man sonst den Dynastien vorwarf, daß sie dieselbe ihren Hausinteressen geopfert hätten, so waren es doch Interessen; was soll man aber von Leuten sagen, die gleichsam aus Muthwillen alle Empfindlichlichkeiten reizen, alle Widerstandskräfte herausfordern, die den guten Willen zurückstoßen, um das Vergnügen zu haben, durch Empörung oder Abfall den Willen erzwingen zu können; wahrlich, wenn Deutschland nicht zerrissener aus dieser Krisis hervorgeht, als es vorher war, so ist es nicht ihre Schuld." —

Auch in den Augen des Auslandes ist unser Ansehen seit dem Zusammentritt der Versammlung eben nicht gestiegen. Welche Achtung, welchen Neid, welche Furcht könnten auch unsere Zustände dem wachsamen grollenden Rußland z. B. einflößen? Im Gegentheil ist es unseren Barricadenhelden mit ihrer straflosen Zügellosigkeit besser als dem Autokraten gelungen, der russischen Knute und dem Kosakenregiment die heim-

lichen Liebesseufzer manches Liberalen von altem Schrott und Korn zuzuwenden, gerade so wie drangsalirte Bourgoisie von Paris ihren eigenen Belagerungszustand hochleben ließ. Wenn aber Frankreich jüngst bei seinem Eintrachtsschaufest unserer Fahne gehuldigt, so geschah es ohne Zweifel aus demselben Grunde, warum es dem festen, in sich geschlossenen, Respect einflößenden Belgien nicht gehuldigt hat. Der Klang der Marseillaise diesseits und jenseits des Rheines; der Anblick all der maßlosen Wühlereien und Hetzereien innerhalb und außerhalb der Frankfurter Versammlung, die das innerste Leben unserer Staaten zerrütten und jede Thatkraft gegen das Ausland lähmen, das muß wohl die Bewunderer napoleonischer Herrlichkeiten mit neuen Hoffnungen für den Fall erfüllen, daß Italien, Polen oder Dänemark über kurz oder lang einen gewaltsamen Zusammenstoß Deutschlands mit der kriegerischen Republik herbeiführen sollten, die sich so großmüthig als die Beschützerin schwacher Nationalitäten wiederholt erklärt hat. Und was sagt der solide John Bull zu unserem politischen Drama? er, der sich durch keinen Schein, keinen Phrasendunst, keine hohle Theorien und leere Phantastereien irren läßt, der jede Sache nach ihren Früchten und ihrem Ertrage beurtheilt, und mit kaltem Blut die Dinge nach dem inneren Werthe erst wägt und dann schätzt. Auch der Ton der brittischen Presse ist unserem Confusorium gegenüber bedeutend kühler geworden. Das ochlokratische Demagogen-Regiment in Berlin, die Studenten-Oberherrlichkeit in Wien, die inneren Zerwürfnisse über den Krieg in Schleswig, die Lähmung des italienischen Feldzugs, die leichtfertigen Aufreizungen zum Krieg mit Rußland, die offen betriebenen Meutereiversuche in den stehenden Heeren, die Sympathien für die Nationalschmach der Hecker'schen Freischaaren, die Reden im Parlament über tschechische und polnische Republiken, das Fraternisiren mit allen fremden Aufwieglern und Abentheurern, das Cokettiren mit dem Pöbel und seinen Fäusten, die muthwillige gehässige Verhöhnung der fürstlichen Autorität, das herausfordernde Prahlen mit der eigenen Sou-

verainetät, so viel Hochmuth bei so viel Schwäche, so viel Frechheit bei so wenig Freiheit, so viel Worte bei so wenig Thaten, das sind keine Früchte, die geeignet wären, den ernsten Engländer in der guten Meinung, die er von uns gefaßt hatte, zu bestärken; sie können ihm ja leider nur einen sehr geringen Begriff unserer staatsmännischen Weisheit, unserer Vaterlandsliebe, unserem Rechts- und Freiheitssinne, unserer Einigkeit und politischen Mündigkeit überhaupt geben. Kopfschüttelnd sieht er daher von seiner Insel mit praktischem Geiste diesem wirren Treiben des Vetter Michels auf dem Festlande zu, das ihm wie ein mainächtliches Blocksbergspiel erscheinen muß. Doch kehren wir aus der Fremde zu den Männern der Paulskirche zurück.

So sehr die Rechte auch an Zahl die Oberhand hat, so ausgezeichnete Namen sie in ihren Reihen zählt, so gewiß sie auch auf die Zustimmung der großen Mehrheit des deutschen Volkes vertrauen darf: so steht sie doch leider an Einigkeit, an entschlossenem Muth, an festem politischen Charakter und klarem, allzeit gegenwärtigen Bewußtseyn ihres Zieles, bis jetzt wenigstens, beträchtlich hinter der Linken, „den Männern der That", wie sie sich nennen, zurück. Wohl Mancher, der sich daheim für unverzagt und unerschütterlich hielt, athmet in der Paulskirche eine schwüle, beklemmende Luft, die ihm die Kehle zuschnürt und den Athem, wenn er die einfachste, natürlichste, gerechteste Sache vertreten soll, beengt; und wie Mancher hat dort, gleich dem aufrichtigen Römer, auch den letzten Rest seines Staatsrechtes über Bord fahren sehen! Die fürchterliche Linke schwebt ja wie eine finstere Gewitterwolke vor seinem Geiste. Und wie weiß sie auch siegesgewiß den Gegner niederzudonnern, diese kampfschnaubende Rächerschaar der Volksmänner, die den Bierkrug am Abend nicht berühren würde, wenn sie nicht in jeder Sitzung den Bundestag wenigstens einmal maustodt gesalbadert und einige Fürsten en decheance erklärt hätte. Und welche Kräfte stehen ihr nicht zu Gebot! jeden Augenblick bereit, auf die arme Monarchie loszustürzen! Dort sitzt ja der Chor der urfreien Leidenschaften deutscher Mannkraft;

„Die grunzen, wiehern, bellen, brummen, flammen
Wie Eber, Pferd, Hund, Bär und Feu'r zusammen."

Und dort lauern die Oberjägermeister auf dem Anstand, deren Wink die ganze Meute jener Schmutz- und Hetzblätter und Blättchen gehorcht, die Deutschland von einem Ende zum anderen mit gellender Stimme erfüllen:

„Weitmäulig, scheckig und ihr Kopf behangen
Mit Ohren, die den Thau vom Grase streifen,
Krummbeinig, wampig wie Thessaliens Stiere,
Nicht schnell zur Jagd, doch ihrer Kehlen Ton
Folgt auf einander wie Glockenspiel.
Harmonischer scholl niemals ein Gebrüll
Zum Hussa und zum frohen Hörnerschall
In Kreta, Sparta, noch Thessalien."

Dort auch stehen die Stühle der „Heiligen" des neuen Kalenders, der „Kronprätendenten", der selbstherrlichen „Volksmajestät", die mit König Nobel sagen: „Gebt mir das Eure und laßt mir das Meine"; der „Statthalter" und Sachwalter der Republik, die dem Volke zurufen: „Ruhe, Brüderlichkeit und Steuerverweigerung!" der Sophisten, die frei von dem reactionären Joche logischer Beweise alle Widersprüche zu reimen, alle Unmöglichkeiten als möglich und alle Lügen als Wahrheit darzustellen wissen; der souverainen Advokaten, denen Eidbruch, Anstiftung von Aufruhr und Bürgerkrieg, und wäre er auch von fremdem Gesindel unterstützt, nicht als Vaterlandsverrath, sondern als bloße „Auflehnung gegen Fürstengewalt" gilt; dort lauern die Kobolde einer ziel- und ruhelosen Agitation, die die Leidenschaften und Begierlichkeiten des Volkes so meisterlich zu reizen und zu stacheln verstehen; dort sind die streitbaren Männer des Kernes gelagert, die sich bewußt sind, Monarchien niederbrüllen zu können und stehende Heere mit dem Hauche ihres Mundes hinwegzublasen; die Auserwählten der Nation, denen die Zukunft angehört und deren Jeder einen Präsidenten und das ganze deutsche Volk in der Brust trägt und sagt auf gut französisch: „L'Allemagne c'est moi." Wer sie gehört, der kann von Wunder sagen:

„Nie vernahm ich
So tapfres Toben. Nicht die Kirche nur,
Das Firmament, die Straßen, die Quartiere,
Sie schienen all Ein Ruf und Gegenruf.“

Es sind die stimmbegabten Redner der Neuzeit, die in Volksversammlungen und Wirthskellern auf der Bierfaßtribüne gelernt, in allen Modulationen der Löwenstimme zu brüllen, bald tief und urdeutschkräftig, daß es einem Menschen im Leibe wohl thut, sie zu hören und die Gallerien klatschend rufen: „Nochmal brüllen Leue! Nochmal brüllen Leue!“ bald so fürchterlich und entsetzlich, daß die Damen von ihren fünf Sinnen kommen, und dann wieder so wunderzart und gefühlvoll wie ein „säugendes Täubchen“, oder so sanft und lieblich, als wär's eine „Nachtigall“ sagt Meister Zettel.

Des süßen Weines ihres Souverainetäts-Dünkels voll, und ermuthigt von dem tapferen Gebrüll der Kameradschaft auf den Gallerien, dem der Präsident nur höfliche Drohungen entgegenzusetzen hat, stürmen und drängen sie, keine Mittel scheuend, auf der Bahn ihrer „Errungen- und Erzwungenschaften“ voran. Das gute Deutschland sehen sie dabei für eine materia vilis an, über die sie nach ihren Launen verfügen können, indem sie jede Anmaßung und Gewaltthat mit dem Schild ihrer Volkssouverainetät, das heißt einer Pöbelherrschaft, ausgeübt von heilig und unverletzlich erklärten Dämagogen, zu decken vermeinen.

Die conservative Majorität, die sich eines gemäßigteren Temperaments erfreut, ließ sich dagegen mit unerschütterlicher Geduld und Langmüthigkeit fortdauernd durch das Pfeifen, Zischen und Stampfen der Bundesbrüder der Linken drangsaliren und höhnen, ohne daß ihre courage de la peur es bisher zugab, endlich im Namen der verletzten Würde der deutschen Nation auf ernstliche Maßregeln zu dringen. Und doch müssen die gelehrten, geschichtskundigen Mitglieder der Rechten ja wissen, daß die größten Uebel und Schrecken der ersten Revolution und die unheilvolle blutige Wendung, die sie zum Un-

glück Frankreichs und der ganzen Welt genommen, gerade von dem Einmischen der Gallerien und den Pöbeldemonstrationen der Straße herrührten. Allein immer bereit, den Frieden, wenn nicht um jeden, doch um einen sehr hohen Preis zu erhalten, ließ sich diese conservative Majorität, die den Umsturz und den permanenten Revolutionszustand vermeiden möchte, durch die Taktik und die Knalleffekte ihrer Bedränger wiederholt überrumpeln, in ihren besten Plänen und Entschlüssen zu ihrer eigenen Verwunderung desorganisiren und zu übereilten Beschlüssen hinreißen, vor denen sie nachträglich, wenn sie in ihren conservativen Klubs und Zusammenkünften sich die Folgen vertraulich überlegten, selbst erschracken, und sie dann hintennach, in einem neuen Anlauf von Muth, unter Gewissensbissen über ihre Nachgiebigkeit mit Mühe und Noth, so gut es gehen wollte, durch Einschränkungen und Zusätze wieder zu neutralisiren suchten.

Hierhin rechnen wir die summarische Annahme einer fehlerhaften Geschäftsordnung mit ihrer willkührlichen Eintheilung der ganzen Versammlung in fünfzehn Sectionen durch das Loos nach französischem Vorbilde, aus denen dann wieder durch Wahl alle Ausschüsse hervorgehen. Diese Weise mag für ein centralisirtes Land, wie Frankreich, noch eher angehen, daß sie aber, wie so viele andere dieser politischen Nachäffereien, für unsere deutschen Verhältnisse nicht paßt, hat die Wahl der Ausschüsse, in denen eine kleine Anzahl von Namen, auf einen engen Kreis von Deutschland beschränkt, beinahe stehend wiederkehrte, hinlänglich erwiesen *). Dank dieser Geschäftsordnung wird die Rechte beinahe bei jeder kleineren oder größeren Debatte regelmäßig übervortheilt. Denn da die Geschäftsordnung vorschreibt, daß die Redner sich erst nach der Eröffnung der Debatte melden dürfen, so entsteht in diesem Augenblicke ein allgemeines Kirchthurmrennen nach der Tribüne, wobei die

*) Bei der Deputation an den Reichsverweser nach Wien war man so klug, sie aus allen Gegenden Deutschlands zu wählen, was man bei dem Verfassungsausschuß nicht that.

„Männer der That“, die Grimmbärte mit den Donnerstimmen, die Grobiane mit den gewaltigen Drohreden natürlich nicht die letzten sind. Der Vicepräsident pflegte alsdann die zuerst aufzuschreiben, die sich als die vorlautesten und markirtesten der Versammlung bereits bekannt gemacht haben. Die Bescheidenen, die minder Zudringlichen, die aus den entfernteren Staaten, die weniger Bekannten, die sich keiner Bärenstimme zu erfreuen haben, folgen hintennach. Die Matadore der Linken eröffnen somit gewöhnlich das Feuer, wenn man das Spielen der großen Wasserwerke von Versailles so nennen darf. Die Gallerie empfängt ihren auftretenden Helden mit Beifall, die weißen Tücher der Damen wehen ihm ermuthigende Grüße zu:

Des Redners Aug, im schönen Wahnsinn rollend,
Blitzt auf zum Himmel, blitzt zur Erd' hinab,
Und wie die schwangre Phantasie Gebilde
Von unvernünft'gen Dingen ausgebiert,
Gestaltet sie des Redners Mund, benennt
Das luft'ge Nichts und macht's zu einem Antrag.

Und je maßloser und unvernünftiger der Antrag, je frecher und verletzender die Sprache, um so größeres Beifallsgebrüll von Seiten der privilegirten Krawalliere auf den Gallerien. Wagt dagegen irgend ein Mitglied der Rechten eine leise Aeußerung über den Zusammenhang des Redners auf der Tribüne und der Brüller auf den Gallerien; ist Jemand gar so verwegen und unverschämt, — wie Schmerling dieß bei dem muthwillig verletzenden Antrag Robert Blums, des perhorreszirten Abgeordneten von Leipzig, über das Schreiben des Bundestages an Erzherzog Johann that, — den maßlosen Hetzern vorzuhalten, wie sie Zwietracht zwischen den Regierungen und der Nationalversammlung aussäen: nun dann erhebt sich der ganze Chor der „Heiligen“ zur linken Hand, alle die frommen Arbeiter im Weinberge der Anarchie intoniren ein Zeter und Mordio über das himmelschreiende Unrecht, welches ihnen geschehen; und da die Gekränkten, die kein Wässerlein getrübt,

nicht nachlassen, so wird am Ende dieser Komödie eine Thatsache, von der sich jedes Kind jeden Tag überzeugen kann, als eine ehrenrührige Verläumdung erklärt; der „Verläumder" wird von der friedfertigen Majorität nicht unterstützt, und der Präsident muß gleichsam Abbitte thun und noch nachträglich den Anschwärzer der schneeweißen Unschuld der frommen Linken, die so sehr für die Eintracht zwischen den Regierungen und Völkern eifert, zur Ordnung rufen. Gewiß eine rührende und auferbauliche Scene unseres parlamentarischen Familienlebens, würdig ein Gegenstück zu dem berühmten Gesange unseres Dichters zu bilden, in dem der unschuldige Herr von Malapartus in dem Zweikampfe seinen verläumderischen Gegner Dank dem parfümirten Schweife und dem Staube auf glänzende Weise besiegt. Haben nun die Gewölbe der Paulskirche eine lange lange Weile Kladderadatsch, mit seltener Abwechslung lichterer Momente, gedröhnt, dann fühlt sich die hohe Versammlung in der sommerheißen Nachmittagshitze sterbensmüd. Aber ach, die Ströme der Beredsamkeit wollen immer noch kein Ende nehmen:

Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer, hoch im Bogen
Spritzen Quellen Wasserwogen!
Riesengroß!
Hoffnungslos!

Da denken sie innerlich seufzend mit dem souverainen Volk: „Heiliger Sanct Blum, Sanct Zitz, Sanct Schlöffel, wo will das hinaus!" Grausen erfaßt sie bei dem Gedanken an die lange Reihe conservativer Redner, die noch nicht gesprochen! hundert und achtzig sind eingeschrieben! und der größte Redner würde jetzt tauben Ohren, müden Geistern und hungerigen Mägen vergeblich predigen. Sie fühlen nur ein Verlangen — nach der Süßigkeit der Ruhe, nach Herzenserquickung bei der Tafel. Diesem Wunsch kömmt die treffliche Geschäftsordnung menschenfreundlich entgegen, die da bestimmt, daß wenn zwanzig Mitglieder den Schluß verlangen, der Präsident abzustim-

men hat, ob die Versammlung die Debatte als geschlossen ansehe. So kömmt es denn, daß, wie wir in den Ausschüssen fort und fort denselben Namen begegnen, wir auch auf der Tribüne beinahe immer dieselben Figuren wieder sehen, die sich dort gleichsam häuslich niedergelassen haben, und wie Stubenvögel immer in demselben engen Kreise ihrer weltbekannten, aus dem Französischen übersetzten Ideen und Phrasen bewegen. Dank diesen überaus sinnreichen Einrichtungen kam nur ein einziger Bayer in den Verfassungsausschuß; und in der Frage über den Antrag Raveaux-Werner kam weder ein Oesterreicher noch ein Bayer zu Wort; während der unvermeidliche Herr Robert Blum und sein republikanischer Hofstaat ich weiß nicht in wie vielen Ausschüssen sitzt, und beinahe keine einzige Frage vorübergehen läßt, wo er uns nicht Proben seiner guten Lunge gibt.

Man sieht, es ist die Theilung des Löwen: der Linken ist die Red- und Schreiseligkeit, und der Rechten der Genuß der Hörseligkeit zugefallen, und daher mag es denn kommen, daß es den Anschein hatte, als hätten unsere bayerischen Abgeordneten diesem ohrenbetäubenden Tamtam der Linken gegenüber das Gelübde ewigen Schweigens abgelegt. Die Westphalen und Tiroler, so wie insbesondere die katholischen Geistlichen der Versammlung, scheinen unter demselben Mißstand zu leiden. Kömmt ja einmal einer zu Wort, so darf er froh seyn, wenn er nicht von den Gallerien niedergebrüllt, sondern unter einem freundschaftlichen Zischen in Gnaden entlassen wird. Das ist die Redefreiheit, welche die Erwählten des deutschen Volkes in der Paulskirche genießen. Gar manche Beschlüsse, die sonst bei der Gesinnung der Majorität räthselhaft erscheinen könnten, erhalten ihre Erklärung, wenn wir bedenken, daß sie unter diesem Terrorismus in der stürmischen Aufregung des Augenblicks gefaßt wurden. Als Lassaulx deßhalb jüngst mit dem Ausschusse aus sehr guten Gründen für doppelte Berathung der Grundrechte sprach, damit auf diese Weise wenigstens theilweise die Vortheile des Zweikammersystems

erreicht und übereilte Abstimmungen augenblicklicher Aufregung vermieden würden, zischte der „süße" Pöbel der Katzenmusikanten auf den Gallerien bei dem bloßen „Namen des Zweikammersystems", eines verpönten Wortes, das der Index der republikanischen Inquisition nicht gestattet. Da doch bekanntlich in England über jedes Gesetz beide Häuser sammt der Krone einstimmig seyn müssen, und zur Vermeidung jeder Uebereilung nicht zweifache, sondern dreifache Abstimmung stattfindet.

Nahm nun auch die Versammlung den Antrag an, so leuchtet doch ein, daß unter solchen Umständen in der That einiger Muth und viele Gelassenheit dazu gehört, in der Paulskirche die einfachste und gerechteste Forderung zu vertreten, die im Widerspruche mit dem wahnsinnigen Taumel des Momentes steht. England duldet eine solche scandalose Mißhandlung seiner Vertreter nicht. Seine Gesetze gehen, ohne Einmischung der Gallerien, aus der Erfahrung der Vergangenheit und der gewissenhaften Berücksichtigung der Gegenwart hervor und sind für eine lange Zukunft berechnet, während unsere Theoretiker und Phantasten, sich weder um Vergangenheit noch um Gegenwart kümmernd, in der Bewegung des Augenblicks eben nur für den Augenblick arbeiten, die Zukunft mag dann sehen, wie sie damit zurecht kömmt. Wie sollen auch die Redner der Paulskirche dem trostlosen Pöbelregiment in Berlin und Wien, zum Heile der Macht und Einigkeit des Vaterlandes und zur neuen Begründung des gestörten Vertrauens und Wohlstandes, ein Ende machen können, so lange der Pöbel eine so große Rolle in ihren Verhandlungen spielt, und der Aufruhr Barricaden vor ihren Augen errichtet, als traurigen Beweis, wie wenig Ehrfurcht er vor ihrer Autorität hat, und welcher Gottesfriede im geweihten Ringe der Versammlung herrscht. Das sind Mißstände, denen vor allem abgeholfen werden muß, und was jetzt um so leichter geschehen kann, da durch die Niederlage der rothen Republik in Paris die Luft für den Augenblick wenigstens etwas gereinigt ist, und auch unser Robert le Diable

mit seinem republikanischen Schweife, der die rothe Hecker-Feder auf den Hut gesteckt, sich von dem Schlage seiner Brüder in Paris schwer getroffen fühlt.

Zum Schluße lassen wir einige Bemerkungen folgen, die von einem Beurtheiler herrühren, der zwar nicht die Ehre hat, in der Paulskirche zu sitzen, dessen Herz aber darum nicht minder warm für die deutsche Sache schlägt, und der auch mehr für sie gethan, als mancher der wortreichsten Redner, die von Patriotismus überfließen, und deren höchstes Ziel zuletzt vielleicht auf ein Portefeuille im Reichsministerium, nach dem Vorbilde ihrer Herren und Meister, der Franzosen, gestellt ist:

„Gewiß ist diese Versammlung zehnmal besser, als das zusammengelaufene Vorparlament war, und enthält sie überhaupt sehr achtbare und tüchtige Elemente. Im Ganzen kann ich aber doch nicht in ihr ein vollständiges Abbild der Nation, das ihren Kern verträte, erblicken, denn dann müßte ihre Erwählung auf einem weniger zufälligen Princip beruhen, als dem Vote universel, sie müßte mehr an den Grundbesitz geknüpft seyn, würde weniger sogenannte Intelligenz (?) vertreten, und dann auch eine ganz andere Haltung haben. Das fast gänzliche Mangeln eines historischen Charakters in der Zusammensetzung, der Ansicht und dem Thun läßt mich in dieser Versammlung weit mehr eine Fortsetzung der allerletzten Zustände erkennen, als eine solche, die auf dem ureignen Grunde der Nation ruht, wie dessen die Proclamation von Kalisch gedenkt, und wie sie, zu einer Zeit weit geringerer gelehrter Geschichtskenntniß, in den Jahren 1814 und 1815, vielleicht möglich gewesen wäre.“

„Hienach bemessen sich meine Erwartungen von den Resultaten. Steht man doch schon von vorne herein auf keiner klaren Basis. Die Nationalität soll's seyn. Darum sind nun die Schleswiger Deutsche, obgleich sie nie zu Deutschland gehörten, und obgleich die dortigen Bauernbursche heimlich zu den Dänen laufen, um mit ihnen und für sie zu fechten; darum wird Oberitalien als fremd geachtet, obwohl es ein Jahr-

tausend lang zu uns gehörte, und doch nur die Frage ist, ob es unter unserm oder dem französischen Einfluß stehen soll, — während umgekehrt man die Tschechen und gar Posen festhalten will!"

„Andererseits schwankt man über das Verhältniß zu den eigenen Regierungen. Bis auf den Gagern'schen Vortrag war die Majorität noch dafür, deren Ansehen festzuhalten. Freilich hätten dann die Regierungen auch handeln müssen, was sie nicht thaten und vielleicht nicht konnten. Nun ist die Majorität über diese Schranke hinweggehüpft, und hat doch auch wieder in so ferne gesiegt, als wir keine provisorische Revolutionsregierung, sondern den Bruder des letzten Kaisers an der Spitze haben. Aber wird er seine schwere Aufgabe erfüllen können ohne Jugendkraft, ohne Geld (von 200,000 fl. Civilliste wird gesprochen), ohne militärische Gewalt? Die Linke besorgt freilich, daß ihm der Anschluß der in der Nation schlummernden conservativen Elemente Kraft geben könne; zunächst kommt es aber doch nur auf die Heere an, und es ist die Frage, ob es so leicht möglich, ob es überhaupt wünschenswerth ist, diese letzten mehr auf dem Particularismus ruhenden Corporationen in eine einzige Gesammtheit aufzulösen?"

„Hier ist gerade der Punkt, weßhalb es jetzt den Historischen so schwer hält, etwas zu thun und zu sagen. Sie können die allerletzte Theilgestaltung Deutschlands auch nicht als natürlich anerkennen, und müßten doch besorgen der Revolution geradezu in die Hände zu arbeiten, wenn sie daran rüttelten."

„Unterdessen schreitet die Verarmung und die Corrumpirung des dritten und vierten Standes immer weiter. Wer vermag das aufzuhalten? Wenn es aber Niemand aufzuhalten vermag, ist dann Deutschland nicht Futter für die Revolution, für die Anarchie, für die Fremdherrschaft, für den Untergang?"

„Zu den Dingen, die hier gar nicht besprochen werden, aber von den allerwichtigsten Folgen sind, gehört die innere

Organisation der Versammlung. Es war gewiß durchaus zweckmäßig, die Mitglieder in eine Vielzahl von (fünfzehn) Abtheilungen zu verloosen, damit solche unter sich mehr bekannt werden, und damit auch diejenigen, welche nicht auf die Tribüne steigen, im kleineren Kreise Gelegenheit erhalten, ihre Ansicht auszusprechen und an den Ansichten Anderer zu erproben und abzureiben. Aber es scheint mir das allerverkehrteste, aus solchen zufällig entstandenen Abtheilungen die Ausschüsse hervorgehen zu lassen. Diese konnten, meines Erachtens, in richtiger Weise nur von solchen gebildet werden, die sich untereinander kennen, also von den Nachbarn, und es hätte hierzu einer eigenen Abtheilung der Versammlung nach Nachbarschaften, Ländern, Kreisen, oder wie man es nennen wollte, bedurft. Daraus, daß man den andern Weg einschlug, ist es z. B. gekommen, daß in den Ausschüssen nicht die provinziell bekannten Namen, sondern die am allgemeinsten bekannten, welcher Art Celebrität sie auch seien, die Ueberhand gewannen, und daß somit die Ausschüsse schlechter wurden, als die allgemeine Versammlung, die in dessen Folge wiederholt die Minoritätsgutachten sich aneignete. Daher kam es denn auch, daß in dem Verfassungsausschuß zwar fünf Badenser sitzen, aber nur ein Bayer, und dieser nur nachträglich. Als sich dieß ereignete, hätten die Bayern sofort protestiren, und eine andere Art der Wahl vorschlagen sollen. Sie würden wahrscheinlich durchgedrungen seyn. Da sie nun aber schwiegen und Hr. Fallmerayer seinen Klagebrief nach München schrieb, wurde die Sache von den Radikalen daheim ganz anders als nach der Wahrheit ausgebeutet. Die Bayern wurden wie im Verrufe stehend dargestellt, und die ganze übrige Versammlung als eine gegen sie geschlossene Phalanx; während doch in der That der Ausschluß der Bayern nur auf der fehlerhaften Wahlart beruhte, und zum Theil zufällig war, und während der Rest der Versammlung so wenig unter sich und gegen die Bayern einig ist, daß das gerade Gegentheil die Wahrheit ist."

„Ferner muß ich es auch geradezu als eine nationale Calamität ansehen, daß die Berichte von den hiesigen Vorgängen so mangelhaft in's Publikum kommen. Die stenografischen Aufzeichnungen werden zwar jetzt sehr rasch publicirt, aber sie bringen doch nicht die erste Kunde, und sind an sich zu weitläufig. Diese wichtigste erste Kunde, wie solche etwa aus den hiesigen Zeitungen entnommen werden könnte, ist wie diese Zeitungen selbst mangelhaft oder gar verwerflich. Als um die Zeit des Vorparlaments die Gesinnung der hiesigen Bürger, nachdem nun die liberalen Ziele erreicht waren, diese festhalten, aber auch dabei stehen bleiben und nicht in das Unendliche und in den Abgrund blindlings vorschreiten wollte, also neuconservativ, oder wie die Schweizer sagen, liberal-conservativ wurde, da schien das deutsche Journal dieser Richtung folgen zu wollen; aber seitdem hat es sich mehr der Bahn des Radikalismus zugewendet, ob in Folge einer erhaltenen Katzenmusik, in Folge von jüdischen Einflüssen, von Drohbriefen 2c. weiß ich nicht. Dagegen wurde die dem Fürsten Taxis in Regensburg gehörige Postzeitung unter der eingetretenen Redaction des Oesterreichers Wiesner plötzlich radikal, und ist nun von dieser Stufe in ihr früheres Schwanken zwischen gut bös und ganz gesinnungslos wieder zurückgefallen. Hier Landes ist unter dem großen Publikum zu wenig politische Intelligenz, um dergleichen zu verstehen und nach seiner Wichtigkeit zu würdigen, aber ich höre nun, daß von auswärts daran gedacht werden soll, dahier bessere Zeitungen zu begründen. Was soll man aber nach solchen Proben von dem Fürsten Taxis denken, welcher durch sein Postmonopol, der Privilegirteste unter dem ganzen hohen Adel Deutschlands, seine Zeitung zum Organ des Umsturzes oder der Gesinnungslosigkeit werden läßt!"

„In der Augsburger Allgemeinen Zeitung las ich neulich, die Ultramontanen oder irgend sonst wer habe in München mit dem Popanz der Gewerbsfreiheit geschreckt. Aber das ist gewiß kein Popanz, da es in dem Vorschlag der Grundrechte

auf's deutlichste steht, daß künftig ein Jeder sich allenthalben soll niederlassen und jedes beliebige Gewerb treiben können. Mit dieser Freiheit werden die Rechte aller bestehenden Bürgerschaften aufgehoben! Saubere Freiheit! Aber von solchen Dingen haben die meisten Herren Professoren und Consorten nicht die geringste Vorstellung. Mit diesen Grundrechten, deren sich die Franzosen schon zum Theil erledigt haben, kann meines Erachtens keine Verfassung irgend einer Art bestehen. Ich möchte daher über den Entwurf schreiben:

„„Folge nur diesem Rath und meiner Muhme, der Schlange,
Dir wird gewiß noch einmal vor Deinen Grundrechten bange.""

„Aber man will: 1) ein Staatsgebäude nach den Wünschen der Nation, und 2) zugleich ein Dutzend Minengänge, um es jederzeit wieder in die Luft sprengen zu können!"

„Dennoch finde ich das, was hier geschieht, immer noch nicht so bedenklich, denn es sind doch auch sehr tüchtige Leute hier; selbst unter der Linken sind Männer, die Vernunft haben, und die Verhältnisse gehen in's Große: was soll es aber geben, wenn nun in all den dreißig Staaten die Repräsentation nach dem gleichen französischen Wahlprincip zu Gunsten der bodenlosen „„Intelligenz"" umgeändert ist, und neben dem großen noch so viele kleinere und ganz kleine Kessel zu brodeln anfangen?"

„Unter den hiesigen Deputirten ist denn natürlich auch eine gute Anzahl der Sache gar nicht gewachsen, diese würden besser stimmen, wenn sie mehr Zusammenhang mit ihren Landsleuten hätten. Aber dagegen wird dann geschrieen: Hier sind keine Länder, wir sind alle Deutsche! Ich habe gesagt, daß ich einen solchen absoluten Deutschen in Deutschland noch gar nicht gesehen habe; eher in Paris und in Rom. — Eine Anzahl Deputirter sucht sich die Zeit so angenehm wie möglich in Wiesbaden, Homburg 2c. zu vertreiben. Andere halten es für ihre Pflicht, den Zusammenkünften beizuwohnen, die täglich bis nach Mitternacht dauern, was dann anstrengend genug ist; auch für unsere Freunde. Gott wende Alles zum Guten!"

IX.

Die Parteien in der Paulskirche zu Frankfurt.

Bei einer constituirenden Nationalversammlung, wie die in der Paulskirche, gehört geraume Zeit dazu und etliche Principienfragen müssen in ihren Schooß geworfen werden, bis sich die Parteien nach ihren politischen Sympathien, Ansichten und Ueberzeugungen zusammenthun und auch in ausserwesentlichen Dingen nach ihren Schattirungen hervortreten. Für den Beobachter selbst aber wird es ungemein schwierig, sich in den verschiedenen Stimmungen zurechtzufinden, und mehr als einmal kommt er in die Lage sein Urtheil revidiren, seine Berechnung von Neuem beginnen zu müssen. Allerdings nämlich geben schon von vornherein die Landsmannschaften einen ziemlich sichern Maaßstab an die Hand und man greift nicht fehl, wenn man die Pfälzer, Sachsen und einen Theil der Preußen und Oesterreicher auf der Linken aufsucht und sie in der Gesellschaft renommirter Badenser zu treffen hofft. Die Würtemberger und die Vertreter mehrerer kleinerer Staaten wird man in der nächsten Schichte treffen, an diese werden sich die Rheinländer und Tyroler nebst den aufrichtigen Katholiken und Protestanten anreihen und endlich ganz rechts wird man den politisch Bekehrten und den Erhaltungsmännern von jeher begegnen. Allein es

wird bei dieser Vorwegnahme manche überraschende Täuschung unterlaufen und Du darfst nicht erschrecken, wenn Du z. B. den Prediger Zittel ganz Einer Meinung mit bekannten Vertretern der positiven Principien findest. Noch einen andern Weg kann man mit vielem Glück zur vorläufigen Orientirung einschlagen. Die höhern Staats- und Militärbeamten, Standesherren und Gutsbesitzer suche rechts, nicht weit davon die katholischen Geistlichen und die Universitätsprofessoren; die Linke gruppirt sich aus Gymnasiallehrern, Advokaten (die rheinischen ausgenommen), rationalisirenden Predigern und Priestern, Privatdocenten, voranstrebenden Beamten, Literaten, Bewegungsmännern von Profession. Aber auch hier wird die Regel wiederum durch manche Ausnahmen angefochten. Die beste Glegenheit sich zurecht zu finden bieten die Abstimmungen, zumal die namentlichen, bei sogenannten Principienfragen; denn auch der Uebelstand ist noch vorhanden, daß die Scheidung nach Plätzen durchaus nicht rein genug ist und sich Mancher in eine befremdliche Umgebung versetzt findet. Solche Abstimmungen sind schon mehrere vorgekommen. In der Mainzerfrage hat die Majorität gezeigt, daß die Nationalversammlung keine Regierungs- und Polizeibehörde seyn wolle, in der Competenzfrage hat die Linke auf eine Cassation des Particulären und auf eine Lahmlegung der Einzelregirungen losgesteuert; die Rechte hat denselben ein Vertrauensvotum zu erwirken gesucht; die Mitte hat zwischen der Souveränetät des Volkes und jener der durch Zusammenwirkung beider Factoren zu Stande gekommenen Nationalversammlung unterschieden und für ihr Votum auf die Thatsache sich berufen, daß auch die Regierungen z. B. die preußische durchaus entschlossen seien, den Frankfurter Bestimmungen das davon Abweichende zum Opfer zu bringen. Bei der Präsidentenwahl anerkennen alle Partheien, die äußerste Linke ausgenommen, die Einzigkeit des Mannes, den die Vorsehung für diesen schwierigen, manchmal danklosen Posten berufen zu haben scheint, und es ist vielleicht gerade die Zähigkeit,

womit die Linke schon an erster Stelle Einen ihrer Candidaten nennt, daran Schuld, daß sie auch an zweiter und dritter Stelle leer ausgehen muß. In der Frage über die provisorische Centralgewalt treten die Schattirungen am bestimmtesten hervor. Ich versuche es dieselben kurz zu markiren. Ein Reichsverweser, ernannt lediglich durch die Regierungen, mit der Macht über Krieg und Frieden, unverantwortlich, mit verantwortlichem Ministerium, reine Regierungsgewalt; ein Reichsverweser in genanntem Sinne, bestellt von den Regierungen und ohne weiters gutgeheißen von der Nationalversammlung; ein Reichsverweser, vorgeschlagen von den Regierungen und angenommen oder verworfen von der Nationalversammlung; ein Reichsverweser erwählt von der letztern und bestätiget von der erstern; ein unverantwortlicher Reichsverweser im Vertrauen auf die Zustimmung der Regierungen von der Nationalversammlung erwählt; ein unverantwortlicher Reichsverweser von der Nationalversammlung erwählt, welcher nur die Beschlüsse, die Gesetz sind, verkündet und vollzieht; ein Präsident mit beschränkter Verantwortlichkeit; ein verantwortlicher, lediglich von der Nationalversammlung eingesetzter und mit Vollziehung all' ihrer Beschlüsse beauftragter Präsident.

Ich glaube durch die angeführten Beispiele Ihnen über die politischen Stimmungen in der Nationalversammlung im Allgemeinen genug gesagt zu haben. Nur die Bemerkung muß ich noch beifügen, daß die Freunde der gesetzlichen Ordnung oder wenn Sie lieber wollen der constitutionellen Monarchie durchaus keinen Grund zu der Befürchtung haben, es möchte sich die Neuerungssucht überstürzen und der rothen Republik die Pfade ebnen. Vielleicht darf ich sogar die Behauptung aufstellen, daß in dieser Hinsicht kaum eine Ständeversammlung irgend eines deutschen Einzelstaates bessere Garantien darböte.

Was nun zunächst die Männer der Rechten betrifft, so wird häufig direct oder indirect darauf hingewiesen, daß sie Manche in ihren Reihen zählen, denen der neue Zustand ein

Greuel, und die nichts sehnlicher wünschen, als den alten Polizeistaat mit allen seinen Herrlichkeiten in guter Manier wieder herstellen zu können, die noch heute dem so oft mit dem Eselstritt heimgesuchten Metternich'schen System aus voller Seele huldigen und nur bedauern, daß nicht gleich anfangs durch militärisches Dreinschlagen die ganze Bewegung ertödtet worden ist. Es ist ein gefährlich Ding in den Herzen der Menschen lesen und sie nach ihren inwendigen Gesinnungen, statt nach ihren Selbstbekenntnissen und Handlungen beurtheilen zu wollen. Aber dieses Urtheil dürfte wohl Mancher dieser Männer sich wohl gefallen lassen: die Barrikadenhelden von Wien und Berlin sind ihm aus innerster Seele zuwider und er hat nichts dagegen, wenn man sie kurzweg als Revolutionäre bezeichnet; es wird ihm unheimlich zu Muthe, wenn von den neuen Errungenschaften die Rede ist, und es kostet ihn eine große Ueberwindung, mit der alten Herrlichkeit zu brechen und die Güter der Neuzeit anzuerkennen; die Uebersiedelung aus dem Polizeistaat in den Rechtsstaat so ohne alle Habseligkeiten des frühern Besitzes vorzunehmen däucht ihm ebenso unbequem als den Pflichten der Dankbarkeit widerstrebend; es kommt ihm bedenklich vor, so manches Gebiet wie z. B. jenes der Kirche als neutralen wenn auch nicht feindlichen Boden betrachten zu müssen, während in vergangenen Tagen gerade hier die Reglementirsucht ihren Launen am besten gefröhnt. Wie dem immer seyn mag, es sind ehrenhafte, zum Theil kernigte Männer, die auf dieser Seite stehen, und namentlich jene aus Preußen, welche offen und entschieden für Erzherzog Johann gestimmt, haben gezeigt, daß sie auch zu Großem, zu einem Siege über sich selbst, noch Kraft besitzen. Wie ärmlich und armselig — nehmen sich neben solchen Männern Leute wie der bekannte Hofrath Gervinus aus, der zwar mit lauter Stimme „Erzherzog Johann von Oesterreich" gerufen, dabei aber das ganze Mitleid der Linken erweckt hat, welche die Schicksale dieses irrenden Ritters auf dem Felde des Rongeanismus und der preußischen

Advokatur sich wohlgemerkt und auch nicht kirre gemacht wird, wenn der Herr Hofrath zur Abwechselung belieben, wieder einmal eine Lanze gegen die Tyroler Pfaffen einzulegen. Aufrichtig gestanden, ist es mir sehr erklärlich, daß die Vertreter des Radicalismus einer gewissen Bitterkeit sich nicht erwehren können, wenn die hitzigsten Vorfechter der ehemaligen Opposition, welche bei jeder Erinnerung an den Bundestag grün und blau wurden, nun auf einmal als ihre erklärtesten Widersacher auftreten, ohne eben die Merkmale einer gründlichen Bekehrung an sich zu tragen. Freilich kann man auch nicht wissen, ob nicht Mancher jener Redner, welche den Mund am vollesten zu nehmen pflegen, jetzt schon den Blick nach einer Seitenpforte gerichtet hat, durch welche sich bequem in den Pallast steigen läßt.

Um aber wieder auf die ehrenwerthen Mitglieder der Rechten zurückzukommen, so glauben wir mit voller Sicherheit von ihnen annehmen zu können, daß sie die gemäßigte constitutionelle Monarchie mit dem Zweikammersystem wollen; daß sie die Preßfreiheit als eine Nothwendigkeit der Zeit anerkennen, bisweilen aber auch wünschen möchten, daß neben jedem Zeitungsredacteur ein Galgen zur heilsamen Erinnerung aufgepflanzt wäre; daß sie dem System der stehenden Heeresmacht gegenüber der Theorie der Volksbewaffnung, entschieden zugethan sind; daß sie das Gebiet der Schule ohne weiters dem Staat vindiciren und dem Verlangen nach Kirchenfreiheit nur nothgedrungen Zugeständnisse machen wollen; daß sie über die künftige definitive Gestaltung des Einen freien Deutschlands mit sich selber noch nicht im Reinen, daß sie mit der Idee des Kaiserthums nur ungern sich befreunden, daß sie so viel als möglich, die Machtvollkommenheit der Einzelregierungen gerettet wissen, am liebsten aber auf bequeme Weise das Vergangene ohne seine handgreiflichen Mängel wiedergebracht sehen möchten. Es sind dieß lauter Ansichten, welche sich hören lassen; ja, wären die Ereignisse des verflossenen halben Jahres nicht

dazwischen getreten, so würde man mit diesen Ansichten in den Reihen des Liberalismus mit Ehren fechten können, während sie jetzt das Reactionsgespenst für die Bannformeln der Linken abgeben müssen. Aber auch, nachdem so gewaltige Erschütterungen erfolgt sind, daß die öffentliche Macht denselben beinahe erlegen, kommt diesen Ansichten noch eine gewisse Berechtigung zu und es ist manchmal sehr wohlthuend, die Eine und die Andere gegen die Schwarmgeister von Links mit Kraft und Gewandtheit ins Feld rücken zu sehen. Um übrigens allem Mißverständniß vorzubeugen, muß noch bemerkt werden, daß Männer auf dieser Seite sich befinden, in deren System die eben referirten Ansichten bedeutende Modificationen erleiden.

Ich wende mich nun nach Links, um die hier waltenden Bestrebungen auszusprechen. Diese Seite, so numerisch gering sie auch ist, findet sich doch bei äußerst wichtigen Fragen in drei Fractionen getheilt, indem die vierte, welche aus dem Herrn Hofrath Kapp aus Heidelberg besteht, allbereits aus der Versammlung geschieden ist. Die äußerste Fraction hat sich bei der Wahl des Reichsverwesers grundsätzlich der Abstimmung enthalten, die zweite hat für Itzstein, die dritte für Heinrich von Gagern votirt. Leider befinden sich in letztgenannter Abtheilung auch mehrere katholische Priester: Tafel aus Zweibrücken, Sprißler aus Sigmaringen, Blumenstetter aus Hechingen, Pfahler aus Würtemberg (daß Kuenzer aus Konstanz zur Aeußersten zählt, versteht sich von selbst). Wo es etwas durchzusetzen gibt, stimmen diese Partheien getreulich zusammen und gewinnen bisweilen auch erklecklichen Succurs aus dem linken Centrum, oder sie werfen sich geradezu mit Darangabe der eigenen Position auf die Propositionen dieses zeitweiligen Verbündeten.

Das Grundbestreben der Linken ist die Republik in ihren verschiedenen Möglichkeiten, das Schlagwort die Volkssouveränetät, das historische Recht die Barrikadenrevolutionen und

das Vorpalament, der Vorwand das Volk, der Bundesgenosse der Radicalismus in Frankreich und der Schweiz und die armen Flüchtlinge, die dorten weilen, der Popanz die Reaction und die Kapp'schen Geister der Unterwelt, die Manier (mit wenigen Ausnahmen) der Grobianismus. Die Rednerbühne halten sie im förmlichen Belagerungszustand, ihre Secundanten spielen theils auf den Gallerien, theils im sogenannten Essighaus, hier unter dem Vorsitz des Herrn Ronge, welcher beiläufig gesagt an dem Orte seiner ehevorigen Triumphe der Spott der Leute geworden ist, so daß selbst ein Pirazzi sich seiner schämt. Sie haben mehr oder weniger mit aller Vergangenheit gebrochen, doch muß man bekennen, daß Vielen von ihnen die Zweckmäßigkeit noch etwas gilt. Diese wollten es z. B. den einzelnen deutschen Staaten überlassen wissen, ob sie die constitutionell-monarchische Form einstweilen beibehalten oder sich sogleich auf republikanischen Fuß einrichten wollen; nur die Centralgewalt sollte zur Vermittelung eines leichtern Uebergangs durchaus republikanisch organisirt werden. Andere auch sprechen noch von einer constitutionellen Monarchie, aber so, daß der Monarch ohne weiteres abtreten könnte, nachdem er zu der proponirten Verfassung Ja gesagt, ohne daß seine Abwesenheit vom Publikum bemerkt werden würde. Je einfacher das System ist, das hier vertreten wird, um so leichter kann es an den Mann gebracht werden, und es ist, da es ihnen nicht an gewandten parlamentarischen Kräften fehlt, sehr zu verwundern, warum diese Herren bisweilen zu unwürdigen Mitteln greifen und dadurch ihrer eigenen Sache Schaden zufügen mögen. Ich will der lächerlichen Phrasen vom Glück der Herrenlosigkeit, von der Souveränetät des Einzelmenschen in der Wiege, von dem Privilegium der Volksmänner für ihre Behauptungen keine Beweise beibringen zu dürfen u. s. w. u. s. w., nicht näher gedenken, selbst der klügste und routinirteste Kopf dieser Parthei Robert Blum aus Leipzig, hat sich jener gefährlichen Thorheiten nicht enthalten können. Oder ist es nicht eine für

die eigene Sache gefährliche Thorheit, sich auf eine ministerielle Mittheilung als Argument zu stützen und hintennach den Beweis nicht einbringen zu können; immer und immer wieder die Appellation an die rohen Fäuste in Aussicht zu stellen und gleichzeitig von der Gewalt der Ideen und der Allmacht der Nationalversammlung zu reden; sich auf die republikanische Gesinnung seiner Wähler zu berufen, um bald darauf durch einen Protest von mehr als 9000 Wählern beschämt zu werden; über Zeitverschleppung zu reden und dennoch durch nutzlose Interpellationen die Zeit zu tödten; den Bundestag als todt und begraben zu proclamiren und ihn dann doch wieder als einen noch Lebendigen in Anklagezustand zu versetzen? So handelt selbst der Klügste, Sie mögen daraus ermessen, was die Dümmsten thun. Die Partei ist noch nicht gewitzigt, sie will siegen, ohne diejenigen sich geneigt zu machen, mit deren Hülfe allein sie zu siegen vermöchte; sie will Niederlagen von sich abwenden, und fordert diejenigen zum bittersten Kampfe heraus, deren Streitkräften sie nicht gewachsen ist; sie will lieber bei aller Lebenslust Hungers sterben, als mit Hausmannskost das Daseyn fristen. Bei Gelegenheit der Abstimmung über die provisorische Centralgewalt lagen z. B. zwei Propositionen vor, von denen die Eine verlangte, jene Gewalt solle die Beschlüsse, die Andere, sie solle die Gesetze der Nationalversammlung verkünden und ausführen. Der principielle Unterschied ist einleuchtend. Was thut nun die Linke? Sie polterte gegen die formelle Zulässigkeit der zweiten Proposition so lange, bis sie gestrichen wurde. Und der Erfolg? Die erste Proposition wurde mit ungeheurer Majorität verworfen und die Niederlage war vollständig. Ausserdem war nun die Mehrzahl völlig handscheu geworden und, von der Linken um Aufschluß über den Sinn „der Unverantwortlichkeit des Reichsverwesers“ angegangen, ward der Bescheid rundweg abgeschlagen und die Unverantwortlichkeit ohne Weiteres votirt. Kurz: die Herren haben sich selber ihre traurigsten Niederlagen zuzuschreiben.

Sieg und Niederlage Rechts und Links sind von der Stimmung und Entscheidung des Centrums abhängig, welches schon für sich die Majorität in der Paulskirche bildet. Der politische Wahlspruch ist die constitutionelle Monarchie, mit ihren Consequenzen, der Rechtsstaat an der Stelle des Polizeistaates, rein und ohne Vorbehalt. Jedoch sind auch hier zwei Fractionen zu unterscheiden, ein linkes und ein rechtes Centrum; Jenes will „die constitutionelle Monarchie auf den breitesten demokratischen Grundlagen", dieses das Zweikammersystem, jenes verlegt die Gewalt mehr in das Volk, dieses in die Regierung, jenes fragt nach der Consequenz des Gedankens, dieses nach dem Bedürfniß der Gegenwart unter den gegebenen Verhältnissen, jenes neigt in seinen Vorkämpfern mehr zur Linken, dieses mehr zur Rechten hinüber, weßhalb manchmal in untergeordneten Fragen das Resultat der Abstimmung zweifelhaft wird und zur Gegenprobe geschritten werden muß.

Das Centrum ist es vorzugsweise, von wo dem Commissionsantrag gegenüber der Gedanke der Einheit statt der Dreiheit in der provisorischen Centralgewalt zuerst wenn auch nur schüchtern und mit weiser Abwägung der Gründe und Gegengründe geäußert worden; hier ist die Wahl des Erzherzogs mit der ungetheiltesten Freude begrüßt worden; hier herrscht am lebendigsten die süße und wehmüthige Erinnerung an des Vaterlandes hingeschwundene Majestät; hier ist der Gedanke an ein neues deutsches Kaiserreich bei Vielen bereits eine so bedeutende Macht geworden, daß sie die mannigfachen und großen Schwierigkeiten sich selber verheimlichen möchten, mit denen, menschlicherweise betrachtet, die Durchführung jenes Gedankens würde zu kämpfen haben. Doch nicht das Künftige, sondern das Gegenwärtige wollte ich in kurzen Umrissen ihren Lesern vorführen. Ich übergehe daher auch mit Stillschweigen die muthmaßliche Lösung, welche die Lebensfrage Deutschlands, die kirchliche, im Schooß der Nationalversammlung finden dürfte. Für jetzt ist der Antrag auf Niedersetzung einer beson-

dern Kommission für Kirchenangelegenheiten durch die Stimme und das Votum derjenigen abgelehnt worden, welche die Unabhängigkeit der Kirche von der Staatsgewalt anstreben.

Was endlich die Organisation der einzelnen Parteien betrifft, so ist dieselbe auf der Linken offenbar am weitesten gediehen und im Centrum am meisten zurückgeblieben, nicht als ob es an tüchtigen Führern mangelte, sondern weil das Bewußtseyn der Macht eine vielleicht zu große Sorglosigkeit hat aufkommen lassen. Einzelne Fractionen thun sich allerdings zusammen, bisweilen auch finden bei wichtigen Veranlassungen gemeinsame Vorberathungen statt, denen sich auch die Rechte nicht entzieht; allein Systematik ist noch keine vorhanden, geschweige denn, daß ein Feldzugsplan festgestellt wäre. Auch mit der Bildung von Landsmannschaften will es nicht recht vorangehen; der Grund liegt einfach in der nicht erfreulichen Thatsache, daß innerhalb derselben die Gegensätze zu mächtig sind, als daß sie durch das Gefühl der staatlichen Zusammengehörigkeit könnten bewältigt werden.

X.

Die deutschen Volksschriftsteller.

Wenn wir unter „Volk“ die immense Majorität der Nation, jene niedere Schichte der Gesellschaft verstehen, die um das tägliche Brod arbeiten, so finden wir, daß unsere Dichter von jeher wenig oder gar keine Notiz vom Volke genommen haben; eine sehr natürliche Erscheinung seit der Erfindung der Buchdruckerkunst, seitdem nämlich die Poesie nicht mehr im Gesange von Mund zu Mund, sondern von Buch zu Buche geht. Dazu kam die, eben durch diese schwarze Kunst vermittelte Wiederentdeckung und plötzliche Blendung des klassischen Alterthums, das nun den germanischen Einrichtungen das römische Recht, der christlichen Poesie des Mittelalters eine heidnische, dem rheinischen Landweine den Falerner, als etwas Delitiöseres entgegensetzte. Unsere Dichter wurden Professoren, indem sie mit einseitiger Vorliebe in antiken, unsingbaren Versmaßen unnationale Gegenstände behandelten, und dem eigentlichen Volke blieben nur die verstümmelten Trümmer der alten nationalen Heldendichtungen und Sagen in einzelnen abgerissenen Liederklängen und in jenen unscheinlichen und unförmlichen Volksbüchern vom gehörnten Siegfried, Octavian rc., die jene Dichtungen allmählich bereits in Prosa aufgelöst hatten.

Die Feinheit aber, womit eine andere Generation diese Unnatur repariren wollte, war gerade so unnatürlich, und es ist eben nur eine Manier für die andere, wenn z. B. Geßner eine ganz allgemeine, unmögliche Welt ohne Religion, ohne Staat, Nationalität und Physiognomie in den baaren sanften Mondschein hinstellt: hinten mit Zopfperrüken, und Schäferinnen im Reifrock, mit den Schminkpfläfterchen der Unschuld, mit einem Worte, einen bal champêtre des Herren v. Daphnis und Fräulein Chloe. Die schlaunüchternen Franzosen haben in der bukolischen Maskarade die Ihrigen sehr gut wiedererkannt, und diese Idyllen fleißig übersetzt. Weiterhin zwar hatten einige begabtere Dichter, wie Claudius und Bürger, ernstlich an's Volk gedacht. Allein Beide waren eigentlich doch wieder nur gelehrte Dichter, in deren Ernst und Späßen man beständig die leise, fast unwillkührliche Ironie eines geistig aristokratischen Selbstbewußtseyns hindurchfühlt; ihr ehrlich gemeinter Volkston war nicht naturwüchsig, sondern größtentheils ein künstlichzurechtgelegter, bei Bürger oft sogar ein rohforcirter, und konnte also im Volke, das für solche Dinge ein sehr feines Ohr hat, unmöglich nachhaltigen Anklang finden. Tiefer und mit völliger Hingebung ging Hebel in die Sache ein. Seine ganze Gefühls- und Anschauungsweise, und mithin auch der Ausdruck dafür, das kindliche Symbolisiren der Natur, ja selbst seine Art zu kritteln und zu grübeln, ist durchaus deutsch- und volksthümlich, und es ist ein schlimmes Zeichen der poetischen Ermattung und Verstimmung im Volke, wenn nicht sehr viele dieser vortrefflichen Lieder wirkliche Volkslieder geworden sind.

Inzwischen hatte aber in rascher Folge die philologische Pedanterie der Klassizität, die ideale Anschauung Schillers, die reinkünstlerische, allen gewöhnlichen Effect verschmähende und daher nicht gemeinfaßliche Schönheit Göthes, und endlich gar das ästhetisch-philosophische Experiment der Romantik nach und nach in der stets neuerungssüchtigen Lesewelt eine gewisse Uebersättigung, ja Ueberdruß an der vornehmen Literatur er-

zeugt. Man sehnte sich von dem ewigen Nectar wieder zur Muttermilch zurück; und so sahen wir in unseren Tagen eine, auf das Einfache, Natürliche und Wirkliche gewandte, sogenannte Volksschriftstellerei entstehen, welche theils über das Volk schreibt, indem sie dessen Leben zu ihrem Gegenstande macht, theils für das Volk wirken, dasselbe belehren, veredeln und poetisch erfrischen will.

Für die Poesie an sich ist von dieser künstlichen Herabstimmung derselben zu der Fassungskraft oder der äußeren Beschränktheit des Volkes kein sonderlicher Gewinn zu erwarten; außer etwa, daß sie, nach Art aller Gourmand's, durch die mäßige Diät, durch eine simple Molken- oder Hungerkur, wieder erkräftiget und gesünder werden sollte. Die unabweisbare Aufgabe der Poesie ist überall die Darstellung des Ewigen und Schönen im Irdischen. Die Wirklichkeit, worauf jene Volksschriftstellerei gerichtet, kann daher, wie in der Malerei das Portrait und die Landschaft, nur in sofern Gegenstand der Poesie seyn, als jene höheren überirdischen Mächte hindurchschimmernd sie verklären. Dieß wird aber in der Regel, d. h. ohne übermenschliche Anforderungen an ein jederzeit seltenes Genie, nur durch Zurückgreifen in eine durchsichtigere Vergangenheit, die darum nicht weniger wirklich ist, vereinbar seyn. In der kompacten Gegenwart bleibt die Phantasie, wo sie nicht etwa willkührlich-phantastisch alle natürlichen Schranken durchbrechen will, durch die plattesten Gegensätze und eine Wahrscheinlichkeit, die mit der Wahrheit keineswegs identisch ist, beständig beengt, verwirrt und gebunden, gleichwie die Vögel, wenn sie Hausthiere geworden, das Fliegen verlernen.

Eben so illusorisch aber dürfte auch die beabsichtigte unmittelbare Einwirkung dieser Literatur auf das eigentliche Volk sich erweisen. Einmal liest das Volk, weil es keine überflüssige Zeit hat, überhaupt fast nichts, als seine Hauskalender und Gebetbücher, und koncentrirt seine Poesie nur noch im Volksliede. Sodann aber läßt das Volk auch, aus einem na-

türlichen Mißtrauen gegen gelehrte Büchermacher, nicht gern über sich reden oder scherzen; es hat, wie die Kinder, nicht das mindeste Begehren darnach, sich und sein einförmiges Treiben wie in einem Spiegel, wenn auch noch so getreu oder verschönernd, abgebildet zu sehen. Dessen haben sie täglich zu Hause genug; sie wollen vielmehr das, was sie von dem Alltäglichen befreit; anstatt der Idyllen, das Wunderbare: Sagen, Märchen, Legenden; und greifen, wenn dieser poetische Hauch ausgegangen, lieber zu den abentheuerlichsten Mord- und Räubergeschichten, wo wenigstens die Phantasie noch freiere Hand hat. Wenn aber hiernach jene Literatur vielmehr aus der Blasirtheit der Gebildeten, als aus einem tieferen Bedürfniß des Volks hervorgegangen, wenn sie ferner — mit Ausschluß einer Fraction, die wir weiter unten näher beleuchten wollen — eigentlich doch wieder nur für das bisherige, gewöhnliche Lesepublikum arbeitet; so kann hier im Grunde nur die, allerdings wesentliche Frage entstehen, welcher Wirksamkeit sie auf die sogenannten Gebildeten in sittlicher und religiöser Beziehung fähig sei.

Zschokke mit seinem „Goldmacherdorf" und Immermann im „Münchhausen" gaben neuerdings den Ton an, besonders der letztere durch sein dort eingereichtes großartiges Idyll, wo mit kräftigen, sicheren Zügen das Leben eines altsaßischen Bauernstammes und ein unter ihnen hervorragender heroischer Charakter meisterhaft geschildert wird. Vor Allen aber sind hier Berthold Auerbach und Jeremias Gotthelf zu nennen; denn Rank's: „Aus dem Böhmerwalde", eigentlich nur eine Sammlung von Volksgebräuchen, Liedern u. s. w., gehört vielmehr in das Gebiet der ethnographischen Studien. Jene Beiden aber, Auerbach und J. Gotthelf, unterscheiden sich von der gewöhnlichen Literatur sehr scharf dadurch, daß sie der Salonsweisheit die Einfalt des Landes frisch und keck entgegensetzen; beide gehen auf Kräftigung des sittlichen Elements aus, das aber hier nicht auf bloßem konventionellen Anstand, oder auf die moderne Philosophie, sondern unmittelbar auf sei-

nen ursprünglichen Boden, die positive Religion, wieder zurückgeführt wird; und eben das Durchleuchten dieser höheren Potenzen, diese tiefsinnige Gottesfurcht, welche überall den alltäglichen Ereignissen einen jenseitigen, geheimnißvollen Hintergrund gibt, macht, wie der Lichtton die Portraitlandschaft, auch in den Schriften jener Beiden die gewöhnlichste Wirklichkeit wahrhaft poetisch. So schön, übermächtig und siegreich über alles Idealische Aesthetisiren erweist sich ein starkes religiöses Gefühl in allen Dingen *).

In Auerbach's „Schwarzwälder Dorfgeschichten" wird das Stillleben des gutkatholischen Dorfes Nordstetten mehrere

*) Uns will es bedünken, als habe unser verehrter Mitarbeiter in seiner Herzensgüte den schriftstellerischen Charakter Auerbachs von einer zu günstigen Seite angeschaut. Das schöne Talent des Verfassers der Dorfgeschichten bereitwilligst anerkennend, können wir uns dennoch schwerlich verhehlen, daß seine Schilderungen des christlichen Volkslebens nicht aus der eigenen inneren Ueberzeugung des Dichters hervorgegangen sind, wenn er sich auch dem erwärmenden, rührenden Eindruck, den dieß Leben auf ihn machte, nicht ganz verschließen konnte. Was seine eigene Ansicht vielmehr anlangt, wie sie sich, wenn auch verhüllt und mehr angedeutet als scharf und deutlich ausgesprochen, als durchlaufender rother Faden geltend macht: so scheint auch er sich mehr jenen verneinenden Geistern anzuschließen, deren politische Segnungen dem armen Deutschland dermalen im vollsten Maße zu Theil geworden sind. Uebrigens wollen wir mit diesem Urtheil Niemanden die Freude an jenen Schriften verkümmern; nur zur Vorsicht wollen wir mahnen; ohnehin wird die Zeit, die überall auf Entscheidung dringt und keine Halbheit duldet, gar bald uns jeden Zweifel darüber benehmen, ob Auerbach und sein „Gevattersmann" der Rechten oder Linken angehören, da die klägliche Nachäfferei französischen Parteiwesens dem charakterlosen, seiner Geschichte und seines Geistes vergessenen deutschen Michel nun doch einmal diesen lumpigen Theaterflitterrock umgeworfen hat, so daß man die Verhandlungen der deutschen Reichsversammlung, auch l'assemblé constituante de l'Allemagne genannt, in der That nur schwer von einer französischen unterscheiden kann. Schließlich bemerken wir, daß die obige Literatur-Betrachtung vor den Erschütterungen dieses Jahres, am Schluß des verflossenen geschrieben ist. A. d. R.

Generationen hindurch erzählt. Da begegnet uns denn z. B. gleich „der Lauterbacher“, ein blutjunger, exemplarischer Seminarist, der, als Schullehrer nach Nordstetten versetzt, Alles weiß, was die Bauern nicht brauchen können, und ihnen erst auf hochdeutsch weitläufig beweisen will, was sich auf plattdeutsch schon von selbst versteht. In einem Waisenhause zuerst als Zögling, dann als Incipient und Hülfslehrer auferzogen, unbekannt mit der Welt, aber voll des bessern Willens faßt er mit der Ueberschwänglichkeit der Halbbildung sogleich den ernsten Vorsatz, diese „von der großen Harmonie der Geisteswelt fernstehenden Bauern frei zu machen von ihrem trägen Aberwitze und sie kosten zu lassen die reinen Freuden des Geistes.“ Allein zu seinem großen Erstaunen findet er dieß keineswegs so leicht, und die Leute gar nicht so genaschig nach diesen Freuden, als er sich's gedacht hatte; vieles, was ihm erhaben und wichtig erscheint, halten sie für gering und überflüssig, und umgekehrt. So überall ziemlich schnöde abgefertigt und verletzt, zieht er sich nun ganz in die „schöne Natur“ zurück, wird daher für stolz gehalten, ja gefoppt, und schreibt voll Indignation in sein sentimentales Tagebuch: „Ich will hinwegsehen über die Menschen, die da mitten unter diesem glanzvollen Leben lichtlos einherwandeln, ich will mich erheben über all das niedere, klägliche Treiben. Steh mir bei, du ewiger Geist, und laß mich nicht denen gleich werden, die an der Scholle haften u. s. w.“ — Aber, wie das häufig zu geschehen pflegt; der ewige Geist versteht das Gebet anders und gescheuter, als es gemeint war, und schickt ihn bei dem verachteten Leben selbst in die Lehre. Ein altes Weib, die achtundsiebenzigjährige „Maurita“ und ihre junge Enkelin sind die ungelehrten Repräsentanten der Bauernphilosophie, bei der er nun seinerseits in die Schule gehen muß, und bald darauf notirt er in der That in sein Tagebuch: „Die Frömmigkeit allein erhält den Menschen auch noch im Alter liebenswürdig, ja sie macht heilig und anbetungswerth, die Frömmigkeit ist die Kindheit der Seele; wenn fast wieder das Kindischwerden hervor-

tritt, verbreitet sie eine anmuthige, glorienhafte Milde über das ganze Wesen. Wie hart, herb und häßlich sind genußsüchtige, selbstsüchtige Menschen im Alter, wie erhaben war diese Frau selbst in ihrem Aberglauben!" — Ja zuweilen leuchtet diese altgläubige Frömmigkeit zu wahrhaft religiösem Heldenmuthe auf. Eine Bauersfrau z. B., die den Arm gebrochen, muß eine schwere Operation erdulden. „Anderen Tages kam der Chirurgus, er wollte, daß man der Frau die Augen verbinde, sie aber sagte: Nein, rucket das Bett in die Mitte des Zimmers, so daß ich den Heiland sehen kann, und Ihr werdet's erfahren, ich werde nicht zucken und keinen Laut geben. Nach vielem Einreden und Widerstreben wurde ihr gewillfahrt. In der einen Hand, an ihrem kranken Arme, hielt sie den Rosenkranz, mit der andern hielt sie die Hand ihres Sohnes fest, ihr Auge war starr nach dem Crucifixe gerichtet, und sie sagte: Lieber Heiland! Du hast die höchsten Schmerzen mit göttlichem Lächeln ertragen, lieber Heiland gib mir Kraft, halte mich fest, wenn ich zittern will, und wenn die Schwerter mir durch die Seele fahren, will ich Dein gedenken, o heilige Mutter Gottes! und stille dulden." — Hiernach wird denn auch die tiefe Macht, die in der katholischen Religion liegt, unumwunden anerkannt, so wie die freudige und trostreiche Erkenntniß, „daß die Offenbarung fort und fort durch die Menschheit gehe; Heilige erstehen, denen sich der Herr geoffenbart und ihnen die Wunderkraft verliehen, und wer sich recht heiligt, dem kann es durch die Gnade werden. Jetzt hat wieder jede Stadt und jedes Land seine wahren Heiligen, wie einst die Griechen die falschen Götter. Gott ist überall leibhaftig nahe."

Vor dieser tiefen Macht eines einfachkirchlichen Lebens aber mußte nun wohl auch der ehrliche Lauterbacher die Schülerhaftigkeit der tollgewordenen Intelligenz, welche die Wahrheit noch überwahrheiten wollte, allgemach gewahr werden, und so vermerkt er endlich wieder in sein Tagebuch: „Die stetige und fast unbewegliche Macht des Volksthums, des Volksgeistes, ist eine heilige Naturmacht; sie bildet den Schwerpunkt

des Erdenlebens, ich möchte wiederum sagen: die vis inertiae im Leben der Menschheit. Welchen unglückseligen Schwankungen wäre die Menschheit hingegeben, wenn alsbald jede sittliche, religiöse und wirthschaftliche Bewegung die der Gesammtheit würde! Erst was die Schwankung verloren, was die Stetigkeit, ich will sagen was ruhige Bewegung geworden, kann hier einmünden, hier ist das große Weltmeer, das sich in sich bewegt. Man denkt sich wohl gerne, man könne mit einem Katechismus der gesunden Vernunft hinaustreten unter das Volk und es alsbald bekehren; hier aber ist überall heiliger Boden der Geschichte, wir müssen die Fußstapfen der Vergangenheit aufsuchen. Wie der Athem der Erde und des Meeres aus den höheren Regionen wieder als erfrischender und befruchtender Regen herniederträufelt, so kann und muß auch der Volksgeist, sein Denken und Fühlen aus der höhern Region des Schriftthums wieder herabgelenkt werden in seinen Ursprung, das Volksgemüth." — Und in diesen wenigen Worten ist in der That zugleich auch die eigentliche Aufgabe dieser Dorfgeschichten ausgesprochen, die in der inneren Bekehrungsgeschichte und Verbäuerung des schriftgelehrten Lauterbacher wiederum am deutlichsten hervortritt.

Denselben Grundübeln geht Jeremias Gotthelf (protestantischer Pfarrer Bizius im Kanton Bern) mit denselben Waffen tapfer zu Leibe. Er hat den gemeinsamen Feind: die falsche Bildung und ihre Brut, die Hoffart, recht treffend bezeichnet. „Man hatte", sagt er, „schon lange ein Wort für diese Art von Hochmuth; man nannte ihn Schulmeisterdünkel, und zu läugnen ist es nicht, daß viele Schulmeister damit behaftet sind, namentlich junge, denen man mit der Nürnberger Kanne eine Maß Weisheit in den Leib gegossen und einige Speckbröcklein von Aufklärung, d. h. von moderner Philosophie. Indeß wäre es doch durchaus ungerecht, zu glauben, dieser Dünkel sei nur im Lehrstande. Du mein Herr! den findet man in jeder Speisewirthschaft, in jedem Kaffee, und nicht bloß bei den Gästen oder Pintenwirthen; o nein, ihr findet ihn eben so

gut bei den Kellnern, ja selbst bei Stubenmaitlene, die von ihrem Schatz, vielleicht einem Gummi oder einem Schreiber-lehrling gehört haben, es sei sich öppe der Religion nimme viel z'achte, mi syg jetz witziger und g'scheidter worde. Dünkel und Hochmuth ist das erste Zeichen dieser Bildung, das zweite aber ist Unduldsamkeit, Feindseligkeit, Verfolgung jedes Andersdenkenden. — Alle, die etwas Appartiges wollen, wollen Glaubensfreiheit, Gewissensfreiheit nur so lange fordern, bis sie in dieser Duldsamkeit zur Macht gewachsen sind, dann aber despotisch und gewaltsam Zwang und Tyrannei des Gewissens und des Glaubens einführen, sonder Zaudern und Erbarmen." Wer erkennt hier nicht auf den ersten Blick die Speisewirthschaftsphilosophie, die sich, auch außerhalb des Kantons Bern, die Kellner und Stubenmaitlenen von den Toasten der Zweckessen längst abgemerkt haben!

Diesem modernen Heidenthum nun setzt auch Jer. Gotthelf das Christenthum — wenn gleich, nicht eben zu poetischem Gewinne, in etwas protestantischer Färbung — mit aller Innigkeit der Ueberzeugung entgegen. Aber er thut es unmittelbarer, lehrhafter, absichtlicher als Auerbach; es ist eine tugendhafte Tendenzpoesie. Seine zahlreichen Romane sind eben so viele Kapitel eines christlichen Erbauungsbuches, in denen hier dem Bauer, dort dem Handwerker, dort der Magd u. s. w. Herz und Kopf zurechtgerückt werden sollen; überall fast daguerrotypisch genaue Portraits, oft zum Erschrecken ähnlich. In „Jacob's, des Handwerksgesellen, Wanderungen durch die Schweiz" z. B. wird ganz speziell gegen die Täuschungen und den Aberwitz des Communismus angekämpft; in einem andern Romane wird Uli, der Knecht", ein im Grunde gutgearteter, aber wüster Bursch, von einem wackeren Bauer mit wahrhaft „pädagogischem Scharfsinn endlich zu der Erkenntniß gebracht, daß es doch etwas Hohes und Bedeutendes sei, ein Christ zu seyn, und daß ein christlicher Knecht viel besser daran sei, als ein heidnischer König, der nicht recht wisse, warum er auf der Welt sei, während der christliche Knecht doch wisse, daß er da

sei, um ein Kind Gottes zu werden und das Himmelreich erblich zu erwerben.“ Eben so sehen wir in dem Romane: „Der Geldstag“, eine neumodische Speisewirthschaft — deren Wirthsleute, Steffen und Eisi, sich sehr vornehm und erhaben finden über die ärmeren, altgläubigen Bauern, indem sie, über die Religion spottend, von Aufklärung, vom Straußenthum 2c. reden — durch manche ergötzliche Stadien zuletzt in den faulen Sümpfen dieser Aufklärung versinken. Steffen, gänzlich verarmt, hat sich aus Verzweiflung zu Tod getrunken, und der lärmende Leichenschmaus, den sein Weib Eisi noch immer hoffärtig ausgerüstet, kann den Spott und die heimliche Schadenfreude der Gäste, die sie von allen Seiten umzischelt, nicht mehr übertäuben.

Man sieht, die Poesie dient hier allerdings der Moral, aber sie dient als eine reine Magd des Herrn, und erscheint daher durchaus bedeutend und liebenswürdig. Ja häufig bricht auch hier das tiefreligiöse Gefühl als wahrhafte und höchste Poesie durch die alltäglichste Wirklichkeit, wie das Streiflicht eines vorüberziehenden Engels alles Gemeine verzehrend. So hat in jenem „Geldstag“ das noch unaufgeklärte Töchterlein des Steffen den Geist ihres plötzlich ohne Gebet verstorbenen Vaters hülfeflehend erblickt, und stürzt mitten in dem Lärm des Leichenschmauses voll unsäglicher Todesangst zu Eisi in die Stube: „O Mutter, Mutter, de tusig Gotteswille bet, o bet. O Mutter, denk, wenn de Aetti nit use chönt, wenn er müßt ume cho, cho nachebete, o Mutter, bet, bet für e Aetti, jetzt wär's no Zyt!“

Gibt man aber überhaupt zu, und es ist augenfällig und unzweifelhaft, daß jene Dorfgeschichten, wie diese Romane, naturgetreue Genrebilder sind, so überkommen einem dabei zwei sehr verschiedene Empfindungen. Einmal ein heimlicher Schauder, wie spät es bereits an der Zeit sei, und wie emsig wir daher wirken sollten, bevor die Nacht kommt, da die moderne Bildung auch über Dorf und Land schon so lange, trübe

Schatten wirft. Sodann aber auch die tröstlichere Wahrnehmung, wie tapfer sich das Landvolk gegen diese wachsenden Schatten, die, gleich Tintenklecksen, die Landschaft besudeln, bis heute noch wehrt, in welchen antiquirten Tugenden, als: Selbstverläugnung, Keuschheit, Demuth, heiteres Gottvertrauen u. dgl. mehr, diese altgläubigen Finsterlinge noch immer verstockt und dabei doch recht glücklich sind. Vielleicht also schämen sich die „Gebildeten", wenn sie in diesem Spiegel sich von dem Volke, ohne, ja trotz ihrer Bildung, in Allem, was doch vernünftigerweise allein das Ziel aller Bildung seyn kann, so maßlos überflügelt sehen, und dagegen ihre eigene Erbärmlichkeit, in's Bäuerische übersetzt, ganz unbeleckt und ungeschminkt erblicken. Wir gönnen es ihnen von Herzen, bezweifeln es aber eben so aufrichtig; denn diese neue Bildung hat nun einmal die Art des Puter's, der mit zugedrückten Augen sich blähend und sein Rad schlagend daherrauscht, ohne zu merken, wie übel und lächerlich das von der Kehrseite sich ausnimmt.

Und so wollen wir uns denn hier auch sogleich diesen Puthahn etwas näher betrachten, wie er so zorn- und hochmüthig jetzt in allen Bauernhöfen unter die Gänse fährt. Es ist eigentlich ein vornehmer Vogel für die Tafel der Reichen; aber bei dem allgemeinen Fortschritt will er auch seine Villegiatura halten, hat sich gemein und niederträchtig gemacht, und kollert lauter Aufklärung. Städtische Speculanten haben diese hungerigen Thiere aufgezogen und ihnen die bauschigen Schwanzfedern, weil sie schon etwas abgestoßen waren, mit allerliebsten Holz- und Stahlstichen, mit Novelletten, Wanzenmitteln und Weltgeschichte beklebt, und so sehen wir sie alljährlich gleich nach der Brutzeit ganze Züge solcher Volkskalender in's Land treiben, die seit einiger Zeit, besonders im nördlichen Deutschland, die Volkserziehung übernommen haben, um die überflüssige Bildung, die oben nicht mehr recht Platz hat, weiter zu verschleißen.

Die dümmsten unter ihnen sind unstreitig noch die besten.

Sie bringen Räthsel, landwirthschaftliche, häusliche Rathschläge, die jeder Bauer längst besser weiß; sie erzählen lange sentimentale Geschichten, und kneten Historie und Moral in einen ästhetischweichlichen Brei zusammen, der dem gesunden Magen des Volkes ganz fremd und zuwider ist, mit einem Worte, sie erweisen sich als durchaus unfähig im kosmopolitisch-pädagogischen Fache. Da läuft aber noch eine ganz andere Raçe zwischendurch, dieselbe, deren Signalement Jeremias Gotthelf oben gegeben hat. Die haben es richtig herausgebracht, warum das dumme Volk den süßen Brei nicht mag; das Mittelalter ist Schuld daran, der Aberglaube, die Jesuiten und die Ultramontanen. Und es ist doch so klar, wie die Aufklärung selbst, daß das arme Volk so kommode und glücklich leben, ja, wie die freien Pescheräh's und Boutekuden, dem reinen Urmenschenthume obliegen könnte, wenn es nicht beständig von veralteten Gebräuchen, von Pfaffen und absurden Gewissensscrupeln gefoppt, in seiner unveräußerlichen Menschenwürde verletzt, in seinen Casino- und häuslichen Vergnügungen gestört würde; und eben so klar, daß sie, die Kalendermacher, von der Aufklärung leben, hierzu aber nothwendig populär werden, und daher vor allen Dingen erst die Kirche unpopulär machen müssen.

Als Oberkellner dieser „Speisewirthschaftsphilosophie" kann füglich der Berliner Volkskalender von Gubitz gelten. Doch fängt auch er die Sache ziemlich confus an. So wird hier z. B. in dem einen Jahrgange die Einheit und Eintracht Deutschlands ausnehmend gewünscht, ja mit einem gewissen patriotischen Trotze als erstes Staatsgrundgesetz verlangt. Vortrefflich! Aber womit wird nun in demselben Jahrgange zu diesem löblichen Eintrachtsbaue der Grund gelegt? Wider alles menschliche Erwarten durch die Haupt-Zwietracht, die eben geheilt werden soll, durch die gehässigste Erneuerung des dreihundertjährigen confessionellen Haders. Da heißt es unter Anderem von der Ohrenbeichte: „Zuerst gewiß, wie viele andere Satzungen des Katholicismus, aus wohlthätiger Absicht und

sogar zu einer Zeit des beschränkten Selbstdenkens, obgleich sie dasselbe eher niederhielt als beförderte, mit wohlthätigen Folgen auf die Beruhigung der Gemüther eingeführt, war später diese Ohrenbeichte und Sündenvergebung nach aufgelegter Buße die Quelle gränzenloser Verrätherei. Das Brechen seines Verschwiegenheits-Eides wurde bald, wo es das Interesse der Kirche betraf, als ruhmwürdige That dem Beichtiger angerechnet." Dieß mag zugleich als ein Pröbchen der historischen Wahrhaftigkeit dieser fahrenden Wahrheitsritter dienen. Aber „das Eis, welches Jahrhunderte um die immer selbstischer und weltlicher gewordene Kirche thürmten, beginnt zu schmelzen vor dem aufgehenden Licht." Und hier folgt eine Apotheose von Huß, der „die Einfachheit der Bibel der selbstgeschaffenen Lehre des Katholicismus gegenüberzustellen wagte." Jetzt aber überkommt den Puthahn gänzlich die Hoffart, und sein prächtigstes Rad schlagend, kollert er weiter: „Die Reformation befreite den Geist von den Fesseln menschlicher Bestimmungen — sie ist das Rad, auf welchem die menschliche Erkenntniß dem unendlichen Ziele entgegenläuft, ist ein immer reges Leben, eine ewige Bewegung!" Die Motion muß indeß doch wohl angreifend gewesen, und der menschliche Geist auf dem Rade ein wenig außer Athem gekommen seyn; denn es heißt weiterhin: „Sonst war die Religion eine Fessel für schlimme Regungen; jetzt ist sogar in den niederen Klassen des Volks selten noch auf Glauben an den Glauben zu rechnen." Aber ein gescheidter Kalendermacher hat für Alles sein Hausmittelchen: man untersuche die Religion und was die Leute daran ärgert, und schneide, was der Zweifel bereits angefressen, frisch weg, damit er sich nicht unnützerweise den kostbaren Fortschrittszahn daran ausbeiße; bei welcher Kurart, wenn das Bezweifeln und Wegschneiden so lustig fortgeht, freilich zuletzt gar nichts übrig bleibt. Nach diesem Recept soll denn auch z. B. der gleichfalls anerkannten Entartung der dienenden Klasse, beileibe nicht etwa durch religiöse Wiedererweckung, die ja zu retrograder Frömmelei führen könnte, sondern durch

eine gewisse Kleiderordnung gegen den theuern Putz, so wie durch schlaue Benutzung der Eigen- und Ehrliebe der Dienstboten selbst unter die Arme gegriffen werden. Ja, um sich gegen den injuriösen Verdacht des Christenthums, oder gar einer mittelalterlichen Intoleranz (versteht sich: mit Ausnahme gegen die Katholiken) jedenfalls sicher zu stellen, legt der Kalendermacher am Schluß sein Glaubensbekenntniß offen auf: „Namen hindern mich niemals, und ein braver Ketzer und ein braver Jude gilt mir gerade eben so viel, als ein braver Christ", und die Kirche müsse nothwendig dem Staate einverleibt seyn, denn Niemand könne zweien Herren dienen u. s. w."

Das Alles wäre nun eigentlich recht spaßhaft, wenn diese Kalender eben nicht Kalender, nicht so wohlfeil, handlich und zudringlich wären, und daher allerdings zumeist von einem Publikum gelesen würden, das nicht zu lesen versteht, und mit einiger Sicherheit nur das Eine herausbuchstabirt: „es sei sich öppe der Religion nimmer viel z'achte." Und da hätten sie denn freilich den ganzen Humor von der Sache glücklich getroffen. Denn wie Auerbach, Jer. Gotthelf und Aehnliche die falsche Bildung durch die Religion, so wollt Ihr gerade umgekehrt die Religion durch die Intelligenz vernichten, und zu diesem verzweifelten Kampfe, da Ihr selber gar zu erbärmlich, die Lichtgeschoße mit zärtlichem Communismus an die wißbegierigen Massen vertheilen. Fahrt aber nur immer so fort, auf dem Markt bei offenen Fenstern eure Aufklärungs-Kommersche und Zweckessen zu feiern und, das Neusilber eures Götzenthumes als prunkenden Tafelaufsatz ausstellend, aus den entweihten Altarkelchen dem verdutzten Volke unten Brüderschaft zuzutrinken! Sie sind so eben in der hungrigsten Laune, und die deutsche Biederbigkeit, mit der Ihr renommirt, ist gerade ihr natürliches Fach; sie werden euch bald beim Wort nehmen und ungebeten mitkommerschiren, auf daß es ihnen auch wohlgehe auf Erden, und euch brüderlich die Hand schütteln, wie der steinerne Gast Don Juan, daß euch die Leporello-Späße vergehen. Schon dröhnt das Gestampfe dieses massiven Fort-

schritts dumpf die Treppen herauf, schon hat die unsichtbare Hand mit Feuer das verhängnißvolle „Mene, Tekel" über eure Tafel geschrieben; aber auch der Daniel, wenn Ihr ihn hören mögt, fehlt nicht, der euch die düsterflammende Schrift getreu, tiefsinnig und unerschrocken deutet. Wir meinen Alban Stolz und seinen „Kalender für Zeit und Ewigkeit."

Der Finger Gottes, so etwa spricht er zu dem verblüfften Volke, schreibt mahnend mit feurigen Lettern den rechten Sinn zwischen die verworrenen, lügenhaften Zeilen des Zeitgeistes, auf daß Ihr fortan wisset, was Ihr wollt; die Schrift bedeutet Emancipation, aber nicht des Fleisches, sondern vom Fleische; und bedeutet Communismus, jenen uralten Communismus, der von jeher Alle und Jeden zu gleichen Theilen berufen hat zur Erbschaft ihres gemeinsamen Vaters im Himmel. Ihr aber, die Ihr nur Einen Vater habt, könnt nicht zweie beerben, nicht Gott zugleich, und den Teufel und seine Intelligenzler, die da droben schmausen; also entschließt euch herzhaft und wählt, bevor es zu spät geworden! — Das ist ungefähr das stehende Calendarium dieses Daniels.

Er selbst aber, ohne alle Referenz vor den tafelnden Herrenleuten und den Einbildungen ihrer Bildung, beginnt damit, vorerst ihre selbstgemachten falschen Götter von der Tafel zu werfen. „Wenn ein junges Kind", sagt er, „recht arg brüllt, daß man sein eigen Wort nicht hört, so stopft ihm das unvernünftige Bauernweib ein wüstes Ding, worin Zucker und Brod eingebunden ist, in den schreienden Mund, um es zu geschweigen. Desgleichen machen es manche Leute mit ihrem Gewissen. — Ei, ei, du süßer, verzuckerter Christ — was du für Gott ansiehst, ist vielleicht ein Ding, das du selber aus Baumwoll, Flaumfedern, Pomade und Honig zusammengeleimt und rosenroth angestrichen hast — vom wahren Gott aber sagt die Schrift: auch unser Gott ist ein verzehrendes Feuer, und: „es ist schrecklich, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen." — Nachdem er aber also reinen Tisch

gemacht, läßt er ein erschüttertes Memento mori, wie ernsten Abendglockenklang, über das Land ergehen. Welch ein reiner Glockenklang z. B., wo er von der in allen Dingen verborgenen Todesmahnung spricht: „Denn er (der Tod) hat überall, wie ein Handwerksbursch oder Büblein, das erst schreiben gelernt hat, seinen Namen hingeschrieben. Es kommt nur darauf an, daß einer seine Handschrift lesen kann. Der Tod hat seinen Namen gezeichnet an das alte Schloß auf dem Berg. Wo sind die Ritter und die edlen Fräulein, die hoch dort oben standen und herunterschauten in's weite Land zum Rheinstrom hin? Wie still ist es jetzt geworden; nur die wilde Taube und der Sperber nistet zwischen den grauen Mauern, und Epheu schlingt sich daran hinauf. Wie seltsam wird es einem zu Muth, wenn man einsam zwischen solchem alten Mauerwerk steht und vor sich so dahin schaut; es wird einem, als hörte man, wie der Sand in der Sanduhr des Todes leise herabsickert u. s. w." Ja, der ganze erste Jahrgang (1843) ist ein wahrhafter Todtentanz im großartigen, strengen Styl; da fidelt der Tod unsichtbar den Leichtfertigen zum Tanz auf, und schenkt den Zechbrüdern die Gläser voll, und blickt dem sich putzenden Fräulein über die Achsel mit in den Spiegel. Und das ist nicht etwa der ästhetisch gezähmte, fashionable Gesell der modernen Zerrissenheit, sondern der nakte Knochenmann mit all seinem natürlichen Schrecken und Grausen.

Aber eben diesem Gespenst das Gift und den Stachel zu nehmen, ist die tiefsinnige Aufgabe der Volkserziehung, wie dieser Kalender sie übt. „Darum stehen in diesem Kalender keine Historien, Mordthaten und Gespäße; keine Mittel gegen die Feldmäuse und Maikäfer; nichts von einem neuen Pflug und neumodischen Dung und dergleichen Unrath, sondern nur Hausmittel und Rezepte gegen die Todesangst; es ist auch Sympathie und Wahrsagen dabei. Die Mittel sind alle wohlfeil, ganz wohlfeil, und helfen ganz gewiß; es hat noch keinen gereut, der sie gebraucht hat. Die meisten und besten darunter sind von einem Schäfer, der vor vielen hundert Jahren

weit über dem Meer in Asia gelebt hat, und der mehr gewußt hat, als alle Dokter, Amtmänner und Pfarrer zusammengenommen, obschon er nie studirt hat. Ich will dir auch seinen Namen sagen; er heißt: — Jesus Christus."

Mit Dessen Beistand also soll der Stachel des Todes, der eben nichts anders ist, als die Sünde, gebrochen werden. Dazu nützt aber nicht lau und flau seyn, „wenn dein Herz von Menschen, Geld, Kleider, Erdsorgen, Hoffart, Amt und Ehre ausgestopft ist, wie eine Gerumpelkammer von alten Kisten und rostigem Eisen und Spinnengeweb." Es mag auch immerhin seyn, daß du Keinen erstochen oder erwürgt hast; „aber Gott schätzt ab, wie alt und scharf das Gift in deinem Herzen drin, und wie lang und spitzig das Messer deines Hasses sei. Und da mag es leichtlich vorkommen, daß manche Madam und versessene Mamsell, oder ein Krämer mit angestrichenen Läden, oder ein wohlhäbiger Geheimderath mit seinem stillen Gift eine ärgere Mörderseele vor dem geistigen, inwendigen Gott sei, als wenn in Neusatz auf der Laube am Suntig Einer aus Hitz der Streithändel den andern falsch trifft, daß er umfallt und sie ihn heim tragen." Da nützt auch kein weichliches Schönthun mit sich selbst; denn nach dem Tode kommt das scharfe Licht. „Die Seele ist gleichsam wie betrunken vom Blut des Leibs, worin sie schwimmt. Wenn aber der Tod die Seele vom Fleischwesen und dem dunkeln Blut säubert, da gehen ihr die Augen erst recht hell auf in die eigene Substanz, und da findet sie entsetzlich hell die ganze umständlich spezifizirte Rechnung von ihrem ganzen Leben und jedem Tag, und findet drin angeschrieben das Urtheil Gottes." Er läßt daher, nach der Mahnung der zehn Gebote und des Vaterunsers, das scharfe Licht von Jenseits, so viel es in eines Menschen Kräften steht, bald tröstend, bald verbrennend in die Erdendämmerung hereinbrechen, in welcher der Himmel seinen Anfang und seine Herzwurzel hat. Denn „ein Theil vom Himmel ist im Menschen selber, und fangt an in diesem Leben schon ganz still und unsichtbar im inwendigen Menschen

sich zu regen, und zu keimen und aufwärts grün und blumig und duftig aufzugehen." — Und so kommt er endlich auch auf die letzten Dinge vom Gericht und End der Welt. „Das ist der prachtvolle, schreckliche Schluß von dem großen und langen Schauspiel, das wir Menschen vor Gott und den unsichtbaren Geistern aufführen. Es streitet nämlich auf Erden das Reich des Bösen und das Reich Gottes Tag und Nacht miteinander; Millionen Menschen halten zu dem Einen und Millionen zu dem Anderen. Im furchtbarsten Ernst wird um Himmel und Hölle gespielt, um Seelen und Ewigkeiten. Und in jedem Menschen selbst ist dieser Krieg, und es kämpft in ihm die Versüchung und das Gewissen, und da wird die Sünde, dort der gute Wille Meister. Und unsichtbar streiten mit die Engel als Schutzgeister, und auch die Teufel, welche innerlich locken und hetzen in Unglauben, Leichtsinn, Laster und Verzweiflung. Mitten drin steht der große Scharfrichter, der mächtige Tod; wie er den Menschen faßt ob im Guten ob im Bösen, so wirft er ihn hinüber in die Ewigkeit, und spricht ihn für immer dem Reiche Gottes oder der Hölle zu."

Diese wenigen Züge dürften hinreichen, Pannier und Wappen des ritterlichen Streiters zu bezeichnen, der zwischen den ungeheuren Staubwirbeln die geweihte Lanze gegen den Lindwurm der modernen Philisterei in Gottes Namen eingelegt und mit Recht von sich sagen darf: „Hat mein hoher Meister gesprochen: „„Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu werfen, wie sehr wünsche ich, daß es brenne,"" so scheue ich auch das Feuerlegen nicht." Und eben diese Unmittelbarkeit des Kampfes unterscheidet ihn von anderen, gleichfalls wohlgesinnten Volksschriftstellern, welche die religiösen Schäden der Gesellschaft durch Moral zu heilen versuchen, während er das Faule geradezu wegschneidet, damit es nicht heimlich weiterfresse. Hier ist nicht bloß religiöse Poesie, sondern die Poesie der Religion selbst; keine künstlich figurirte Musik, rathlos zwischen Oper und Messe schwankend, sondern die unwiderstehliche Gewalt jener strengen, langathmigen Klänge, die, weil sie von

Jenseits herüberwehen, Vornehm und Gering gleichmäßig auf ihre Schwingen nehmen.

Wem aber „das scharfe Licht" noch gar zu ungewohnt und angreifend vorkommt (und der Verfasser warnt selbst davor, seinen Kalender nicht, wie einen Roman, in Einem Strich fortzulesen), der schäme sich nicht vor den Herrenleuten und greife, wenn er sonst Oesterreichisch versteht, zur Abwechslung und Erholung immerhin auch zum Hans-Jörgel, der es, wenn gleich in ganz anderer Weise, auch grundehrlich meint. Seit nämlich die Bretter, welche die Welt bedeuten wollen, überall gar zu hölzern geworden, hat sich der weltberühmte Kasperl vor den französischen Uebersetzern, Opern, Tanz- und Tendenzstücken, die Alles besser wissen, von der Bühne in's Privatleben zurückgezogen, und schreibt, von Speising bei Wien aus, als Hans-Jörgel, Briefe über, an und für das Volk. Den Witz und die gesunde Frische hat er sich conservirt aus seinem vorigen Stande, und theilt noch immer rechts und links mit seiner Peitsche Hiebe aus an Gemeine und Herrenleute. Aber er hat ein rechtes Herz für sein Volk, und vertheidigt es gegen jegliche Unbill der Zeit, und offen, fröhlich, freimüthig, redlich und unbefangen wie er ist, hat er allein in Oesterreich Bedeutenderes gewirkt, als alle die literarischen Weltverbesserer zusammengenommen, die vornehm über ihn die Nasen rümpfen.

Ueberhaupt aber gehören zu einem wahren Volksschriftsteller dreierlei einfache Dinge, so einfach, daß sie heutzutage schwer begriffen werden, nämlich: daß er es ehrlich meine, daß er wisse, was er will, und daß er mit dem Volke, für das er schreibt, das Gefühl von der Wahrheit und Schönheit der Religion theilt, welche bis daher noch immer das Christenthum ist und, trotz dem süßen Pöbel der Christenjuden, Türkenchristen und Christenheiden, fortan und bis an's Ende der Welt auch bleiben wird. Das ist gewiß und zuverlässig wahr. Aber die es zunächst angeht, werden das nicht lesen, und wenn sie es lesen, nicht glauben, weil es — in den Historisch-politischen Blättern steht.

XI.

Arabesken zur deutschen Centralgewalt.

Die Brutwärme der weichen Frankfurterluft hatte sich mit süßen Hoffnungen von deutscher Einheit und Kraft auf die Volksgedankenkeime der Paulskirche gelegt. Der hohe Senat der uralten Kaiserstadt wollte für dieselben nicht unthätig bleiben, und jagte eines Tages drei liederliche Literaten zum Aergerniß aller Freunde deutscher Freiheit aus den Mauern, worin nächstens das Wiegenfest der Volkseinheit Deutschlands gefeiert werden sollte. Der alte Bundestag, welcher mit großer Arglist, dem Wanderer in der Fabel gleich, dreimal des Tages stirbt, damit ihn der „Bär" nicht auffrißt, und jedesmal wieder gesund aufsteht mit schelmischem Lächeln, war bereits zu Gevatter gebeten, und Robert Blum, der quiescirte Vertrauensmann von Leipzig, vergaß an jenem Tage das gehörige Maß von Bier zu sich zu nehmen, was seinem leiblichen Wohlstande merklichen Abbruch that. Die „Mainlust", diese vielumworbene Circe der deutschen Reichstagsmänner, pfefferte die Brühen dergestalt, daß in den meisten ihrer Gäste der Eierstock der Beredsamkeit für die bevorstehende Taufceremonie barst und den Präsidenten und die Secretäre fast in Verzweiflung brachte. Die Männer auf der rechten Seite der Paulskirche hielten jeder einen Fliegenwedel bereit, um dem Kindlein ruhigen Eintritt in

die Welt zu gewährleisten, während die präludirenden Wiegenlieder der „allein zeugungsfähigen Revolutionsjugend“ auf der Linken so stürmisch klangen, daß die Decke des Hauses bald eingestürzt wäre, und das keusche Wochenbette deutscher Nation mit ihrem Ruin begraben hätte. Die Buch- und Kunstläden an der Zeil stellten mit liebenswürdiger Theilnahme die Bildnisse Heckers und Struves aus über den Karrikaturen deutscher Fürsten mit der Inschrift: écrasez les infames, und Damen von zarter Empfindung drückten die schöne Hand auf die Brust und seufzten: „Ja wohl, Heckers Bart, du Hoffnung Deutschlands! Ach nein! weiche nicht von uns!“ Mit solchem Bildergeräthe sollte die Reichswiege ausgeschmückt werden und in Perlmutter eingelegt an derselben prangen manch' edles Frankfurter Frauenherz mit „republikanischer Milch.“ Arbeiter von Hanau, Offenbach und Mainz, aus schwerer Trübsal plebeischer Handdienste freundnachbarlich erlöst, machten die Gallerien voll und laut, im trefflichsten Einverständnisse mit den Telegraphen der linken Seite des Hauses, um nöthigenfalls die Windeln des Täuflings etwas minder enge und drückend zu machen, und hatten Abends im Essighause die Befriedigung, daß ihnen Vogt von Gießen, der Verfasser der atheistischen „physiologischen Briefe“ gerührt die Hände drückte. Die Karten zur Damentribüne, worüber die Reichsvertreter größtentheils verfügen, erlangten fast größere Gunst als die österreichischen und preußischen Staatspapiere in diesen einheitslustigen Zeiten, und die Modehandlungen verspürten merklich besseren Abgang von bunten Halsschleifen und knappanschmiegenden Korsetten, denn keine Schöne in Frankfurt ist undankbar, und will sich nur eine Gelegenheit zeigen, so zahlt sie öffentlich im Festgeschmeide mit zärtlicher Aufmerksamkeit auf die Rede und das Gesicht des Wohlthäters. Diese rührende Einigung der Frauen mit dem Urwalde schöner Bärte auf der Linken ist wohl das prophetische Vorbild der Einheit Deutschlands, nach welcher vierzig Millionen Menschen sehnsüchtig verlangen, da nach dem „blonden süßen Venedey“ nur auf dieser Seite „die

ewig junge Kraft des deutschen Volkes" wuchert. Solche Vorbereitungen konnten in der Nachbarschaft nicht unbeachtet bleiben. Die nach allen Seiten auslaufenden Eisenbahnen haben uns ja viel tausend Herzen, durch den Bankbruch der kleinen deutschen Fürsten ledig geworden, näher gebracht, und es trinkt sich gar so gut zum Heile Deutschlands unter den breitblätterigen Platanen, die sich hoffnungsreich um die herrliche Mainstadt schlingen. Die demokratischen Vereine mit dem Schweife in Straßburg und Mainz dachten ernstlich daran, die republikanische Kraft der Paulskirche zu ergänzen, im Vertrauen auf die Arbeiterversammlungen, auf die Fülle wohlfeilen Aepfelmostes und Biers, auf die respektable Größe des Frankfurter Kreuzerbrodes, wobei mit mäßigen Geldmitteln weit auszureichen war. Ein böser Umstand lag allerdings im Wege, die Herzenshärte der Frankfurter Demokraten, die keine Lust zur agrarischen Gütertheilung zeigten, und am liebsten sich selbst auf ihren Faulbetten und Federmatrazen gütlich thun. Die Bürgerwehr, diese rastlose Nachtwandlerin mit scharfgeladenen Flinten, die nicht minder thatbereite schöne Militärmannschaft, der altrepublikanische Senatorenernst, welcher noch bedeutende Geldsäcke zu verlieren hat, machten ein so volksfeindliches, bitterböses Gesicht, daß im Vergleiche mit demselben selbst Schaffrath mitten in den zornigen „Eselstritten" auf den Bundestag und die deutschen Fürsten noch liebenswürdig aussieht. Die kluge Rechte, leider nicht ganz frei von dem, was Vogt das „System der Lüge", andere Leute eine „feine Nase" nennen, ließ mit der unschuldigsten Miene von der Welt den General Radowitz, ihren doctrinären Feldhauptmann, mit seinen Anträgen für die militärische Sicherung des Parlamentes treulos durchfallen, und die Linke hielt ihr bei dieser Gelegenheit eine Lobrede wie die des Fuchses auf die Melodien des Raben, welcher auf dem Baume sitzend, ein Stück Käse im Munde hatte. Der Abzug der Redner von der Tribüne, ohne daß der Käse heruntergefallen war, schien mir eines der merkwürdigsten Ereignisse der Paulskirche, ein wirklicher Hoffnungsanker in

der oft taktlosen Fluth auf dieser Seite des Hauses. Aus diesen und ähnlichen Gründen war der Einzug der Repräsentanten „deutscher Kraft und Jugend" merklich gedämpft. Die gute, noch keineswegs alte Zeit hing wie ein rother Sonnenabend herein in die republikanische Armuth der Pfingsttage, mit dem Stachel des bittersten Schmerzes über die Wankelmuth deutscher Herzen. Johannes Ronge, der abtrünnige Priester, aus seiner Epistel gegen den heiligen Rock zu Trier, die nichts mehr einträgt, hinausgedrängt in den Erwerb politischer Bestrebungen, fand keine Begeisterung der gebildeten Stände an den Ufern des Mains, die einst so überreich gesprudelt. Ich habe die Herrlichkeit mitangeschaut, und Ihnen nichts davon geschrieben; jetzt, da sie zur Antiquität geworden, finden Ihre Leser vielleicht mehr Behagen daran. Ronge kam damals von Offenbach, eingeholt von unzähligen Menschen mit Spiel, Sang und Hochruf. Sachsenhausen, die reizende Gemeinde am linken Mainufer, empfing ihn, geschmückt wie eine Braut, mit Fahnen, Triumphbogen und Blumenfülle aller Art, und nannte ihn den Befreier der deutschen Nation vom „römisch-katholischen Götzendienste." Die Fingerspitzen der Damen, welche „süßen Minnesold" in die Fahnen eingestickt, zitterten vor Freude über den Anblick des Riesen, welcher den menschenfresserischen Drachen erstickt, und nun in Frankfurt dem römischen Papste den Garaus machen sollte. Ich sah Freudenthränen in manchen schönen Augen über das namenlose Glück, daß die weißen Sacktücher von Battist den Rock des Befreiers berührt hatten. Ja die Liebe zur deutschen Freiheit ging so weit, daß sich lebensgesunde Mädchen aus achtbaren Häusern selig priesen, den Rand des Glases zu berühren, woraus Ronge Champagner getrunken. Und ein Härchen aus den Locken des Ueberglücklichen, ein Zug aus seiner Feder, ein Schweißtüchlein mit feinem Duft, ein stumpfer Kiel aus seinem Dintenfasse wurde als Reliquie aufbewahrt, am Leibe getragen gegen Aberglauben und Unfruchtbarkeit, mit rothen Lippen geküßt unter steigender Eifersucht des vernachlässigten Bräutigams. Gehörte

ich zur Nationalversammlung, und insbesondere zur Linken, die mehr sagen darf als andere Leute, ohne den Ruf zur Ordnung zu befürchten, so würde ich Ihnen Dinge weiter erzählen dürfen, die zu Eleusis sorgsam verschwiegen wurden, aber freilich bei uns, wo man „geradeaus geht und halbe Wege verachtet", des Beifalls der Gallerien gewiß wären. Die Rhein- und Moselweine, diese deutschen Pedanten, die leidigen Stifter deutscher Ruhe und Gründlichkeit, verschwanden vom Tische und Zweckessen des Liberators. Die Hügel der Provence lieferten dagegen die Tröstungen zu seiner mühsamen Missionsarbeit, und wie bei den lachenden Erben der freien Römerwelt strömte die Ueberfülle auf das superbum pavimentum Pontificum potiore (vino) coenis. Die Tiara des „obersten Römlings" ward in effigie verbrannt, ich wollte sagen, ertränkt, und die freie deutsche Kirche schwebte wie eine Taube des allgemeinen Menschenfriedens über der verlornen Schlacht des großartigen Trinkgelages. Und die Tischler und Tapezierer fühlten sich in der Ausübung ihrer Kunst überselig, wenn sie des andern Morgens die ausgerittenen Stuhllehnen einrichten, die Schmutzflecke aus dem gebohnten Boden beitzen und die Tapeten ausflicken konnten. Aber wie ist es jetzt anders geworden, o Wandlung! o Grauen! Niemand zog dem demokratischen Herren Ronge entgegen, ein Rümpfen der fashionabeln Nasen und Näslein war nicht zu verkennen, und die Zeitungen, sonst Herolde seines Ruhms, glaubten ihre Ehre gefährdet, wenn sie im Ernste für ihn Partei nähmen. Der „Satrape roher Gewalt" ließ sich in einem Gasthause nieder mit seinen plumpen Adjutanten Metternich und Bayrhofer unter dem Hofceremonienmeister Kapp aus der Gegend von Heidelberg, der nach hiesiger Erfahrung schon närrisch auf die Welt kam, und in seinem täglich steigenden Wahnsinn die Hölle offen sieht für alle, die ihm nicht Recht lassen. Einzelne Männer der äußersten Linken thun vertraut mit den Klubbisten, Ruge predigt mit nackten dürren Worten, daß aus der Nationalversammlung kein Heil komme, wenn man nicht die Köpfe der rechten Seite heruntersäble,

Blum vermittelt zur Maßhaltung, weil die Mücken aus Leipzig im Ohre flunkern. Alles will nicht anschlagen: die Gassenbuben vergessen, Ronge hochleben zu lassen, die Frauen sind für die Aufwärmung alter Bekanntschaft nicht zu Hause, die goldene Fluth des Champagners rauscht nur mehr in der Phantasie, Ronge klagt bitter, daß „er Bier trinken müsse, und oft nicht das beste.“ Geldnoth stellt sich ein, er muß die Ehrenbecher und andere Liebespfänder saturnalischer Seligkeit verkaufen zum Entsetzen solider Handelsnaturen in Frankfurt, selbst in der Judengasse. Das demokratische Versammlungszimmer gleicht einer Niederlassung degli assassini in den Abruzzen auf ein Haar. Acten, Bierkrüge, Tabakpfeifen, halbverbrannte Cigarren, Gassenkoth, Ueberfluß an verlornen Säften liegen bunt und roh unter einander, und wenn die Rede keucht und poltert, die Faust sich ballt, das Auge düster funkelt, kriecht selbst der Pudel mit hangendem Schweif unter die nächste Bank, denn solche Freiheit ist dem Menschen und dem Vieh fürchterlich. Abends im Essighaus steigt Ronge auf einen Tisch zu predigen. Daß alle seine Sinne beisammen seien, ist von einem vielbeschäftigten Propheten nicht zu fordern, man versteht sich wechselseitig nicht, es erhebt sich Streit, die Kraft der deutschen Jugend erprobt sich im Prügeln als Gegensatz zu den Blumen, die einst auf „das theure Haupt“ geregnet hatten. Ein demüthigender Heimgang, so weit es geradeaus und ohne halbe Wege geschehen konnte, war das Ende jenes Verhängnisses; das Ronge nach Frankfurt geführt, um beide Enden seines öffentlichen Lebens zur Geißel für den „Verräther seines Glaubens und seiner Kirche“ zusammenzuflechten, und das Maß der Bitterkeit voll zu machen. Eine Karikatur, welche eine Scene aus dem Essighause dem öffentlichen Spotte Preis gab, erläutert die Volksstimmung über Ronge am besten, mit Anspielungen auf gewisse stereotype Redensarten in der Paulskirche. Metternich, der Gehülfe Ronge's, erscheint auf derselben in der Mitte der liederlichen Gesellen des Essighauses und spricht: „Meine Herren! ich glaube, Sie sind alle mit mir

einverstanden, wenn ich sage, daß ich ein Lump bin (Bravo). Meine Herren! ich kann es Ihnen nicht verhehlen, ich glaube wir sind alle Lumpen (großer Beifall)." Hierauf erhebt sich Ronge und spricht: „Meine Herren! ich erfülle nur eine Pflicht der Gerechtigkeit, wenn ich Ihnen erkläre, daß ich mit dem Redner vor mir vollkommen einverstanden bin (rauschender Beifall von allen Seiten des Hauses)." Selbst Hampelmann, die Hauptperson unserer Frankfurter Lokalposse auf dem Stadttheater hat sich dieses ausgiebigen Stoffes bereits bemächtigt, um das Unwesen der Demokraten vom Bierkruge lächerlich zu machen. Im Stücke, „Wie Hampelmann ein Logis sucht", warnt er seine Frau ernstlich vor einer Wohnung zu ebener Erde, denn es könnte ihm ein Wort über die schlechten Zeiten entschlüpfen, und ginge zufällig ein Demokrat vorüber, so wäre der Vorwurf „einer Reaction gegen das Essighaus" und in Folge dessen die Katzenmusik unvermeidlich. Der allgemeine Jubel über diese Anspielung bewies hinlänglich, daß Hampelmann nur dem öffentlichen Gefühle Ausdruck gab.

In diese Entfaltungen demokratischer Liederlichkeit, welche als Demonstration gegen die rechte Seite der Paulskirche gelten sollte, fiel das Fronleichnamsfest. Gagern erhob sich am Vorabende desselben und sprach nach seiner Art scharfbetonend: „Morgen feiern die Katholiken ein hohes Fest. Sie werden es angemessen finden, daß wir unsere Morgensitzung erst um vier Uhr Abends eröffnen." Zuruf der Katholiken; tiefe Stille unter den Akatholiken, selbst auf den Gallerien, die nur einigermaßen verwundert schienen, daß Raveaux aus Köln auf der linken Seite sich rasch von seinem Sitze erhob, um seine Einstimmung in den Vorschlag des Präsidenten kundzugeben. Des andern Morgens, der mit glänzender Heiterkeit über Frankfurt aufgegangen war, floß unermeßliches Volk in der Nähe des Doms zusammen. Die katholischen Mitglieder der Nationalversammlung erschienen vollzählig bis auf die Oesterreicher, welche auf der linken Seite sitzen und keine Gelegenheit vorübergehen lassen, ihre Geringschätzung für katholisches Kirchen-

wesen an den Tag zu legen. Die Domkirche, dieser schöne trauernde Rest aus der deutschen Vorzeit, wo innige Anhänglichkeit an Christus und seine Kirche die beste Centralgewalt zur Einheit des heiligen deutschen Reiches gewesen, war so gedrängt voll Menschen, daß eine Abtheilung des hiesigen Militärs die Eingänge hüten mußte. Alle Altäre standen im heitersten Grün, aus dem nur einzelne rothe Blüthen hervorblickten, und an ihren Stufen knieten weißgekleidete Mädchen, einen Kranz von blauen Kornblumen auf dem Haupte, an seidenen Bändern vor der Brust ein Körbchen mit Rosenblättern zum Bestreuen des Weges für das Allerheiligste. Ein rothgoldschimmernder ungarischer Husar, bejahrten Ansehens, stand mitten unter der zarten blühenden Frauenjugend, wie eine fremdartige Erscheinung aus einem andern Welttheil, freundlich hinunterlächelnd auf das wehrlose deutsche Leben rings um ihn, Allen ein lieblicher Anblick als leises Hoffnungszeichen, daß Deutschland und Ungarn nicht bloß als Staaten in der Vermittelung des Verkehrs mit dem Morgenlande, sondern auch im Bekenntnisse und in der Vertheidigung des katholischen Glaubens vereinigt bleiben würden. In dem rothausgeschlagenen Priesterraume vor dem Fronaltar standen die katholischen Reichstagsmitglieder, wohl zweihundert an der Zahl, vermischt mit den Bürgern von Frankfurt, jeder mit einer brennenden Wachskerze, aus allen Landen der deutschen Nation, vielleicht seit Jahrhunderten das erstemal am bedeutungsvollen Fronleichnamsfeste der Ausdruck eines katholischen Volkes, einer Kircheneinigkeit vor der Reichseinheit, mit dem sicheren Gefühle des Fortbestandes für alle Zeit. Wohl Jeder muß die Wichtigkeit einer solchen Einigung unter den Anwesenden empfunden haben, und beim Andämmern der katholischen Kirchenfreiheit, die in Frankfurt gegründet werden soll, kann es nur als gutes Zeichen begrüßt werden, daß die Katholiken von der Ost- und Nordsee, vom Rhein und von Westphalen, von der Elbe und vom Inn, von der Donau und der Etsch sich wechselseitig erkennen, als Glieder eines Leibes sich persönlich an einander schließen und für ein-

müthiges Handeln in der nächsten Zukunft stärken. Der Fürstbischof Diepenbrok, ein schöner, hochragender Mann, welcher mit Recht die allgemeine Liebe der hiesigen Katholiken genießt, gefolgt von den Bischöfen aus Ermeland, Münster und Kulm, trat an die Spitze der Prozession, welche aus der Kirche über den Domplatz, und von dort um dieselbe in den Kreuzgang zurückkehrte. Die Umsicht und Thätigkeit der braven Offiziere der Militärmannschaft machten auf die schonendste Weise den Weg frei und begleiteten mit ihren Leuten das heilige Sacrament. In den Hymnus Pange lingua, welchen der Festführer anstimmte, fielen alle anwesenden Männer mit lauter Stimme ein, und mehrere Fremde versicherten mich, daß sie diesen überwältigenden Eindruck ihr ganzes Leben nie vergessen würden. Nicht minder herzeindringlich war die weithinschallende Antwort der Frauen in deutschen Liedern zum Preise des heiligen Sacramentes. Und als der Hauptmann am Domplatze beim ersten Segen commandirte: „Kniet nieder zum Gebet!“ als die protestantischen Zuschauer auf die Mauern und Bäume kletterten, um das Schauspiel besser aufzufassen, als selbst die geschwätzigen Frauengruppen an den Fenstern verstummten, und alle Gläubigen auf den Knieen lagen, viele Damen bis zur Erde gebeugt, so finden Sie es leicht begreiflich, daß manchem Auge eine heiße Thräne entglitt, daß manche Lippe zitternd zum Himmel betete, daß alle Deutschen einig werden möchten im Glauben und in der Liebe, ohne welche die politische Einheit stets nur ein Flickwerk bleiben wird. Es fiel kaum auf, daß viele Frankfurter, den Hut auf dem Kopfe, mit ihren Cigarren in den katholischen Feierzug hineinrauchten; kein Mensch erhob Anstand dagegen, Alle waren zu sehr von der Bedeutung des Festes durchdrungen, als daß sie Zeit gehabt hätten, diese protestantische Nächstenliebe einzuschränken, wie sie an unserem schönen deutschen Rheine der Brauch ist, und vielleicht auch anderwärts!! Die tiefste Ergriffenheit bemächtigte sich jedoch der Gemüther, als der Fürstbischof am Ende des letzten Segens vor dem Altare des alterthümlichen Kreuzgangs, für die

Meisten unerwartet, den Hymnus Te Deum laudamus anstimmte. Der Einklang dieses mächtigen Kirchenliedes, der vereinten Männer- und Frauenstimmen, scholl nach der Bemerkung eines Augenzeugen als die großartigste Demonstration dieses ereignißreichen Jahres weithin durch die Straßen der Kaiserstadt, „als eine Demonstration des Friedens", fuhr er fort, „die das zerstreute deutsche Volk einladet aus den hohlen politischen Abstractionen, aus dem frechen Unglauben herzloser Weltweisen, aus dem Wuste schamloser Liederlichkeit heraus und heran zu treten an den Eckstein, welcher Christus ist in der einigen apostolischen katholischen Kirche." Die Freude über diese Festfeier war allgemein. Ich sah ernste, feste Männer, die sich eben erst näher kennen gelernt, sich nach derselben umarmen im Gefühle katholischer Brüderlichkeit, nicht ohne Schmerzbeimischung in Gedanken an die Paulskirche, wo sich das „prophetische Wort" der Katholiken duckt und schmiegt vor der antichristlichen Sturmdoctrin zügelloser Oligarchen, die da täglich drohen und wüthen, als hätten sie das gesammte deutsche Volk in ihrer Rocktasche. Am Abende desselben Tages wurde nach zuverlässigen Aussagen Ronge spät aufgefunden an einem Orte, der keine Beschreibung zuläßt, in einem Zustande, der jedenfalls als solcher nur in erster Quelle zurechnungsfähig ist, und mußte durch fremde Hülfe unter Dach gebracht werden. Diese Erfahrungen mindern die Zahl der deutschkatholischen Gemeinde mit jedem Tag, und Anhänger derselben gestanden mir die tiefe Scham über ihren Abfall, über die Verblendung, mit diesen Leuten jemals in Verbindung gestanden zu haben. Unter diesen Vorkommnissen, die mir bedeutungsvoller erschienen sind, als vieles Andere, eröffnete sich die Verhandlung über die deutsche Centralgewalt in der Nationalversammlung.

Es konnte sich kein denkender Mensch verhehlen, daß die Begründung einer deutschen Centralgewalt bei weitem der wichtigste Gegenstand sei, den die Nationalversammlung bisher in der Paulskirche erörtert hatte. Aus diesem Grunde sah man

das erste Mal die verschiedenen Meinungen des Hauses in ernstlicher Bewegung, um sich in vorbereitenden Klubbs aufzuklären und wo möglich entscheidungsmächtiger an einander anzuschließen, leider mit geringerem Erfolge auf der rechten als auf der linken Seite des Hauses. Daher die überaus peinliche Zerrissenheit und die oft unzweckmäßige Befehdung des Unvermeidlichen in ihren Verhandlungen. Die äußerste Linke hatte und hat ihren Versammlungsort im deutschen Hofe, einem Gasthause der Bockenheimergasse, unter der Oberleitung des Robert Blum, bereits gestreift von bösen Nachrichten aus Leipzig, eingeengt zwischen der Majorität der Paulskirche und der Unart sächsischer Wähler. Die Folge davon war, daß sich bald darauf ein Theil seiner bisher gleichgesinnten Bundesgenossen von ihm trennte, und einen benachbarten Gasthof bezog, um die äußerste Demokratie in gesonderter Stellung auf die Spitze zu treiben. Der Vorsitzende dieses republikanischen Ablegers ist Simon von Trier, ein kurzes, verwittertes Männlein mit gestutztem Barte und einer pfälzischen Schreiseligkeit, die zu den unangenehmsten Lufterschütterungen der Paulskirche gehört. Ich habe in seinen Reden noch nie einen anderen Sinn entdeckt, als die liederlichste Hinneigung zur rohen Gewalt der Proletarier, dem letzten Beweisgrunde aller Behauptungen offizieller Volksaufwiegelung, von der Tribüne mit lobenswerther Offenheit getrieben, und des Beifalls der Galerien gewiß, wenn anders die Zeichen richtig verstanden werden. Was Robert Blum mit meisterhafter Schlauheit, und oft ohne Zweifel aus guten Beweggründen verschweigt, das kräht der wackere Simon von Trier in grellen Tönen in die Welt, unbekümmert um Menschenliebe, Uneigennützigkeit und Volkserleichterung, die sonst wie Troddeln der ehemaligen wilden Faschingsmänner um die demokratische Jugend von Sachsen und Berlin flattern. Merklich davon geschieden ist der Klubb im Würtembergerhofe, einem Hotel der Fahrgasse, wo sich die fashionablen Linken unter Schoder und Simon von Breslau versammeln, und die unentschiedenen Glieder der linken Mitte

mit beklommenen Herzen vor ihren rheinischen Wählern hospitiren, wodurch die ursprünglich kleine Insel durch angeschwemmten Boden täglich wächst, nicht ohne heftigen Rechtsstreit und Zank der Nachbarschaft, die Anspruch macht auf das verlorne Terrain. Ich kann Ihnen nicht erzählen, daß diese „Fahrgäßler" große Redner in der Vertretung ihrer Meinungen aufzuweisen hätten, denn meine Geduld währt nicht ewig, und die Paulskirche ist das umfassendste Institut zur Uebung derselben. Da wird man oft unbillig im Urtheil und stellt Sätze auf, die den Getroffenen nothwendig schmerzlich seyn müssen. Irre ich mich jedoch nicht ganz, so sind die meisten Mitglieder dieses Klubbs Doctrinäre, und zwar der Linken ohne die mächtige Beihülfe stereotyper, allzeit wirksamer Volkslobhudelei ihrer äußersten Nachbarn, eine zähe, starre Kaste in festgerannten Grundsätzen, und doch in einiger Furcht vor den unvermeidlichen Folgerungen aus denselben. Sie wollen nicht mit Robert Blum Minister werden, erheben jedoch so bedeutende Ansprüche auf die Zukunft, daß sie alles mögliche Talent, die genialste, unbeamtenhafteste Beweglichkeit der Geister vortheilhaft brauchen könnten. Am äußersten Ende dieser Partei, da, wo sie überschlägt in's verläßliche linke Centrum, finden wir Raveaux aus Köln, seit einiger Zeit überaus manierlich, wohlwollend, vermittelungseifrig, wohl in Folge seiner entschiedenen Wähler in der heiligen Stadt am Rhein, die ihren drei Königen trotz aller Brausestoffe nie ganz untreu werden will. Er ist eine hohe, schlanke, abgemagerte Gestalt. Seine Stimme tönt anfangs hohl wie aus einer fernen Region, klärt und hebt sich aber im Vortrage allmählig zu scharf einschneidender Verständlichkeit und gewinnt die Zuhörer durch treffenden Witz, richtige Logik und praktische Tendenz. Es liegt in seinem Wesen etwas Kaufmännisches, wenn ich's sagen darf, Solides, und spricht sich mit der Zuversicht aus, die jedem Autodidacten eigen ist. Die äußerste Linke spricht viel von Sühne und Nachgiebigkeit zur Vereinigung der Geister in schönen Worten und wenig That; Raveaux übt sie wirklich, ungeachtet seine Bissen oft ein

wenig sächsisch-knapp zugeschnitten sind. Begreift er seine Zeit und Stellung, so könnte er das ganze linke Centrum und einen großen Theil des rechten mit sich fortreißen. Als Mittelglied zwischen der rechten und linken Seite bewegt sich ein Klubb von zahlreichen Mitgliedern, die schwer in eine bestimmte Formel zu fassen sind. Er hatte mancherlei Schicksale und das menschliche Bedürfniß nach Speise und Trank, das langen Reden am wenigsten fehlen darf, ließ es lange zu keiner festen Gestaltung kommen. Aus dem Pariserhof zog er in die Mainlust, aus derselben in den Weidenbusch, und entwickelte hier ein so verschiedenartiges Brausen, Gähren und Zischen von altem Rechtsboden, aristokratischen Erinnerungen, blutjungen Volkssouverainetäten, und mitunter preußischen Militärcommandos, daß eine babylonische Verwirrung einriß, und das friedliche Klingen von Messer und Gabel, Glas und Teller allein noch einige Aussicht auf den Weltfrieden darbot. Er war zum Schrecken aller Deutschen ein collectiver Herr Geheimrath Mittermaier geworden, der ihn ominös genug zuerst im Pariserhof eröffnet hatte. Seiner Uneinigkeit, und theilweise seiner Versteinerung und Bornirtheit ist der Jammer zuzuschreiben, welchen die rechte Seite bei den Verhandlungen über die deutsche Centralgewalt an den Tag gekehrt hat. Und wäre nicht zur rechten Zeit der geistvolle Gagern hervorgetreten, um den kleinsten Theil conservativer Hoffnungen durch einen kühnen Griff zu retten, so wäre auch dieser durch das Ungeschick der zerhackten und zersplitterten Partei zu Gunsten der Linken rein verloren gewesen. Wir hätten keinen Reichsverweser, sondern einen Tribun an der Spitze eines Ministeriums, das die oft im Munde geführten Ausdrücke: „Zermalmen, Stürzen, Vernichten" an den Fürsten Deutschlands kurzweg in Ausführung gebracht haben würde. Wurde dießmal das Kapitol gerettet, so haben die Gänse wahrhaftig kein Verdienst daran, und man muß dem Präsidenten danken, daß er den zu Schanden gegangenen Wagen aus der Patsche gezogen hat. Das sah auch die Partei vollkommen ein, und erkannte die Nothwendigkeit,

sich engere Gränzen zu stellen und fremdartige Persönlichkeiten auszuscheiden. Zu diesem Ende wurde ein engerer Verein im großen Hirschgraben gestiftet, mit der Grundbedingung, daß Mitglieder anderer Klubbs nicht ordentlicherweise auch diesem angehören könnten. Das hat für den Augenblick den großen Vortheil, daß die Schwächen des Unzusammenhalts nicht so offen zu Tage treten, und vielleicht ein starkes, einiges Mittel als Kern einer größeren Partei heranbilden. Die zunächst an diese Mittelschattirung anzureihende politische Fraction der Nationalversammlung sitzt im steinernen Hause, einem festen Gebäude aus alter Zeit im engsten Theile der Stadt, mit entschieden gutem Willen, bedeutenden und besser geeinigten Kräften, und größerer Zugänglichkeit für Alle, welche das Beste des deutschen Reiches auf dem Boden der Geschichte mit Rücksicht auf die unabweislichen Bedürfnisse der Gegenwart wollen. Rotenhan, ein stattlicher, lebenskräftiger Mann aus Bayern, steht an der Spitze derselben, und Radowitz kann als die lebendige, oft zu scharfe und ausführliche Logik der Versammlung bezeichnet werden, welche den Uebergang von der Mitte in die entschiedene Rechte in sich vermittelt. Will die Versammlung im Hirschgraben einen professorlichen, doctrinär einseitigen Rechtsboden, so stellt das steinerne Haus die verschiedenen deutschen Rechts- und Volkszustände allen seinen Verhandlungen als Grundlage unter, und will mit möglichster Schonung derselben eine deutsche Einheit begründen, die nur das durchaus nothwendige Allgemeine handhabt, ohne die Allerweltsregiererei der absoluten Regierungen von reichswegen im größten Umfange wieder aufzunehmen. Es liegt in dieser Ansicht unendlich viel gesundes Leben, wenn auch Particularismus und Reaction gescholten, eine Art frischer Bergluft in die versumpften Zustände des mittleren Deutschlands, das sich vor seinen Proletariern nicht zu helfen weiß, und unter dem Vorwande deutscher Einheit nur Mittel und Wege sucht, um der socialen Krankheit durch Absatz an die kräftigeren Volksstämme loszuwerden. Man darf sich nicht verhehlen, daß in dieser Ansicht

des steinernen Hauses, wie sie mir ein Freund mit Wärme geschildert hat, der Kern verborgen steckt, den die Nationalversammlung enthülsen soll, wenn die deutsche Einheit eine Wahrheit zu werden bestimmt ist. Und in sofern ist dieselbe der klare Gegensatz zur republikanischen Verwaschung und Verflüchtigung aller Besonderheiten der verschiedenen Länder und Völker Deutschlands nach französischem Zuschnitte, wo die Nationalversammlung in Frankfurt die Centralisation der Pariser Weltstadt in's Werk zu setzen hätte. Robert Blum, welcher die letztere vertritt, will daher auch nichts wissen von einer Republik wie in Nordamerika; eine freie, unabhängige, im Innern nach eigenen Gesetzen lebendige Provinz ist ihm ein Gräuel. Die sogenannte Despotie einzelner Fürsten soll verschlungen werden von der Riesendespotie der sechshundert Männer in der Paulskirche, die Athem und Leben in Deutschland bis in die Küche und den Hühnerstall zu regeln berufen sind. Das steinerne Haus fällt mit seinen Ansichten nicht so grell ab, wie die äußerste Linke, es gibt, mit geringer Ausnahme, keine äußerste Rechte, und das ist auch das Glück der Majorität für die Zukunft. Der Klubb im russischen Hof, unter Jürgens Leitung, verfolgt die nämlichen Wege mit dem steinernen Hause, und enthält einen entschiedenen Kern der edelsten Männer der Nationalversammlung. Abgesondert von diesen Klubbs, und gewissermaßen außerhalb derselben bewegt sich die Sokratesloge, eigentlich ein Leseverein für die österreichischen Abgeordneten, durch die Vorsorge der Regierung, die für dieselben einen Vereinigungspunkt stiften wollte. Der Gedanke war gewiß lobenswerth, denn kein anderes deutsches Land enthält verschiedenartigere Bestandtheile als Oesterreich, und der Mangel politischer Ausbildung ist ein weiterer Grund zur Vorschule und Einigung der bisher größtentheils Abgeschlossenen und Getrennten. Aber leider ist der Plan gänzlich gescheitert, und die Sokratesloge nur das Bild der Wiener Aula im Widerstreit mit dem gesunden Sinn des bessergesinnten Wiens und der Provinzen. Wiesner, Schilling, Schuselka, Pattai, Giskra, Berger, Neuwall und Reh-

liche, unstreitig Männer von Geist, aber ohne Sympathie für die Einheit Deutschlands auf monarchischem Boden herrschen allgewaltig vor und verscheuchen alle freie Bewegung aus dem Hause. Sie reden und poltern in der Regel fast allein, denn die übrigen Oesterreicher bleiben entweder ganz weg, wie die Bergpartei der Tiroler, Steyermärker, Salzburger, oder hüllen unter dem schweren Geschützdonner ihr Gesicht in die Blätter der Wiener Zeitung. Selbst die Wiener, wie Andrian, Mühlfeld, Sommaruga, Möring, Würth, die in ihren politischen Meinungen gemäßigt, und überhaupt wohldenkend sind, wenn von kirchlichen Fragen nicht die Rede ist, schweigen größtentheils, und erleben sogar Fälle der Verdächtigung ihrer Gesinnung von ihren jüngeren Collegen. So ist die Versammlung schon von vornherein zersplittert und den verschiedenen Parteien anheimgefallen, jedoch ist die große Mehrzahl in weltlichen Angelegenheiten für die konstitutionelle Monarchie. Schon in den ersten Vorkämpfen über die deutsche Centralgewalt traten die zwei großen Gegensätze, Republik und Monarchie, in scharfen Umrissen zu Tage. Die Linke hatte, obgleich in drei Schattirungen gespalten, den unermeßlichen Vortheil klarer Erkenntniß dessen, was sie wollte, nämlich die Republik oder einen monarchisch gefärbten allmähligen Uebergang in die Republik, das letzte unverholene Ziel aller Männer, die aus ihrer Mitte als Redner auftraten, und zur Geltendmachung ihrer Ansicht nicht die geringste Verlegenheit in der Wahl der Mittel zum Zwecke. Robert Blum, Zitz, Schoder hatten trotz ihrer im Ausdrucke verschiedenen Anträge doch alle drei nur den einen Zweck, aus der Nationalversammlung nicht herauszugehen, sondern dieselbe als Regierungsbehörde in Deutschland aufzustellen als Grund der Republik. Der geforderte Präsident als Haupt der Centralgewalt wäre nur der bequeme Ausdruck der vielköpfigen Volks- oder eigentlich Abgeordnetenherrschaft gewesen, und die Weiterbildung derselben zur Republik hätte sich von selbst ergeben. Man kann wohl sagen, daß Schoder der Monarchie am meisten zu Leibe gegangen ist

gerade durch die milde Fassung seines Antrages, welche die Doctrinäre der beiden Mitten, die von jeher an Worten hingen und die Sache preisgaben, zu sich heranzog. Die dadurch gemachte Bresche in die conservative Majorität konnte durch nichts mehr ausgefüllt werden, zumal diese in sich selbst gespalten und kleinlich genug war, selbst die von der Linken bewußtlos gewährten Vortheile unbenutzt zu lassen. Die ganze Versammlung hatte gleich von vornherein ein unabweisliches Gefühl, daß eine vielköpfige Zentralgewalt, sei es von drei, fünf, neun Directoren, fast unmöglich und in keinem Falle räthlich sei, weil diese Vielheit, im Grunde unmonarchisch und plebeisch, Niemanden zuträglicher werden konnte, als der Linken, die gerade darin ein Anerkenntniß ihrer republikanischen Strebnisse fand oder zu finden vorgab. Anstatt jedoch diesen verderblichen Irrthum alsogleich fallen zu lassen, wurde in der Verfechtung desselben mit so großer Offenheit auf die Sonderinteressen von Oesterreich, Preußen und Bayern aufmerksam gemacht, daß die Redner für die Vielheit der Personen der obersten Centralgewalt gerade den entgegengesetzten Eindruck machten, als in ihrer Absicht lag. Nach dreitägiger Verhandlung waren kaum mehr zehn Mitglieder in der Versammlung, die nicht für die Einheit gestimmt waren*). Diesen Erfolg bewirkten nicht die Männer der linken, sondern die der rechten Seite, die alle Ohnmacht älterer Reichsverfassung in höchst unpolitischer Nacktheit zurückverlangten. Es hatten daher alle jene denkenden und gutgesinnten Männer der Paulskirche, die sonst

*) Diesem schneidenden, schroffen Urtheil über die Redner gegen die einheitliche Centralgewalt können wir nicht beistimmen. Die Schwierigkeiten dieser Einheit sind noch keineswegs überwunden, und wir fürchten sehr, sie werden sich erst nachträglich in ihrer ganzen Größe offenbaren, so bald der Inhaber der Centralgewalt irgend einen Beschluß der Reichsversammlung durchsetzen soll, der in den mächtigeren der Einzelstaaten, z. B. in Preußen oder Oesterreich, keiner Popularität sich zu erfreuen hat. Wer wird ihm dann die Macht dazu verleihen?

A. d. R.

allzeit mit der Rechten stimmten, gerechte Ursache, zu behaupten, daß uns die linke Seite zur Stärkung der deutschen Centralgewalt, freilich wider ihren Willen, bei weitem die bessern Dienste geleistet habe als die befangene, der Gegenwart so wenig Rechnung tragende, mit dem vorliegenden Terrain unbekannte Rechte. Anstatt durch einen geschickten Rückzug die noch vorhandenen Kräfte zu sammeln, ging sie sogar weiter, und stellte das Schreckbild eines Dictators auf, das auf Niemanden Eindruck machte und machtlos verhallte, weil Alles wünschenswerther erschien, als die alte gute Zeit mit achtunddreißig verschiedenen Einzelstaaten ohne innerlichen Zusammenhang mit der unerträglichen Willkür beamtlicher Uebermacht in allen Bürger- und Volksangelegenheiten. Hatte sich Robert Blum mit seinem „an den Felsen des Zweifels angeschmiedeten Prometheus", Jordan von Berlin, mit seinem „Archimedes, der die Einnahme von Syracus verschuldet", Ruge mit seiner „Seelenwanderung der Bundestagsgeister", ein Anderer mit der „Wiege des Herkules, welche die Schlange der Reaction erstickte", lächerlich gemacht; war das widerliche, ewig wiederholte Gebrüll auf die deutschen Fürsten, auf den Bundestag, auf die im Finstern schleichenden Reactionsgelüste der Diplomaten, ganz geeignet, selbst ruhige Gemüther zu empören und von den plumpen Rednern abwendig zu machen; scholl das Wort: „Republik!" das erste Mal offen und klar aus dem Munde der Adepten, die sich auf den linken Bänken der Paulskirche gelagert, um den Blödesten die eigentliche Absicht dieser Seite begreiflich zu machen, und erhielt dieses Geständniß den bestimmtesten Nachhall im demokratischen Vereine außerhalb der Versammlung zum Schrecken der Freunde konstitutioneller Monarchie: so ging doch dieses unermeßliche Kriegsmaterial für die rechte Seite gänzlich verloren, theils durch einige erbärmliche Redner, die sich voranstellten, theils durch die unerhörte Stellung, welche Radowitz und Vinke im entscheidenden Momente einnahmen, indem sie offen der Linken Recht gaben im Betreff der Nichtzulassung der Amendements, die im letzten

Augenblicke von Heckscher, Bassermann und Andern eingebracht worden waren. Selbst der Ton dieser Zustimmung war die Entmuthigung von Soldaten, die unterliegen, und gab den österreichisch gesinnten Männern den Anlaß, vielleicht grundlos zu vermuthen, daß einiges Preußenthum dahintergesteckt, welches den Kampf ablehnte, als sich die Schale für Oesterreich entschieden hatte. Gagern hat sich daher nach der Meinung aller Unparteiischen den Dank des Vaterlandes verdient, qui solus restituit rem *), so weit nach so viel Unglück in der

*) Auch diesem Urtheil über den „kühnen Griff" des Präsidenten können wir nicht beitreten, da wir seine Nothwendigkeit nicht einzusehen vermögen. Von den Regierungen war kein Widerspruch zu besorgen, wozu also diese rücksichtslose, übermüthige Mißachtung derselben, zu einer Zeit, deren Grundübel die Mißachtung aller Autorität ist. Die Mental-Reservationen, welche der Präsident den Abstimmenden freistellte, können dafür keinen Ersatz leisten. Oder schmeichelt sich etwa die Reichsversammlung, jene Zügellosigkeit, die vor ihren Augen Barricaden baute und pflichttreues Militär belagerte, würde mit ihren Beschlüssen und ihrem Reichsverweser eine Ausnahme machen? So lange z. B. die preußische Regierung bei der Masse in Berlin keinen Gehorsam findet, und zwischen Leben und Tod mit der schmachvollsten Anarchie von heute auf morgen ringt, wird da diese Masse, die sich auf den „Rechtsboden der Barricaden" gestellt, Beschlüsse der Reichsversammlung, welche nicht nach ihrem Geschmacke sind, etwa besser respectiren? Der Protest der demokratischen Klubbs in Berlin einer Seits und das Durchfallen des Antrages von Jacoby in der preußischen Nationalversammlung anderer Seits kann den Frankfurtern als doppeltes memento mori schon allbereits gelten. Wird aber die preußische Regierung einmal wieder zu Ansehen und Kräften kommen, hat es dann die Reichsversammlung mit „dem kühnen Griff" ihres Präsidenten nicht selbst verschuldet, wenn diese Regierung, nachdem man ihr zuerst von Frankfurt aus mit solcher kränkenden Rücksichtslosigkeit, die sie bei der Wahl nicht einmal einer Begrüßung würdigte, vorangegangen ist, nun auch ihrer Seits mit gleicher Münze zahlt. Was wird die Reichsversammlung und ihr Reichsverweser in diesem Falle thun, wenn Preußen die Majorität seiner Stände und die öffentliche Meinung hinter sich

Versammlung etwas zu retten war. Auch die Vorwürfe gegen Gagern über die Gestattung zügellosen Beifalls auf den Gallerien sind ungerecht, denn nicht er, sondern Soiron war der leitende Präsident bei den Verhandlungen der Centralgewalt. Vor Gagern hat das Volk Achtung, das Gesindel Scheu, die

---

hat? Der grauenvolle Zustand von Wien mit dem Juden- und Studenten-Regiment in der Hauptstadt, und der slavischen Majorität auf dem Reichstag bietet noch verwickeltere Schwierigkeiten dar. — Was endlich den Gallerien-Scandal betrifft, so wundert es uns, nachdem sich der allgemeine Unwille so entschieden darüber ausgesprochen, daß wir hier noch Worte der Entschuldigung lesen. Führte Gagern auch in jener Sitzung über die Centralgewalt nicht den Vorsitz, so haben die Gallerien nur zu oft auch unter seinem Vorsitze sich der gleichen Verletzung an der Würde der Nation schuldig gemacht. Und wenn der Präsident, trotz der eingeflößten „Scheu", von dem Gesindel eine Katzenmusik erhielt, so empfing er sie nicht als Herr von Gagern, sondern als Präsident der deutschen Reichsversammlung, der versucht hatte, seine Schuldigkeit gegen freche Eingriffe zu thun. Ganz unstatthaft war es daher, wenn er die Besprechung dieser, der Nation zugefügten Schmach als eine Privatsache ablehnte; seine einzige Entschuldigung ist die politische Charakterschwäche der Majorität, die diesen Scandal fort und fort duldet, und die sich nicht wie ein Mann erhob, als man sogar den Eintritt Heckers proponirte. Wäre unser Raum nicht so beschränkt, so würden wir die Stimmen der verschiedensten deutschen Blätter über diese empörende Schamlosigkeit folgen lassen. So nur eine kurze Stelle aus einem bayerischen Volksblatte, welches sich darüber also vernehmen läßt: „Die Times läßt sich auch über die Sachen in Frankfurt heraus, und ärgert sich mit Recht über das schmachvolle Betragen des hohen und niedern Pöbels auf den Zuhörergallerien in der Reichsversammlung und über die Reichsversammlung selber, daß diese nicht so viel Ehrgefühl oder nicht so viel Kraft hat, die unverschämten Schreier zum Tempel hinauszujagen, um sich nimmer von ihnen stören oder gar regieren zu lassen. Es wird wahrscheinlich das Ausland noch eine Weile über diese Dinge spotten müssen, bis die Reichsversammlung sich einmal besinnt, daß sie es sich und dem ganzen deutschen Volke schuldig ist, vor dem Schreierpack sich Ruhe zu verschaffen." A. d. R.

Freunde Liebe, und darin liegt die Macht des Mannes, welcher die Wahl des Reichsverwesers durch die Nationalversammlung als das einzige Mittel vorschlug, um dem Fürsten, den er im Herzen trug und durchsetzte, die größtmögliche Gewalt in die Hände zu geben, und zwar um so mehr, da die provisorische Centralgewalt nur ein Vorbild des regelmäßigen späteren Zustandes in Deutschland seyn wird und soll.

Die Redaction der historisch-politischen Blätter wird es hoffentlich nicht übel nehmen, daß ich mich so klar und offen ausgesprochen habe. Die Sache von zwei Seiten anzuschauen, kann nie schaden. Das, was in der Ferne unerträglich scheint, ist unser größtes Glück. Die Maßlosigkeit, Keckheit, Unwissenheit der Linken, die Roheit der Gallerien, die ihren Bund mit der letztern an sehr kitzlichen Stellen unklug verräth, die Unverschämtheit der „Reichstagszeitung des Sir Robert", wie er hier spöttisch genannt wird, die Lust zur Häuserzerstörung in Sachsenhausen thut uns so gute Bundesgenossenhülfe, daß ich sie nur willkommen heißen kann. Die „Flugblätter aus der Paulskirche" von Leonhardi, Jürgens und Löw, so geistvoll sie geschrieben sind, so echt deutsch sie sich aussprechen, wirken hier doch weniger auf die Versammlung, als all dieses Ueberspruedeln revolutionärer Elemente, vor dem jeder Ehrenmann, jeder Besitzer, jeder Gewerbsmann erschrickt, und gewaltsam an die Majorität herangetrieben wird. Venedey mit seiner „Wage", die im Grunde keinen Ausschlag gibt, zwischen Blum und Jürgens mitten drin stehend, vollendet ein Kleeblatt sehr ungleicher Art auf dem Felde unserer parlamentarischen Literatur. Fernern Gegenden dürfen die Flugblätter unbedingt empfohlen werden.

XII.

Kabinetsstück.

Die Fronleichnams-Prozession in Wien im Jahre 1848.

Die dießjährige Fronleichnams-Prozession in Wien hat im Vergleich zu den früheren einiges Erfreuliche, noch mehr Bemerkenswerthes, nicht wenig Betrübendes dargeboten. Erfreulich war vor allem, daß sie gehalten worden ist und gehalten werden konnte. Bei dem unverborgenen Bestreben so Vieler, die gegenwärtig den Ton angeben und die Gewalt führen, bangte manchen redlichen Katholiken, daß die Abwesenheit des Hofes als Vorwand könnte benützt werden, das glänzendste Fest der Kirche, das überall leuchtende Symbol ihrer Universalität, in deren Mauern zu bannen, und damit zu ihrer Verkümmerung den Anfang zu machen. Erfreulich, ja tröstend war es, daß die zweideutige Witterung des Vorabends am Morgen in den herrlichsten, sonnenglänzendsten Tag überging. Erfreulich war, daß der greise Erzbischof durch die bittern Kränkungen der letzten Monate sich nicht abhalten ließ, nach Wien zu kommen, um mit der ihm eigenthümlichen Würde die Prozession zu halten. — Bemerkenswerth war der auffallende Unterschied in den

Aeußerlichkeiten des Festes gegen die frühern Jahre. Damals die zahlreiche Hofdienerschaft, die glänzenden Uniformen der Kammerherren und Ordensritter, die vielen Fürsten, Generale und hohen Staatsdiener, die goldfunkelnde Ausrüstung der drei Garden, der deutschen, ungarischen und italienischen, endlich das Kaiserhaus selbst, unter welchem Kaiser und Kaiserin unverkennbar Jedem bezeugten, wie innig sie von der hohen Bedeutung des Tages durchdrungen seien. Dieß alles mangelte dießmal; der Zug war nicht allein weniger zahlreich, sondern einförmiger, nüchterner, wenn man will schlichter, darum aber doch nicht erbaulicher, nicht gemüthlicher; es waren eben auch nur wieder in Bewegung gesetzte Uniformen, denen dießmal bloß Bänder, Sterne und Flitter fehlten. Bemerkenswerth war der Anführer des Zuges. Eine Compagnie der Nationalgarde eröffnete denselben. Dieser schritt als Hauptmann voran ein Silberarbeiter, der am 6. April im Kloster der Redemptoristen am heftigsten agitirt, und dort mit einer Hundspeitsche sich eingefunden hatte. Bemerkenswerth war der Standpunkt, welchen dießmal der Rector und die vier Decane der Universität einnahmen. Nach altem Privilegium durften dieselben **neben** dem Himmel, unter welchem das Sanctissimum, einhergehen, und noch vor einem Jahre würde es die heftigsten Reibungen veranlaßt haben, wenn man sie aus dieser Stellung hätte verdrängen wollen. Dießmal gaben sie dieselbe aus freien Stücken auf und schritten dem Hochwürdigsten unmittelbar voran. Wollten sie damit ihre bereitwillige Verzichtleistung auf ehemalige Vorrechte zur Schau tragen? Bemerkenswerth war, daß vor der Rückkehr der Prozession in die Domkirche drei Juden, als Nationalgardisten, die Obliegenheit hatten, das Presbyterium vor dem Zudrange frei zu halten. Bemerkenswerth war außerdem die große Menge von Juden, die theils als Sicherheitsausschuß, theils als Nationalgardisten, theils als akademische Legionäre in dem Zuge sich befanden. Es schien beinahe, als wollten sie jene Religionsgleichheit, für

welche sie als Zeitungsschreiber, Literaten, Redner und Klubisten so unverdrossen agitiren, bei dieser Veranlassung zur Schau tragen, als wollten sie sagen: Seht da, ein vernünftiger Mensch kann alles mitmachen! Betrübend war bei dem Hochamt in St. Stephan das Betragen so mancher Nationalgarden, die vollreife Frucht des vielgestaltigen Gesämes, das man vor etlich und sechszig Jahren mit emsiger Hand nach allen Seiten ausgestreut, und seither so fleißig gepflegt und so sorgsam gehütet hatte. Die Einen zogen Zeitungsblätter aus der Tasche und lasen in diesem Evangelium, Andere schwatzten und scherzten, und wieder Andere schritten, um Unterhaltung zu pflegen, zusammen. Betrübend war es, fünf Ausschüßler, Garden und Akademiker mit den Hüten auf dem Kopfe dem Hochwürdigsten folgen zu sehen. Am tiefsten mußte es schmerzen, zu sehen, wer dießmal die Stelle des Kaisers einnehme? Es war der Jude Fischhof, der als Präsident des Sicherheitsausschusses mit brennender Kerze unmittelbar (wie sonst die kaiserliche Majestät des apostolischen Königs) dem Traghimmel folgte. War dieses nichtsagender Zufall, war es als inhaltschweres Symbol zu nehmen?

XIII.

Prophetenstimmen.

III.

Unter allen historischen Prophezeiungen, die uns bekannt sind, ist eine der merkwürdigsten die Auslegung der Apokalypsis von Bartholomäus Holzhauser. Sie ist zuerst, nachdem sie zuvor nur handschriftlich überliefert worden, zu Bamberg im Jahre 1784 gedruckt, etwa ein Jahrzehent später noch einmal aufgelegt und seitdem theils vollständig, theils auszugsweise öfters in's Deutsche übersetzt worden. Eine ausführliche Lebensbeschreibung des Verfassers ist dem Buche vorgedruckt. Wir verweisen unsere Leser, die sich dafür interessiren, auf deren Inhalt, und beschränken uns hier auf folgende Bemerkungen über die Persönlichkeit und Lebensumstände des merkwürdigen Mannes.

Bartholomäus Holzhauser ist zu Longnau in Schwaben, unweit Augsburg, am Bartholomäustage des Jahres 1613, von eben so armen als rechtschaffenen Eltern geboren. Nachdem er sich zum geistlichen Stande bestimmt hatte, begann er, kämpfend mit großer Dürftigkeit, seine Studien zu Neuburg, und vollendete sie auf der hohen Schule zu Ingolstadt. Schon als junger Priester faßte er den Entschluß, ein Institut von

Weltpriestern zu gründen, die, durch gemeinschaftliches Leben verbunden, der Würde und dem tief gesunkenen Geiste des Pfarrclerus wieder aufhelfen sollten. Der Plan wurde ausgeführt. Bald fanden sich Gefährten und das Institut verbreitete, auch über die Lebensdauer von Holzhauser hinaus, in Bayern, Franken und den Rheingegenden vielfachen Segen. Vielleicht wird der Gedanke, aus dem es hervorging, in den Zeiten, denen wir entgegen gehen, noch einmal wieder aufgenommen.

Holzhauser wirkte zuerst als Erzieher und Seelsorger zu Ingolstadt, dann als Pfarrer zu Tittmoning, hierauf als Dechant zu Leoggenthal in Tirol. Von dort berief ihn der Churfürst von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, in sein Land, und setzte ihn als Pfarrer und Dechant nach Bingen. Hier starb er an einem hitzigen Fieber, im 45sten Lebensjahre, den 20. Mai 1658 eines christlich erbaulichen Todes.

Nach den in seiner Lebensbeschreibung enthaltenen Angaben war Holzhauser, bei großer Einfalt des Herzens und Kindlichkeit des Wesens, eine für mystische Anschauungen und Eindrücke in hohem Grade empfängliche Natur. In eifrigem Gebet, mit jungfräulicher Herzensreinheit begabt und ein eifriger Liebhaber der Keuschheit, führte er ein innerliches Leben des Glaubens und der göttlichen Liebe. Schon als Knabe von eilf Jahren hatte er einst, auf dem Heimwege aus der weit entlegenen Schule, ein Gesicht voll Trost und Stärkung. Er sah den Heiland und die allerseligste Jungfrau am Wege, und ein glänzendes Kreuz am Himmel. Späterhin, zu Leoggenthal, hatte er mehrere Erscheinungen, theils von Verstorbenen, theils dämonischer Art. Auch wird von ihm berichtet, daß er mehrere Kranke durch sein Gebet geheilt, Besessene befreit und bei verschiedenen Gelegenheiten Blicke in die Zukunft geworfen habe, die nur durch Voraussetzung einer übernatürlichen Gabe der Weissagung erklärt werden können. Seine Lebensbeschreibung führt davon merkwürdige Beispiele an. Eine seiner berühmte-

sten Prophezeiungen, deren wahre Bedeutung erst heute erhellt, wo sie sich der Erfüllung nähert, betraf England. Es ist erwiesen, daß er die Hinrichtung Karls I. und den spätern völligen Sturz der katholischen Kirche in jenem Lande lange vorausgesagt hat. Aber er hat auch hinzufügt: England werde nach diesem vollständigen Abfall, und nachdem das heilige Opfer dort einhundert und zwanzig Jahre *) lang ganz aufgehört habe, zum katholischen Glauben zurückkehren, und dann noch mehr für die wahre Kirche thun, als es einst nach seiner ersten Bekehrung zum Christenthum gethan.

Als König Karl II. bei seiner Rückkehr aus Deutschland nach England in Geisenheim übernachtete, fiel bei der Tafel das Gespräch auf den in der Nachbarschaft wohnenden frommen Pfarrer und dessen England betreffende Gesichte. Noch bei später Nacht wurde er auf Veranstaltung des Churfürsten von Mainz, vom andern Ufer des Rheins, aus Bingen herbeigeholt und dem Könige vorgestellt. Unbefangen antwortete er auf dessen Fragen, und empfahl ihm dann mit flehentlicher Bitte die katholische Kirche in England, und alle Priester, die dort für die Wahrheit arbeiteten und litten. Gerührt reichte ihm der König die Hand und versprach ihm, seiner Bitte nicht zu vergessen, wenn er in sein Reich zurückgekehrt seyn werde.

Holzhauser ist der Verfasser mehrerer ascetischer Abhandlungen (— z. B. eines Tractats über die Demuth, eines deutschen Büchleins über die Liebe Gottes —) und anderer auf sein Priesterinstitut sich beziehender Schriften. Einen Bericht über mehrere seiner Visionen schrieb er zu Leoggenthal in Tirol, und überbrachte ihn dann, veranlaßt durch einen innern An-

*) Dieser Zeitraum ist von dem Verbot des Messelesens bei Todesstrafe im Jahre 1658 an, bis zur ersten Milderung und theilweisen Aufhebung der Penalties im Jahre 1778, gerade erfüllt worden. Auch im englischen Amerika, namentlich in Rodeisland, erfolgte das Verbot 1663 und die Aufhebung ebenfalls nach 120 Jahren (1783).

trieb des Geistes, persönlich dem Kaiser Ferdinand III. nach Linz und dem Churfürsten Maximilian nach München. Diese Arbeit ist wahrscheinlich gar nicht gedruckt und nur in sehr wenigen handschriftlichen Exemplaren vorhanden gewesen. Sein Biograph hat uns ein merkwürdiges Urtheil eines Zeitgenossen über diese mystischen Anschauungen aufbewahrt, welches uns zugleich zur Orientirung in Betreff der gesammten geistigen Eigenthümlichkeit des ehrwürdigen Sehers dienen kann. Der Professor der Theologie zu Ingolstadt, P. Lyprand aus der Gesellschaft Jesu, schreibt nämlich nach Holzhausers Tode Folgendes über ihn: „Was die Prophezeiungen des Herrn Bartholomäus betrifft, so hat man, wie es zu geschehen pflegt, verschieden darüber geurtheilt. Einige haben dieselben als eitel verworfen, Andere, jedoch wenige, daran geglaubt. Der hochw. P. Simon Felix, einst ein berühmter Theolog in dieser Provinz, und mein College in der theologischen Facultät der Akademie zu Ingolstadt, auch ungefähr während eines Jahres daselbst der Lehrer des Herrn Bartholomäus, ein scharfsinniger Mann, urtheilte, als er dessen Prophezeiungen las, daß deren Styl wahrhaft prophetisch sei. Auch habe Hr. Bartholomäus, angesehen seine Natur und seine Talente, die Jener genau kannte, sie unmöglich bloß aus sich erfinden können. Dasselbe urtheilte der hochw. P. Peter Breier, ebenfalls der Lehrer des Hrn. Bartholomäus und einst mein College in der Theologie."

„Ich habe die drei ersten Prophezeiungen, die in einer gewissen Vision bestehen und Einem wurden, der für die Kirche wachte und betete, nämlich die, welche den Lech, die, welche die Stadt Ingolstadt und jene, welche das Königreich England betraf, sogleich erfahren und geprüft. Da ich jedoch wußte, wie leicht man in diesen Dingen irren kann, und wie oft Andere in Täuschungen aller Art gefallen sind und noch fallen, achtete ich die beiden ersten nicht. Als er mir aber die Prophezeiung über das Königreich England erzählte, daß dieses nämlich in den höchsten Verfall und dahin kommen werde, daß

man den König umbringe, daß dann aber der Friede zurückkehren, England sich wieder zum katholischen und römischen Glauben wenden, und daß dann die Engländer mehr für die Kirche thun würden, als sie einst nach ihrer ersten Bekehrung gethan, da entsetzte ich mich, und fürchtete, daß auch das Unglück geschehen möchte, welches er vom Lech und von Ingolstadt vorausgesagt hatte, — besonders deßwegen, weil eine ganz ähnliche, England betreffende Prophezeiung von P. Collnage vorhanden war. . . . . Nur geschieht in dieser Prophezeiung keine Meldung weder vom Tode des Königs, noch von jenen stürmischen Zeiten, von welchen Hr. Bartholomäus spricht.“

„Nach einigen Jahren kehrte besagter Herr von Salzburg nach Ingolstadt zurück, um seine jungen Leute zu besuchen, die sich hier in den Studien aufhielten. Kurz vorher war das Gerücht entstanden, der König Karl von England stehe im Begriff, den katholischen Glauben zu bekennen. Als ich nun dem Hrn. Bartholomäus vorwarf, daß dieß Gerücht nicht mit der Prophezeiung übereinstimme, die er über das Königreich England gehabt habe, antwortete er mir mit großer Zuversicht: der König Karl von England ist weder jetzt, noch wird er jemals katholisch. Der Erfolg hat dieß bestätigt. Zu derselben Zeit zeigte er mir an: er habe von Gott erfahren, der Schwede werde keinen Fuß im Reiche behalten, und der Rheinstrom werde seiner Zeit an seinen alten Herrn zurückkehren. Um übrigens im Allgemeinen von den Prophezeiungen des Herrn Bartholomäus zu reden, so habe ich immer geurtheilt, daß sein Verfahren ohne Trug war, und daß seine natürlichen Gaben nicht hingereicht hätten, dergleichen zu erdenken. In dieser Ansicht hat mich vornämlich ein Brief bestätigt, den er an einen, in einer hohen Würde stehenden Mann schrieb. Im ersten Theile desselben tadelt er ihn mit gewaltigem Geiste, und sagt ihm üble Dinge voraus, wenn er sein Benehmen nicht ändere; dann fügt er einiges Andere hinzu. Dort spricht er wie ein Mann, ja sogar übermenschlich, hier wie ein kleines Kind.

Obgleich ich es aber für wahrscheinlich genug, ja für höchst wahrscheinlich (satis probabile, imo probabilissimum) halte, daß er von Gott die Gabe der Prophezeiung erhalten habe, so möchte ich doch nicht zu behaupten wagen, daß er das ihm Offenbarte immer richtig verstanden habe. Denn es ist bei den Theologen bekannt, daß das Erste ohne das Zweite bestehen kann."

Die merkwürdigste aller Schriften Holzhauser's ist seine Auslegung der Offenbarung Johannis, jenes wunderbaren Buches, von welchem der heil. Hieronymus sagt: es seien darin so viel Geheimnisse als Worte, ja in den einzelnen Worten selbst wieder mannigfache Dunkelheiten und verschiedene Bedeutungen. Holzhauser hat diesen Commentar nur bis zum fünften Verse des fünfzehnten Capitels fortgesetzt. Als seine Priester ihn baten, daß er fortfahren und seine Arbeit vollenden möge, antwortete er offen: er sei von jenem Geiste verlassen, mit welchem er zuerst begonnen habe. Er könne das Werk nicht fortsetzen; einst aber werde einer der Seinigen ihm das letzte Siegel der Vollendung aufdrücken. Er schrieb diese Auslegung, sagt sein Biograph, zu Leoggenthal in Tirol, während ihn schwerer Kummer drückte. Im Gebete verharrend, brachte er ganze Tage ohne Speise und Trank und abgeschieden von aller menschlichen Gesellschaft zu. Als er am Ostermontage 1657 von seiner Umgebung gefragt wurde: warum er an einem so hohen Festtage ganz nüchtern bleibe, antwortete er: Christus der Herr habe an diesem Tage seinen Jüngern den neuen Sinn der heiligen Schrift aufgeschlossen, und auch ihm die schwerste Stelle der Apocalypsis erklärt, deren Sinn und Verständniß zu erringen, er sich lange und viel vergebens bemüht habe. Mit aller Anstrengung seiner Seele habe er sich Mühe geben müssen, den eigentlichen Sinn derselben zu Papier zu bringen. Als er ein ander Mal befragt wurde: in welchem innern Sinn er getrieben werde, wenn er solches niederschreibe? sagte er, in Thränen ausbrechend: „nicht anders wie ein Kind,

welches schreibt, während ein Anderer es leitet und ihm die Hand führt."

Je weniger uns Holzhauser den Eindruck eines geistreichen und genialen Mannes im heute gewöhnlichen Sinne des Wortes macht, und je weniger wir ihm ausgezeichnete Naturgaben beilegen können, desto mehr erstaunen wir (abgesehen von Allem, was den Blick in die Zukunft angeht, schon in Betreff seiner Auffassung der Vergangenheit), in jenem Commentar, ohne den geringsten Prunk der Darstellung, in der schmucklosesten, einfachsten Sprache, einer Fülle der tiefsten Gedanken, einer überraschenden, überaus sinnvollen Construction der Geschichte, namentlich aber einer Auffassung des Mittelalters zu begegnen, die hoch über jener Zeit steht. Vieles von dem, was Holzhauser schreibt, würde, wenn es heute und in moderner Form veröffentlicht würde, seinem Verfasser den wohlverdienten Rang unter den ersten literarischen Erscheinungen der Zeit bei Katholiken und denkenden Protestanten sichern.

Der Grundgedanke seines Commentars zur Offenbarung ist folgender. Die sieben Sterne und die sieben goldenen Leuchter, die Johannes sah, als er im Geiste entrückt war, bedeuten sieben Zeiträume der Geschichte der Kirche, von ihrer Gründung an bis zum Gericht über die Lebendigen und Todten. Diesen Perioden entsprechen die sieben Kirchen in Kleinasien, an welche das Wort des Herrn in der Vision ergeht, so wie die sieben Schöpfungstage, die sieben Weltalter vor Christo und die sieben Gaben des heil. Geistes. Wie der Verlauf der Entwickelung alles Lebens in der Natur in sieben Stufen vor sich gehe, so werde auch die Wiedergeburt in sieben auf einander folgenden Zuständen der Kirche vollendet. In jedem derselben schütte Gott verschiedene Gaben seiner Gnade aus, damit er die Schätze seiner Glorie zeige und erblühen lasse. So geschieht es, daß, obgleich die Kirche nur eine sei, in ihr sieben Zustände unterschieden werden wegen der großen Dinge, die zu verschiedenen Zeiten bis zur Vollendung der Geschichte aus göttlicher Zulas-

sung in ihr geschehen. Jeder nachfolgende Zustand pflegt aber vor dem Aufhören des vorhergehenden anzufangen, und während der jedesmalige frühere unmerklich abnimmt, wächst und entwickelt sich allmählich der spätere, so daß wir sieben verschiedene Momente in der Geschichte der Kirche unterscheiden können.

Der erste Stand derselben ist, nach Auslegung Holzhausers, der der Aussaat (status seminativus), welches die Zeit Christi und der Apostel ist, die bis auf Nero, den ersten Verfolger, und den Papst Linus dauerte. Ihr entspricht unter den Gaben des heil. Geistes die himmlische Weisheit, welches der wahre Glaube an Christum ist. Vorbilder dieser Zeit waren der erste Tag der Schöpfung, wo der Geist des Herrn über den Wassern schwebte und Gott das Licht schuf und es von den Finsternissen schied. Ferner das erste Weltalter von Adam bis Noah, in welchem Abel von Cain erschlagen, Seth in seine Stelle gesetzt und das Geschlecht des Brudermörders von dem Geschlechte der Kinder Gottes gesondert wurde. So wurde auch im ersten Stande der Kirche Christus von der Synagoge umgebracht, die sich vom Sohne Gottes lostrennte, und in deren Stelle nach der Verheißung in Christo die heilige Kirche Gottes trat. Dieß ist jenes erste Lebensalter, in welchem die Wiedererzeugung und Fortpflanzung des Menschengeschlechts nach dem Geiste erfolgte, die von Jesu Christo, dem gemeinschaftlichen Vater Aller ausging, dessen Gegenbild Adam war, — ein Zeitraum, dessen Typus die Kirche von Ephesus ist. Der, welcher die sieben Sterne in seiner Rechten hält, spricht also zu ihr: „Ich kenne Deine Werke und Deine Arbeit und Deine Geduld. Das aber habe ich gegen Dich, daß Du die erste Liebe verlassen hast. Du hast aber das, daß Du die Werke der Nicolaiten hassest, die auch ich hasse.“ Nach Holzhausers Auslegung deuten diese Worte darauf, daß jene gegenseitige eifrige Liebe der ersten Christen dem Zorneseifer über den Irrthum und die falschen Lehren des Nicolaus, Cerinthus, Ebion, Simon Magus und anderer gewichen war, die um jene Zeit

in der Kirche aufstanden. Der gerechte Eifer über die Verkehrtheit der Feinde der Wahrheit hatte eine Bitterkeit erzeugt, in welcher allmählig jene Liebe unterging, die auch den Feinden wohl will und Gutes thut. Der Sinn der Worte Christi ist daher: du thust gut, daß du die Werke der Nicolaiden hassest, die ich auch hasse, aber du sündigst, weil du die Liebe zu ihren Seelen verloren hast; denn auch ihretwegen bin ich vom Himmel herabgestiegen und Mensch geworden und habe gelitten. — Dann folgt der Aufforderung zur Buße die Drohung: Christus werde, wenn die Gemeinde von Ephesus nicht wieder die ersten Werke der Liebe thue, kommen und ihren Leuchter von der Stelle rücken, d. h. Verfolgungen, Irrlehren und Spaltungen erwecken, ihren bischöflichen Stuhl verpflanzen und ihre Reichthümer und Würden in die Hand der Feinde fallen lassen; ein Wort, welches in den bald darauf folgenden zehn Christenverfolgungen und den Geschicken der kommenden Zeit, bis auf den heutigen Tag, nur zu schrecklich wahr geworden ist.

Der zweite Zeitraum in der Geschichte der streitenden Kirche nennt Holzhauser den der Benetzung (status irrigativus). Die Worte der Offenbarung lauten: „Und dem Engel der Kirche zu Smyrna schreibe, dieß sagt der Erste und Letzte, der todt war und lebt: ich kenne deine Trübsal und Armuth; aber du bist reich und wirst von denen gelästert, die da sagen, daß sie Juden seien, und sind es nicht, sondern sind die Synagoge des Satans. Fürchte nichts von dem, was du leiden wirst. Siehe, der Teufel wird Einige von euch in's Gefängniß legen, damit ihr versucht werdet und Trübsal habt an zehn Tagen. Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben" u. s. w. Dieß ist die Zeit jener zehn großen Verfolgungen, die bis auf Constantin's Tage währten. Ihr entspricht unter den Pfingstgaben der Geist der Stärke und der unbesiegten Geduld, mit welcher die Heiligen Gottes die Welt besiegten und das Himmelreich erwarben. Ihr Typus ist der zweite Schöpfungstag, an welchem Gott das Firmament in

Mitten der Wasser setzte. Dieß bedeutet die Stärke der Märtyrer, die Gott aufrecht hielt in der Mitte des Wassers der Trübsal, welches ihre Liebe nicht auslöschen konnte. Wie diese Veste des Himmels am zweiten Tage der Schöpfung errichtet wurde, so auch ward die Kirche, welche den Himmel bedeutet, in ihrem zweiten Lebensalter durch das Zeugniß der Märtyrer gekräftigt und mit einem Firmamente für alle Zukunft gerüstet. — Dieser Periode entspricht ferner das zweite Weltalter, von Noah bis Abraham, wo Gott die ersten Opfer geschlachtet wurden, als Vorbilder jener Zeugen des christlichen Glaubens, deren Blut Gott ein angenehmes und wohlgefälliges Opfer war.

Der dritte Zeitraum in der Geschichte der streitenden Kirche ist der der Lehrer (status illuminativus), welcher vom Papste Sylvester und Constantin dem Großen, bis auf Papst Leo III. und Karl den Großen reicht. Dieß war die Zeit, wo das Dogma gegen die Anfechtungen der Häresie festgestellt, der christliche Glaube auf dem ganzen damals bekannten Erdboden gepredigt wurde. Ihr entspricht die dritte Gabe des Paracletς, der Geist der Einsicht, von welchem erleuchtet die Kirche die hohen Geheimnisse der Dreieinigkeit, der Menschwerdung, und viele andere erwog und erklärte, die dawider ankämpfenden Irrlehren bannte und verurtheilte. Der dritte Tag der Schöpfung ist das Gegenbild dieser Zeit. An diesem ließ Gott das Wasser von der Erde ablaufen und sich sammeln an einem Orte. So nahm er auch die frühern Trübsale, welche die heil. Schrift häufig durch das Bild des Wassers bezeichnet, durch Constantin's Bekehrung von der Kirche hinweg, und schickte die Verfolger in das feurige Meer der Hölle. Und wiederum pflanzte er am dritten Schöpfungstage grünendes Kraut und Blumen und Fruchtbäume zum Schmucke der Erde und zum Nutzen und zur Ergötzung des Menschen. So ließ Gott im dritten Stande der Kirche aus dem Wasser der Taufe grünes Kraut (d. h. Kinder und Erwachsene), Bäume (oder Lehrer) und Früchte (sichere und reichliche Einkünfte zu geistlichen Zwecken) sprießen. Zum Schmuck und Glanz der Kirche verlieh

er ihr als Eigenthum: Güter, Herrschaften und Fürstenthümer; aller Orten wurden Klöster und Kirchen gebaut. Dieß war der christliche Typus, der dem dritten Weltalter von Abraham bis Aaron und Moses entspricht. Wie damals Sodom im Schwefelpfuhle und Pharao mit seinem Volk im rothen Meere unterging, Kore, Dathan, Abiron und alle Jene vertilgt wurden, welche Spaltung in Israel brachten, dem Volke aber ein Gesetz gegeben ward, welches das natürliche, im Gewissen des Menschen gesetzte, erläuterte und erklärte, — so ward auch im dritten Zeitraume die Christenheit, nachdem ihre Märtyrer mit Blut gezeugt, aus der Trübsal in das Land des Friedens geführt. Das Blut Christi und seiner Zeugen hatte die Wollust der Welt und den Götzendienst der Heiden hinweggeschwemmt, das Schisma und die Häresie wurden aus der Kirche gestoßen, das evangelische Gesetz und die Wahrheit des christlichen Glaubens erklärt. Die Kirche von Pergamus ist das Gegenbild dieses dritten Standes der Kirche. Sie wird belobt, weil sie festhielt am Namen des Herrn und seinen Glauben nicht verläugnet hat. Das aber hat der Herr wider sie, daß sie Solche unter sich duldet, welche die Lehre der Nicolaiten halten, Irrlehrer, welche das Volk zur sündlichen, dem christlichen Recht der Ehe widerstreitenden Fleischeslust verführen. Diesem Gräuel zu wehren, hat Gott zugelassen, daß seine Kirche von so vielen Anfechtungen heimgesucht wurde, auf daß sie nicht in Schwelgerei und Unzucht verderbe; ähnlich einem weisen Manne, der die böse Neigung seines geliebten Gemahls kennend, sie mit Sorgen und häuslichen Arbeiten vorsichtig beschäftigt, um sie auf dem Pfade der Pflicht zu halten. Diese Vorkehr, setzt Holzhauser hinzu, wird die väterliche Güte Gottes auch bis zum Ende der Zeiten mit seiner Kirche treffen, über die er Ketzer und Tyrannen loslassen wird, damit sie nicht in Reichthümern, Ehren und Wollüsten des Fleisches verfaule.

(Fortsetzung folgt.)

XIV.

Die Gewaltthaten gegen die Redemptoristen und Redemptoristinnen in Wien.

Lebt man in unsern Tagen an einem Ort als Augen- und Ohrenzeuge der Begegnisse; liest man nachher die Darstellung derselben in den öffentlichen Blättern, die unter dem Schutz der Preßfreiheit erscheinen; sieht man, wie dieselben Wesentliches oft ganz unberührt lassen; wie sie dem Grellsten eine Tünche zu geben wissen, daß es ganz ordnungsgemäß erscheint; auf das, was ihnen nicht zusagt, einen schwarzen Schatten werfen, so daß man scheu sich davon abwenden soll; beobachtet man, wie sie Wahres und Falsches dergestalt verquicken, daß selbst der sorgfältigste Scheidungsproceß es nicht mehr zu trennen wüßte, so möchte man oftmals fragen: lese ich denn wirklich Berichte über das rund um mich Vorgegangene, oder hat nicht ein Mißgriff des Setzers den Namen des Ortes verwechselt? Muß man sich nachher eingestehen, daß dieses nicht der Fall sei, so wird man von ordentlichem Mitleid für die Nachwelt beschlichen, daß es derselben durchaus unmöglich gemacht werden solle, eine richtige Ansicht über das Thun und Treiben der Gegenwart sich zu bilden. Nicht allein wird sie von den verborgenen Kräften, welche die sichtbar hervortretenden in Bewegung setzten, wenig erfahren; sondern, was durch

diese vollführt worden ist, wird nur in verschiefstem und verzerrtem Bilde ihr überliefert, sie von den Lügenberichten massenhaft überfluthet werden. Ob ein Laut der Wahrheit in die Zukunft dringen dürfte, steht dahin; daß die unverfälschte Einzelnstimme dem Chor gegenüber Anerkennung finden solle, hieße von dem Geschlecht anderes verlangen, als es bisher hat leisten können. Wir sind einzig auf Hoffnung angewiesen; ob sie je sich verwirklichen werde, ist höchst zweifelhaft. Die Lüge ist der Dunstkreis, innerhalb dessen die überwiegende Masse der Menschen jetziger Zeit sich bewegt. Die Handelnden, Redenden und Schreibenden erzeugen und erhalten, die Zuschauenden und Lesenden athmen denselben. Es ist ihnen zur Lebensbedingung geworden, und in ihm nur fühlen sie sich behaglich. So raffinirt schlau einerseits, so tölpisch grob andererseits, wie in unserer Zeit, ist die Lüge zu keiner andern aufgetreten. Sie hat das Object, an welches sie sich anklammern, welches sie mit ihrem Netz umspinnen will, genau studirt; sie weiß sich mit durchtriebener Gewandtheit dessen Individualität anzuschmiegen. Sie hat einen weitverbreiteten Cultus eingerichtet, zu dessen Dienst Priester und Missionäre zu Tausenden sich angezogen. Wenn jeder Fortschritt, derjenige in der Sataneität läßt sich am wenigsten läugnen; ihn führen Morgenzeitungen und Abendblätter tagtäglich anschaulich unter Augen.

Das, was im Anfang April zu Wien gegen Redemptoristen und Redemptoristinnen in schaudererregender Weise vollführt worden ist, hat die Lüge durch Hinwegnehmen und Hinzufügen mit so raschem Erfolg verarbeitet, daß es alsbald in das Licht des Ordnungsgemäßen, ja durchweg Erwünschten getreten ist. Versuchen wir es, den Hergang sowohl ohne Abneigung als ohne Vorliebe darzustellen.

Dazu müssen wir auf die Zeit der Begründung einer Congregation des allerheiligsten Erlösers in der Residenzstadt Wien zurückgehen.

Der Einfluß der Aufklärungsschriftstellerei zu Anfang die-

ses Jahrhunderts im allgemeinen, die Wirksamkeit der josephinischen Abwässerung des christlichen Glaubens und der polizeilichen Ueberwachung der kirchlichen Praxis im besondern, hatten in Wien eine arge Verkümmerung des katholischen Bewußtseyns und des katholischen Lebens zur Folge gehabt. Von diesem hatte sich zwar noch mehr erhalten, als man nach so ruhelosen Stürmen und so beharrlichem Miniren zu finden hätte glauben sollen. Dieß war der zähen Ausdauer des alten Cardinals Migazzi, der Festigkeit einzelner Priester zu verdanken, die sich durch die eben so schaalen als beengenden Formeln eines bornirten Cäsaropapismus nicht hatten verknöchern lassen; im Ganzen aber hatte manches mehr traditionell oder als Ueberrest früherer Gewohnheit fortgedauert, denn als lebenvolle Bethätigung kirchlicher Ueberzeugung sich fortgepflanzt. Eine kaiserlich königlich normirte und durch systematische Hofstellen fleißig in Zaum und Zucht gehaltene Glaubenslehre war eben kein Born, der erfrischend und befruchtend in's Leben quellen konnte, nicht jenes Gottesbrünnlein, welches Wassers die Fülle hat.

Zu eben der Zeit, da die Stagnation immer weiter sich auszudehnen schien, kam, durch französisches Machtgebot aus Warschau vertrieben, im Jahre 1808, der Redemptorist Clemens Maria Hoffbauer, aus Taßwitz in Mähren gebürtig, in Oesterreichs Hauptstadt an. Er war eines jener unscheinbaren Werkzeuge, deren sich die göttliche Weisheit zu manchen Zeiten bedient hat, wenn sie den menschlichen Dünkel zu Schanden machen, die lauen Seelen wieder erwärmen, die auf Ab- und Irrwege Gelockten auf die königliche Bahn der Erkenntniß zurückführen wollte.

Hoffbauer trat als einfacher, ungekannter Priester in der üppigen und leichtfertigen Hauptstadt des österreichischen Kaiserstaates auf. Die Andacht und Innigkeit, mit der er in der Kirche von Maria Hülf Messe las, diente zu ungewohnter Erbauung. Wie er im Jahre 1809 an die italienische Kirche versetzt ward, konnte seine Weise, jeglichen Gottesdienst auf's

würdevollste zu begehen, allen Kirchen zum Vorbild dienen. Die Wirkung auf die Gemüther blieb nicht verborgen, aber auch nicht ohne Besorgniß bei denjenigen, welche wohl dafür hielten, daß etwas Religion unter den mechanischen Behelfen des Staats zwar nicht fehlen, dieselbe aber nicht kraft eigener Berechtigung auftreten, noch weniger sich vermessen dürfe, den Geistern eine von ihr durchdrungene Richtung geben zu wollen. Es war die Zeit, in welcher selbst manche Geistliche verwunderlich sich anblickten, wenn (wie bald nachher durch Zacharias Werner geschah) von den Kanzeln von dem gegenwärtigen sacramentalen Gott gesprochen ward, gleich als wollten sie sich fragen: was will denn dieser mit seiner nagelneuen Lehre, von der wir auf unserer Universität bisher noch nichts gehört haben? Deßwegen langte auch von höherer Behörde auf Hoffbauers Gesuch, eine Erziehungsanstalt für Knaben des höchsten Adels eröffnen zu dürfen, nach Jahresfrist ein abschlägiger Bescheid herab. Sollte denn einer wie er sich unterfangen, den heranwachsenden Adel neben seinen Berechtigungen auf etwas zu verweisen, was über diesen zu stehen schien und in welchem er für dieselben sowohl Maß als Schutz hätte finden können?

Im Jahre 1813 wurde Hoffbauer zum Beichtvater und Kirchendirector bei den Ursulinerinnen ernannt. Wir müssen übergehen, was er dort an so vielen, die bei seinem Beichtstuhl sich einfanden, als Tröster, als Hülfespender bei den Armen, als Prediger auf Tausende von Zuhörern gewirkt hat, und können uns bloß darauf beschränken, des Zeugnisses mancher noch Lebender, die jener Zeit gedenken, zu erwähnen: daß mit seinem Erscheinen und seiner Wirksamkeit neue Regungen eines kirchlichen Lebens sich gezeigt hätten, die Kirchen seien mehr besucht, die Feierlichkeiten würdiger begangen worden.

Den tiefkräftigsten und fruchtbringendsten Samen streute er aus in den abendlichen Conferenzen, die er auf seinem Zimmer hielt, und zu denen sich Erwachsene und Jünglinge aller

Berufsarten, von dem Verlangen nach Unterweisung in höhern Wahrheiten und nach geistiger Erleuchtung getrieben, in nicht geringer Zahl einfanden. Man erinnert sich, wie einst Cardinal Carl Boromeo als Vicar seines Oheims, Papst Pius IV., nach beendigter Geschäftslast, des Abends Geistliche und Weltliche auf seinem Zimmer in dem Vatican zur Erörterung theologischer Fragen vereinigte, woraus die Noctes Vaticanae hervorgegangen sind, und wie dadurch der große Mann zu so manchem andern auch noch das Verdienst sich erworben hat, ein würdiges, geistiges und geistliches Leben in Rom anzuregen. Dieser Thätigkeit des Cardinals lassen sich Hoffbaur's Conferenzen an die Seite stellen; ein Druckwerk haben sie zwar nicht, wohl aber das zur Folge gehabt, daß manche edlere Natur einem ernstern Streben gewonnen wurde, und mehrere junge Männer eine mit schönen Hoffnungen betretene Laufbahn an die segenvollere im Dienste der Kirche vertauschten. Hoffbauer's Ernst, Würde und christliche Milde ließ in mehreren derselben einen so unvertilgbaren Eindruck zurück, daß sie in der Folge durch Einverleibung in die gestiftete Congregation in seine Fußstapfen zu treten sich bemühten. Nur wer das Hingeben des Menschen an den crassesten und bornirtesten Materialismus als oberstes Ziel desselben anpreist, kann es läugnen, daß Hoffbauer's Erscheinung in Wien vielen Bewohnern dieser Stadt zu großem Segen gedient habe.

Daß dieser nicht weiter um sich greife, als wie durch die Hofdecrete und Erlasse aus dem Anfange der achtziger Jahre so nüchtern als weislich normirt worden war, dafür hatte dienstpflichtigst die Polizei zu sorgen. Waren schon durch die vielfachen Besuche, welche der Beichtvater bei den Ursulinerinnen von Leuten aller Stände erhielt, deren Luchsaugen geschärft und der Argwohn geweckt worden, es möchten hier verdächtige Dinge vorgehen, so fiel es ihr im Jahre 1818, bei der Abreise des P. Savelli zur Gründung eines Collegiums in dem schweizerischen Canton Freiburg, wie Schuppen von den Augen, Hoffbauer dürfte Mitglied eines geistlichen Ordens

seyn. Welche Entdeckung! Welch Attentat gegen die allerhöchsten religiösen Contumaz-Anstalten! Leute, die, weil sie mit dem ehemaligen System vollkommen sich identificirt hatten, auf Hoffbauer's regenerirendes Wirken längst schon scheele und scheue Blicke warfen, glaubten damit die erwünschte Gelegenheit gefunden zu haben, demselben ein Ziel zu setzen. Unerwartet brach eine Untersuchungs-Commission in des Recalcitranten Wohnung ein, und verhörte denselben drei Stunden lang. Das Resultat war eine Erklärung: er müsse seinem Orden entsagen und die k. k. Länder räumen. Nicht entweder oder, sondern und; also eine Verpflanzung josephinischer Aufklärungs-Reglements selbst nach andern Staaten; oder vielleicht ward angenommen, der geborne Unterthan habe auch unter dieselben sich zu beugen, wenn er selbst im Auslande seine Unterkunft gefunden habe. Ist unsere Quelle, deren wir dieses entlehnen, wahrheitsgemäß berichtet, so gibt sie nur ein Zeugniß mehr für das polizeiliche Gebahren in kirchlichen Sachen und gegen kirchliche Personen, die das Mißgeschick hatten, den Umfang ihrer Befugnisse nicht aus einem durch die Hofstellen allergnädigst approbirten Kirchenrecht kennen gelernt zu haben, dennoch darf das und nicht im mindesten befremden. Der gewöhnliche Verstand könnte sich daran stoßen; was aber den Namen System trägt, schließt manches in sich, was jener nicht sogleich zu begreifen vermag, deßwegen aber doch gehandhabt wird. Ein Regierungsbeschluß modificirte den polizeicommissärlichen Befehl durch ein Entweder Oder.

Einflußreiche Freunde verwendeten sich für Hoffbauer, eigentlich für Wien, welches dessen Entfernung mehr zu beklagen Ursache gehabt hätte, als er selbst. Der Erzbischof, Sigmund Anton von Hohenwart, verfügte sich in Person zu dem Kaiser, um durch dessen Dazwischenkunft den büreaukratischen Beschluß zu beseitigen. „Muß P. Hoffbauer weggehen", sagte der Erzbischof, „dann verliere ich meinen besten Priester;" — ein Zeugniß, welches gewiß alle Invectiven oder Witzeleien zeitgemäßer Kläffer aufwiegt. Der Kaiser, eben im Begriff

nach Italien abzureisen, gewährte dem Prälaten vorläufig nur so viel, daß Hoffbauer bis zu seiner Rückkunft in Wien bleiben dürfe. In Rom vernahm der Monarch aus dem Munde des heiligen Vaters selbst, welch einen trefflichen Mann er in dem so Mißkannten und barsch Behandelten besitze, so daß es dem Erzbischof nach dessen Rückkehr nicht schwer fiel, denselben von der Statthaftigkeit seiner Verwendung zu überzeugen. Der gute und gerechte Kaiser gestand seinem vormaligen Erzieher selbst: es falle ihm schmerzlich, daß Hoffbauer so verkannt und so übel behandelt worden sei; er hege den aufrichtigsten Wunsch, ihm eine Gnade erweisen zu können.

Hoffbauer verlangte keine andere, als eine Congregation seines Ordens in Wien errichten zu dürfen, um sein in engem Kreise begonnenes Wirken für das Reich Gottes und zur Führung und Erleuchtung der Menschen in ausgedehnterem Maßstab dauerhaft begründen zu können. Mehrere würdige Geistliche billigten sein Vorhaben, erwiesen sich geneigt, es zu fördern, unter diesen auch der Hofburgpfarrer, nachmalige Bischof von St. Pölten, Jakob Frint. Die Erklärung: die Staatsverwaltung um keine Dotation angehen zu wollen, wurde beifällig aufgenommen, dem Kaiser eine Uebersetzung der Vorschriften für die Versammlung des allerheiligsten Erlösers vorgelegt, hierauf von demselben die Errichtung einer Congregation dieses Ordens unter obiger Bedingung genehmigt. Hoffbauer konnte zwar des kaiserlichen Zugeständnisses sich noch erfreuen, die Verwirklichung desselben erlebte er nicht mehr. Er starb am 15. März 1820, 69 Jahre alt, und wurde in Maria-Enzersdorf begraben. Ein Leichenbegängniß, wie das seinige, hatte Wien vorher und nachher nicht gesehen. Offenbarte sich hierin nicht auch Volksgesinnung und Volkswille? worauf heutzutage, wenn es endlich gelungen ist, dieselben Behufs irgend einer Demonstration zu erzeugen, so großes Gewicht gelegt wird. Oder sollte etwa das sich selbst überlassene Volk von damals urtheilsunfähiger und geistesbeschränkter gewesen seyn,

als das durch Klubbisten und Sudelblätter bearbeitete der Gegenwart.

Seit der Säcularisation der deutschen Bisthümer befand sich die uralte passauische Kirche der heiligen Jungfrau am Gestade (nach St. Stephan die schönste in Wien) in ziemlich verwahrlostem Zustande. Sie war inzwischen zur böhmischen Nationalkirche geworden. Diese, nebst einem daranstoßenden baufälligen Hause, wurde der Congregation zugewiesen. Die böhmischen Stände veranstalteten eine Sammlung zur Herstellung der Kirche, denn es sollte auch fortan noch in derselben für die geistlichen Bedürfnisse dieses Volkes vorzugsweise gesorgt werden.

Anfangs noch war die Anzahl Priester, welche in das Haus eingezogen, wenig zahlreich, dennoch ihre Thätigkeit eine mannigfaltige. Sie predigten den Böhmen in ihrer Landessprache, brachten erneuten Eifer in den Beichtstuhl, ließen sich im Strafhaus zur Besserung der Verbrecher verwenden, und erfüllten redlich die Verpflichtungen ihres Ordens, so weit geistliche und weltliche bureaukratische Aengstlichkeit, daß ja nicht des Guten zu viel geschehe, es zuließ. Der Geist des seligen Hoffbauers, der mit dem heiligen Apostel gerne alles über sich ergehen ließ, um nur Christo Seelen zu gewinnen, durchdrang und erkräftigte auch seine Jünger. Es ist aber eine merkwürdige Wahrnehmung, daß zu kirchlichen Verbindungen, welche ihr Bestehen unter Mühe und äußerer Drangsal erringen und ihre Glieder auf die angestrengteste Weise in Anspruch nehmen müssen, oft zahlreichere Individuen und edlere Naturen sich hingezogen fühlen, als zu solchen, welche in bequemer Ruhe die Früchte hochverdienter Vorfahren genießen können. Das erfuhr die Versammlung vom allerheiligsten Erlöser in Wien. Es meldete sich immer eine größere Anzahl zum Noviciat, als aufgenommen werden konnte; unter ihnen Manche, die entweder dem geistlichen Stande überhaupt, oder auch jeglicher Stellung in der Welt durch ihr Talent oder durch ihre wissenschaftliche Strebsamkeit Ehre gemacht hätten.

Es fehlte eben so wenig an Wohlthätern, durch deren Unterstützungen die Congregation im Verlaufe der Zeit in den Stand gestellt wurde, ein zwar höchst einfach eingerichtetes, aber dem vermehrten Personal entsprechendes Haus an der Stelle des alten aufzuführen. In diesem konnte die musterhafte Ordnung, welche die Seele und der Schirm solcher Verbindungen seyn muß, den Eintretenden nur angenehm berühren. Von Jahr zu Jahr dehnte sich die Wirksamkeit der Congregation aus. Sie erwarb sich das Vertrauen der niedern Volksklassen eben so sehr, als Vieler aus den höhern Ständen beiderlei Geschlechts. Ihre zahlreichen Beichtstühle waren selten leer, an dem Tage vor einem hohen Feste gleichsam belagert. Nie zeigte einer der Väter, er mochte gerufen werden, wann und von wem es gewesen wäre, die mindeste Verdrossenheit. Die Predigten, deren jeden Sonntag eine in böhmischer, eine andere in deutscher Sprache gehalten wurde, wurden eifrig besucht. Einen erhebenderen Gesang konnte man in keiner Kirche hören. Würdiger, erbaulicher, feierlicher wurde der Gottesdienst nirgends begangen; durch Gutthäter war die Congregation in den Stand gesetzt worden, alle Erforderniße zu demselben mit entsprechender Zierlichkeit sich anzuschaffen. An hohen Festtagen mußte man sich buchstäblich durch das Gedränge hindurcharbeiten, um zu der Communikantenbank zu gelangen. Bei dem Segen am Abend konnte Mancher von Glück sprechen, wenn er noch in irgend einen Winkel sich pressen konnte; hunderte mußten in den Vorhallen, selbst auf der offenen Straße knieen. Zu keiner Stunde des Tages fand man die Kirche unbesucht.

Ueberall zischt und ringelt sich die alte Schlange, wo sie durch christlicher Priester aufopferndes und ihrem Herrn geweihtes Bemühen aus dem, was sie als ihre „Errungenschaft" zu behaupten sich bestrebt, zurückgedrängt wird. Was Wunders, daß sie rascher und heftiger gegen die Versammlung vom allerheiligsten Erlöser in Wien züngelte. Das Urtheil jetziger Welt gibt zur Würdigung der Tüchtigkeit und Thätig-

keit eines Priesters das sicherste Kriterium. Je höher sie ihn hebt, je lauter sie ihn preist, desto nothwendiger ist es, daß wir uns genau nach ihm umsehen; je greller sie ihn schilt, je dichter ihre Schlagworte auf ihn loshageln, desto mehr verdient er, daß wir ihm nachfragen, daß wir mit ihm in Rapport uns zu setzen suchen. Wie bei dem Einzelnen, so bei der Ordensverbindung; die gehaßte wird immer die regelrechteste, die in das Leben und besonders in den faulen Theil desselben am tiefsten eingreifende seyn.

Dieß war der Fall mit den Redemptoristen in Wien. Keine Ordensverbindung in der Stadt zählte so viele Freunde aus allen Ständen und Klassen der Gesellschaft, genoß so großen Vertrauens zahlloser Einzelner; keine ward so bitter gehaßt, so schwer verläumdet. Hätte die Censur vor dem 15. März nicht die Angreifenden sowohl, als die Vertheidiger mit gleicher Wucht darniedergehalten, sicher wären seit Jahren schon Schmähschriften gegen dieselbe, aber gewiß auch nicht minder kräftige Schutzreden für sie erschienen. Nach Einführung der Preßfreiheit hat der Terrorismus der Freisinnigkeit das letztere unmöglich gemacht. Die Censur hielt doch noch gleiche Wage; ihr Anathema traf beiderlei Kämpen. Die Freisinnigkeit schneidet die eine Schale von der Wage ab und setzt an deren Stelle bewaffnete Horden, Katzenmusiken und Steinwürfe in die Fenster, vielleicht am Ende Aergeres noch.

(Fortsetzung folgt.)

XV.

Zur Geschichte der Revolution in Oesterreich.

VI.

Es ist in den vorhergehenden Artikeln dargethan worden, daß sich in Oesterreich still und unmerklich, Generationen hindurch, der Revolutionsstoff auf die bedrohlichste Weise angehäuft hatte. Daß wir diese antediluvianischen Zustände zu mild beurtheilt, oder uns über die tiefer liegenden Ursachen der dortigen Umwälzung getäuscht hätten, wird uns kein Wahrheitliebender zum Vorwurfe machen; noch weniger kann uns der Verdacht „reactionärer Gesinnung" treffen, in sofern darunter der Wunsch nach Wiederherstellung des gestürzten „Systems" verstanden wird. Im Gegentheil: der Zweck unserer frühern Schilderung war kein anderer, als die naturwüchsige Seite der neuesten Ereignisse in Oesterreich in ihr volles Licht zu setzen, und darzuthun, daß das „System" untergehen mußte, weil es längst schon sich sein eigenes Grab gegraben hatte. Aber außerdem gilt auch von dieser Umwälzung, was von allen großen geschichtlichen Erscheinungen gesagt werden kann: sie war nach der andern Seite hin ein Kunstproduct. Die menschliche Willkühr hatte keinen geringern Antheil daran, als die absichtslose Verkettung der Umstände. Wenn Unglaube und politischer Atheismus, Läßigkeit, Trägheit, intellectuelle Mittel-

mäßigkeit und sittliche Verkommenheit seit siebenzig Jahren gedankenlos die Dinge auf den Punkt getrieben hatten, daß eine unglückliche Stunde den Staat vernichten, oder seinen fernern Bestand auf's Spiel setzen konnte, so ist es nicht minder gewiß, daß übler Wille und Unverstand gerade im Momente der höchsten Gefahr mit Absicht und Bewußtseyn den Feuerbrand in das Pulvermagazin geschleudert haben. Mit andern Worten: zwischen den früher bezeichneten, unläugbaren, in der Tiefe liegenden Ursachen der Revolution und dem wirklichen Ausbruche derselben liegt, als Veranlassung und nächste Gelegenheit, ein dunkles Gewirr von eigennützigen und verbrecherischen Absichten, staatsverrätherischen Planen, künstlichen Umtrieben der Demagogen und gräulichen Mißgriffen kurzsichtiger und unfähiger Organe der Regierung. Auch für die Wissenden ist es heute noch nicht an der Zeit, von dieser Nachtseite der Revolutionspolitik den Schleier wegzuziehen. Wenigstens ist Anklage oder Entschuldigung einzelner Persönlichkeiten dermalen nicht unseres Amts und Berufs. Gerüchte und mündliche Ueberlieferungen zur Seite liegen lassend, beschränken wir uns hier nur darauf, einiger Umstände Erwähnung zu thun, die seitdem längst notorisch geworden sind. Es scheinen sich im verwichenen März mehrere, bis auf einen gewissen Grad von einander unabhängige Intriguen in Wien gekreuzt zu haben. Daß italienische Emissäre mit Absicht und Vorbedacht darauf hinarbeiteten: im Mittelpunkte der Monarchie einen Zustand der Verwirrung und Gesetzlosigkeit zu gründen, der den Abfall der italienischen Provinzen decken und erleichtern sollte, — dieß ist eine Thatsache, die heute bereits durch alle Zeitungen geht. Reisende erzählen sogar, daß die Indiscretion der Lombarden schon heute, ohne Scham und Gram, die zu solchem Zwecke verwendeten Summen nenne, und — sehr unzeitiger Weise! — jene Freiheitshelden nicht genug loben könne, die für reichliche Spende gute Dienste gethan *). Nicht minder bekannt ist die

*) Die Augsb. Allgem. Zeitung vom 18. Juli schreibt von der Etsch:

weitere Thatsache: daß Sendlinge der polnischen, emigrirten Aristokratie sich mitten im Straßentumult als solche kund gaben und, in Wien wie anderswo, an die Spitze des Aufruhrs traten. — Die Ueberzeugung jener adelichen Emigration, daß aus einer allgemeinen europäischen Anarchie unfehlbar die altpolnische Adelsrepublik, wie Aphrodite aus dem Meere, emportauchen werde, hat bekanntlich keinen kleinen Antheil an den Märzereignissen. Drittens ist es weltkundig, daß die Wiener Emeute, gleich beim ersten Ausbruche, sich zu Gunsten der ungarischen Opposition und ihrer auf Losreißung vom Verbande der Monarchie gerichteten Plane aussprach. Neben diesen Elementen, bei welchen von politischer Gesinnung irgend einer Art eben so wenig, wie von patriotischer oder deutschnationaler Begeisterung die Rede seyn konnte, waren auch andere Hebel thätig, die mit jenen nicht verwechselt werden dürfen.

Schon seit mehreren Jahren hatten die niederösterreichi-

„Viele" (lombardische Aristokraten) „sollen die schweren Geldsendungen heuer beklagen, die von ihnen zur Anstiftung der Emeuten und Barricadendemonstrationen nach Wien, Pesth und Prag spedirt wurden. Die vielen Zwanzigfrankenstücke, meinen sie, wären jetzt dem karggehaltenen Heere in den Schanzen zwischen dem Mincio und der Etsch viel zuträglicher." Ein anderer Artikel aus Verona (in der Beilage zur Allg. Zeitung vom 17. Juli) sagt: „Die Geiseln Feldmarschall Radetzkys aus Mailand . . . sind auf freiem Fuß in Wien, und wir müßten mit Blindheit geschlagen seyn, wenn es uns entgehen sollte, daß sie dort keinen geringen Antheil an jenen Wühlereien und Agitationen haben, durch welchen das, auf der untersten Stufe politischer Bildung stehende Publikum der Residenz unsern Operationen stets dann, wenn sie im besten Zuge sind, den Todesstoß gibt. Vermaß man sich doch, den Fall Peschiera's in der Residenz der österreichischen Monarchie zu feiern, welchem Freudenfest ein Theil der patriotischen Bevölkerung der Hauptstadt sich zugesellte." Virtus post nummos! —

schen Stände kein Geheimniß daraus gemacht, daß der Sturz des bureaukratischen Systems das Ziel ihrer Bestrebungrn sei. Ihrerseits erwarteten sie das Heil von Oesterreich allein von einer Wiedereinsetzung der Provinzialstände in ihre alten Rechte, welche durch die, sich seit hundert und fünfzig Jahren immer entschiedener zur unumschränkten Machtfülle entwickelnde Fürstengewalt täglich mehr in den Schatten gestellt und zuletzt, unter der väterlichen Zucht des Kaiser Franz, fast bis auf den Namen erloschen waren. Wir wollen hier die Parallele mit dem französischen Adel, der die Zusammenberufung der Notabeln im Jahre 1787 erzwang, nicht weiter durchführen. Jedem Unbefangenen dringt sich aber von selbst der Vergleich auf, daß in den beiden Ländern die alten Stände in ihrem Kampfe gegen den Absolutismus der Regierung den Buchstaben des urkundlichen Rechts größtentheils für sich hatten, daß aber jetzt in Oesterreich, wie damals in Frankreich, der erste über die Regierung erfochtene Sieg nicht bloß die Mißbräuche abschnitt, sondern ein Todesstreich für die Monarchie war. In die Lücke, welche der Sturz der Bureaukratie öffnete, traten nicht die alten Stände, sondern ganz andere, der Monarchie wie dem Adel und jedweder ständischen Gliederung gleich abholde Kräfte, auf welche die Verfasser von „Oesterreichs Zukunft" gewiß nicht gerechnet hatten. Wir unsererseits haben die, wahrlich nicht mit Unrecht mißvergnügten Stände von Oesterreich weder mit den Aposteln des Radikalismus und den Sturmvögeln der allgemeinen Plünderung verwechselt, noch das in ihren Ansprüchen liegende gute Recht jemals verkannt, wenn wir uns auch in Betreff der Rechtzeitigkeit ihrer Forderungen und der Mittel, mit welchen sie dieselben geltend zu machen suchten, schwerer Bedenken nicht erwehren konnten. Vielleicht ist auch ihnen heute schon die Erkenntniß aufgegangen, daß man dem „System" von Grund des Herzens Feind seyn, und alle Schwächen und Sünden der Bureaukratie bis auf den Grund durchschauen, dennoch aber vorziehen konnte, sich in Erwägung dessen, was im Falle eines politischen Deichbruches nachfolgen

werde, in Geduld zu fassen. Das aber war eben der Fluch jener Lage, daß Stehenbleiben und Vorwärtsgehen in gleichem Maße verderblich schien, und jedem Besonnenen und Gewissenhaften, der die Verantwortung für ungeheures Unheil nicht auf sich laden wollte, nichts Anderes übrig blieb, als mit blutendem Herzen zuzusehen.

Der Theil der Wiener Bevölkerung, an den sich die Agitation von den verschiedensten Seiten her wendete, war die Universitätsjugend. Wie diese, unter den Augen der Regierung, Wochen und Monate lang bearbeitet wurde, ehe es gelang sie zur Emeute aufzustacheln, dieß kann hier aus dem schon oben erwähnten Grunde nicht geschildert werden; wir haben uns für dießmal jede Abschweifung in das Feld der Persönlichkeit untersagt. Nur darf, wenn heute gerechte Klage über die Tyrannei der Aula erhoben wird, auf der andern Seite nicht vergessen werden, durch welche Hebel und Flaschenzüge die Wiener studierende Jugend, — die sich eher den Einsturz des Himmelsgewölbes träumen ließ, als daß sie in den nächsten Wochen oder Tagen von der Schulbank aus den Staat regieren werde, — aus dem enggezogenen Kreise ihrer Vergnügungen, Compendien und Schulprüfungen herausgehoben werden mußte. Wahrlich, jene früher zum großen Theile ganz gutartigen und bescheidenen Jünglinge haben sich die Mission, welche sie heute vollziehen, nicht selbst gegeben. Mehrere von Denen, welche bei ihrer Abrichtung zum Revolutionsgeschäfte wesentliche Handreichung leisteten, hat die Nemesis bereits ereilt. Sie sind, wie sie willkührlich Halt gebieten wollten, von eben Denen, die sie selbst in die Bahnen der Bewegung geschnellt hatten, schimpflich an die Seite geworfen und haben, freilich von sehr incompetenten Richtern, heute schon einen Theil ihrer reichlich verdienten Strafe empfangen, während Andere noch ihres Gerichtes harren. Dieser Gesichtspunkt, verbunden mit der alten Erfahrung, daß Jeder mit dem gestraft wird, womit er sündigte, ist allein geeignet, Licht

und Ordnung in das Wirrsal der jüngsten Geschichte von Oesterreich zu bringen.

Schon an den, dem 13. März zunächst vorhergehenden Tagen wurden in die meisten Häuser der Stadt und der Vorstädte Wiens Petitionen zum Unterzeichnen herumgeschickt, welche eine Veränderung der in Oesterreich herkömmlichen Regierung und Verwaltung, nach den bekannten, gleichmäßig für Europa, China und das Land der Hottentoten bestimmten, und auf alle gleich gut passenden Modellen des doctrinären Liberalismus forderten. Es gelang durch Berufung auf die Autorität des ständischen Adels und die angebliche Billigung des Grafen Kolowrat, der, wie man vorgab, heimlich mit Allem einverstanden sei, eine Anzahl Unterschriften, selbst von solchen zusammen zu bringen, die für ihre Person durch Beruf, Bildung und Lebensgewohnheiten jedweder politischen Bewegung ungemein fern standen. Neben diesen Bemühungen ging acht Tage lang die durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzte Ansage: daß der 13. März zu einer „Demonstration" gegen den Fürsten Metternich bestimmt sei. Aber schon am 11ten hatte sich die Regierung entschlossen, die ständischen Ausschüsse aus allen Provinzen zur weiteren Berathung zusammen zu rufen; ein Vorsatz, der in seinen Motiven wie in seinen weitern Folgen, dem völligen Aufgeben des „Systems", welches unter Kaiser Franz gegolten, gleich kam. Die lange verschlossene Aussicht auf Reform war jetzt eröffnet, und wer die Lage der Dinge in Oesterreich und den veränderten Geist der Zeit erwog, mochte jetzt, nachdem der erste Anlauf genommen war, mit größerem Rechte ein zu rasches Vorwärtseilen auf der Bahn des Fortschritts, als ein stockiges Beharren beim Alten und Gewohnten fürchten. Vielleicht aber beschleunigte gerade diese Wendung der Dinge den Ausbruch der Revolution. Mit Reformen war den Agenten der polnischen und der italienischen Conspiration nicht gedient; diese brauchten Anarchie, und mit dem geordneten Zusammentritt der ständischen Ausschüsse wurde die Hoffnung: Oesterreich durch einen Handstreich in den

Abgrund gestürzt zu sehen, wenigstens für den Augenblick vereitelt. Grund genug, den beabsichtigten Schlag gegen das Wohl und den Bestand der Monarchie desto eher und desto schonungsloser zu führen.

Nachdem am 11. und 12. März ein Theil der Studierenden, — denn die überwiegend größere Mehrheit begriff lange nicht, wovon die Rede, — innerhalb des Universitätsgebäudes förmlich in die politische Fieberhitze hineingetrieben war, und die Behörden sich diesem Experimente gegenüber mehr als schwach benommen hatten, wagte sich am 13. März Morgens halb neun Uhr die Revolution zum ersten Male, Anfangs noch schüchtern und verschämt, aus der Aula auf die Straße. Im langen Zuge gingen die Studenten vor das Landhaus in die Herrengasse. War es nichts als die seit langen Jahren bekundete, sittliche und intellectuelle Verwesung, oder war es offener Verrath, oder beides zugleich, was die Polizeihofstelle bewogen hatte, Angesichts dieser drohenden Zeichen eines Aufruhrs, dessen Ende und Ausgang kein Sterblicher vorhersagen konnte, gar keine Vorkehrungen der Abwehr und der Aufrechthaltung der Ordnung und des gemeinen Friedens zu ergreifen? — Es ging die Sage: daß von einflußreicher Seite her, selbst nachdem die oben erwähnte wesentlichste Concession bereits gemacht war, noch eine „Demonstration" gewünscht worden sei, um den Fürsten Metternich und den Erzherzog Ludwig einzuschüchtern oder an die Seite zu schieben, und daß die Polizei zu dieser Intrigue willig die Hand geboten habe. Sollte man sich wirklich zum tausend und einten Male mit der thörichten Hoffnung betrogen haben, die bereits so viele Träger der Gewalt in's Verderben stürzte, mit dem stereotypen Wahne nämlich: es sei möglich, einen Aufstand loszulassen, und nach Belieben und Willkühr wieder einzufangen? Wir wagen jenes dunkle Gerücht weder zu bejahen, noch zu verneinen. Genug, als die aufwogende Umwälzung vier volle Stunden lang gar keiner öffentlichen Macht begegnete, die sie an das Vorhandenseyn einer Autorität im Staate gemahnt hätte, stieg der Fana-

tismus von Viertelstunde zu Viertelstunde; die Anfangs nur erkünstelten und mit Bewußtseyn und Mühe herausgepreßten Zeichen des Zornes schlugen um in einen, an Besessenheit streifenden Zustand bewußtloser Wuth. — Diesem gegenüber waren die zu spät herbeigerufenen Truppen, denen es, wie zu erwarten, nicht an Muth, sondern bloß an Einheit der Führung gebrach, befehligt, von ihren Waffen keinen Gebrauch zu machen. Die Folge davon war, daß sie sich zuerst auf das schimpflichste verhöhnt, dann mit Steinwürfen lebensgefährlich bedroht sahen. Als endlich in der Herrengasse ein Zug Pioniere, deren Offizier mit einem Ziegelsteine auf den Kopf getroffen, scheinbar todt zu Boden stürzte, ohne vorgängige Warnung in die dichtgedrängte Masse neugieriger Zuschauer feuerte, nahm auch die nichtstudentische Bevölkerung, — die, mit wenigen Ausnahmen, von dem ganzen Vorgange lange nicht das erste Wort verstand, — mit Leidenschaft und Erbitterung gegen das Militär und für den Aufstand Partei. Dennoch ist es zum eigentlichen Kampfe nicht gekommen; ein ernstlicher, planmäßiger Widerstand gegen die Bewegung, die ihren Heldenmuth hauptsächlich nur durch Hüteschwenken, Hurrahrufen und Fenstereinwerfen bekundete, ist nicht versucht, das Standrecht nicht einmal verkündigt worden. Kaum waren jene ersten unüberlegten Schüße gefallen, als bereits das Bedürfniß sich geltend machte: die Aufständischen zu begütigen *). In Folge dessen trat ein völliger Wechsel der Positionen ein. Die Regierung, deren militärische Machtmittel, ernstlich gebraucht, noch um vier Uhr Nachmittags überflüssig hingereicht hätten, die Ruhe in kürzester Frist wieder herzustellen, übernahm die Rolle der schuldbewußten, reuigen Sünderin, der es obliege, den Aufstand um Verzeihung zu bitten und der

*) Ohrenzeugen versichern, daß in jenen verhängnißvollen Nachmittagsstunden eine Art Bekanntmachung an die Emeute erfolgt sei, des Inhalts: den Truppen sei verboten, von ihren Waffen Gebrauch zu machen. Wir können die Thatsache nicht verbürgen, halten sie aber nach der in manchen Regionen damals herrschenden Stimmung nicht für unglaublich.

Emeute Garantien zu geben, daß die Autorität fortan keinen Versuch mehr wagen werde, sich nöthigenfalls mit Gewalt zu behaupten. Die Aufständischen dagegen, — wieder in Folge jener unglücklichen Schüsse, — waren die Beleidigten, unschuldig in ihrem guten Rechte Gekränkten, Genugthuung Fordernden und Befehlenden. Wer sich in diese Verschiebung der früher gangbaren Begriffe nicht hineindenken kann, möge darauf Verzicht leisten, die Geschichte Oesterreichs seit seiner Wiedergeburt zu verstehen.

Wenige Stunden nach dem Beginne der politischen Bewegung im Innern der Stadt brach unter der Fabrikbevölkerung der Vorstädte ein socialer Aufstand aus, der bereits — ein drohend prophetisches Zeichen! — in den ersten Stunden der begonnenen Umwälzung ein grelles Schlaglicht auf deren letztes, unvermeidliches Ziel und Ende warf. War die „Intelligenz" und der gebildete Mittelstand, um dessentwillen, was die Zeitungen Freiheit und Antheil an der Regierung nannten, gegen den Kaiser aufgestanden, so brach zur selben Stunde der Zorn des vierten Standes gegen die Bürger und „Herrenleute" los. Hier handelte es sich nicht um den besten Staat und um „zeitgemäße" politische Formen, sondern um Hab und Gut; nicht darum, eine luxuriöse Eitelkeit auf der Tribüne und in den Zeitungen befriedigt zu sehen, sondern den Magen in den Kellern und Küchen der Fabrikanten zu füllen und die erstarrten Glieder an der Flamme zu wärmen, die deren Wohnhäuser und Geräthe verzehrte. Wie auf ein gegebenes Stichwort fielen die Arbeiter mit Mord, Plünderung und Brand über ihre Brodherren her; es schien, als wenn der jüngste Tag der bürgerlichen Gesellschaft gekommen sei. War es Zufall oder Absicht, daß die Flammen gerade in der Gesichtslinie der Fenster der kaiserlichen Burg aufwirbelten, in welcher zu eben jener Stunde das Loos über das Schicksal des Hauses Oesterreich und seiner Länder, vielleicht für alle Zeiten geworfen wurde?

In dieser schwierigsten Lage, welche die Monarchie jemals

erlebt hatte, betrat die Regierung, der nur die traurige Wahl zwischen blutiger Gewalt und gefahrvoller Nachgiebigkeit offen stand, und deren Rathgebern es auf jenem entscheidenden Wendepunkte mehr als je an Rath und Entschlossenheit gebrach, die Bahn der Concessionen. Am Nachmittage des 13ten begannen diese mit der von der Regierung halb gestatteten, halb angeordneten Bewaffnung der Aufständischen, und endeten achtundvierzig Stunden später mit dem Versprechen einer „Constitution des Vaterlandes." Von jeder dieser Einräumungen hoffte man sie werde die letzte seyn, und augenblicklich Ruhe, Ordnung und allgemeine Zufriedenheit herstellen. Fürst Metternich hatte noch am Abende des ersten Schöpfungtages der österreichischen Freiheit das Glück gehabt, in Folge des stürmischen Begehrens der frei gewordenen radikalen Kräfte einer unmöglich gewordenen Stellung rasch enthoben zu werden. In dieser herben Form ward ihm die Gunst des Schicksals zu Theil, seinen geschichtlichen Charakter rein und unversehrt bewahren, und bei seinem Abtreten von der Weltbühne den Ruhm seltener Folgerichtigkeit mit sich nehmen zu können. Angesichts dessen, was seit jener Entfernung und unter der Herrschaft der Grundsätze geschehen ist, die er sein Lebenlang bekämpft hatte, kann er das Urtheil über sein politisches Thun und Lassen ruhig der Nachwelt anheimstellen.

Das erste Mittel, durch welches man den Aufruhr zu stillen hoffte, war die Eröffnung des bürgerlichen Zeughauses. Jeder, der hineindrang, konnte sich, ohne Ordnung und Aufsicht, mit Waffen versehen. Manche benutzten die Gelegenheit drei bis vier Flinten nach einander abzuholen, die zum Theil mehrere Tage nachher von den Behörden auf dem Trödelmarkte wieder eingelöst werden konnten. Ob diese Maßregel als Schutzmittel gegen den Proletarieraufstand in den Vorstädten, oder als Garantie zu Gunsten der Staatsveränderung gegen Militär- und Polizeigewalt dienen sollte, ist denen, die die Volksbewaffnung anordneten, gewiß selbst nicht ganz klar geworden. Desto besser wußten Jene, welche sie verlangt und

durchgesetzt hatten, was sie wollten. — Als die Ruhe hierauf noch immer nicht wiederkehren wollte, sondern der Appetit nach „Freiheit" während der Mahlzeit stieg, erfolgte andern Tags die Aufhebung der Censur. Aber schon die bloße Erwähnung von Repressivmaßregeln steigerte die Wuth der siegreichen Emeute auf eine Höhe, welche die erschrockenen Männer der Regierung bewog, jedwede Hindeutung auf Vorkehrungen gegen Mißbrauch eiligst zurückzunehmen. Die Preßfreiheit sans phrase wurde von der in den letzten Zügen liegenden Gewalt bewilligt; von irgend einer Anstalt zur Verhütung oder Bestrafung auch der empörendsten Angriffe auf den Staat, auf die Ehre, das Leben und das Eigenthum von Privatpersonen, — Angriffe, die mit mathematischer Sicherheit zu erwarten standen, — durfte nicht die Rede seyn. Vielleicht hoffte die Staatsweisheit, welche jetzt am Ruder saß, die Ordnung lasse sich leichter wieder herstellen, wenn die Veränderung erst durch alle Klassen der Gesellschaft gedrungen sei. Aber auch diese Concession wollte, gewiß zum großen Erstaunen der Minister, welche sie gemacht hatten, nicht verfangen. Da endlich erfolgte am Nachmittage des 15. März die große Haupt- und Staatsaction, auf welche es von mehr als einer Seite her von vornherein abgesehen gewesen, ohne Zweifel in der sichern Erwartung, daß selbige nach dem Vorgange und Beispiele Frankreichs, wo sie so oft vorgenommen wurde, den „Abgrund der Revolution" unfehlbar schließen werde. Das Zauberwort: Constitution wurde über das große Völker- und Staatenconglomerat Oesterreich ausgesprochen.

V.

Um ein unbefangenes Urtheil über die Ereignisse gewinnen zu können, welche sich in Oesterreich seit dem Versprechen einer Constitution mit reißender Schnelligkeit folgten, ist es

nothwendig, die Aufgabe scharf und bestimmt in's Auge zu fassen, die Jedem vorlag, der nach den Concessionen des 13ten und 14ten März die Monarchie retten wollte oder sollte. **Erstens**: mußte die Ordnung auf der Straße ohne Verzug wieder hergestellt, die Herrschaft des Krawalls mit äußerster Energie gebrochen werden; **zweitens**: das gesammte System der innern Politik mußte geändert, oder richtiger gesagt: ein System dieser Art von Grund aus neu geschaffen werden. Dennoch durfte die Veränderung nicht in revolutionärer Weise überstürzt, sondern mußte als Reform in's Leben eingeführt und jede Verbesserung ungezwungen und mit der Hand des Meisters dem Vorhandenen angepaßt werden. Dazu gehörte mehr als Einsicht und Geschick; es bedurfte eines Grades von moralischem Muth und Unabhängigkeit des Charakters, der in unsern Tagen des Unglaubens und der materiellen Interessen noch seltener ist, als er zu allen Zeiten gewesen.

Einen Staatsmann, der unter den damals vorliegenden Umständen und mit den in Oesterreich vorhandenen Mitteln dieser doppelten Aufgabe genügt hätte, würden wir unbedenklich neben Octavianus Augustus, Ximenes, Richelieu und Napoleon stellen und als den ersten politischen Genius unsers Jahrhunderts preisen. Leider war dieser seltene Stoff innerhalb der Bureaukratie der kaiserlichen Residenz nicht vorräthig, und der einzige Mann in Oesterreich, der unter dem Beistande des Himmels fähig und würdig gewesen wäre, Hand an die Lösung des Problems zu legen, war in jenem Augenblicke der Entscheidung fern vom Kampfplatze, in Galizien. Vielleicht hat ihn die Vorsehung dazu aufbewahrt, wenn die vordringliche Spreu der eitlen Mittelmäßigkeit vom Sturme der Zeit verweht seyn wird, als Samenkorn für eine bessere Zukunft zu dienen.

Die beiden ebengenannten Theile der Aufgabe einer Reorganisation von Oesterreich waren nur in innigster Verbindung mit einander zu lösen. Ohne augenblickliche Wiederherstellung

der polizeilichen Ordnung war keine Reform der innern Politik, ohne gründlich durchdachte Aenderung der leitenden Regierungsprincipien auf die Dauer keine Ordnung möglich. Aber die Beschwichtigung der empörten Wogen war schwer, und wenn das am 13. März angenommene System festgehalten wurde, rein unmöglich. Ordnung im Staate heißt Herrschaft der Träger der politischen Autorität über muthwilligen Frevel, über rohe Gewalt und Unrecht, über Auflösung und Gesetzlosigkeit. Elemente solcher Art waren und sind in unserer Zeit allenthalben vorhanden, aber sie müssen in jedem politischen Organismus gebunden und niedergehalten seyn. Neben ihnen ist eine geordnete Thätigkeit der Regierung eben so wenig denkbar, wie öffentliche Sicherheit und rechtliche Freiheit der Privatpersonen. Eine Regierung ist daher nicht möglich, wenn sie sich nicht mehr auf eine überlegene Macht zu stützen im Stande ist. Das wesentlichste und nothwendigste Stück jeder physischen oder geistigen Macht ist aber der entschlossene Wille, sie zu gebrauchen. Sie muß ihren Angehörigen Achtung und Vertrauen, ohne die es keinen Muth gibt, — den Feinden Furcht einzuflößen wissen. Regieren heißt belohnen und strafen. Wenn eine politische Gewalt beides nicht mehr vermag, oder nicht mehr wagt, wenn ihre Freunde durch Vertheidigung des Bestehenden besorgen müssen, sich nutzlos vor der liberalen öffentlichen Meinung bloß zu stellen, wenn sie in Folge dessen Gefahr laufen: sich, um der Popularität willen, früher oder später von der Regierung selbst verläugnet und Preis gegeben zu sehen, wenn umgekehrt deren Feinde mit einer an Gewißheit streifenden Sicherheit auf Straflosigkeit selbst für den erklärten Verrath und Abfall zählen können, — wie dieß Alles sich in Oesterreich schon lange vor den Märzereignissen historisch gebildet und zum unläugbaren Herkommen gestaltet hatte! — da hat die Regierung, die sich alle moralischen Hebel in solchem Maße aus der Hand winden ließ, thatsächlich bereits zu bestehen aufgehört. Es kömmt dann nur noch darauf an, daß der politisch-moralische Bankerott durch irgend ein, vielleicht

ganz geringfügiges Ereigniß zum Ausbruch komme, daß er auch vor der Welt erklärt und angesagt werde. Eine verlorne Autorität wieder zu gewinnen, Furcht und Vertrauen wieder herzustellen, die hereinbrechende Anarchie zu dämpfen, dazu gibt es, wenn überhaupt, nur ein Mittel: blutigen Schrecken. Diese Ansicht hat, wir wissen es, die herrschende Humanität gegen, aber die Weltgeschichte für sich. Auch ist das eben Gesagte nur eine historische Beobachtung, kein Recept. Wer dieses Mittel zu gebrauchen fähig ist, bedarf dazu des Rathes nicht, und kommt in der Regel gar nicht in den Fall, es anwenden zu müssen, und wer das Unglück hat, seiner zu bedürfen, ist eben deßhalb nicht mehr im Stande, zu einer so heroischen Arznei zu greifen. Die Liebhaber republikanischer Aufstände brauchen uns also nicht zu zürnen, daß wir unsere, allerdings etwas verfängliche Wahrnehmung aussprachen; es hat praktisch damit nicht die allergeringste Gefahr, und ohne einen Bonaparte gibt es keinen achtzehnten Brumaire. Die Einsicht: daß Gesetzlosigkeit der gefährlichste Feind jeder politischen und socialen Verbesserung, und schonungslose Unterdrückung des anarchischen Krawalls nicht bloß im Interesse der Regierungen, sondern mehr noch in dem der Freiheit, des Eigenthums und des Lebens der Regierten nothwendig sei, diese Wahrheit ist den Pariser Bürgern erst in den Junitagen aufgegangen. Wie konnte man verlangen, daß sie in Wien, wo doch die neuen Ideen über Paris bezogen wurden, schon im März dieses Jahres hätte bekannt seyn sollen. In Wien wurde damals (mit einer folgerichtigen Beharrlichkeit, wie vielleicht noch nie in der Geschichte!) der Versuch gemacht: das Schwert, von welchem der Apostel sagt, daß die Obrigkeit es nicht umsonst führe, ganz und für immer aus der Hand zu legen, und dafür mit den, von der Doctrin der Gegenwart empfohlenen milden Waffen der Ueberredung, der Bitte, der Schmeichelei und der willenlosen Nachgiebigkeit gegen die Forderungen der Emeute zu regieren. Daß kraft dieser Bemühung monarchistische Einrichtungen und Personen, die der Anhänglichkeit an die regierende

Dynastie verdächtig oder sonst der revolutionären Strömung mißfällig waren, ohne Widerstand und Zaudern Preis gegeben werden mußten, wird jeder Billigdenkende als nothwendige Folge des einmal aufgestellten, obersten Grundgesetzes begreifen.

Unter diesen Umständen ließ sich von vornherein erwarten, wie der zweite Theil der Aufgabe: Umwandlung des Systems der innern Politik — werde gelöst werden. Jedem, der mit sich selbst im Reinen war, daß die Herrschaft der alten Bureaukratie gebrochen und ihr Reich für immer vorüber sei, mußte es einleuchten, daß der Regierung nun zwei Wege offen standen. Entweder Oesterreich stellte sich auf sich selbst und schuf sich ein, seinen Bedürfnissen, seiner Lage, seiner Geschichte und seiner politischen Bildung entsprechendes, eigenes System echter, ständischer Freiheit, welches im Wesentlichen nur auf einer Entwickelung und Ergänzung der vorhandenen Grundlagen beruhen konnte, in seiner Wirkung aber zur Decentralisation, zur Wahrung aller nationalen Eigenthümlichkeiten, zum Self-Government innerhalb der durch die Natur der Dinge geschiedenen Sphären (Provinzen, Communen, Corporationen, Familien) führen, und ein möglichst großes Maß wohlthätiger Privatfreiheit zum eigentlichen Ergebniß haben mußte. Oder es betrat die Bahn, auf welcher vor ihm Frankreich im Laufe von nicht vollen sechszig Jahren dreimal Schiffbruch gelitten, suchte sich aus zweiter Hand eine Abstraction von englischer Verfassungstheorie anzueignen, und machte, ungewarnt durch das Fehlschlagen aller bisherigen Experimente ähnlicher Art auch seinerseits den Versuch: das exotische Gewächs auf einen für dergleichen Schöpfungen völlig unvorbereiteten Boden zu verpflanzen, das Wörterbuch des quasimonarchischen, französisch-constitutionellen Jargons einzustudieren, und nachträglich noch an alle jene politischen Fictionen zu glauben, deren Hohlheit und Lüge eben erst die Pariser Februarrevolution auch dem Kurzsichtigsten auf eine, jeden Zweifel ausschließende Weise durch das einfache Factum dargethan hatte: daß sie den durchsichtigen Schleier monarchischer Formen und Redensarten von

der längst vorhandenen Thatsache der Republik, und der ihr auf dem Fuße folgenden Zersetzung der Gesellschaft wegzog. Leider ließ sich nicht verkennen, daß, um auch nur den Gedanken an den erst bezeichneten Weg zu fassen, geschweige denn ihn durchzuführen, ein politischer Tiefblick und ein Maß von staatsmännischer Originalität erforderlich gewesen wäre, die sich in ihrer Vereinigung nur selten, und nur in besonders von der Vorsehung berufenen Naturen vorzufinden pflegen. Weit leichter, einfacher und ausgiebiger für den Alle beherrschenden Zweck, den Verlegenheiten des Augenblicks zu entrinnen, erschien der zweite Weg: schlechtweg die „Constitution" zu proclamiren, d. h. ein Muster zu copiren, von welchem seit dem Jahre 1814 schon hundert und aberhundert Abschriften genommen worden. Ließ sich auf diesem breit getretenen Wege vielleicht noch die geheime Hoffnung festhalten, daß man unter der Hülle der constitutionellen Terminologie und unter dem Schilde des Grundsatzes von der Ministerverantwortlichkeit, sogar noch einen höhern Grad von centralisirter Staatsallmacht erobern, und die Spitzen der Beamtenhierarchie, wenn auch nicht dem Rechte, so doch der Thatsache nach von dem regierenden Hause unabhängig machen könne? Daß es Oesterreich an der wesentlichsten Vorbedingung des englischen und französischen Constitutionalismus *), an der Nationaleinheit und an dem, in diesen Ländern alle Klassen der Bevölkerung durchdringenden, auf die Größe, Macht und Ehre des großen Gemeinwesens pochenden Nationalstolz gebrach, daß gerade in Oesterreich andere geschichtliche, ethnographische, sprachliche Verhältnisse obwalteten, wie in allen „constitutionellen" Ländern Europas,—

*) Frankreich hat den dreimal verunglückten Versuch gemacht, sich die politischen Formen Englands anzueignen; die englische Privatfreiheit auch nur zu verstehen, geschweige denn bei sich einzuführen, ist jenes Volk niemals fähig gewesen. Deutschlands Aufgabe wäre es heute, sich mit dem Geiste und Wesen der englischen Privatfreiheit zu durchdringen, das Spiel mit sklavisch-kopirten politischen Formen aber den Franzosen zu überlassen.

dieß ist in der Eile wohl kaum in Anschlag gebracht worden. Nach dem Grundsatze: daß dem Tage seine Bosheit genüge, ist an die centnerschwere Bedeutung des einmal gesprochenen Wortes für den nächsten Morgen schwerlich gedacht. — Es scheint, als wenn zunächst bloß das stilistische Bedürfniß nach einem recht populären Schlagwort, verbunden mit der Ueberzeugung, daß dieß ein spezifisches Mittel sei, jeden Krawall zu stillen, über Oesterreichs Vergangenheit und Zukunft entschieden habe. War doch der verhängnißvolle Ausdruck: Constitution in dem kaiserlichen Patente vom 15. März, gleichsam nur gelegentlich und in einem Zusammenhange gebraucht, wo er nichts anders heißen konnte, als Verfassung überhaupt *). Der Gedanke, gerade jenes Wort zu gebrauchen, scheint sich im Drange der Umstände ganz unschuldig und gleichsam von selbst ergeben zu haben. Hierüber gibt eine „Reclamation" eines, auch als belletristischer Schriftsteller bekannten, sicherm Vernehmen nach in seinem Privatleben

---

*) Wir Ferdinand der Erste, von Gottes Gnaden Kaiser von Oesterreich 2c. 2c. haben nunmehr solche Verfügungen getroffen, die Wir als zur Erfüllung der Wünsche Unserer treuen Völker erforderlich erkannten.

Die Preßfreiheit ist durch unsere Erklärung der Aufhebung der Censur in derselben Weise gewährt, wie in allen Staaten, wo sie besteht.

Eine Nationalgarde, errichtet auf den Grundlagen des Besitzes und der Intelligenz, leistet bereits die ersprießlichsten Dienste.

Wegen Einberufung von Abgeordneten aller Provinzialstände und der Central-Congregationen des lombardisch-venetianischen Königreiches in der möglichst kürzesten Frist mit verstärkter Vertretung des Bürgerstandes und unter Berücksichtigung der bestehenden Provinzialverfassungen zum Behufe der von Uns beschlossenen Constitution des Vaterlandes ist das Nöthige verfügt.

Sonach erwarten Wir mit Zuversicht, daß die Gemüther sich beruhigen, die Studien wieder ihren geregelten Fortgang nehmen, die Gewerbe und der friedliche Verkehr sich wieder beleben werden.

Dieser Hoffnung vertrauen Wir um so mehr, als Wir Uns heute in Eurer Mitte mit Rührung überzeugt haben, daß die Treue und

völlig rechtlichen und ehrenwerthen Mannes, des bei der Verwaltung der Eisenbahnen angestellten Regierungsraths Dr. Hock *) einen Aufschluß, welchen die Geschichte aufbewahren wird. — Sie lautet wie folgt:

„Die meisten Derjenigen, die in den denkwürdigen Tagen vom 13. bis 16. März zur Erringung der Freiheiten Oesterreichs und zur Wiederherstellung der Ruhe mitwirkten, hielten sich durch den Erfolg ihrer Bemühungen hinlänglich belohnt und strebten nicht nach öffentlicher Anerkennung. Aber schmerzen muß es doch, die merkwürdigste That seines Lebens sich entzogen und einem Andern zugetheilt zu sehen. In manchen Kreisen, und selbst in einem Artikel der Augsburger Allgemeinen wird die Unterschrift des Patentes vom 15. März unserm Bauernfeld zugeschrieben; ich wage nur mein Anrecht zu vindiciren. Am Vormittage jenes denkwürdigen Tages, die wachsende Aufregung bemerkend, war ich in die Burg zu mehreren Männern geeilt, deren Freisinn und deren Hingebung für das Vaterland und das Kaiserhaus ich kannte. Ich drang auf offene, rückhaltlose Verkündigung der Worte, deren Inhalt man versteckt, mit Vorbehalten, in unklarer Fassung bereits zugestanden, auf Zusammenfassung der einzelnen Bestimmungen zu einem beruhigen-

---

Anhänglichkeit, die Ihr seit Jahrhunderten Unseren Vorfahren ununterbrochen, und auch Uns bei jeder Gelegenheit bewiesen habet, Euch noch jetzt wie von jeher beseelet.

Gegeben in Unserer kaiserlichen Haupt- und Residenzstadt Wien den fünfzehnten März, im Eintausend achthundert acht und vierzigsten, Unserer Reiche im vierzehnten Jahre.

Ferdinand.

(L. S.)

Carl Graf von Inzaghi, Oberster Kanzler. Franz Freiherr von Pillersdorff, Hofkanzler. Joseph Freiherr von Weingarten, Hofkanzler.

Nach Sr. k. k. apostol. Majestät höchst eigenem Befehle: Peter Ritter von Salzgeber, k. k. Hofrath.

*) In der „constitutionellen Donauzeitung“ Nr. 2 vom 2. April 1848.

den abschließenden Ganzen, damit das Volk erfahre, die Bewegung habe ihr volles befriedigendes Ziel erlangt, und endlich um eine angemessene Form der Verkündigung, damit offenbar werde, daß der Kaiser selbst als Gesetzgeber gesprochen habe. Man billigte meine Vorschläge, und geleitete mich zum Sectionschef des Staatsrathes, Grafen Hartig. Dieser lud mich ein, in diesem Sinne selbst einen Aufsatz zu entwerfen, und so entstand dort in jenem Cabinete des Grafen in wenigen Minuten jenes Patent. Graf Hartig führte mich zu Sr. E. dem Grafen Kolowrat, in seiner Gegenwart wurde der Entwurf nochmals durchgesehen, verbessert und gutgeheißen und auf das dringendste zugesagt, ihn der eben bevorstehenden Ministerconferenz vorzulegen und noch Nachmittags hinauszugeben. In jener Conferenz wurde nun der Entwurf in Einigem abgeändert; und wie ich anerkennen muß, wesentlich verbessert, namentlich jener denkwürdige Schluß, wo der Kaiser davon spricht, daß er in die Mitte seines Volkes sich begeben und mit Rührung von der Treue und Anhänglichkeit sich überzeugt habe, die es ihm bewiesen, ist nicht von mir; als ich die Burg verließ, war der Kaiser von seiner Fahrt noch nicht zurückgekehrt. Unserm Bauernfeld gebührt übrigens meines Wissens das große Verdienst, durch sein energisches und bewegtes Auftreten den Widerstand bewältigt zu haben, den die Veröffentlichung jenes Erlasses bei einigen Räthen der Krone gefunden. Dr. E. F. Hock."

Daß aber gerade mit jenem einen fremden Worte, unter solchen Umständen und in solchem Momente gebraucht, die ganze Erbschaft von Thatsachen und Doctrinen angetreten werde, welche mit dem Sturze des französischen Julithrones eröffnet war, daß jener eine Ausdruck eine ganze Tradition von Irrlehren hinter sich schleppe, daß ein blutiges Stück Weltgeschichte in einer einzigen Phrase stecken könne, — wer hätte daran in Wien in jenem Augenblicke gedacht! In andern Ländern und in früherer Zeit mochte die Wahl der Bezeichnung für die dem Lande gegebene freie Verfassung weniger

bedeutend erscheinen, in Oesterreich aber öffnete dasselbe Schiboleth, welches den Frieden besiegeln sollte, eine Aussicht, in deren nächstem Vordergrunde schon der Krieg der nationalen Antipathien stand, aus welchem, durch alle Gräuel grimmiger Parteikämpfe hindurch, eine breite Straße zur communistischen Republik und schließlich in den Abgrund anarchischer Auflösung und Zerstückelung führt.

XVI.

Die Gewaltthaten gegen die Redemptoristen und Redemptoristinnen in Wien.

(Fortsetzung.)

Was zu jener Zeit dem geschriebenen Wort nicht gestattet war, das wurde mittelst des gesprochenen versucht. Gehässige Anekdoten, Entstellungen von Thatsachen, baare Verläumdungen, alles, womit der gewaltig herrschende Lügengeist unserer Tage die ihm lauschenden Ohren so wundersam zu bestricken weiß, wurde eifrig herumgeboten, um so gieriger geglaubt, je abentheuerlicher es war, die Wiederlegung um so ernstlicher verhindert, je leichter sie gewesen wäre. Darin erwies sich am zähesten jene eingetrocknete Menschenspecies, deren Daseyn zwischen vier Mauern unter Verbrauch von Papier, Tinte und Streusand verläuft. Da für sie das Leben nur eine zwischen Löschpapier eingelegte Pflanze ist, die selbst hinter dem Bierglas und bei der Tabakspfeife nicht mehr zu schwellen und zu grünen vermag, so muß ihr das frische anregende Leben der Kirche um so mehr als eine Anomalie erscheinen, als sie frü-

her in ihren Compendien und auf den Schulbänken, und später in den Actenfascikeln von demselben nichts gefunden hat, deßwegen ist sie nicht allein gleichgültig gegen dasselbe, sondern oft noch ihm gram, weil sie es, trotz aller Anstrengung, nicht zum Eintrocknen bringen kann.

Die abgünstige Gesinnung eines Theils des Wiener Publikums (der seitdem officiell als der intelligente bezeichnet worden ist) gab sich am unverkennbarsten kund nach dem Ausbruche der blutigen Auftritte in Galizien. Da mußten die Redemptoristen auf irgend eine Weise in dieselben verflochten seyn. Es wurde in allen Kaffeehäusern und an ähnlichen Orten steif und fest verkündet: der Prior derselben (eine Würde, welche sie gar nicht kennen) hätte sich erhängt. Wie dann auch die Aufforderung erging, den gedruckten Personalstand des Hauses mit dem darin vorfindlichen zu vergleichen, es half nichts; der Prior, dessen Namen übrigens Niemand angeben, dessen Person Niemand beschreiben konnte, mußte sich dennoch erhängt haben; so wollte es die öffentliche Meinung; und bekanntlich ist es ein unumstößliches Axiom, daß Niemand ungestraft mit ihr in Widerspruch sich setzen dürfe. Weil gerade damals ein neuer prachtvoller Altar in gothischem Style in der Kirche gebaut wurde, sollte die That sogar hinter dem Altare verübt, und deßwegen von dem Erzbischof der Befehl gegeben worden seyn, einen neuen aufzuführen.

In eben jenen Tagen wurde ein Laienbruder zur Beglaubigung einiger Schriften nach dem gegenüberliegenden Magistratsgebäude gesendet. Der Schreiber, der die Papiere in Empfang nahm, fragte denselben, wie sie sich drüben im Kloster befänden? Als der Bruder erwiederte: insgesammt wohl, erging an ihn die Frage: wo sie denn den Selbstmörder hingeschafft hätten? Der Entgegnung des Bruders: von einem solchen wisse er nichts, folgte die Bemerkung: es sei wohl zu begreifen, daß er nichts aus der Schule schwatzen dürfe. — Kaum als der Bruder in das Haus zurückgegangen war, theilte

er die Unterredung dem P. Rector mit. Dieser fand, zwischen dem, was in Kaffeehäusern geschwatzt, und dem, was von Personen in amtlicher Stellung gesprochen wurde, sei doch ein Unterschied zu machen, und begab sich deßhalb unverzüglich mit dem Laienbruder in das Magistratsgebäude hinüber, um den Betreffenden zur Rede zu stellen. Wie er ankam, hieß es, derselbe sei so eben hier gewesen, aber in ein anderes Bureau gerufen worden, man werde gleich hinschicken, um ihn herbeizubringen. Nach längerem Zuwarten kehrte endlich der Diener mit dem Bescheide zurück: er habe den Verlangten in verschiedenen Zimmern gesucht, ihn aber nirgends finden können; er müsse inzwischen fortgegangen seyn. Solche Redlichkeit glaubte man gegen Redemptoristen in Anwendung bringen zu können; sie durfte in jener Zeit nur schüchtern auftreten; aber auch ihr sollten Emancipation und Errungenschaft in der Folge zu gut kommen.

Wer inzwischen jener Sage glauben wollte, glaubte sie; wer die Redemptoristen näher kannte, wußte sofort, was davon zu halten sei, um so mehr, da zu jener Zeit ein Unbekannter ihnen ein Päckchen mit Patronen zugestellt hatte und ein anderes in einem Beichtstuhle war gefunden worden. Man sieht, daß es schon damals nicht an „Intelligenzen" fehlte, wie sie der sechste April dieses Jahres zu Haufen getrieben hat; nur schmachteten sie noch in den Fesseln der gesetzlichen Ordnung, oder, wenn man lieber will, des alten Systems.

Der Wirksamkeit der guten Väter that dieses keinen Eintrag. Ihre Kirche, ihre Beichtstühle waren seit jener Zeit so besucht, wie früher. Tausende fühlten sich von ihren Predigten erbaut, durch ihren schönen Gottesdienst angezogen; Tausende schenkten ihnen als Seelenhirten ihr Vertrauen. Die Feier der Secundiz ihres Generalvicars, des hochwürdigsten Herrn P. Passerat, den die erste Revolution aus Frankreich hinausgeworfen hatte, konnte der Congregation die ermuthigende Ueberzeugung gewähren, daß eine siebenundzwanzigjährige Thätigkeit keine unfruchtbare, keine segenlose gewesen sei.

So kam der verhängnißvolle 13. März. Am Nachmittag desselben brachen sechs Individuen, wie sich nachher ergab, ein auf Urlaub befindlicher Lieutenant an der Spitze, in die Kirche von Maria Stiegen. Sie hatten die Absicht, Sturm zu läuten, und da sie den Eingang in den Thurm nicht sogleich fanden, fragten sie einem Pater nach, der nicht ohne einige Bestürzung herbeikam, während welcher Zeit aber der Thurm schon erstiegen war. Damals schallten ihm die tröstlichen Worte entgegen: „fürchten Sie Sich nicht! wir sind ja Christen und keine Heiden!" Doch fanden es in diesen schreckenvollen Stunden, in welchen das Unerwartetste jeden Augenblick sich ereignen konnte, die sämmtlichen Einwohner des Hauses gerathener, zu Bekannten in der Nachbarschaft sich zu flüchten und ihren Habit an weltpriesterliche Kleidung zu vertauschen. Doch am Ende der Woche waren sie wieder heimgekehrt und, da inzwischen jener Offizier in Haft gebracht worden war, richteten sie nach allen Seiten, selbst bis zu dem Thron, ihre Schritte um Straflosigkeit für ihn zu erbitten.

Von denjenigen, welche Urheber der „Errungenschaften" vom 15. März zu seyn sich glorificiren, mögen wohl wenige mit den Redemptoristen je in Berührung gekommen seyn; von denjenigen, welche fleißig ihre Kirche und ihren Beichtstuhl besucht haben, mögen eben so wenige jenen „Erringern" sich angeschlossen haben. Es scheint aber, daß der Gedanke, besagte Errungenschaften durch Vertreibung dieser Priester zu vermehren, bald rege geworden seyn müsse. Ein Wink, der kurz nach jenen Tagen Einem aus der Versammlung zukam, wurde nicht beachtet; so sehr hatte die Weise, wie sie in jenen drei Tagen davon gekommen waren, ja gar nicht an sie gedacht wurde, das Bewußtseyn, bloß ihrem geistlichen Berufe gelebt zu haben, die Väter sicher gemacht. Männer, die ihrer Stellung halber mit der Welt in vielfacher Beziehung standen, und nach dem wehenden Wind leicht ermessen konnten, ob ruhige oder gewitterschwangere Tage zu erwarten seien, theilten diese Zuversicht nicht. In den ersten Tagen des Aprils er-

schien von einem wackern und verständigen Bürger, dem Fleischhacker Peter Barth, ein kleines Schriftchen, welches zur Orientirung in Betreff der Redemptoristen, deren Thätigkeit und Wirksamkeit dienen sollte. Der achtungswerthe Verfasser stand zu denjenigen, für welche er das Wort nahm, in keinem andern Verkehr, als in demjenigen des seit zwanzig Jahren dauernden fleißigen Besuchs ihrer Kirche und ihres Beichtstuhles, in keiner andern Beziehung, als in derjenigen warmer Dankbarkeit für treue Leitung zahlreicher Kinder und noch zahlreicherer Dienstboten zur Gotteserkenntniß, einer Gesinnung und Lebensbethätigung, die nur Frucht von dieser seyn kann. Dank der wachsamen Censur, die auf dem Boden der „Errungenschaften" und unter dem Schatten der gewährten Preßfreiheit so vollgliedrig sich gebildet hatte, Barths Schriftchen war schnell genug verschwunden; wer es mit Gold hätte aufwägen mögen, würde es bei den hundert und hundert Fratschelweibern, die an allen Straßenecken, auf jedem Wehrstein, unter jedem Hausthor und längs der Hauptfronte von St. Stephan Zeitungsblätter, Pamphlete und Schmutzschriften mit gellender Stimme und aus vollen Körben feil boten, wenige Stunden nach seinem Erscheinen nicht mehr gefunden haben. Die Censur scheint überhaupt durch lange Angewöhnung so in das Leben der Wiener verwachsen, daß sie derselben nicht entbehren können, ob sie nun von einem Sedlnitzky, oder von einem verborgenen Klubb geübt werde; jener hat weichen müssen, das Institut, welchem er in so großartiger Weise vorgestanden, ist seitdem noch großartiger und durchgreifender geworden *). Die guten Wiener erfreuen sich derselben auch seit dem 15. März in unverkümmertem Maße; denn Einige, die es versucht haben, in

*) Weil die Allgemeine Zeitung Berichte jeder Farbe aufnimmt, daher auch solche, die den jetzigen Regenten nicht behagen, wurde unlängst in dem Sicherheitsausschuß darauf angetragen, dieselbe zu verbieten. Hätte dieß unter ganz andern Umständen Metternich ein halbes Jahr früher beantragt, was würden eben diese Leute gesagt haben?

einem dem neuen Systeme nicht durchweg entsprechenden Sinne etwas drucken zu lassen, erfuhren an ihren Blättern dasselbe, was Hr. Barth mit seinem Schriftchen über die Redemptoristen; die Versuche anderer scheiterten an der Gewissenhaftigkeit der Buchdrucker, von denen Einer dem Autor sogar bemerkte: wollen Sie, daß ich mich Ihretwegen todschlagen lasse? Indeß brachten die Zeitungsblätter doch manchen beweglichen Herzenserguß über die Wohlthat der gewonnenen Preßfreiheit.

Da wir der errungenen Freiheit nach einer Beziehung ihrer Manifestation gedenken, möge es erlaubt seyn, auch auf deren Gestaltung im Allgemeinen den Blick zu werfen. Man müßte hinsichtlich revolutionärer Bestrebungen und Glücksfälle ein Kind von gestern seyn, um nicht zu wissen, daß zwar unbeschränkte Theilnahme an diesen letztern immerdar verkündet, dieselbe aber in Wirklichkeit stets an unbedingt zu erfüllende Anforderungen geknüpft werde. Wer nicht der treibenden, hierauf zur Herrschaft gelangten Partei sich mit seinem ganzen Wollen und Thun verschreibt, für den sind die Worte Rechte und Freiheiten eine Münze ohne Klang und Gehalt, und die Privilegien, d. h. wohlerworbenen Rechte einer Klasse, die man nach Freibeuterart confiscirt, werden zu Monopolen eines bisher unbekannten Standes der Gesellschaft verwandelt. So war seit der Promulgation einer Verfassung in Wien von nichts als von Wahlfreiheit, von Qualification der Volksvertreter, von Pflicht, diese gehörig zu würdigen, in Maueranschlägen, in Zeitungsblättern, in ausgetheilten Aufrufen zu lesen. Aber begnügte man sich damit, so wäre dieß noch kein Uebergriff, noch keine Vergewaltigung der ausposaunten Freiheit gewesen. Wendete nicht die wort- und gewaltführende Partei alle erdenklichen Mittel an, um die Wahlen in ihre Gewalt zu bringen und jede, die ihr nicht zu ihrem System passend schien, zu verhindern? Hat sie nicht einer Versammlung, die sich einfach über die bevorstehenden Wahlen besprechen wollte, einen der Ihrigen als Präsident und Wähler aufbringen, auf wen sie die Stimmen zu richten habe, vorschreiben

wollen, und dadurch den Zweck der harmlosen Zusammenkunft verhindert? Hat sie nicht die ihr Mißliebigen durch angehängte Spitznamen außer Credit bringen wollen? Hat sie nicht für die Versammlung eines Wahlkörpers die Verzeichnisse der Brauchbaren (d. h. nach ihrem Sinn und zu ihren Zwecken Brauchbaren) anfertigen, vorher aber jeden Eintretenden unterweisen lassen, daß er nur auf diese Niedergeschriebenen Rücksicht zu nehmen habe? Hat sie nicht in der Zeitung die Namen von dreiundneunzig Reichstagscandidaten veröffentlicht? Namen, welche folgende merkwürdige Statistik, durch welcherlei Stände vorzugsweise die Monarchie zu regeneriren und zu kräftigen sei, darbietet: achtzehn Doctoren der Rechte, sechszehn Doctoren oder Doctoranden der Medicin, siebenzehn Literaten und Zeitungsredactoren, und, dieser Kategorie nahe verwandt, sieben Doctoren der Philosophie, im Ganzen achtundfünfzig Individuen aus den genannten Berufsarten und mit bekannter Richtung und Gesinnung. Wie aber das Briefchen eines Geistlichen an einen andern bekannt wurde, das auf einen Mann hindeutet, der in wissenschaftlicher Beziehung mit jenen die gleiche Laufbahn gemacht hat, anneben ein Graf und, was noch mehr, ein lebendiges Glied der Kirche ist, da schnaubten die Blätter von „geistlichen Wahlumtrieben", und fanden es über alle Maßen frevelhaft, daß ein redlicher Mann zu Gunsten eines andern redlichen Mannes in das zum Vortheil von Dutzenden von Juden und Judengenossen monopolistisch getriebene Handwerk hineinzupfuschen sich erkühne. Denn überall, wo nicht nach dem Sinne der Faction die Wahlen ausfallen, wird von Finsterlingen oder Reactionären gesprochen. Drückender ist niemals das Wort ausgebeutet worden: Wer nicht mit uns ist, der ist wider uns.

Kehren wir zu den Redemptoristen zurück.

Ein dumpfes Gemurmel durch die Schichten derjenigen, die seit dem 15. März allein noch die Befugniß hatten, zu sprechen, und nöthigen Falls zu handeln, ließ ahnen, daß irgend etwas gegen die Congregation im Schilde geführt werde.

Eine Deputation mehrerer Bürger, Stellvertreter von einigen hundert andern, begab sich zu dem Erzbischof, um denselben von der Gefahr in Kenntniß zu setzen, in welcher die Priester aus der Versammlung des allerheiligsten Erlösers schwebten. Sie stellten ihm die Erlaubniß, ihren Habit für eine zeitlang ablegen und als Weltpriester sich kleiden zu dürfen, als wesentliches Schutzmittel für dieselben dar. Jener vorzüglich sei es, auf welchen so manche Uebelwollende es absähen; in der Kleidung der letztern hätten sie weniger zu befürchten. Wie dringend auch der Erzbischof gebeten wurde, wie ernstlich die Bürger ihm anlagen, er war nicht zu bewegen; vielmehr erklärte er, daß Jeder, der wider seinen Willen dieses sich erlauben würde, zur Verantwortung und Strafe sollte gezogen werden. Nach einigen starken Worten, wie auf solche Weise die pflichttreuesten Priester durch ihr geistliches Oberhaupt selbst der größten Gefahr preisgegeben würden, verabschiedete der Erzbischof die Deputation, welche sich zwar den Trost geben konnte, das Möglichste versucht zu haben, aber auch mit banger Erwartung dessen scheiden mußte, was die nächste Zeit Betrübendes bringen dürfte.

In der Nacht auf den 6. April rottete sich ein Haufe vor der erzbischöflichen Residenz zusammen, mit dem Vorhaben, dem betagten Oberhirten eine Katzenmusik zu bringen. Die Beweggründe zu so noblem und freisinnigem Vorhaben wurden verschieden angegeben. Bald sollte der Erzbischof die Aufpflanzung einer dreifarbigen Fahne auf den Stephansthurm verweigert, bald die Weihe einer solchen, die nach Frankfurt sollte getragen werden, abgeschlagen, bald das Begehren, das Riesenthor der Kirche zu öffnen, von der Hand gewiesen haben. Es hat sich nachher gezeigt, daß der Erzbischof keines dieser Ansuchen abgeschlagen hatte, weil keines derselben an ihn gestellt worden war. Vermuthlich ging das ruhmwürdige Unternehmen aus der Lust hervor, eine ehemalige Parisergewohnheit auch nach Wien zu verpflanzen, wozu der scheinbare Vorwand erst hintennach aufgesucht wurde. Die Ausführung blieb hin-

ter dem Vorhaben um so weniger zurück, als die zum Schutz der Ordnung und der Sicherheit aufgestellte Nationalgarde zum Theil die Rolle des zuhorchenden Publikums, zum Theil diejenige mitwirkender Liebhaber spielte. Man freute sich der urplötzlich erworbenen Kunstfertigkeit, und nachdem man sich vor der Wohnung des Erzbischofs satt gepfiffen und satt gemiaut hatte, hieß es: auf zu den Ligorianern! Dort wurde das Concert wiederholt und, stolz auf die verübte Großthat, zog jeder seines Weges.

Die Ouverture war gespielt, die eigentliche Handlung sollte des folgenden Tages vor sich gehen. Gegen eilf Uhr Vormittags sammelte sich ein Haufe Bewaffneter, theils Studenten, theils Nationalgardisten, auch Leute aus der Volkshefe ohne Waffen, vor der Wohnung der Redemptoristen, drang in dieselbe hinein und erklärte den Anwesenden: das Volk wolle sie nicht länger in Wien dulden. Darauf wurden Wagen zusammengetrieben, sämmtliche Bewohner des Hauses in dieselben gepackt, vor die Linie geführt und dort ihnen erklärt, jeder möge gehen, wohin ihm beliebe. Den 76jährigen Generalvicar, der unterwegs halb ohnmächtig wurde, ließen diese Lichter des neunzehnten Jahrhunderts an der Erde liegen. An das Haus wurde mit großen Buchstaben geschrieben: „National-Eigenthum." Keinem der Vertriebenen wurde gestattet, auch nur das Mindeste, nicht einmal ein Stück Wäsche, mit sich zu nehmen. Man erinnert sich, daß die Congregation sich gebildet hat, ohne irgend etwas von der Staatsgewalt zu empfangen.

Da aber die Vollstrecker des angeblichen Volkswillens den Argwohn faßten, die Väter möchten Einiges in die benachbarten Häuser zu Personen, die als Gönner derselben bekannt waren, geflüchtet haben, drangen sie, ohne irgend eine andere Autorisation als die eigene, truppweise in diese, durchsuchten alle Winkel, zwangen die Bewohner, alle Kasten und Schränke aufzusperren, und ließen es dabei an kränkenden und spöttischen Reden

nicht fehlen. Die Treppen solcher Wohnungen wurden bewacht, Niemand aus denselben herausgelassen. Die Familien waren dabei während mehreren Stunden der Discretion der eigenmächtig Hereingebrochenen bloßgestellt. Mehrere fragten sich im Stillen: sollte das auch ein Theil der angepriesenen constitutionellen Wohlthaten seyn? — Wie solche Zweifler auch rückwärts blicken mochten, sie entsannen sich nicht, daß unter dem abgeschafften System Aehnliches auf so brutale Weise je sei getrieben worden. — Das Empörendste war für das Haus der Baronin N. aufgespart, deren Sohn, Mitglied der Versammlung, in die mütterliche Wohnung sich geflüchtet hatte. Dort suchten die Beglücker denselben auf, dem Stubenmädchen, welches die Daherpolternden bat, wenigstens der dem Tode nahen Schwester des Verfolgten zu schonen, wurde mit augenblicklicher Wegschleppung gedroht. Bis an das Bett der in den letzten Zügen Liegenden drangen sie, von der Seite der zitternden Mutter wurde der Verfolgte weggerissen, zum dritten Male das kannibalische Wüthen erneuert. Endlich erfuhr es ein vortrefflich gesinnter junger Mann, der buchstäblich von Ort zu Ort stürmte, um den Minister von Pillersdorf aufzufinden und von ihm Schutz für die rathlose Familie, bloß aus einer tiefgebeugten Mutter, aus einer sterbenden Tochter und einem schuldlos verfolgten Sohne bestehend, zu verlangen. Dieser wurde gewährt. Ruhiger konnte wenigstens die Tochter sterben.

Verschieden waren die Gefühle, welche bei dem Kundwerden dieser Vorgänge rege und laut wurden. Man sah Personen des weiblichen Geschlechts mit hellen Thränen in den Augen über den Verlust einer ihnen liebgewordenen Kirche, von Geistlichen, denen sie seit Jahrzehenden als Führern, Tröstern, Seelsorgern ihr volles Vertrauen geschenkt, deren Pflichttreue sie erprobt hatten. Man hörte Männer sagen: wie? wenn wir ein Heiligthum dieses Volkes, ein Kaffeehaus, gestürmt, wenn wir sie ihrer Geistesbedürfnisse, der Zeitungen beraubt hätten, welches Geschrei über Fanatismus würde sich nicht

erheben? Wir aber sollten den Fanatismus des Frevels billigen? Wer von denen, welche uns unsere Prediger rauben, unsere Beichtväter verjagen, ist je in eine Predigt derselben, in ihren Beichtstuhl, den Vätern ein Almosen zu reichen, oder einen Beitrag zur Ausstattung der Kirche zu geben, gezwungen worden? Wir aber sollen durch dergleichen Menschen gezwungen werden, diejenigen aufzugeben, die wir in so vielen ernsten Vorfällen des Lebens theilnehmend und hülfereichend erfunden haben! Wird die verheißene Freiheit in religiöser Beziehung bereits so verstanden? Andere dagegen jubelten, daß man mit denjenigen, welche nur für die Finsterniß gewirkt und hunderte in der Dummheit erhalten hätten, so schnell und so bündig fertig geworden sei.

Nachmittags drei Uhr standen zerstreute Gruppen vor dem Klostergebäude. Es gab dort um diese Zeit nichts mehr zu thun und nichts mehr zu sehen; wohl aber viel zu hören und mancherlei zu beobachten. Daß Viele bloß in dieser Absicht gekommen waren, ließ sich auf den Gesichtern lesen. Sie schwiegen; desto beredter waren ihre Blicke. Was sie dachten, ließ sich nicht hören, wohl aber erkennen. Das laute Wort blieb denjenigen, welche sich in Lästerungen über die Vertriebenen ergossen, alle möglichen Anschuldigungen gegen sie auf die Bahn brachten, die abentheuerlichsten Mährchen über deren fabelhaften Reichthum auftischten. Dieß waren meist Männer aus der untersten Klasse, deren Richtung in Blick und Geberde klar zu lesen war. Nichts Böses ließ sich erdenken, was von einigen der Unermüdlichsten den Vertriebenen nicht wäre zur Last gelegt worden; daß es an schmutzigen Anekdoten nicht fehlte, braucht nicht hinzugefügt zu werden. Ein Weib legte ihnen (doch ohne Bitterkeit) besonders zur Last, daß seit ihrer Anwesenheit alles vertheuert, die Verzehrungssteuer unerträglich geworden sei. Dieses war ihre leicht zu begreifende Beschwerde; aber auch von dieser mußten die armen Patres die Schuld tragen. Doch war das Weib noch ehrlich genug, sich überzeugen zu lassen, daß die Einführung der Steuer ihnen doch

unmöglich zur Last fallen könne. Dann wurde wieder davon gesprochen, welch einen leckeren Tisch die Eingedrungenen in dem Hause gefunden hätten; man muß aber wissen, daß die vierzigtägige Fasten bei den Redemptoristen jederzeit streng gehalten wurde. Was kennen die Weltmenschen hievon! Der „Humorist“ hatte kurz vorher ebenfalls von dem duftenden Braten gesprochen, den man am Abend des Quatembermittwochs in der großen Fasten zu Grätz in der Küche der Jesuiten gefunden habe. Derselbe ist aber nicht am Spieße dampfend dem Volk gezeigt, sondern bloß durch einen redlichen Zeitungsschreiber zu Papier gebracht worden.

Die gewaltsam Fortgehetzten waren Priester, waren, mit sehr wenigen Ausnahmen, insgesammt Angehörige der Monarchie, mehrere aus ihnen geborne Bürger der Stadt Wien. Was geschah nun von der kirchlichen Behörde zum Schutz oder zur Verfechtung der Priester? was von der weltlichen, um Unterthanen die so eben zugesagten constitutionellen Rechte zu sichern? Nichts, rein nichts; gerade so viel, als wenn keine kirchliche, keine weltliche Autorität vorhanden gewesen wäre. Wir wollen daraus nicht folgern: wer da, wo er zu sprechen das Recht und die Pflicht hat, schweigt, der billigt dasjenige, wogegen er nicht auftritt. Diese Schlußfolgerung läge zwar auf der Hand; wir enthalten uns aber derselben, da schon die Anklage auf Schwäche, Thatlosigkeit und Kurzsichtigkeit in solchem Augenblick schwer genug ist. Manche erwarteten, der Erzbischof würde als Oberhirt seine Stimme erheben und in dem wilden Attentat auf anerkannte Priester die Rechte der Kirche, ja die eigene Person verletzt fühlen. Er schwieg. Er habe erklärt, hieß es nachher: keine amtliche Anzeige erhalten zu haben. Als ob, wo die Steine schreien, es einer amtlichen Anzeige mit Nummer, Rubrik und Stempel bedürfte! Nachdem in Preßburg am Ostermontag die Verfolgung gegen die Juden ausgebrochen war, sprach der Erzbischof von Prag in einem Erlaß auf würdige Weise seine Mißbilligung dagegen aus, und die Juden in Wien säumten nicht denselben, mit den größten Buchstaben ge-

druckt, an alle Ecken anzuschlagen. Hatte etwa der Erzbischof von Prag über jene Vorgänge eine amtliche Anzeige von Preßburg aus erhalten, oder verdienen Juden von Kirchenhäuptern eine größere Berücksichtigung, als mißhandelte Priester? Man sollte es beinahe glauben.

Die Katzenmusik vor der erzbischöflichen Wohnung wurde zwar am folgenden Tage von dem Minister in einem Maueranschlag ein frevelhaftes Unternehmen (wofür er Nachts darauf durch ein ähnliches wäre gezüchtigt worden, dafern nicht zahlreiche Bewaffnete es verhindert hätten) genannt; der Wiederholung vor dem Hause der Redemptoristen geschah nicht einmal Erwähnung. Es schien Manchem, als ließe sich der Erlaß so deuten: Katzenmusiken gehören zur bürgerlichen Freiheit; diese mögt ihr üben, wo es euch gut dünkt, nur den Erzbischof laßt ungeschoren. Wie aber das Attentat gegen die Freiheit, die Rechte, das Eigenthum österreichischer Staatsbürger vollzogen war, erwarteten abermals Einzelne, das Ministerium würde wenigstens die Wahrung dieser Güter sich angelegen seyn lassen, und nicht zugeben, daß der so eben verbürgte constitutionelle Besitz derselben Standes und Gewandes wegen auf eine höchst inconstitutionelle Weise durch Jeden, der solches sich erlauben wolle, dürfte entrissen werden. Das verantwortliche Ministerium rührte sich nicht. Hätten nicht die Redemptoristen, wenn sie nachmals die kummervollen Seufzer desselben über die Preßburger Ereignisse lasen, sagen mögen: ach, warum waren wir keine Juden? oder wenigstens nach der philanthropischen Theilnahme lechzen dürfen, deren von daher diese sich zu erfreuen hatten. Aber die Antwort lag nahe: warum seyd ihr Redemptoristen gewesen? Wisset ihr noch nicht, daß für diese, wie für die Jesuiten, das vorwärtsschreitende Jahrhundert, und wer diesem aus Leibeskräften angehört, keine Philanthropie, keine Humanität, kein Gesetz kennt? Daran seyd ihr selbst Schuld, die ihr dem Geist desselben, dem einzig heiligen, euch nicht unterwerfet.

(Fortsetzung folgt.)

XVII.

Die Gründung des Münchener Vereines für constitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit, sein Programm und seine Statuten.

Ein großer, verhängnißvoller Wendepunkt ist in der Weltgeschichte eingetreten. Nur zu sehr empfinden wir es ja täglich, daß wir in einer Zeit allgemeiner, welterschütternder Bewegungen, gewaltiger Umwälzungen, einbrechender göttlicher Strafgerichte, wunderbarer Verhängnisse leben. Welche Veränderungen, die sich aller Berechnung entziehen, bringt nicht jeder Tag, ja fast jede Stunde? Wer wagt noch dafür zu bürgen, daß das, was heute Abend noch mächtig und unantastbar dasteht, nicht schon Morgen, wenn wir die Augen öffnen, in Trümmern liegt und andere Trümmer bedeckt, die gestern noch so stolz, so Ehrfurcht gebietend gethront! Wo wäre in Europa eine Scholle Erde zu finden, die nicht heftiger oder leiser von den großen Erschütterungen und Kämpfen erbebte, die in den Grundfesten unserer heutigen Gesellschaft toben?

Wohin sich das Auge auch kehrt, überall begegnet es den Spuren dieser großen Weltbewegung. Von dem tiefsten Süden Europas, wo der heiße afrikanische Wind die Wellen des mittelländischen Meeres an die sonnverbrannten Küsten Siziliens mit ihren Kaktus und Palmen schäumend hinanwirbelt, bis hinauf zu dem hohen Norden, zu den weiten Fruchtebe-

nen und den düstern, naßkalten Nadelholzwaldungen jenseits der Weichsel, an den Gränzen Rußlands, überall bietet sich uns der gleiche Anblick dar: erschütterte oder umgestürzte Throne; alte Reiche, die sich auflösen oder umgestalten, neue im Begriff sich zu bilden; zerrüttete, aufgelöste Zustände; wirre, wild sich durchkreuzende Bewegungen der Nationalitäten; Kampf der Parteien in allen Gebieten der Kirche und des Staates, des Lebens und der Wissenschaft; Aufruhr, Zerstörung, Umsturz und mühsames Ringen nach erneuter, freierer Ordnung, nach Umgestaltung und Verjüngung auf neuen Grundlagen; kurz eine Gegenwart, gesegnet mit Trümmern und Noth, mit Streit und Zerrissenheit, eine Zukunft, reich an Hoffnungen, und reicher noch an Besorgnissen und drohenden Gefahren.

Selbst der gewaltige Meerfelsen brittischer Herrschaft und Freiheit, der scheinbar so fest und unerschütterlich die weltmeergebietende Stirne aus dem tiefen Schooße des Ozeans stolz zu den Sternen emporhebt, auch er fühlt sich von den furchtbaren Grundwogen der Neuzeit höher und höher umbrandet, dunkele Donner erbeben in seinem Inneren, und auch seine Söhne sind nicht ohne Besorgniß, daß der Augenblick kommen könne, der auch sie aus der Bahn gesetzlicher Fortentwicklung in das wilde Wasser revolutionären Umsturzes, das sich weithin über das Festland ergossen, hinabreißen werde. — Und was sagen die Schriftgelehrten, die Zeichendeuter, die Weisen der Welt und die Bannerführer der Zeit zu diesen Erscheinungen? Die Unerschrockensten und Kühnsten, jüngst noch so reich an gutem Rath und beredten Worten, so voll Vertrauen auf die Unfehlbarkeit ihrer Weisheit, so kampfmuthig und siegesgewiß vordrängend und stürmend, wie stehen sie jetzt so stumm und versteinert den hereinbrechenden Verhängnissen gegenüber, und bekennen kleinlaut: daß sie die Rettung mehr von der Weisheit der Ereignisse, als von dem Scharfsinn der Menschen erwarten, das heißt mit andern Worten: Was die Menschen, die Fürsten und Völker, durch ihre Leidenschaften und Thorheiten, durch ihre nimmersatte Eigensucht, ihren Uebermuth, ihre

Schlaffheit und Fahrlässigkeit versündigt, und zu einem so heillosen Knoten zusammengeschürzt, das werde die weisheitvolle Güte der Vorsehung einer glücklichen Auflösung entgegenzuführen wissen.

Beschränken wir den Blick hier zunächst auf das politische Gebiet, so hat unsere Zeit mit überlauter Stimme die Freiheit zur Losung genommen; Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit tönt es uns allerwärts entgegen, und so weit der Sieg der Freiheit an den Sturz der bestehenden Ordnung geknüpft ist, hat die Zeit ihn über alles Erwarten gewonnen.

Ueberall haben die bisherigen Machthaber freiwillig oder revolutionärer Gewalt weichend diesem Bestreben die unbedingtesten Zugeständnisse gemacht. Die, welche bisher auf den Bänken der äußersten Linken gesessen oder ihr Vaterland hatten verlassen müssen, sitzen jetzt in den constituirenden Versammlungen oder am Ministertisch. Ueberall erheben sich Republiken oder constitutionelle Monarchien auf den breitesten demokratischen Grundlagen, worin den Völkern Freiheiten und Rechte in solcher Ausdehnung zugesichert sind, wie wir sie kaum in alten Republiken finden. Die Autorität der Fürsten und Regierungen dagegen, denen die Handhabung der Gesetze und die Aufrechthaltung der Ordnung und öffentlichen Sicherheit obliegt, hat sich solche Beschränkungen und Demüthigungen gefallen lassen, sie ist in einer Weise gebrochen und eingeschüchtert, daß, vor der Hand wenigstens, die junge Freiheit von dieser Seite gewiß nichts zu besorgen hat.

Die Vertrauensmänner des Volkes haben freie Hand, den Neubau nach ihrem besten Wissen und Gewissen aufzuführen; die Fürsten vermögen in keiner Weise dem Willen der Völker entgegenzutreten; sie lassen geschehen, was sie nicht glauben ändern zu können. Wer sollte daher nicht denken, daß wir nach dem abgeschüttelten Joche, nun in dem Genuße einer freien und glücklichen Gegenwart, einer noch größern und schönern Zukunft mit voller Zuversicht und Zufriedenheit entgegengehen

können. Warum finden wir, wenn wir uns umschauen, von diesem gerade das Gegentheil? Warum erscheint uns die Gegenwart so wenig tröstlich, und warum erweckt uns die Zukunft solche Besorgniß? Oder mit andern Worten: warum sind die neuen sogenannten Errungenschaften von so unheilvollen Folgen begleitet, daß gar Viele im Geheimen das Unmögliche, die Rückkehr der gestürzten Ordnung, trotz all ihrer Mängel, wünschen? — Die folgenden Blätter sollen einige Andeutungen zur Lösung dieser weitgreifenden Fragen geben.

Wer den Bewegungen der jüngsten Zeit gefolgt ist, der weiß, wie die Umwandlung der politischen Zustände Deutschlands, in Folge unserer „Errungenschaften", keine allmählige und wohlvorbereitete, sondern eine plötzliche, in athemloser Hast sich selbst überstürzende und die Führer und Leiter überraschende und überwältigende war.

Kaum war nämlich in Paris, zum Erstaunen Frankreichs, am 24. Februar die constitutionelle Monarchie des Julius 1830 gefallen und an ihre Stelle, ohne daß das Land am Tage vorher eine Ahnung von dieser ungeheuern Umwälzung gehabt hätte, die Republik getreten, so folgten sich auch in Deutschland, — das bei der dermaligen Schwäche und Charakterlosigkeit seines Nationalgeistes seit lange gewohnt ist, in schmählicher Abhängigkeit das Losungswort von Paris zu empfangen, — Schlag auf Schlag jene Bewegungen, die den größeren Theil der Pariser „Errungenschaften" auch zu den unserigen machten, und die meisten unserer Staaten, namentlich Oesterreich und Preußen, aus einer engen, Alles bevormundenden Beamtenherrschaft wie durch Zauber in Zustände demokratischer Schrankenlosigkeit versetzten. In Bezug auf diesen Ursprung hat daher ein Redner der Linken in Frankfurt unsere neue Freiheit ein Geschenk Frankreichs genannt, und der würtembergische Justizminister Römer, den eben diese Bewegung als einen bewährten Vorkämpfer aus den Reihen einer vieljährigen Opposition auf den Ministerstuhl erhoben, legt in der offenen Erklärung, die er

jüngst an seine Landsleute erlassen, unserm gemeinsamen Vaterlande diese demüthigende Wahrheit an's Herz, indem er sagt: „Wir sind fieberkrank, und unsere Krankheit rührt daher, daß wir die uns so unvermuthet und so leicht beigebrachte Dosis Freiheit nicht recht zu ertragen vermögen. Wir gleichen dem Armen, der durch einen Zufall reich geworden ist, und der das viele Geld nicht anzuwenden versteht. Denn überhebe dich ja nicht, mein deutsches Volk! ohne die Ereignisse in Paris würdest du dich mit Wenigem begnügt haben, die Franzosen sind die (wenn auch unfreiwilligen) Gründer deiner Freiheit, und dir gebührt nur das allerdings anzuerkennende Verdienst, dießmal zugegriffen zu haben." [1])

Aus diesem Gange der Dinge in Deutschland wird gar manche jener traurigen Erscheinungen in unseren neuesten Zuständen erklärlich. Alles Streben ging nur einzig dahin, die neuen Freiheiten in aller Eil und Hast zu erringen oder zu erzwingen, ohne im mindesten daran zu denken, sie gegen Mißbrauch und zum Schutze der öffentlichen Sicherheit und Ordnung mit den nothwendigen Schranken des Gesetzes zu umhegen. Und dieses wäre doch um so nothwendiger gewesen, je unvorbereiteter, ohne allen Uebergang und ohne die erforderliche Vorbildung uns diese Zugeständnisse weitesten Umfanges überraschten.

Ist es ja doch eine uralte Wahrheit, die uns jedes Blatt der Geschichte aller Völker lehrt, daß jede Freiheit ehrlich verdient seyn will, und daß nur der ihres Segens theilhaftig wird und sie zu behaupten vermag, der durch innere Tüchtigkeit ihrer werth ist und der, wie er dieselbe durch redliches Bemühen rechtmäßig erworben, so auch die Pflichten, die sie auferlegt, gewissenhaft erfüllt.

Mit leeren, der Eitelkeit der Menge schmeichelnden Phrasen in Kammern und Versammlungen, mit lobhudelnden Zeitungsartikeln, großsprecherischen Placcaten und Proclamationen von der Mündigkeit und Reife, von der Gesinnungstüchtigkeit

und Opferfreudigkeit des souverainen Volkes ist es nicht gethan. Die Freiheit ist ein rauher Felsenacker auf steiler Höhe, der edle Früchte bringt, aber nicht mit Worten und Redensarten, sondern im Schweiße des Angesichtes angebaut seyn will, soll er nicht Disteln und Giftkräuter und Schlangen hervorbringen. Der Dienst der Freiheit ist ein strenger und mühereicher, und wer dabei nicht mit seiner Person, mit Gut und Blut einstehen will, der lasse davon ab; denn sie ist keine Glücksgöttin, die ihren Lieblingen das große Loos im Schlafe zuwirft und träge Glücksritter dort erndten läßt, wo sie nicht gesäet haben. Eitler Wahn! Großstädter oder Kleinstädter, die gestern ohne Gemeingeist, ohne Theilnahme an ihren öffentlichen Angelegenheiten ein genußsüchtiges Phäakenleben führten; die sich in schlaffer Fahrlässigkeit und Bequemlichkeit bei jedem Schritt und Tritt, im Größten wie im Kleinsten, bevormunden ließen; denen Sänger und Tänzer mehr am Herzen lagen, als die Interessen ihres Vaterlandes; die sich freie und starke Geister bedünkten, wenn liederliche Literaten Religion und Sittlichkeit auf Theatern, in Romanen und Journalen offen oder versteckt, geistreich oder plump verhöhnten; die ihrer eigenen Geschichte und Vergangenheit, ihren ausgezeichneten Geistern und verdienten Männern gleichgültig den Rücken kehrten, und die schlechtesten Romane des Auslandes in zwanzig Uebersetzungen verschlangen; die ihre politische Weisheit, statt sie aus der Geschichte und den Sitten, dem innersten Wesen und Leben des eigenen Volkes zu schöpfen, als sklavische Nachbeter den Journalen desselben Auslandes entlehnten, und keinen größeren Ruhm kannten, als alle Thorheiten von Paris mit umgehender Post nachzuahmen: Helden dieser Art werden nicht durch eine Barricadennacht in freie Männer umgewandelt, mögen sie auch in zehn Verfassungsurkunden der Welt eidlich versichern, sie seien eine Republik oder eine constitutionelle Monarchie auf den breitesten demokratischen Grundlagen, und mögen ihre Schmarotzer ihnen noch so viel Weihrauch streuen, während das bittere Wort der Wahrheit schweigen muß. Sie werden nur den Her-

ren wechseln, dem Polizeiregiment wird das Demagogen- und Pöbelregiment folgen, den Höflingen der Fürsten und Minister, die Schmeichler und Speichellecker des großen Haufens, und das Ende vom Liede wird Anarchie, und das Schwert des Dictators, und die Ruhe des Kirchhofes seyn; denn die Gesetze der Geschichte werden sich nicht durch Sturmpetitionen und die Drohungen und Machtsprüche einer zügellosen Presse beugen lassen, wie die Decrete eines schwachen, charakterlosen Ministers.

Nein, die Freiheit ist kein Spielzeug für unbärtige Knaben und zuchtlose Männer, wie Viele zu glauben scheinen; sie ist ein scharfes, zweischneidiges Schwert, das einen kampfgeübten, festen, männlichen Arm verlangt; sie ist ein schwerer Harnisch, der den Schwachen erdrückt, während er den Starken schützt; sie ist ein theures, seltenes Gut höherer Natur, das mit gar vielen Mühseligkeiten, Unbequemlichkeiten und nicht geringen Gefahren verknüpft ist; denn wächst nicht in dem gleichen Maße, wie eines Volkes Freiheiten sich erweiteren, auch seine gewissenhafte Achtung vor dem Gesetze, seine aufopfernde, thätige Theilnahme an den Bürden und Lasten des öffentlichen Lebens, sein religiöser und sittlicher Ernst und der Geist strenger Ordnung: dann schlägt die Freiheit alsogleich in Frechheit und Zügellosigkeit, in Pöbelhaftigkeit und Despotie um. Alle höheren geistigen Güter des Menschen gehen der Gesellschaft alsbald verloren, keiner wird seines Lebens und seines Eigenthums mehr sicher seyn, und Handel und Gewerbe, die nur im Schatten gesetzlicher Ordnung und Sicherheit gedeihen, auch sie müssen mit dem öffentlichen Vertrauen zu Grunde gehen. Die erste französische Revolution hat diese Lehre mit blutiger Flammenschrift in die Bücher der Geschichte eingeschrieben, die furchtbaren Pariserkämpfe unserer Tage sind nur eine Fortsetzung davon, und was gegenwärtig in Deutschland geschieht, dient ihr gleichfalls zur Bestätigung.

Wie der Einzelne, je freier und unabhängiger er im Leben dasteht; je weniger er einem Vater, einem Lehrer, einem

Meister, einem Führer, einem Vorgesetzten zum Gehorsam verpflichtet ist, um so viel strenger sich selbst beherrschen und freiwillig seine Pflichten erfüllen muß, will er nicht als Spielball seiner Leidenschaften alsbald schmählich zu Grunde gehen: ganz so verhält es sich auch mit den Völkern und ihren politischen Freiheiten.

Welcher Segen ist zum Beispiel für ein Volk die Preßfreiheit, wenn es uneingedenk der schweren Pflichten, welche ihm die freie Presse auferlegt, sie, die der Wahrheit und dem Rechte als Schwert und Schild dienen soll, den Händen des verworfensten, schmutzigsten Gesindels als eine Alles vergiftende Verführerin überläßt? Tritt hier nicht eine starke und gesunde, streng und unerbittlich wachende und richtende öffentliche Meinung an die Stelle der abgeschafften Censur; darf jeder Bube, jeder verkommene Vagabund es ungescheut wagen, Tag für Tag die Grundlagen aller gesellschaftlichen Ordnung, Religion, Sitte und Gesetz anzufeinden, zu verhöhnen und zu unterwühlen; sieht die öffentliche Meinung ruhig zu, wie eine nichtsnutzige Pfennig- und Kreuzer-Literatur, die selbst in die Hütte des Aermsten dringt, sich einen fluchwürdigen Erwerb daraus macht: alles Edle, Hohe und Heilige in den Staub zu ziehen; die Ehre der besten, bewährtesten Bürger durch grundlose Verdächtigungen und gewissenlose Lügen zu beflecken; den Samen der Zwietracht durch Erweckung von Haß und Neid zwischen den verschiedenen Ständen auszusäen; den Rechtssinn des Volkes durch gleißnerische Sophistereien zu verwirren, ihn an Mißachtung der Gesetze, an Krawall und Aufruhr zu gewöhnen; seine Moral durch lüsterne Bilder der Leichtfertigkeit und Unzucht zu untergraben; die Besitzlosen gegen die Besitzenden durch trügerische Hoffnungen und Vorspiegelungen aufzuhetzen; die grimmigen, raub- und zerstörungssüchtigen Leidenschaften und Begierlichkeiten der rohen, ungebildeten und urtheilsunfähigen Menge fort und fort aufzustacheln; alle arbeitsscheuen und verkommenen Subjecte, Tagediebe und Taugenichtse zu vereinigen und aufzuwiegeln; den Behörden auf jedem Schritt und Tritt

in der Ausübung ihrer Pflicht und der Handhabung der Gesetze durch maßlose Anfeindungen und ungerechte Beschuldigungen hemmend entgegen zu treten, und den Arm der Gerechtigkeit durch Androhung von Gewalt und Empörung zu lähmen — sieht, sagen wir, die öffentliche Meinung solchem schmählichen Unwesen ohne Entrüstung zu; erhebt sich nicht ein allgemeiner Schrei des Abscheus und des Entsetzens dagegen; wirft sie nicht solche Blätter mit Verachtung aus der Hand; nehmen die Begabten und Unterrichteten, die Männer von Ansehen und Gewicht, nicht selbst Theil an der Presse, und werden sie dabei nicht von der großen Mehrheit der Besseren unterstützt; wird umgekehrt den Buben, je frecher und schamloser sie sich gebärden, gedankenloser Beifall und reichlicher Lohn zu Theil; dürfen sie sich für das Volk selbst ausgeben, statt sich vor der allgemeinen Verachtung in die dunkelsten Schlupfwinkel verkriechen zu müssen: dann wird die Preßfreiheit zum schlimmsten Fluche, der über ein Land kommen kann; sie wird jedes Recht und jede Freiheit und zuletzt auch sich selbst vernichten.

Die jüngsten Vorgänge in Wien können uns in dieser Beziehung als warnendes Beispiel dienen. Der Abschaum des dortigen Judenthums, Menschen, denen kein Glaube, kein Gesetz, keine Sitte heilig ist; Menschen, die noch jüngst der Polizei als Spione gedient und als Lobhudler und Speichellecker der Mächtigen sich verächtlich gemacht; Glücksritter, die Allem, was ihrer Ehrsucht und Geldgier entgegentritt, den Untergang geschworen, sie haben sich, mit dem verwandten Literatenpöbel anderer Länder, dort der freien Presse bemächtigt, und sie zur wahren Pest des ganzen Volkes gemacht. Alles, was einen geordneten, gesetzlichen Zustand herbeiführen könnte und das Ansehen der rechtmäßigen Behörden wieder herstellen, wird von ihnen mit Geifer und giftigem Grimm verfolgt, um den Zustand der Revolution, der sie die großen Herren spielen läßt, in's Unendliche hinauszuziehen. Jede Ausschweifung und Zügellosigkeit wird mit dem Namen der Volkssouverainetät geheiligt. Von Preßfreiheit ist dabei so wenig die Rede, daß es lange Nie-

mand wagen durfte, die Wahrheit gegen die Verführer des Volkes und die übermächtigen Zwingherren, die die Monarchie an den Rand des Abgrundes gedrängt, zu vertreten, wollte er sich nicht den Verfolgungen des aufgehetzten Gesindels aussetzen. Hunderte von strafbaren Fällen sind zur Kenntniß des Staatsprocurators gekommen; allein er hat es bis jetzt noch nicht gewagt, auch nur ein einziges Preßvergehen bei dem öffentlichen Gerichte anhängig zu machen; so hat diese zügellose Presse der Juden und Jacobiner alle Justiz gebrochen, und die wahre Freiheit, den Rechtsschutz und die Gleichheit vor dem Gesetze, vernichtet. Und warum? weil in Wien so gut wie keine öffentliche Meinung besteht, die Gericht gehalten und die Autorität des Gesetzes geschützt hätte; weil die Besseren, die Tüchtigern der Wiener Bevölkerung diesem unflätigen Unfuge fahrlässig, leichtsinnig und feige so lange zugeschaut, bis er ihnen über den Kopf gewachsen. Hätten sie, statt darüber zu lachen, die schlechten Blätter nicht gekauft; hätten sie selbst gute gegründet, oder unterstützt mit Muth und Kraft und Aufopferung; hätten sie die schamlosen, alle sittliche Ordnung vernichtenden Placate *) an ihren Straßenecken nicht geduldet und ihre Verfasser selbst vor Gericht gestellt, und im Interesse des Vaterlandes und der freien Presse selbst, so wie aller übrigen Freiheiten, auf die strengste Bestrafung bei den Behörden gedrungen, und die Frevler als Feinde des öffentlichen Wohles mit stummer Verachtung aus jeder Gesellschaft von Ehrenmännern ausgeschlossen: dann wäre die Freiheit der Presse für Wien eine Wohlthat gewesen, wie sie jetzt eine Quelle des Verderbens für die Hauptstadt und die ganze Monarchie ist. Auch die Zustände von Berlin geben uns leider nur zu viel Veranlassung zu ähnlichen Betrachtungen.

Und wie es sich mit der Preßfreiheit verhält, die gleiche

*) Jüngst verlangte ein solches Wiener Placat von der Regierung die Errichtung von Häusern öffentlicher Liederlichkeit als Wunsch oder Forderung des souverainen Volkes.

Bewandtniß hat es mit allen übrigen Freiheiten, die nicht minder von denen, welche sie genießen wollen, thätige Theilnahme, besonnenen Muth, Aufopferung und einträchtigen Sinn in der Erfüllung der mit ihnen verknüpften Pflichten verlangen, sollen sie nicht in den Händen der Eigensucht und der Bosheit eine Waffe zum Umsturz, zur Gesetzlosigkeit und zur Knechtschaft werden.

Seien wir darum offen und ehrlich, täuschen wir uns nicht. Der würtembergische Minister hat vollkommen recht. Weit entfernt von einer solchen Tüchtigkeit, einem wirklichen Verständniß, wußte die große Masse kaum, um was es sich handelte. Sie jubelte jedem Krawall ihren Beifall zu, und schrie nach, was die Vorschreier vorschrieen. Den Meisten schien es zu genügen, wenn sie den bedrängten Regierungen nur immer weitere und weitere Zugeständnisse durch Drohungen abnöthigten und die gebrochene Autorität vollends vernichteten. Daß ihre Forderungen zum Theil der Art waren, daß keine Regierung der Welt damit bestehen kann, und daß der bloße Anfang ihrer Ausführung, wie z. B. die „Organisation der Arbeit“ in Frankreich gezeigt hat, den Ruin von Hunderttausenden herbeiführen und die ganze Gesellschaft mit dem Untergange bedrohen würde, dazu fehlte ihnen die politische Einsicht; darum kümmerten sie sich überhaupt nicht. Sie meinten, es bedürfe eben nur der Freiheit und einer demokratischen Constitution, und der Pflug würde von selbst pflügen und die Saat ihnen reifen, ohne daß sie eine Hand zum Säen gerührt; der Staat aber, statt Abgaben und Steuern, verhaßte Zeichen und Lasten der Tyrannei, einzufordern, würde künftig alle Staatsbürger wohlhabend und gebildet, glücklich und zufrieden machen und ihnen geben, Herz was verlangst du. Um die Mittel dazu brauchten sie sich nicht zu sorgen, das wäre Sache des Staates; bestand ja hierin eben die Freiheit, das Geld konnte er sich vom Mond herab holen.

Man glaube nicht, diese Schilderung sei übertrieben. Fehlte es uns nicht an Reife und tüchtiger politischer Vorbildung,

wäre die jüngste Bewegung eine natürliche, vollberechtigte Entwickelung und kein sich überstürzender Umsturz gewesen: wie könnten die seichtesten Schwätzer, die unwissendsten Schreier, die charakterlosesten Sudelblattschreiber solchen Anklang bei der großen Masse finden und sie fortdauernd in fieberischem Taumel erhalten? Nur die gänzliche Unwissenheit macht die Leichtgläubigkeit erklärlich, womit so Viele die unsinnigsten Erwartungen von den Früchten einer Revolution als einer heilbringenden Schutzgottheit hegen, und sich mit lügnerischen Phrasen und pomphaften Schlagwörtern, wie z. B. mit der Republik, födern lassen.

Reichte es hin, Barricaden zu errichten und Revolutionen zu vollführen, um ein Volk frei und glücklich zu machen, dann würden die Franzosen gegenwärtig sicherlich eines der freiesten und glücklichsten Völker der Erde seyn. Und dennoch hat nach drei vollständig gelungenen Revolutionen, die das Alte siegreich über den Haufen geworfen, erst jüngst wieder, vier Monate nach dem letzten Siege, ein Kampf die Straßen von Paris mit Bürgerblut überschwemmt, so furchtbar und mörderisch, wie die französische Geschichte keinen zweiten kennt. Ein großer Erzbischof ist mit christlichem Heldenmuth den Opfertod für seine Heerde gestorben; sieben französische Generale sind von französischen Kugeln durchbohrt, und zum Theil meuchlerisch, dem Revolutionshasse und Ingrimm gefallen, und mit ihnen so viele der tapfersten Soldaten, Bürger und Arbeiter; der achte General liegt sterbend an seinen Wunden; die Insurgenten füllen zu tausenden als Gefangene die Kerker der Republik. Was aber das Schrecklichste ist, Frankreich trägt in seiner Brust das trostlose Gefühl, daß die Gräber des Junius nicht die letzten Opfer des unseligen Revolutionskampfes zudecken. Und was ist heute die Freiheit in diesem unglücklichen Lande, nach so ungeheuren Opfern an dem Leben und dem Wohlstande seiner Bürger, die dem jüngsten Umsturze gefallen? Empfängt es nicht aus der Hand der Republik und seiner souverainen, constituirenden Nationalversammlung Gesetze, die es als tyra-

nische, die Nation entehrende und die Freiheit knechtende mit Abscheu den Ministern Louis Philipps vor die Füße geworfen hätte? — Auch der Zustand Italiens, und namentlich die schmähliche Anarchie in dem von radikalen Klubbs tyrannisirten Rom verkündet es laut, daß Barricaden und Revolutionen, demokratische und republikanische Decrete nicht genügen, ein Volk frei, groß, stark, einig und glücklich zu machen.

Und dennoch hat dieser republikanische Revolutionstaumel, einer Cholera gleich, sein zerstörendes Gift auch über manchen der gesegnetsten Striche unseres Vaterlandes ergossen. Jedem, den irgend ein verschuldetes oder unverschuldetes Weh in dieser bedrängnißvollen Zeit drückt; wer einen billigen oder unbilligen, einen erlaubten oder unerlaubten, einen erfüllbaren oder unerfüllbaren Wunsch hegt; wer eine Lust oder Leidenschaft befriedigen, eine Rache kühlen, einen Durst stillen möchte, dem dürfen die eigensüchtigen Marktschreier nur das Banner der Revolution zeigen und den Namen der Republik als große Allerweltsbeglückerin nennen, und sie finden, trotz des furchtbaren Gottesgerichtes, welches in Frankreich und Europa über dieß wühlerische Treiben ergeht, nur allzu leicht Glauben. Was in allen Klassen und Lebensverhältnissen der Menschheit nur irgend nicht nach Wunsch ist, soll sich sogleich ohne alle Anstrengung und Mühe umwandeln, wenn du nur das republikanische Wünschhütlein mit der rothen Hecker-Feder aufgesetzt. Der Vortheil eines Jeden, der so sehr dabei betheiligt ist, schenkt ja gern einer solchen glückverkündenden Lehre Gehör, die nichts anderes zu ihrer Verwirklichung forbert, als nach Umständen eine Sturmpetition mit Katzenmusik, einen kleinen Krawall mit Barricaden, oder höchstens einen kurzen Freischaarenzug!

Ueberschauen wir einen Theil der Schaaren der Gläubigen, an die sich das neue republikanische Evangelium wendet: da ist ein Bauer, dem die Steuer zu hoch, und das Grundstück, das ihm bei der gleichen Erbtheilung zugefallen, zu klein ist; ein Wirth, der abgewirthschaftet hat; ein Fuhrmann, dem

die Eisenbahnen, ein Segelschiffer, dem die Dampfschleppschiffe den Verdienst geschmälert; ein Meister, dem durch die freie Ansässigmachung der Meister zu viele und der Kunden zu wenige geworden sind; ein Geselle, den umgekehrt der Zunftzwang hindert, die Zahl der Meister zu vermehren, und der nun den Gewinn mit dem Meister theilen möchte; ein Fabrikherr, den der Absatz zu gering, der Preis der Waare zu niedrig und der Arbeitslohn zu hoch bedünkt; ein Fabrikarbeiter, dem wieder umgekehrt der Lohn zu niedrig und die Arbeitszeit zu lang scheint; ein Schuldner, den seine Gläubiger bedrängen, und ein Gläubiger, der von seinen Schuldnern nichts bekam, weil sie nichts haben; ein Schulknabe und ein Turner, die: „ein freies Leben führen wir", singen, und denen das Faulenzen besser behagt, als das Lernen; ein Student, der lieber regieren als studieren möchte, und größeren Gefallen an einem lustigen Krawall, als an einem rigorosen Examen findet; ein Pfarramtscandidat, dessen ganzes Credo lautet: „wer nicht liebt Wein, Weiber und Gesang, bleibt ein Narr sein Leben lang"; ein Professor, der lieber auf der Bierbank, als auf dem Katheder docirt, und dem kein Vater seinen Sohn, ein Advokat, dem kein Client seinen Prozeß, und ein Doctor, dem kein Patient seine Katze anvertrauen mag; ein Edelmann, der Ehre und Gut verlumpt hat; ein Soldat, dem der Friede zu lange gedauert, und der einstweilen mit Sack und Pack im Rausche durchgebrannt ist; ein Commis, der die Einnahme seines Herrn in der Spielhölle durchgebracht hat und Rechnung ablegen soll; ein Jude, der Actien auf alle Revolutionen genommen und in Kirchengütern speculirt; endlich alle die hochstrebenden Seelen, die mehr werden möchten, als sie sind, die sich verkannt fühlen, die eine große Reihe von Adspiranten neben und vor sich sehen, die entweder ganz bescheiden, nach langer Brautschaft mit mäßigem Einkommen, endlich auch einmal heirathen möchten, oder die von edlerem Ehrgeiz erfüllt, in einem großartigen Wirkungskreis sich durchaus dem allgemeinen Besten opfern wollen: da haben wir einen bürgerlichen Schuh-

putzer, der gerne königlicher Hoftheater-Lampenputzer werden möchte; einen königlichen Hoftheater-Lampenputzer*), den

*) Bekanntlich war, um nur ein Beispiel anzuführen, Herr Robert Blum zuerst Spengler, dann wurde er Theater-Lampenputzer, Theater-Billeteur, deutschkatholischer Volksredner und Seelenhirt, Buchhändler, Leipziger Stadtverordneter, Journalist, endlich Abgeordneter zum Frankfurter Parlament, wo er eine Weile die republikanische Linke anführte, wie er einst die Deutschkatholiken angeführt hatte. — Welche Verwandlungen wird dieser Proteus noch durchlaufen? Die constituirenden Nationalversammlungen von Paris, Berlin und Wien und den in italienischen Staaten weisen sicherlich verwandte Charaktere und Carrieren in Menge auf, und die neuen sogenannten Reformministerien seit der Februarrevolution desgleichen. Ist es ja doch eine der gefährlichsten Seiten unserer neuen Verfassungsformen, daß die Minister aus der siegreichen Opposition der Kammern und der Presse hervorgehen; eine Einrichtung, die, wenn ihr nicht andere Institutionen das Gegengewicht halten, nur dem unruhigen Ehrgeiz der Demagogen ein Privilegium verleiht, und mit der Ruhe und der gesetzlichen Freiheit und Fortentwicklung der Staaten schlechterdings unverträglich ist; denn wie oft geschieht es nicht auf diese Weise, daß nicht das Wohl des Volkes und die Verbesserung und Erleichterung seiner Zustände die letzte Triebfeder der maßlosen Oppositionsmacherei unserer Tage ist, sondern die gemeinste Eigensucht, die nach einem Ministerportefeuille oder einer hohen Stelle strebt, und sich oft selbst belügt, es geschehe all diese Wühlerei nur um des Vaterlandes willen. Auf diesem Wege sind die unfähigsten, die unwissendsten und verächtlichsten Menschen, zum Ruin der Länder und Völker, in die Ministerien eingedrungen. Besteht ja doch die vorzüglichste Stärke eines Oppositionsmannes eben darin, seinen Gegnern, den Ministern, Verlegenheiten zu bereiten, ihre Schwächen aufzudecken, ihre Plane zu desorganisiren, ihre Autorität zu untergraben, ihre ganze Wirksamkeit zu hemmen und sie mit immer neuen, immer weiter gehenden Forderungen und Drohungen ohne Rast und Ruhe zu bestürmen, und da diese Eigenschaften gerade die umgekehrten eines guten Ministers sind, der versöhnen und aufbauen, ordnen und leiten, die Autorität aufrecht erhalten und den Vollzug der Gesetze überwachen soll: so müssen nothwendig alle Geschäfte, und mit ih-

Hofschauspieler; einen Hofschauspieler, der Zeitungsschreiber; einen Zeitungsschreiber, der Deputirter; einen Deputirten,

---

nen die theuersten Interessen eines Landes, dem Bankerott entgegengehen, wenn Männer der Opposition das Portefeuille erhalten, die sich eben nur durch Oppositionsmacherei ausgezeichnet, von den wirklichen Geschäften aber nicht die geringste Kenntniß haben. Und was ist die weitere Folge? Sind sie nun endlich Minister, hat dann die arme Seele Ruhe? Hört die Hetzerei auf? Mit nichten! das alte Lied wird eben wieder von Neuem angefangen. Da nämlich die neuen radikalen Minister alsogleich einsehen, daß es leichter ist zu tadeln, als besser zu machen; daß die Macht des mächtigsten Ministers vielfach eine sehr beschränkte ist; daß gar viele Uebelstände nicht von seinem Willen abhängen, sondern in einer heillosen Verkettung von Umständen begründet sind; daß die unbedingte Ausführung der Reformpläne andere und vielleicht größere Uebelstände herbeiführen würde; daß kein Staat ohne Achtung der Autorität bestehen kann, und sie sich daher gegen übertriebene Forderungen vertheidigen müssen: so werden sie nun ihrer Seits nothwendig conservativ, und predigen Ordnung und Mäßigung, während die Opposition des Fortschritts über böswillige Täuschung schreit und gegen sie als Verräther und Reactionaire tobt und wüthet, bis die Bedrängten ihren glücklicheren Gegnern das Feld geräumt. Dieß ist der alte langweilige Tanz, den wir in Frankreich so oft gesehen, und der nun in aller Welt und auch in Deutschland Mode werden soll. Daß das Volk die Kosten dieser Komödie, die der Ehrgeiz seiner angeblichen Freunde und Vertrauensmänner aufführt, zahlen muß, versteht sich von selbst. In Frankreich hat dieser Gang der Dinge dahin geführt, daß in Folge der jüngsten Revolution theilweise die verworfensten und tollsten Subjecte in die höchsten Stellen des Staates eindrangen. Wie sie von jeher Opposition gemacht und gegen die alte Ordnung conspirirt, so conspirirten sie auch gegen die neue zu Gunsten der blutrothen Republik und einer allgemeinen Plünderung des Eigenthums. Nur durch ihre hochverrätherische Unterstützung ist der jüngste Aufstand der verführten unteren Klassen so furchtbar und blutig geworden, und hat Frankreich dem Genusse einer ruhigen, gesetzlichen Freiheit ferner denn je entrückt. Allein spricht man in Deutschland von der Nothwendigkeit eines Gegengewichtes gegen dieses verderbliche Uebergewicht, das

der Landesminister; einen Landesminister, der Frankfurter Parlamentsmitglied; ein Frankfurter Parlamentsmitglied, das

---

die neuen Formen dem Ehrgeize der Demagogie einräumen, spricht man von der Würdigung des Grundbesitzes, von der Achtung der Corporationen, von einer zweiten Kammer: so schreit die Camarilla der Volksschmarotzer: Reaction! Reaction! und die gedankenlose Menge, die Wechsel und Scandal liebt, und die Freisinnigkeit und Vaterlandsliebe nach der Frechheit der Zunge mißt, blöckt ihnen Beifall zu. In England gehen auch die Minister aus der siegreichen Opposition hervor; allein England besitzt andere Einrichtungen, die es verhindern, daß nicht der erste beste Journalist, der lange heimlich in einem Schmutzblatt agitirt, und dann offen die Fahne des Aufruhrs auf einer Barricade aufgepflanzt, oder seinem Fürsten in der Kammer mit dem Schicksale Ludwigs XVI. gedroht, zum Lohne dafür sofort seinen siegreichen Einzug in das Ministerium hält; England weiß den Grundbesitz zu würdigen; England besitzt mächtige Corporationen, die ihr Interesse gegen maßlose Opposition und Wühlereien in der Kammer und der Presse zu wahren wissen; es besitzt persönliche Freiheit und Freiheiten der Gemeinden, die ihre Rechte nicht den Launen der Barricadenhelden und Katzenmusikanten der Hauptstadt preisgeben; England bezahlt den Abgeordneten seines Unterhauses keine Taggelder, und läßt die Lords seines Oberhauses nicht durch die erste beste Emeute auseinander jagen. Daß ein revoltirender Haufe in London die Verfassung stürzen und über Nacht dem Lande die Republik aufzwingen könnte, ist in England unmöglich; England ist nicht wie Frankreich in Präfecturen getheilt, es hat keine centralisirte Bureaukratie, seine Minister haben nicht, gleich den französischen, 600,000 Stellen zu vergeben, eine Lockspeise für die Abgeordneten und Journalisten, so lange zu agitiren und opponiren, bis sie eine erhascht haben; England besitzt einen politischen Nationalgeist, einen praktischen Instinct der Selbsterhaltung, der Männer nicht in den Geschäften duldet, die nichts davon verstehen und sie ruiniren; es besitzt einen Volksgeist, der sich um den Thron schaart, wenn er die Monarchie in Bedrängniß sieht, und der in Augenblicken der Gefahr auf die Ausübung eines seiner Rechte oder Freiheiten verzichtet, um die Freiheit selbst zu retten, die ohne gesetzliche Ordnung nicht bestehen kann. Bei uns will man auch Freiheit; allein die Pflichten erfüllen, welche sie fordert, und die

Reichsminister; einen Reichsminister, der Präsident der einen und untheilbaren deutschen Bundesrepublik, und einen Bundespräsidenten, der ein Napoleon II., und Kaiser von Gog, Magog und Demagog werden, und den Papst und sämmtliche Fürsten auffpeisen möchte — sie alle werden mit der Revolution und der Republik vertröstet, und sie alle sind nur gar zu geneigt, in ihr die Jacobsleiter zu sehen, die sie in den Himmel ihrer Wünsche hinauftragen soll. Und nicht sie allein sollen ihrer Segnungen theilhaft werden; Niemand, auch nicht der Letzte, der Elendeste, soll leer ausgehen; denn wird künftig der Wilddieb und der Forstfrevler ungescheut und ungestraft seinem edlen Beruf nachgehen können, so wird auch der Straßenräuber in seinem Gefängniß, der Brandstifter, der Falschmünzer, der Wechselverfälscher auf der Galeere, ja der Mörder selbst auf dem Hochgericht den Namen der rothen Republik an jenem Tage segnen, da sie durch ihr heiliges Machtwort und vermittelst der Guillotine der großen Wahrheit gesetzliche Kraft verleihen wird, daß das Eigenthum ein Diebstahl und die Justiz ein Verbrechen an der Menschheit ist. Denn daß das letzte Ziel der jüngsten französischen Umwälzung des 24. Februars gegen das Eigenthum, als das größte und drückendste aristokratische Vorrecht der alten Ordnung, gerichtet war und noch gerichtet ist, und daß die in den blutigen Juniustagen besiegte Partei eine allgemeine friedliche Gütertheilung oder eine Besteuerung, die einer Theilung ziemlich gleich käme, oder nach Umständen auch eine gewaltsame allgemeine Plünderung des Eigenthums beabsichtigte, das ist so gut wie gewiß. Wer noch daran zweifelt, der denke nur an die fünfhundert oder tausend Millionen, die als erster Huldigungsgruß und als Abschlagszah-

Bedingungen und Schranken sich gefallen lassen, unter denen sie möglich ist, das will man nicht, und wer sich nicht zum Volksschmarotzer herabwürdigt und nicht der Souverainetät des entzügelten Pöbels schmeichelt, der wird als Reactionair in die Acht erklärt. Wer darf sich darum wundern, wenn wir statt Freiheit Anarchie haben.

lung von den Besitzenden der rothen Republik dargebracht werden sollten, und an die Rede, welche Proudhon in diesen Tagen vor der entrüsteten Nationalversammlung gehalten. Nicht minder gewiß ist aber auch, daß diese dem Eigenthum und dem Familienbande feindliche Gütervertheilungs-Partei zahlreiche Anhänger in Deutschland zählt, die sich schon so sicher fühlen, daß sie aus ihren Absichten nicht das geringste Geheimniß machen, und ihre Räubermoral von allen Dächern predigen. Hört man sie, — und ihre Stimme dringt bis in die Paulskirche von Frankfurt, — so können sich die Besitzenden noch glücklich preisen, wenn man sie, statt sie zu guillotiniren, nach Amerika transportirt, während die Besitzlosen sich in ihr Hab und Gut in Europa theilen.

Wie man in dieser Weise der Menge glauben macht, die unaufhaltsame Durchführung der Revolution bis zum Sturze der Monarchie und zur Einführung schrankenloser demokratischer Staatsformen nach dem Muster der rothen Gleichheits-Republik werde nicht nur alle gegenwärtigen Uebelstände von Grund aus heilen, und alle die uralten Ungerechtigkeiten gut machen, und jeden Wunsch, jede Hoffnung erfüllen; eben so bemüht man sich, die leichtgläubige Unwissenheit der Massen zu überreden, die Fürsten und die Regierungen seien an allem und jedem Unglück, bis auf Cholera und Kartoffelkrankheit, schuld, nur sie seien das einzige Hinderniß, welches der neuen Glückseligkeit im Wege stünde; seien sie aber einmal gefallen, so werde alsobald die neue glückliche Zeit der Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit beginnen.

Wer wollte, wer könnte die Sünden und Versäumnisse der Fürsten und Regierungen läugnen? Daß aber nicht sie allein, sondern daß auch die Völker durch die feige und fahrlässige Vertretung ihrer Rechte, durch eigene Entwürdigung, durch frechen Unglauben und Sittenlosigkeit, die alle Bürgertugenden vernichten, namentlich in den großen Städten, vielfach gesündigt und sich dadurch um manches ihrer Rechte und Freiheiten selbst gebracht oder ihrer sich unwürdig gemacht, das

von schweigen die Volksschmarotzer. Und sieht man denen, die heute am lautesten und frechsten gegen die Fürsten schreien, und dem mißleiteten Volke stets in die Ohren rufen, seine Souveränetät, seine unbeschränkte Machtvollkommenheit bestünde darin, daß ihm Alles und Jedes erlaubt sei, sieht man ihnen fester in die Augen, so erkennt man nicht selten charakterlose Wichte in ihnen, die gestern noch am niederträchtigsten vor der Gewalt gekrochen sind, und sich ihr zum feilsten Werkzeuge dargeboten; während sie heute bewährte Ehrenmänner als Reactionaire verdächtigen, die ihr ganzes Leben unter Opfern und Gefahren der wahren Freiheit gedient. Allein als unverantwortliche und souveraine Vertrauensmänner des Volkes haben sie ja das Recht, Jeden zu beschuldigen und zu verdächtigen, ohne daß es eines Beweises bedürfte, wie einer der republikanischen Linken in Frankfurt es jüngst ausdrücklich verkündete. Fragt man aber, welche Bürgschaft ihr eigenes vergangenes Leben für die Reinheit ihrer Absichten und die Aufrichtigkeit ihrer Worte darbiete, so ist auch das eine reactionaire Anmaßung, die nicht geduldet wird. Wühlen und immer wühlen, verläumden und verdächtigen, aufwiegeln und entzweien ist darum auch das Losungswort der großen Hetzmeister unserer Tage, denen nichts so verhaßt ist und gefährlich scheint, als wenn der Zustand der ewigen Revolutionirung einmal aufhörte, und mit der Achtung vor den Gesetzen auch das öffentliche Vertrauen zurückkehrte, und statt des allgemeinen Umsturzes eine gütliche Vereinbarung und gesetzliche Entwicklung möglich würde. In dieser Absicht scheuen sie sich nicht, zur offenen Auflehnung gegen die gesetzlichsten Verfügungen aufzufordern, während ihnen das allgemeine Wahlrecht Waffen in die Hand geben und die Abschaffung der Todesstrafe ihr Leben sicher stellen soll. In diesem Geiste sagte jüngst der Advokat Wesendonk, Mitglied der deutschen Reichsversammlung für Düsseldorf, in der republikanischen Volksversammlung auf dem Heidelberger Schloß nach Auflösung der demokratischen Vereine: „Constituirt sofort neue demokratische Vereine durch ganz Baden. Oder erklärt: wir

lösen uns nicht auf. Ich hoffe Ersteres, besonders von dem demokratischen Studentenverein — beschließt die Amnestie selbst! Weist die zurück, die Euch von der Ordnung predigen. Seyd Wühler! Seyd Wühler! dieß ist die größte Tugend!"

Während so Mitglieder der Reichsversammlung selbst Empörung predigen und die Reichsversammlung in demokratischen Zusammenkünften und bei Schenkgelagen dem Haße und der Verachtung des rohen, trunkenen Haufens preisgeben, erklären Heckers Genossen, Struve und Heinzen in ihrem „Revolutionsplan" jedes Mittel zum Zweck der Herstellung der Republik für rechtmäßig; sie proclamiren im voraus Suspension des Rechtsganges, Freilassung der Diebe und die Einziehung des Vermögens aller derer, welche als Vertreter der bisherigen Verfassung sich gezeigt. Und was geschieht unterdessen in der Paulskirche? Scandal über Scandal, Scandal auf der Gallerie, Scandal auf der Linken, Scandal auf der Rechten, Scandal auf der Tribüne, Scandal unter der Tribüne. Hagen spricht für Straflosigkeit des Hochverräthers Heckers und Aufnahme in die Versammlung, weil die Versammelten selbst ja alle Hochverräther seien; und in demselben Augenblicke, wo die Heckerfreunde auf den Gallerien durch ihr Gebrüll und schamloses Hohngelächter die erwählten Vertreter des gesammten deutschen Volkes, in dieser Amnestiefrage wiederholt zur Aufhebung der Sitzung zwingen, kränkt der Advokat Brentano muthwillig die Preußen, und Advokat Simon von Trier nimmt die Unverantwortlichkeit politischer Hochverräther in Anspruch und erklärt ohne Scheu: wie es sich von selbst verstehe, daß man fortfahren werde, friedlich republikanische Propaganda zu machen; republikanische Propaganda mache auch er und mache jeder gute Republikaner, und wenn die republikanische Partei einmal eine große Mehrheit gewonnen habe, so werde sie nicht darauf warten, bis der letzte der alten Mehrheit, das heißt der letzte Vertreter der constitutionellen Monarchie, überwiesen sei.

Dieß sind allerdings traurige und erschreckende Zeichen nicht bloß einer politischen, sondern auch einer sittlichen Zer-

rüttung und Verkommenheit, der selbst der Instinct der Selbsterhaltung abhanden gekommen. Denn würde es diesen Brandstiftern gelingen, dem großen Feuer, das sie schüren, die Herrschaft zu verschaffen, daß alsdann die wilden, entfesselten Flammen sie selbst unter den Ersten fressen würden, ist nur zu gewiß nach jenem unerbittlichen Gesetze der Nemesis, welches auch für Revolutionen gilt, daß jedes Verbrechen seine eigene Strafe und Rache gebiert, und daß die Henker von heute die Gehenkten von morgen sind, indem die zahmeren und gemäßigteren Frevler immer den wilderen, und die wilderen stets den wildesten und reißendsten den Platz räumen, wie die Geschichte der Guillotine in der ersten französischen Revolution an hundert Beispielen gezeigt.

Indessen könnte man immerhin dem nüchternen, verständigen, gesunden Sinne unseres deutschen Volkes vertrauen, daß es sich, sobald der erste Sturm der aufgeregten Gefühle vorüber, von selbst zurecht finden, und dieser wahnsinnigen, zerstörungssüchtigen Wühlerei mit aller Entrüstung entgegentreten würde. Man könnte hoffen, diese wilden Sturmfluthen der Revolution würden, so bald die Besinnung zurückgekehrt, sich von selbst in das Bett wohlthätiger Reformen zurückziehen, da ja in der Regel jede Revolution eine Folge rechtzeitig versäumter Reform zu seyn pflegt. Allein was die revolutionären Zustände der Gegenwart unendlich verschlimmert, was die Gefahr in's Unendliche steigert und die größte, einträchtige Anstrengung zur Rettung gebieterisch erheischt, das ist ein Grundübel, welches an dem Herzen unserer heutigen Gesellschaft zerstörend nagt: wir meinen das Proletariat, das sich mit der wachsenden Verarmung, dem Pauperismus, immer zahlreicher, immer drohender den Besitzenden und aller gesellschaftlichen Ordnung, sei sie nun eine monarchische oder republikanische, gegenüber stellt.

Alle unsere neue Staatsweisheit ging auf Vermehrung der Steuerpflichtigen, der Consumenten und Produzenten, auf Vermehrung der Bevölkerung aus. Ihr Bestreben ist ihr nur zu

gut gelungen. Mit dem Fallen aller alten Schranken, mit der unendlichen Zertrümmerung des Bodens, mit der freien Concurrenz in den Gewerben, der freien Ansässigmachung, der unbeschränkten Entwicklung des Fabrikwesens sind jene zahllosen Massen herangewachsen, die sich in den großen Städten anhäufen, und die, ohne eigenen Besitz, auf die Arbeit ihrer Hand von heute auf morgen angewiesen sind. Da aber mit ihrem immer rascheren und vermehrten Anwachsen die Ergiebigkeit des Bodens keineswegs in gleichem Maße zugenommen und hinwiederum mit der Mehrung der Hände Arbeit und Verdienst, statt sich zu steigern, sich vermindert: so sehen sich Tausende und Tausende, sobald Handel und Wandel mit dem wankenden Vertrauen eine Störung erleiden, außer Brod gesetzt, und beim Eintritt eines Mißjahres von dem Hungertode bedroht. Zugleich mehrte die Lockerung der religiösen und sittlichen Bande die Zahl brodloser Heirathen und wilder Ehen, und mit ihnen wieder die Zahl verwahrloster Kinder. So wurde jener vierte Stand geschaffen, der ungleich zahlreicher und gefahrdrohender dem dritten Stande, dem besitzenden Bürgerthume, heutigen Tages sich gegenüber stellt, als dieser dritte Stand, die Bourgoisie, vor der ersten französischen Revolution den beiden ersten Ständen gegenübertrat und sie bewältigte. Um nur ein Beispiel anzuführen: Frankreich zählte vor der ersten Revolution vierundzwanzig Millionen Einwohner, gegenwärtig über sechsunddreißig, und dieser große Zuwachs fällt größten Theils den Reihen seines Proletariats anheim. Die Vermehrung der Bevölkerung so mancher deutschen Stadt zeigt das gleiche Ergebniß; dasselbe furchtbare Mißverhältniß zwischen den Besitzenden und den Besitzlosen, zwischen den Arbeitgebern und den Arbeitnehmern. Daß aber Familien, die vom frühesten Morgen bis zum späten Abend, von der zartesten Kindheit bis zum gebrechlichen Alter, in allen ihren Gliedern mit Noth und Elend ringen, um ihr Daseyn kümmerlich zu fristen, gar oft ihren Kindern keine Aufsicht, keine religiöse und sittliche Erziehung angedeihen lassen können, und diese Verwahrlosten daher an Leib

und Seele verkommen müssen, ehe sie nur gereift sind, ist leicht begreiflich. Die nothwendige Folge dieser Mißstände ist, daß unsere Städte, und je größer sie sind, um so mehr, in ihrem verborgenen Schooße, neben dem schrecklichsten leiblichen Elend, jene furchtbare Fülle sittlicher Verderbniß bergen, jene unheimlichen Gestalten, die in den verhängnißvollen Tagen der Stürme, der Krawalle und Emeuten aus allen Schlupfwinkeln hervorgekrochen kommen, wie Geier und Wölfe, die am Schlachttage die Verwundeten und Sterbenden beutegierig umschleichen.

Ein Umstand jedoch, der nicht genug beachtet werden kann, ist der, daß dieß Proletariat keineswegs sich einzig und allein auf die unteren arbeitenden Klassen, die von ihrer Hände Arbeit leben, beschränkt. Es steht diesem Proletariat der Arbeiter ein gebildetes, ein der Feder und der Rede mächtiges, zur Seite. Die Söhne dürftig besoldeter Beamten, die Jahre lang vergeblich auf eine Anstellung harren, — da ja auch die Anstellungen sich nicht mit der Zahl der Kinder vermehren — die Söhne von Eltern, die den Besitzenden angehörten, deren Erbe aber bei der fortdauernden Theilung auf nichts herabgesunken; ferner die Söhne jener zahlreichen Klasse, die selbst eine bessere Erziehung genossen, die aber bei der Uebervölkerung und in der Noth der Zeit das Ihrige verloren und ihren Kindern kein anderes Betriebskapital für das Leben mitgeben konnten, als eine mehr oder minder mangelhafte Erziehung, und eine oft bloß äußerliche, oberflächliche Bildung; endlich jene nicht minder zahlreiche Jugend, die, den unteren arbeitenden Klassen entsprungen, mit ihrem beschiedenen Loose als Bauer oder Handwerker nicht zufrieden, durch Eintritt in den Staatsdienst oder in die industriellen Kreise höher hinaufstrebt, Leute, die nicht selten ohne materielle und ohne geistige Mittel, bei der großen Concurrenz nie der bedrängnißvollsten Lage zu entrinnen vermögen: diese alle bilden ebenfalls eine Masse von Besitzlosen, welche die großen und kleinen Städte überfüllen, und Arbeit und Verdienst suchen. Auch auf ihnen lastet der Fluch der Uebervölkerung mit drückender Schwere. Obschon sie ein

feineres Kleid tragen, obwohl ihre Sprache eine gebildetere ist, und ihre Ansprüche und Bedürfnisse größer sind: so ist dennoch ihre Noth ungleich drückender, als die der arbeitenden Klassen, und ihr Loos ein um so sehr traurigeres und härteres. Vorzüglich an die Feder angewiesen, ist die Presse, insbesondere die Journalistik das Feld, dessen Bestellung ihnen zugefallen. Sie zählen in ihren Reihen der talentvollsten und tüchtigsten Kräfte nicht wenige, denen oft nichts fehlt, als ein Wirkungskreis. Gewiß verdient daher auch ihre bedrangvolle Lage, die gar oft einer noch traurigeren Zukunft entgegengeht, so gut wie das Geschick der Arbeiter, alle Berücksichtigung von Seiten der Regierungen und der Kammern. Allein eben so begreiflich ist es auch, daß sich gerade aus ihrer Mitte die gefährlichste Menschenklasse bilden muß, die Pest unserer heutigen Zustände, die Pflanzschule der verworfensten und verderblichsten Demagogie. Wir meinen jenen feineren Pöbel, der innerlich roher und verdorbener ist, als der gemeine, jene Halbgebildeten, die von Haus aus ohne religiösen und sittlichen Grund, mittellos in's Leben und in eine zerrissene, tief aufgeregte, zweifelsüchtige, hochmuthvolle und genußgierige Zeit hinausgeschleudert wurden, die dann im Kampfe mit Noth und Elend und in schlechter Gesellschaft vollends verkommen, und nun Haß und Neid im Herzen und die Seele voll bitteren Grolles gegen einen Zustand der Gesellschaft, — der ihnen nur Jammer und Entbehrung geboten, während er oft die Unwürdigsten mit Reichthümern, Ehren und Genüssen überhäuft, — ohne Glaube, ohne Liebe zum Vaterland, ohne Anhänglichkeit an Familienbande, die sie nicht gekannt, sittlich versunken, nach sinnlichen Genüssen lechzend und nach Rache dürstend, kein anderes Trachten kennen, als Umsturz und Zerstörung. Für dieses Ziel fanatisch begeistert, weihen sie ihm alle Talente, womit sie Gott ausgestattet, und alle die Künste von Lug und Trug und teuflischer Bosheit, die sie in der Gesellschaft der Menschen, in einem liederlichen, lastervollen Leben erlernt. In ihnen, den Nachfolgern jener landfahrenden Landsknechte, den Söldlingen aller

Herren und Parteien, findet daher auch jede Revolution bereitwillige Werboffiziere und Hauptleute. Bundesgenossen finden sie selbst aber an allen Unzufriedenen, an allen unruhigen Geistern, die glücklicher geboren als sie, dennoch von dem Schwindel dieser Zeit ergriffen wurden, und an allen, die die Laster eines langen, faul gewordenen Friedens angesteckt, die mit sich, mit Gott und der Welt zerfallen sind, oder die ein brennender, unbefriedigter Ehrgeiz verzehrt. Als schlagfertiges Heer aber, welches sie gegen die bestehende gesellschaftliche Ordnung und das drückendste aller Vorrechte, das Eigenthum und den Familienverband, in's Feld zu führen gedenken, stellt sich ihnen natürlich jenes ihnen in seiner Noth verwandte Proletariat der arbeitenden Klassen mit seinen tausenden von Armen und Fäusten dar. Sie dürfen es nur für ihre Plane eines allgemeinen Umsturzes gewinnen, es organisiren und bewaffnen, um sich bei seiner Ueberzahl in einer siegreichen Revolution als Herren aufzuwerfen, und als Theilungscommissäre die Ungleichheiten des Eigenthums auszugleichen. Folgen wir ihrem Wirken in den verschiedenen Ländern Europa's, so ist nicht zu verkennen, daß sie erschreckende Fortschritte gemacht haben.

Zuerst auf die Feder und das Wort beschränkt, bilden Presse und Volksversammlungen den Beginn ihrer Thätigkeit. Da die Kraft der mittellosen noch unbewehrten Massen in der Zahl besteht, so liegt es in ihrem Interesse, daß in dem Neubau unserer Verfassungen die unbedingte republikanische Gleichheit als herrschendes Princip gelte, in der Weise, daß alle Einzelnen einander vollkommen gleich berechtigt sich einander gegenüberstehen, und daß überall, nicht die innere Kraft, die innere Würde und Bedeutung, sondern die Zahl den Ausschlag gebe. Denn entscheidet die Mehrheit, so leben sie der Ueberzeugung, daß die Herrschaft über kurz oder lang ihnen zufallen muß, da ja die Besitzlosen und Ungebildeten, an deren Spitze sie stehen, die Mehrheit gegen die Besitzenden und Gebildeten ausmachen. Allgemeines Wahlrecht, allgemeines Wehrrecht, allgemeine Volksbewaffnung, allgemeines Vereini-

gungsrecht und allgemeines Versammlungsrecht, mit unbedingter Freiheit der Rede und der Presse, sind daher überall ihre Losungsworte; und zwar sollen ja keine beschränkenden Gesetze die bestehende Ordnung gegen den Mißbrauch dieser Rechte und Freiheiten schützen; die Hand der Gerechtigkeit soll keine Macht über einen politischen Verbrecher haben, und keine Todesstrafe den Hochverräther schrecken.

Haben sie all diese Zugeständnisse erlangt, dann beginnt das eigentliche Werk ihrer republikanischen Wühlerei und Volksbearbeitung, die Aufwiegelung und Organisirung der Massen nämlich.

Wie sie selbst, diese Hetzer, zumeist die angesteckten und wurmstichigen Glieder des gebildeten Proletariats sind, so stehen sie auch in nächster Beziehung zu dem verdorbenen Auswurfe des arbeitenden Proletariats, zu jenen arbeitscheuen Arbeitern nämlich, die Weib und Kind daheim hungern lassen, während sie selbst im Wirthshaus liegen, und über Gott und die Welt, nur nicht über sich selbst, raisonniren. Die Aussicht als Staatspensionaire auf öffentliche Kosten zehren und faulenzen zu können, ist ihnen sehr einleuchtend. Das bildet den ersten Kern der jungen communistischen Brüderschaft und liederlichen Kameradschaft, die sich die Verbesserung aller Uebel der bestehenden Ordnung durch die neue republikanische Freiheit und Gütergemeinschaft zum Ziele setzt. Der Kreis vergrößert sich allgemach; denn die Führer und Leiter, haben sie sich auch früher nie um die Noth und die Bedürfnisse des Volkes auch nur im mindesten bekümmert, fühlen sich jetzt von der reinsten Menschenliebe durchglüht, geben sich für die wärmsten Volksfreunde aus, die Tag und Nacht an nichts denken, als an sein Elend und wie den Ungerechtigkeiten der Mächtigen und Reichen, die das arme Volk erdrücken, ein Ende zu machen sei. Die Frechheit ihrer Zunge, die nichts verschont, dient als Bürgschaft ihrer aufrichtigen Gesinnung, und wie gut sie es mit ihren „Brüdern" meinen. So verwandeln sich die Sauf-

gelage in „Volksversammlungen;“ denn die Versammelten sind natürlich „das Volk“, und als solches werden „die Brüder“ angeredet. Viele, die bisher mit ihrem Loose zufrieden waren, werden nun erst unzufrieden gemacht; Haß und Neid wird in ihrer Seele erweckt; ihre Begierlichkeit nach Gütern, die sie entbehren, wird angefacht; mit Wünschen und Hoffnungen, deren Erfüllung außer aller menschlichen Macht liegt, werden sie fort und fort aufgestachelt. Nichts ist ja leichter zu bewirken, als eine solche, stets sich steigernde Aufregung der unteren Volksschichten. Denn je mehr der Arme von wirklicher Noth gedrückt wird, um so mehr ist sein Herz solchen schmeichlerischen Verlockungen falscher Freunde zugänglich; wie er die Schilderungen seines Elendes für wahr erkennt und sie als Zeichen wahrer Theilnahme nimmt, so hält er auch alles Uebrige für wahr; und während er jeder Lüge und Verleumdung bereitwillig Glauben schenkt, hört er nur mit höchstem Mißtrauen auf eine Widerlegung oder Warnung. Bei seinem Mangel an Unterricht, an Erfahrung und Einsicht in die politischen und socialen Verhältnisse ist er ja urtheilsunfähig; er ist nicht im Stande, die Wahrheit von der Lüge, das Mögliche und Ausführbare von dem Unmöglichen, das Heilsame von dem Verderblichen zu unterscheiden. Wer sich in sein Vertrauen einmal eingeschlichen, dem glaubt er arglos Alles auf's Wort. Auch darauf achtet er nicht, daß sein „Vertrauensmann“ von Dingen spricht, von denen der oberflächliche, unwissende Schreier selbst nichts versteht, weil er vielleicht wegen schlechter Aufführung von der Schule oder aus seinem Amte gejagt wurde, und in Folge hievon den Entschluß faßte, ein Zeitungsschreiber, ein Volksredner und Volksführer zu werden. So werden die geschmeichelten Arbeitermassen nach und nach, ohne es zu ahnen, die blinden Werkzeuge der eigensüchtigen Absichten ihrer Schmarotzer und Verführer.

Da diese nun gar wohl wissen, daß der Bestand jeder menschlichen Gesellschaft auf gesetzlicher Ordnung, die gesetzliche Ordnung auf Sittlichkeit und Selbstbeherrschung, die Sittlich-

keit auf dem Gewissen und der Religion und Gott ruht: so ist es ihr erstes und eifrigstes Bemühen, das Gewissen der Armen zu verwirren und zu betäuben, und ihnen ihren Halt im Leben, ihren Trost in der Sterbstunde, ihre Religion, ihren Glauben an eine waltende Vorsehung, an einen belohnenden und strafenden Gott, und eine von ihm bestellte göttliche Lehr- und Heilsanstalt aus ihrem Herzen zu stehlen.

Natürlich gehen sie auch hier anfangs sachte einher. Kein Wort gegen Religion, gegen Christus oder Christenthum; nur von schlechten Pfaffen, von geldgierigem Pfaffentrug und unvernünftigem Aberglauben ist die Rede, bis die Ohren der Arglosen sich abgehärtet, und die Redner immer offener und kühner mit ihren letzten Gedanken herausrücken. Ist das religiöse Fundament untergraben: so erliegt die Sittlichkeit den Streichen ihrer frechen Zoten und ihres liederlichen Beispiels schon leichter; die Scheu aber vor Gesetz und Recht und vor der bestehenden Obrigkeit, die allen Rückhalt verloren, fällt mit der Moral von selbst.

Nun das Gewissen beseitigt und alle schlechten Leidenschaften in der Menschenbrust aufgeweckt sind, nun ist der Acker gepflügt und es ist an der Zeit, daß der Same hineingeworfen werde. Da kommen sie denn mit ihrer Lehre von der „Volkssouverainetät“, die nach ihnen in nichts anderem besteht, als daß sie, die Versammelten, „die Brüder“, die ja das „Volk“ ausmachen, die souverainen, selbstherrlichen Götter seien, denen Alles und Jedes erlaubt ist und zusteht, die zu entscheiden haben, was künftig Recht und Unrecht ist, und was stehen bleiben, was fallen und was an seine Stelle treten soll; denn vor dieser „Volkssouverainetät“ in ihrer Unumschränktheit gilt kein Recht und kein Besitz und keine Autorität, welche sie nicht anerkannt hat, und auch die neuen haben nur Gültigkeit auf die Dauer ihrer Anerkennung. „Wählt uns!“ sprechen sie dann zu den gläubigen Massen, „wählt uns zu eueren Vertretern, bekleidet uns mit dieser euerer „Sou-

verainetät""; liegt ja durch das allgemeine Stimmrecht euer Schicksal in euerer Hand: dann wollen wir die Lehre von der allgemeinen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit durch die Aufhebung jeder Ungleichheit wie im Rechte, so auch in der Gewalt und im Eigenthum, endlich zur Wahrheit machen." So kommen sie in die verfassunggebenden Nationalversammlungen, und die Reden, die sie erst in geheimen Klubbs, dann in offenen „Volksversammlungen" geführt, ertönen jetzt, unter dem Beifall der Verbündeten auf den Gallerien, in den Reichsversammlungen. Das Ohr der Nation gewöhnt sich an den Gedanken eines allgemeinen Umsturzes; die Revolution wird vergöttert, ihre Anerkennung gefordert, und die Einführung republikanischer Gleichheit wird als ein Recht der unumschränkten Volkssouverainetät, welcher jedes Recht weichen muß, proclamirt.

Doch immer noch steht der Ausführung ein einziges Hinderniß im Wege. Die Fürsten sind gründlich verhaßt und verächtlich gemacht; die Priester müssen schweigen; die Autotät der Minister und aller Behörden ist gebrochen und eingeschüchtert, daß sie nicht zu mucksen wagen; die Polizei darf sich schon gar nicht mehr sehen lassen; die große Mehrheit der sogenannten Wohlgesinnten, der Ordnungliebenden und Gemäßigten, sieht dem Unfug mit lammfrommer Ruhe zu, raisonnirt zum Zeichen ihrer Freisinnigkeit mit den Schreiern über die Anmaßungen der Minister, der Pfaffen und der Polizei, abonnirt sich auf Hetz- und Schmutzblätter, und thut aus Verzagtheit, als glaube sie an die Aufrichtigkeit der Freiheitsbestrebungen der Aufwiegler, die ihnen das Feuer in's Dach geworfen; wer sich aber erfrecht, zu warnen, wer frei dem Trug und der Heuchelei und der Verblendung entgegentritt, wird als Reactionair, als Jesuit, als Sonderbündler heruntergerissen; somit wären alle Hindernisse der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" glücklich hinweggeräumt; — nur das fatale Militair mit dem altmodischen Zopf seiner Treue, seiner Ehre und seiner Disciplin ist noch übrig.

Gegen das Militair werden also jetzt alle Künste und Hebel der Demagogie in Bewegung gesetzt. Wein, Bier und Branntwein und jede Gelegenheit zur Liederlichkeit und Ausschweifung wird ihm unter schmeichlerischen und aufwieglerischen Reden freigebig dargeboten, den Ruf der Pflicht zu betäuben und die Disciplin zu lockern. Noch heißen die Soldaten Brüder, noch nehmen auch sie an der allgemeinen Souverainetät Theil, noch gehören auch sie zu den Unterdrückten, denen die rothe Raub-Republik jegliche Freiheit verleihen soll. Gelingt es sie zu verführen; gehen sie auf die Ausgelassenheit und Zügellosigkeit ein; sind sie zu jeder Meuterei bereit; geloben sie beim Losschlagen gemeine Sache zu machen: dann um so besser; jeder Unfug und Skandal, der die Mannszucht lockert, wird geduldet und befördert, ist es ja ein Band mehr, das die neuen Kameraden um so fester an die Sache der Freiheit und der rothen Republik knüpft. Verfangen die Künste aber nicht; bleibt der Soldat seiner Pflicht, seinem Fürsten und seinem Fahneneid treu: dann wird die Waffe plötzlich umgekehrt: jetzt ist er kein Bürger, kein Bruder, kein Souverain, kein Mitunterdrückter mehr. Als ehrlose Söldner, als blinde Fürstenknechte, als Verräther der Volksfreiheit, als grausame blutgierige Unterdrücker und Henkersknechte der Tyrannei werden sie dem Haß und der Rache des „Volkes" bezeichnet. Keine Gelegenheit wird versäumt, um Mißtrauen und Erbitterung zwischen Bürger und Militair auszusäen. Die grundlosesten Lügen und Verläumdungen, die gehässigsten Uebertreibungen und Entstellungen machen wie ein Lauffeuer die Runde durch alle Hetzblätter. Einzelne Excesse, das geringste Versehen, oft ein bloßer Zufall, wird durch Verschweigen und Zusätze zum größten Verbrechen. So wird die Stimmung des Publikums immer gereizter, die Haltung des Soldaten schwankender und verzagter; denn wehe! dreimal wehe! über ihn, wenn er „Bürgerblut" vergießt. Reißt aber einmal einem der lange Gereizten und meuchlerisch Angefallenen die Geduld; trifft seine Kugel oder sein Bajonett einen der frechsten Aufwiegler oder vielleicht gar einen der „unschuldigen Neugie-

rigen": dann wird der Gefallene als ein Opfer der Tyrannei mit Pomp zur Erde bestattet; auf seinem Grabe wird jedes freie Männerherz zur Rache gegen die Mörder aufgestachelt; um die misshandelten und verwundeten Soldaten dagegen, um die, welche treu ihrer Pflicht die bürgerliche Ordnung und die gesetzliche Freiheit und Sicherheit gegen selbstsüchtige Volksverführer und ein mordbrennerisches Gesindel, trotz Verlockungen und Drohungen, mit ihrem Leben geschützt und die in diesem Kampfe für das gemeine Beste gefallen sind, um sie hat sich Niemand zu kümmern, sie mögen bei Nacht und Nebel eingescharrt werden, damit „das Volk" ja nicht in „neue Aufregung" geräth; ihr geflossenes Blut ist ja kein „Bürgerblut".

In gleichem Maaße nun, wie durch solche fortgesetzte Bemühungen die moralische Kraft des Militairs gebrochen und ihm die Waffen aus der Hand gewunden werden, wird unter dem Namen der „Volksbewaffnung", in Kraft des freien Waffenrechtes, die Bewaffnung des verwegensten und verworfensten Gesindels betrieben, und müßten die Waffen, wie in Berlin geschehen, auch aus dem Zeughaus geraubt werden. In den Klubbs wird es organisirt und für den Kampf einexercirt. Sofort wird „das Volk" allgemach an die öffentliche Ausübung seiner Souverainetät gewöhnt. Mit lustigen Katzenmusiken und klingendem Fenstereinwerfen bei dem ersten besten Anlaß wird begonnen; die Wohlgesinnten, die Ordnungsliebenden ziehen als neugierige Zuschauer mit; man geht „auf die Revolution" wie man sonst auf die Redoute ging. Sofort werden Uebungen im Pflasteraufreißen gemacht; man sprengt Thore; man errichtet nebenbei noch schüchtern und verschämt die ersten schwachen Barricaden; das heransprengende Militair wird mit Vivat als Brüder begrüßt, will es nicht fraternisiren, so wird es verhöhnt und die Barricaden, die ohnehin nur ein „Scherz" waren, werden verlassen. Bei nächster Gelegenheit wird dann ein Bäckerladen, oder ein Bräuer, oder eine Fabrik gestürmt und versuchsweise ein ganz klein wenig geplündert; das heransprengende Militair wird jetzt schon mit einem groben Steinhagel

empfangen; es hat gemessenen Befehl unter keiner Bedingung von den Waffen Gebrauch zu machen und zieht sich unter Hohngelächter in eine ehrerbietige Entfernung zurück; seine gänzliche Verlegung aus der Stadt als „die Ruhe bedrohend, die Eintracht störend und der Freiheit gefährlich", wird jedoch im Namen des Volkes von der Presse sofort gebieterisch verlangt. Ist nun vielleicht noch gar die eine oder die andere großartige Sturmpetition gelungen und gnädig beschieden worden: dann fühlt man seine Kraft; man glaubt sich seines Sieges gewiß und der Tag zum Losschlagen wird zuerst von den geheimen Klubbs besprochen und, sind alle Vorbereitungen getroffen, öffentlich verkündigt. Wohl besteht noch die constituirende Nationalversammlung, die aus der Wahl der gesammten Nation hervorgegangen, in gütlichem Einvernehmen mit den Regierungen und Fürsten berufen ist, die Mißstände und Nothstände auszugleichen, den gegründeten und erfüllbaren Bedürfnissen nach Gerechtigkeit und Billigkeit zu entsprechen und den Neubau gesetzlicher Freiheit zu gründen. Allein die Hetzer, das Reden haltende und die Feder führende Proletariat der Umsturzmänner, hat den aufgeregten urtheilslosen Massen der unteren Volksschichten solche Hoffnungen gemacht, mit solchen lockenden Verheißungen ihren ungeduldigen Heißhunger aufgestachelt, welche keine irdische Macht und also auch keine Nationalversammlung erfüllen kann. Gleich den übrigen Autoritäten ist daher auch sie schon längst in Verruf erklärt, auch ihre Mehrheit besteht aus Volksverräthern und Fürstenknechten und Reactionairen, die an ihrem Zopf und ihrem Geldsack festhalten. Die Anhänger republikanischer Gleichheit in ihrem eigenen Schooße thun unter dem Gebrüll des Galleriepöbels das Ihrige dazu, die Würde der Versammlung in den Koth zu ziehen und das Vertrauen zu ihr zu zerstören. Von ihr, so ergeht alsdann die Losung in der Presse und in demokratischen Versammlungen, ist nichts zu erwarten; ja gegen sie, das letzte Bollwerk der Tyrannei, muß sich zuerst der „Volkssturm" richten.

Ist nun endlich der ersehnte Tag erschienen, dann wird die

letzte Maske abgeworfen. Die rothe Fahne voraus, die Verwegensten und Wildesten an der Spitze, so ziehen die unabsehbaren Massen der arbeitenden Klassen, geführt von ehrgeizigen Demagogen, von Schwindlern und Fanatikern des Umsturzes, und Glücksrittern des gebildeten Proletariats in bewaffneten Colonnen auf. Den gesetz- und ordnungliebenden Arbeitern, die nicht mitmachen wollen, wird das Bajonett auf die Brust gesetzt und der Tod gedroht, wenn sie der Fahne der Freiheit nicht folgen wollen. Die Vertreter der unumschränkten Souverainetät der bewaffneten Massen stellen nun an die gesetzlichen Vertreter in der Nationalversammlung die Forderungen der rothen Republik: Anerkennung des allgemeinen Umsturzes und der brüderlichen Theilung. Weigert sich die Versammlung in ihr eigenes Vernichtungsmittel einzustimmen: dann werden die Fahnen, auf denen Plünderung, Mord und Brand steht, entfaltet; die Trommeln wirbeln; im Augenblick erheben sich Hunderte von Barricaden; die Häuser werden besetzt und aus dem sichern Hinterhalt der Barricaden, hinter Jalousieen hervor, von den Dächern und aus den Kellern beginnt ein mörderisches Feuer. Die Stunde der Entscheidung hat geschlagen: ob künftig noch ein Gesetz und eine gesetzliche Obrigkeit herrschen und das Eigenthum und der Familienverband fortbestehen oder das Land die Beute raub- und herrschgieriger Volksverführer werden und in Gesetzlosigkeit und wilde Barbarei versinken soll.

Auf diese Weise ohngefähr ist jüngst das furchtbare Wetter über Paris und seine constituirende Nationalversammlung losgebrochen. Die Massen der betrogenen arbeitenden Klassen, die gegen die von der Nation anerkannten höchsten Behörden in's Feuer geführt wurden, waren mit den Millionen des Staates, dem Schweiße der Steuerpflichtigen, gegen die sie ihre Kugeln richteten, in den Nationalwerkstätten selbst organisirt, bewaffnet und eingeübt worden. Sie hatten ihre Munition aus öffentlichen Depots durch ihre Mitverschworenen in den höheren Stellen erhalten. Sie wurden nur besiegt, indem die Mobilen sich nicht zum Treubruch verleiten ließen. Diese Mobilen,

fünfundzwanzigtausend junge Leute, die kühnsten und kräftigsten aus der Mitte der arbeitenden Klassen selbst genommen und den vierfachen Sold der Linie empfangend, sie schlugen sich gegen ihre ehemaligen Genossen der Februar-Insurrection, gegen ihre Brüder und Väter mit verzweifeltem Muthe, und dennoch kostete der Sieg sieben Generalen der Linie das Leben! Wären diese Mobilen zu den Insurgenten übergegangen, hätten diese den Sieg davon getragen, sicherlich wäre Paris die Beute des furchtbarsten Mordes und Brandes und aller höllischen Leidenschaften und unnatürlichen Laster, die in der Menschenbrust schlummern, geworden. Freilich wäre dieser Sieg von keiner Dauer gewesen; ganz Frankreich wäre herbeigeeilt zu seiner Befreiung. Allein welches furchtbare Verderben hätte bis dahin in der unglücklichen Stadt gewüthet! Und wäre sie anders als ein rauchender Schutthaufen, der blutige, verstümmelte Leichen bedeckt, in die Hände ihrer Befreier gefallen? Gar nicht daran zu denken, was geschehen wäre, wenn überall in den großen Städten Europa's auf den Pariser Sieg hin die Bundesgenossen der rothen Republik mit der rothen Feder ihr blutiges Banner aufgepflanzt hätten.

Betrachtungen dieser und verwandter Art, zu denen jeder Tag Gelegenheit gibt, waren es ohne Zweifel, welche überall in unserem deutschen Vaterlande Vereine zum Schutze der bestehenden Ordnung und zu ihrer gesetzlichen Fortbildung gegen gewaltsamen Umsturz hervorriefen. Eine Zeit tiefster Aufregung, leidenschaftlichster Verwirrung; eine Zeit, in der die alten Autoritäten vielfach ihre Kraft verloren, die neuen sich noch nicht befestigt haben, während die entgegengesetztesten Interessen mit maßlosen Forderungen kampfgerüstet einander entgegentreten; eine Zeit, in der die Sünden und Versäumnisse vergangener Geschlechter und Zeitalter zur Abrechnung kommen, und ihre Sühnopfer als Preis der Verjüngung und Neugestaltung verlangen — eine solche Uebergangszeit bringt mit ihren drohenden Gefahren Jedem das Gefühl auf, daß es der Vereinigung aller guten und gesunden Kräfte und der Verstän-

digung und des Zusammenwirkens aller Edlen und Tüchtigen der Nation bedarf, um die heiligsten Güter der Menschheit durch die Sündfluth hereinbrechender Revolutionen in die neue Zeit zu retten; und diese Gesinnung war es auch, welche die Männer beseelte, die in München im Monat Mai dieses Jahres zusammentraten, um den Verein „für constitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit zu gründen."

Entschiedene Gegner jener unbeschränkten fürstlichen Willkürherrschaft von oben, die mit ihrer Polizei und ihrem Beamtenheer Alles und Jedes, das Allgemeinste wie das Besonderste, bis in die Familie, in das Gewissen und in die Sacristei hinein, bevormundet und administrirt, und mit ihrer Censur und ihrem Militär jede Regung eines selbstständigen Geistes niederhält; allein nicht minder abgesagte Feinde der gleich unerträglichen Willkürherrschaft von unten, die im Namen der Volkssouverainetät und tyrannischer Gleichheit ein gleich unumschränktes Demagogenregiment und eine wilde Pöbelherrschaft einführen möchte, vor deren despotischer Allgewalt gleichfalls keine Freiheit, kein Recht und kein Besitz sicher wäre: wollen diese Männer der Revolution die wahre Freiheit entgegenstellen, die, auf religiösem und sittlichem Grunde ruhend, sich selbst beherrscht, die das Recht und die Freiheit eines Jeden innerhalb seines Kreises wie die eigene mit gewissenhafter Scheu heilig achtet, und daher den Fortschritt nicht durch Gewalt und Umsturz, sondern auf dem Wege des Gesetzes und der gütlichen Vereinbarung aller Betheiligten anstrebt. Verschieden von jenen verächtlichen Höflingen der Fürsten, die diesen nur immer von ihren Rechten zu sprechen wissen, verschieden von den niederträchtigen Höflingen der Völker, die diesen einzig von ihren Freiheiten reden, gehen sie von der Ueberzeugung aus, daß jedem Recht und jeder Freiheit auch eine Pflicht zur Seite steht, von deren Erfüllung Heil und Unheil abhängt, und daß keine Herrschaft ohne Achtung der Freiheit, und keine Freiheit ohne Gehorsam und Achtung des Rechtes und der gesetzlichen Ordnung bestehen kann. In diesem Geiste deutscher Freisinnigkeit,

Ehrenhaftigkeit und Treue, wie unsere Väter in den Tagen deutscher Macht und Herrlichkeit sie verstanden, und nicht im Modeton vaterlandsvergessener, französischer Gleichmacherei und revolutionärer Freiheitsschwindelei wurden Programm und Statuten des Vereins abgefaßt.

(Schluß folgt.)

XVIII.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Den 30. Juli 1848.

In Frankfurt ist der Antrag gestellt: „die Nationalversammlung wolle die provisorische Centralgewalt veranlassen, wegen Aufhebung des Cölibatgesetzes mit der römischen Curie in Verbindung zu treten, und zu diesem Ende vorläufig in Ansehung der Wichtigkeit und Eigenthümlichkeit des Gegenstandes einen Ausschuß zur Berichterstattung bestellen." In mehr als einer Hinsicht ist dieser Schritt geeignet, unser patriotisches Selbstgefühl zu demüthigen. Er ist ein Faustschlag in's Antlitz der Freiheit, und wenn Engländer und Franzosen sich zuweilen erdreistet haben, die Behauptung aufzustellen: der Deutsche des neunzehnten Jahrhunderts habe gar nicht mehr die Naturanlage, frei zu seyn, so brauchen sie zum Belege für diese beleidigende Behauptung nur auf jenen Antrag des österreichischen Abgeordneten Gritzner und seiner hundert und zehn Gesinnungsgenossen sich zu berufen. — Es gibt in der That nicht leicht einen politischen Fehlgriff, der schlagender bekundet hätte, in welchem Grade dem Radikalismus, besonders dem österreichischen, jedwede Ahnung fehlt: was Freiheit des deutschen Volkes sei, und was zu seiner Einheit und Eintracht gehöre. Nur aus dieser gräulichen Unwissenheit und Ideenverwirrung, welche bitterer, antichristlicher Haß mit Absicht und freiem Willen fest hält,

läßt sich der einer politischen Versammlung gemachte Vorschlag zum Sturm auf den Cölibat der Geistlichen erklären. Zwingt denn etwa der Staat oder die politische Gesetzgebung in Deutschland die Priester zum Cölibat? Mit nichten! Die Verpflichtung dazu wird nur von Solchen übernommen, die freiwillig, im Glauben und in der Gemeinschaft ihrer Kirche stehend, sich dem priesterlichen Stande widmen. — Und wenn ein Priester diesen Glauben verloren hat, und dann das lästige Joch von sich werfen, aus dem Verein der römischen Kirche scheiden, sich einer andern Religionsgemeinschaft oder auch gar keiner anschließen, oder etwa auf eigene Hand eine neue Kirche gründen will, wer hält ihn davon mit äußerer Gewalt zurück, wer kann ihn daran hindern? Wer hat nach eben denselben Grundrechten, über die gerade jetzt in Frankfurt berathen wird, das Recht oder die Macht dazu? Niemand zwischen Himmel und Erde. Die Kirche verpflichtet allerdings den Priester zur Ehelosigkeit, aber sie verpflichtet weder noch nöthigt sie irgend Jemand, Priester zu werden. Eben so wenig hat sie in Deutschland die Gewalt oder nimmt sie dieselbe in Anspruch: einen Priester, der sich seines Glaubens abthun, oder seiner Weihe und seiner Eigenschaft als Mitglied der katholischen Kirche entschlagen will, wider seinen Willen zurückzuhalten. Was geschieht dem, der seinen Austritt erklärt und sich verheirathet? Schlechthin nichts, — als daß die Kirche ihm und ihren Gläubigen erklärt: er sei aus ihrer Gemeinschaft ausgetreten und habe weder hier noch jenseits einen Theil an ihr. Dieß ist eine einfache, sich von selbst verstehende Thatsache. Wird dadurch der Staat irgendwie berührt? Kann dieses natürliche, jedem Vereine zustehende Recht der Ausschließung eines Solchen, der innerlich nicht zu ihm gehört, der Kirche verwehrt oder verkümmert werden, wenn die neue Staatsordnung durch ihre Grundrechte das entgegenstehende Recht des freien Austritts jedem einzelnen Katholiken ausdrücklich vorbehält? Gewiß nicht! wenigstens nicht ohne daß die einfachsten Grundbegriffe des gleichen, unparteiischen Rechts mit Füßen getreten werden.

Was will also der Antrag? und warum verlangt er die Einmischung des Staats, der heutzutage als solcher keine Religion hat und haben darf, in das ihm gänzlich fremde Gebiet einer Lebenssphäre, die nicht die seinige ist? Darüber kann sich Niemand täuschen, der sehen will. Es ist eine traurige, aber unverkennbare Wahrheit, daß im innersten Kerne unseres nationalen Lebens und Denkens, hinter all den Blumengewinden freisinniger Toleranzphrasen, tief unter der von der politischen Bewegung gekräuselten Oberfläche, heute noch, wie vor zweihundert Jahren, ein verkappter und unehrlicher, lügnerisch verläugneter, aber darum nicht minder ingrimmiger Krieg gegen die katholische Kirche brennt. Unsere Zerwürfnisse sind, wie in der Schweiz, bei weitem mehr kirchlicher, als politischer Natur, und was uns droht ist nicht sowohl die bürgerliche Zwietracht, als der Religionskrieg. Wir wissen, daß es ein Irrthum und eine Ungerechtigkeit wäre, Jeden, der Protestant heißt, den Feinden unserer Kirche beizuzählen; wir wissen auch, daß es umgekehrt eine Thorheit wäre, Jeden, der als Kind über ein katholisches Taufbecken gehalten wurde, zu den Getreuen zu rechnen. Auch uns gilt das biblische Wort: des Menschen Feinde werden seine Hausgenossen seyn. Auch unsere grimmigsten Feinde sind Jene, die durch die Fügung der Geburt in unsere Reihen gestellt, mit allem Eifer eines haßerfüllten Gemüths zum Abfall streben, und nicht zufrieden, daß die Pforte ihnen offen steht, wenn sie scheiden wollen, den Katholiken, die es bleiben möchten, einen Rechts- und Friedensstand nur um den Preis des Untergangs und der Vernichtung ihrer Kirche gewähren wollen. Also ist Krieg mit dieser Kirche um jeden Preis ihre Losung, unangesehen, daß ihr Mund von deutscher Einheit überfließt, und daß die größere Hälfte der Deutschen der katholischen Kirche angehört, uneingedenk, daß ein religiöser und kirchlicher Streit, in diesem Augenblicke angefacht, Deutschlands Grabstein würde. Der alte, verjährte, wie der neue, gegen das gesammte Christenthum gerichtete Haß wirkt stärker, als diese einfachste, jedem gesunden Verstande so

ungemein nahe liegende Erwägung. Also flugs und fröhlich ein in den beleidigendsten Formen gefaßter Antrag, gestellt von einer Mehrheit von Personen, die theils durch ihre Gesinnung, theils schon durch den Namen ihres Bekenntnisses außerhalb der katholischen Kirche stehend, zu einer Einmischung in deren inneres Leben keinerlei Auftrag, Berechtigung oder Legitimation aufweisen konnten! Haben sie sich wirklich mit dem Wahne eines günstigen Erfolgs in Rom getäuscht? Gewiß nicht! Sie haben ohne allen Zweifel die Antwort voraus gesehen, die ihnen von dem Oberhaupte der Kirche werden muß und werden wird. Sie würde, wenn Gott das Unglück über Deutschland verhängt haben sollte, daß diese Partei im Frankfurter Parlamente je die Mehrheit erhielte, den langgesuchten Vorwand zur Schilderhebung gegen die Katholiken leihen; sie würde den Vorwand bieten zum Bruche mit Rom, zur Kriegserklärung gegen den katholischen Glauben und Gottesdienst, zur Forderung von Eiden, die kein Katholik leisten kann, der ein Glied seiner Kirche bleiben will. Dann würde jener Theil der äußersten Linken, welcher es von vornherein für seine Aufgabe hielt, Deutschland in denselben abschüssigen Pfad hinzutreiben, auf welchem Frankreich in der ersten Revolution dem Abgrunde zueilte, — er würde seines Herzens Sehnsucht gestillt sehen. Deutschland würde Schritt vor Schritt, unter der Geißel des atheistischen Fanatismus, denselben Kreuzweg zurücklegen, den Frankreich in den Jahren 1792 und 93 ging. Gelänge es dieser Partei, die Mehrheit der Nationalversammlung für jenen Antrag zu gewinnen, so wäre jener in der Geschichte aller Revolutionen so entscheidende Wendepunkt nahe gerückt, wo sittliches Bewußtseyn und vernünftige Ueberlegung aufhören, und der von Moment zu Moment höher steigende Fanatismus rasch in förmliche Besessenheit umspringt. Man würde damit beginnen: jene Katholiken, die den Abfall von ihrer Kirche, in welcher Form er ihnen auch geboten werde, ablehnen, wie eine abscheuliche, unreine, gemeingefährliche Secte zu verfolgen, und mit einem Treibjagen auf Alles enden, was heilig und ehrwürdig ist,

was noch an Glauben, Liebe oder Hoffnung erinnert, und was unser Volk irgendwie an eine fromme, bessere Vorzeit mahnt. — Herrn Jacob Grimm sich in dieser Richtung bewegen und heute zu solchem letzten Ziel und Ende, freilich ohne klare Einsicht in die Dinge, mit der äußersten, etwas unhistorischen Linken sich verbünden zu sehen, kann nur Jene überraschen, die lange nicht glauben wollten, wessen der ingrimmige, verknöcherte, eingelebte, in jedem Betracht blinde Katholikenhaß einer gewissen, äußerlich manchmal überaus milden und versöhnlichen Species altgläubiger, christlich wohlgesinnter Protestanten fähig ist.

Es ist die Pflicht eines Jeden, der es wohl meint mit Deutschland, sich in Betreff der Zukunft, der wir entgegengehen, wenn der österreichisch-radikale Antrag gegen den Cölibat jemals, was wir jedoch in diesem Augenblicke nicht fürchten, eine Mehrheit gewänne, keinerlei Täuschung hinzugeben. Das einzige Mittel, diesem Feinde, welcher auf die grimmigste Tyrannei des Unglaubens über den Glauben lossteuert, mit Hoffnung auf Erfolg die Spitze zu bieten, ist: daß umgekehrt wir Katholiken uns fest und beharrlich auf den entgegengesetzten Standpunkt stellen und das fordern, was die Revolution immer versprochen, aber noch niemals gewährt hat: Freiheit, nicht bloß für uns, sondern für Alle. Dann sind wir die Freien, jene die Knechte. Freiheit, — dieß kann nicht oft genug wiederholt werden, — Freiheit ist nur da, wo Niemand, auch der Staat nicht, das Recht hat regierend, befehlend oder sonst irgendwie belästigend und hemmend in eine Sphäre hineinzugreifen, die nicht die seinige ist. Die Seele der Freiheit ist, daß der Grundsatz unantastbar fest und heilig dasteht: Niemand darf sich um Dinge bekümmern, die ihn nichts angehen, und Jeder muß seinen Nächsten, — sei dieser ein einzelner Mensch oder eine moralische Person! — in seiner Rechtssphäre, so lange er diese nicht überschreitet, walten, hausen und schaffen lassen, wie es ihm gefällt. Heilig und unantastbar muß insbesondere und vor Allem die Kirche und die Familie seyn.

Nur aus deren Freiheit kann die Freiheit auch in andern Lebenskreisen erblühen. Diese Freiheit ruht aber nicht bloß auf den Gesetzen, sie muß aus den Sitten und dem ganzen Bildungsstande des Volkes erwachsen, — sonst ist und bleibt sie Täuschung und lügnerischer Schein. Wenn Ihr aber dieß Alles zu begreifen nicht Willens oder nicht fähig seyd, wenn Ihr die Freiheit nur als Euer eigenes Herrenrecht und als die Knechtschaft der Anderen begreifen könnt, dann gebt Euch die Mühe nicht, die Welt durch Tiraden von Eurem Freiheitsdrange überzeugen zn wollen! Ihr seyd durch alle Eure Emeuten noch nicht um eines Haares Breite aus dem alten Polizeistaat herausgekommen; der Zopf hängt Euch immer noch, wo er eh' und zuvor gehangen. In den glorreichen Märztagen seyd Ihr auch mit nichten frei geworden, wie Ihr Euch und uns glauben machen wollt; höchstens habt Ihr den Herrn gewechselt. Wollt Ihr fortfahren unter dem Rufe: Freiheit! Freiheit! die Katholiken zu knechten, weil Ihr die Stärkern zu seyn glaubt, so wird auch Eure Stunde schlagen, und über Euch wird ein noch Stärkerer kommen. Dann wird die übermächtige Willkühr den eisernen Fuß auf Euren Nacken setzen, und, Euch mit gleichem Maße messend wie Ihr es uns Andern zugedacht, höhnisch über Eure Häupter schreiten. Ihr aber werdet dann vergebens die heiligen Namen Recht und Freiheit, und ein höheres Gesetz des Friedens unter den Menschen anrufen. Es wird Euch in allen Stücken geschehen, wie Ihr geglaubt. Heute lacht Ihr über unsere warnende Weissagung, aber unsere Leser könnten Euch berichten, daß wir dem bureaukratischen Preußenthume und seiner Zukunftskirche, als beide sich vor zehn Jahren zur Katholikenverfolgung mit dem Radikalismus verbrüderten, mit großer Sicherheit in eben diesen Blättern seinen nahen Sturz und Untergang voraussagten. Wir aber haben uns diese Weisheit aus Herodot und den Büchern der Könige herausgelesen, die auf jeder Seite lehren, daß der Maßlosigkeit und dem Uebermuthe der Sterblichen die Rache des Himmels oft spät, aber immer sicher folgt.

Der geneigte Leser, dem wir so eben unsere düstern Prophezeiungen in Betreff Preußens in's Gedächtniß zurückriefen, wird sich ohne Zweifel auch an das erinnern, was wir vor etwa einem Jahre über den gesammten politischen Plan des Königs und zu Gunsten seiner wohlwollenden, im besten Sinne des Worts volksfreundlichen Absicht sagten. Heute freilich hat das Gottesurtheil der Thatsache gesprochen; der Versuch, der eines bessern Schicksals werth gewesen wäre, ist von Grund aus fehl geschlagen, der preußische Thron in seinen Grundfesten erschüttert. Und dennoch können wir von unserer früheren günstigen Meinung in Betreff des ursprünglichen Grundgedankens des Königs nicht eine Sylbe zurücknehmen. Mag der große Haufe nach dem Erfolg richten. Denkender Menschen ist es unwürdig, nachdem die große Schlacht geschlagen worden und eine höhere Macht den zerstörenden Gewalten den Sieg verliehen hat, das Wollen und das Vollbringen der Menschen zu verwechseln, und in das gedankenlose: kreuzige! des Pöbels einzustimmen. Wir wiederholen, was wir vor einem Jahre sagten: wie Wenige unter den Jetztlebenden wußte König Friedrich Wilhelm IV. was Freiheit ist, und mit vollkommener Aufrichtigkeit eines edeln, wohlwollenden Gemüths hatte er sie seinem Volke zugedacht. Er wollte durch wahre, echte Freiheit die Revolution bekämpfen und den Thron befestigen. Zu diesem Ziel und Ende wollte er den Individuen und Corporationen einen Grad von Privatfreiheit einräumen, der das revolutionäre Gelüst nach Theilung oder Confiscation der centralen Staatsgewalt (welche in jeder Monarchie nothwendig der Krone allein zustehen muß, und unter einer fürstlichen Herrschaft, die nicht in Republik übergehen will, höchstens unter dem Beirath allgemeiner Stände geübt werden kann) im Keime ersticken mußte. Auf diesem Wege wäre es möglich gewesen, den Gemeinden und Provinzen ein, von jeder lästigen Staats-Vormundschaft befreites größeres Maß von Selbstregierung und Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten einzuräumen, wie in irgend einem an-

dern europäischen Staate. Dann hätte Preußen die große Aufgabe der Zeit gelöst, den Primat im Herzen aller Deutschen erobert, und einen Anspruch auf die Hegemonie in unserm Vaterlande gewonnen gehabt, den keine Macht auf Erden ihm hätte streitig machen können. Dieß vorausgesetzt, hätten dann auch Generalstände, wie jene, welche das Patent vom 3 Februar 1848 schuf, in der That den billigen Wünschen der unermeßlichen Mehrheit der Nation vollkommen genügt.

Gegen diesen Plan war nur Eins einzuwenden. Er ist nicht ausgeführt worden; oder was noch verderblicher war: er wurde falsch, in verkehrter Ordnung und nur zur Hälfte ausgeführt. Zuvörderst nämlich behielt es mit der Privatfreiheit und Selbstständigkeit der Familien, Gemeinden, Corporationen und Provinzen sein Bewenden beim Alten. Dagegen kam, zu früh und doch zu spät, der zweite, aber mit Clauseln eingeschnürte und deßhalb fast von Keinem verstandene, Niemanden befriedigende, zweite Theil des Planes zur Welt. Die allgemeinen Stände, wie das Patent vom 3ten Februar sie schuf, ohne ihnen den nothwendigen, im urspünglichen Entwurfe des Königs liegenden Unterbau zu geben, mußten über kurz oder lang in die breite Straße des gewöhnlichen Repräsentativsystems einlenken, und aus diesem führte ein kurzer, abschüssiger Weg hinüber in dieselbe Revolution, welche der Westen von Europa schon durchgemacht hatte. Nach den Ereignissen des ersten Landtags fehlte nur noch ein äußerer Anstoß wie der, welchen die Wiedererrichtung der Republik in Frankreich gab, um die Explosion in Berlin unvermeidlich zu machen. Von französischen und polnischen Sendlingen geleitet, brach dort, wie in andern deutschen Hauptstädten, die Emeute los. Das Weitere ist zu bekannt, als daß wir uns nicht den Schmerz ersparen sollten, es noch einmal zu erzählen. Der König gab die militärisch gewonnene Schlacht auf dem politischen Felde verloren. Vor seinem eigenen Siege in den Straßen der Residenz erschreckend, änderte er in demselben Augenblicke, wo er erfochten war, sein System, opferte sein beispiellos treues Heer,

brach mit der Vergangenheit seines Hauses und seines Landes, warf sich den erklärten Gegnern des Königthums in die Arme und bekannte sich jetzt zu eben demselben französischen, demokratisch-konstitutionellen Systeme, welches er mit größerer Entschiedenheit und Einsicht von sich gewiesen hatte, als irgend ein Anderer unter den jetzt lebenden Fürsten Europas. Ohne Zweifel schien ihm hierin, als er erkannte, daß nur noch zwischen diesem Wege und blutiger Strenge die Wahl offen stehe, die einzige Rettung für Preußen und Deutschland zu liegen. Diese Selbstverläugnung mag Jeder, der sich dazu berufen fühlt, dem Könige zum Vorwurfe machen; Blutdurst aber und despotische Gelüste, von denen nachher die Zeitungen sprachen, lagen wahrlich weder in der Naturanlage, noch in der geistigen Richtung des Monarchen.

Werfen wir zum Schluße noch einen Blick auf den eigentlichen und innersten Grund des Fehlschlagens einer der geistreichsten, politischen Conceptionen, die uns in der neuern Geschichte entgegengetreten sind. Wir suchen denselben erstens darin, daß es dem Könige nicht gelungen war, Werkzeuge zur Ausführung seines Planes zu finden, die dieses Geschäftes fähig und würdig waren. Im Gegentheil: der Monarch hatte das Unglück einem Eichhorn, Bunsen, Bodelschwing und andern Staatsmännern von ähnlichem, moralischen und intellectuellen Schrot und Korn, ein bevorzugtes Vertrauen zu schenken, ohne dem tiefen, an Abscheu gränzenden Widerwillen Rechnung zu tragen, der eben jenen Personen in dem sittlichen Tact der entschieden größten Mehrheit der Nation — nicht bloß der Katholiken! — entgegentrat. Ein zweiter, nicht minder wichtiger Grund, warum die geistvolle, königliche Idee so kläglich in der Ausführung verunglückte, war das in den Köpfen der Genannten und anderer seiner Räthe hausende, eben so absurde als widerrechtliche Phantom eines „evangelischen Staates", der als „Kirche der Zukunft", im Kampfe wider die Natur der Dinge und den nothwendigen geschichtlichen Entwickelungsgang des Protestantismus, auf Kosten der katholi-

schen Religions- und Kirchenfreiheit in Preußen verwirklicht werden sollte. Diese mit erbitterter Hartnäckigkeit festgehaltene Chimäre war das Haupthinderniß der Gewährung jener Privatfreiheit, welche in den wohlwollenden Absichten des Königs lag. Denn mit der ehrlichen und rücksichtslosen Verwirklichung dieses Planes hätte die Knechtung der Katholiken überhaupt, insbesondere aber die versuchte Ausschließung derselben aus allen höhern Aemtern der Justiz, der Verwaltung, des Lehrfaches, die Unterdrückung der katholischen Presse, die allmählige Protestantisirung aller Universitäten und Gymnasien, die Beeinträchtigung der Rechte katholischer Wittwen und Waisen, die wahrhaft teuflische kriminelle Verfolgung katholischer Seelsorger, die ihre Pflicht thaten, — mit einem Worte, es hätte der gesammte Staatsunfug auf dem Rechtsgebiete der Familie, der Kirche und der Schule aufhören müssen. Dieser Gedanke war zwar dem edlen Sinne des Königs nicht fremd, desto ferner lag er aber der, vom Geiste der Freimaurerei nach allen Richtungen hin durchfressenen Bureaukratie. Diese wollte in ihren mittlern und niedern Kreisen zwar auch eine Zukunftskirche, aber wahrlich keine christlich-pietistische. In dem Interesse ihrer Plane lag es, gerade die Freiheit, wie sie der König verstand, aus allen Kräften zu hindern; hätte diese, einmal in's Leben gerufen, doch auch dem katholischen Glauben und Leben, zu allernächst aber der vorzugsweise gehaßten, katholischen Wissenschaft zu Gute kommen müssen.

Diesem antikatholischen Fanatismus ist der freisinnige Plan des Königs erlegen, ihm ist das Königthum in Preußen geopfert worden. Möge jetzt nicht als Gegenstück in Deutschland die Freiheit auf dem Altar desselben Moloch geschlachtet werden.

Nachschrift.

Dem Antrage des Herrn Gritzner und seiner hundert und zehn Gesinnungsgenossen ist folgende

„Verwahrung“

entgegengesetzt worden, welche nicht bloß als Ausdruck der Gesinnung vieler Millionen Katholiken, sondern, abgesehen von dem kirchlichen Bekenntnisse, als Protest des gesunden Menschenverstandes gegen ein freiheitswidriges, der deutschen Eintracht im höchsten Maße Gefahr drohendes Attentat bezeichnet werden kann. Sie lautet wie folgt:

„Die Unterzeichneten fühlen sich verpflichtet, auf den von einer Anzahl Mitglieder unterstützten Antrag des Abgeordneten Gritzner, die Aufhebung des Cölibats der katholischen Geistlichkeit betreffend, folgendes ungesäumt zu erklären“:

1) „Wir erblicken in diesem Antrage einen der Nationalversammlung angesonnenen Eingriff in die innern Verhältnisse und das gesammte Leben der katholischen Kirche, einen Eingriff, dessen nothwendige Wirkung seyn würde, die Versammlung in Conflict mit der katholischen Kirche zu verwickeln, und statt der, der Nationalversammlung zur Aufgabe gesetzten Einigung Deutschlands eine neue Spaltung hervorzurufen.“
2) „Wir betrachten daher diesen Antrag nicht nur als einen die Competenz der Versammlung überschreitenden, sondern wir erkennen auch in demselben einen Unheil drohenden Versuch, die Versammlung von ihrer Aufgabe ab und auf eine Bahn hinzulenken, auf welcher ihr die Vollendung ihres Werkes unmöglich werden würde.“
3) „Wir finden in der Motivirung des Antrags eine schwere, gegen die sittliche Ehre eines ganzen Standes erhobene Beschuldigung, die wir mit Entrüstung zurückweisen.“

4) „Wir sind überzeugt, daß die Annahme dieses Antrags zur Folge haben würde, confessionelle Zwietracht zu erregen, und das Vertrauen des katholischen Volks auf die Absichten und Beschlüsse der Nationalversammlung tief zu erschüttern; mit der Verantwortung für diese Folgen belasten wir die Urheber und Unterstützer des Antrags."

„Frankfurt am Main, den 28. Juli 1848.

v. Diepenbrock,	Geritz,	Müller,
Fürstbischof von Breslau.	Bischof von Ermland.	Bischof von Münster.

Phillips. v. Bally. Dr. Sepp. Dr. Förster. v. Linde. v. Radowitz. Dieringer. Reichensperger. Osterrath. Vogel. Dr. Friederich. v. Ketteler. Lienbacker. Kautzer. Feßler. Junkmann. Cornelius. Blömer. Döllinger. Deymann. Edel. v. Coronini-Cronberg. Schuler. Flir. Gasser. Weiß. Zum Sande. Hahn. Ebmeyer. Kerer. Janiczewski. Knarr. Hlubeck. Max v. Gagern. Engelmayr. Graf v. Schenkenstern. Obermüller. v. Wulffen. Widenmann. Compes. Deiters. v. Schmerling. Adams. Mareck. Dr. Bouvier. v. Breuning. Braun. v. Lassaulx. Schauß. Tappehorn. Schlüter. Dr. Scholten. Dr. Arndts. Rödenbeck. Josef v. Würth. Lichnowsky. Thinnes. v. Mylius. Waldmann. Kutzen. v. Zenetti. Carl v. Kursinger. Eckart. Fritzsch. Ignatz v. Kursinger."

XIX.

Die Gründung des Münchener Vereines für constitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit, sein Programm und seine Statuten.

(Schluß.)

Abgesehen von unserer religiösen Zerrissenheit, unserer moralischen Zerrüttung und politischen Verwirrung wird, wie wir gesehen, die Gegenwart unläugbar am meisten von dem Proletariat der arbeitenden Klassen bedroht, indem dasselbe in seiner Noth und Bedrängniß und Urtheilsunfähigkeit fort und fort von dem gebildeten Proletariat der Demagogen zum künftigen Umsturz organisirt wird. Das Schwert Cavaignacs kann diese Gefahr wohl einen Augenblick aufhalten, aber sie nicht beschwören. Es gilt, die unteren Volksschichten über ihr wahres Interesse aufzuklären, ihre gerechten und erfüllbaren Forderungen zu befriedigen, ihre religiöse und sittliche Bildung zu fördern, und ihnen jede mögliche Unterstützung zu gewähren; um sie so den Händen ihrer Verführer zu entwinden, von denen sie, wie wir alle, nicht Freiheit und Wohlstand, sondern nur größeres Elend, Knechtung und Barbarei zu erwarten haben. Es gilt ferner den wirklichen Kern des Volkes, die große Mehrheit aller Bürger, die weder Frechheit noch Tyrannei, sondern einen gesicherten Rechtsstaat will, zu Wort kommen zu lassen, auf daß nicht jeder elende Schreier, der einen Haufen von Lumpen und Schwindlern um sich versammelt, wie bisher geschehen, sich für das Volk ausgibt, und in seinem Namen den eingeschüchterten Behörden die verderblichsten Zugeständnisse

durch Drohungen und Krawalle abtrotzt. Eine innige Vereinigung aller Kräfte wird aber um so dringender zur Pflicht unserer Selbsterhaltung, wenn wir an die Verfassung denken, in welcher der jüngste Umschwung die besitzende Bürgerklasse, den sogenannten „dritten Stand", selbst überrascht hat.

Das gestürzte System der Vielregiererei und Vielschreiberei, wie es in dem Alles bevormundenden Beamten- und Polizeistaat so lange Jahre florirte und die Fascikel seiner Acten von Jahr zu Jahr mehrte, hat die große Mehrheit der Bürger, die Administrirten, wie man die Unterthanen genannt, eigentlich ohne alle politische Bildung gelassen, indem es ihnen allen thätigen Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten so gut wie entzogen. Der Bürgerstand schöpfte daher seine politische Weisheit aus der Presse, zumal aus der journalistischen, die größten Theils in den Händen des schreibenden Proletariats, wie wir gesehen, gerade darauf ausging, die Dinge zum Aeußersten, zum Umsturz hinzutreiben, indem sie seit lange auf republikanische Gleichmacherei und communistische Theilung unter dem Scheine der Volkssouverainetät lossteuert, und in dieser Absicht die Bürger gegen das Militär, und das Proletariat gegen Bürger und Militär zugleich aufhetzt, und den revolutionairen, sich selbst überstürzenden Schwindelgeist und die Begriffsverwirrung in aller Weise steigert. Das Bürgerthum noch stolz auf seinen Sieg über die beiden ersten Stände, lieh der verführenden Stimme nur zu geneigtes Ohr; es ahnte nicht, daß es unter der Losung vorwärts! vorwärts! die Hand zu seinem eigenen Ruine biete, und daß, je breiter die demokratischen Grundlagen würden, es um eben so viel an Einfluß und Gewicht einbüße.

War es ja doch die Bourgoisie von Paris, die Nationalgarde der Pariser Bürger, die am 24. Februar in selbstmörderischer Verblendung gemeine Sache mit dem Aufruhr gegen den Bürgerkönig und die constitutionelle Monarchie machte, und die selbst die thätigste Hülfe leistete, daß die Municipalgarde aufgelöst, alle Linientruppen entwaffnet und aus der

Stadt entfernt, und statt ihrer die Hunderttausende von Arbeitern bewaffnet wurden. Sie ahnten in ihrem Revolutionstaumel nicht, daß nach vier Monaten täglichen Schreckens, täglicher Unsicherheit, täglicher Demüthigung von Seiten des Gesindels und gänzlicher Zerrüttung von Handel und Wohlstand, die Kugeln der von ihnen bewaffneten Arbeiter sie selbst treffen würden. Und jetzt, wo die bestehende republikanische Ordnung für den Augenblick gesiegt, wissen sie sich nicht anders als durch militärische Dictatur zu retten. Bürgerstand, Proletariat und Freiheit, alle haben bisher durch die Umwälzung nur verloren. Ein Militärbefehl suspendirt die Preßfreiheit, ein Gesetz stellt Cautionen und Strafen für die Journale her. Die ersten Monate schon kostet die Republik das Volk, — die unermeßlichen Verluste durch den Ruin des Handels, der Industrie und des Staatskredites gar nicht zu rechnen — an gesteigerten Ausgaben dreihundert Millionen mehr als die Monarchie. „Freiheit, Gleichheit und Verbrüderung", sagt ein bayerisches Volksblatt, „behandeln das Volk, wie es sich nie von der Krone, der Kirche und dem Feudal-Adel behandeln ließ. Die Freiheit kerkert Tausende ein, die Gleichheit verurtheilt sie nach dem Kriegsrecht und die Verbrüderung deportirt sie zu Hunderten oder erschießt sie. Und welches Ende kann dieses nehmen? Schon jetzt schreit das Volk — das Volk, das nicht länger arm, nicht länger unbeschäftigt, nicht länger von Hunger gequält, verachtet und vernachläßigt seyn will — nach Brod, voller Wuth gegen die von ihm selbst eingesetzten Herrscher." — Die Wiener Bürgerschaft hatte dieß warnende Beispiel vor Augen. Auch hier stürmte schon in den ersten Tagen ihrer Barricaden das aufgestandene Proletariat die Fabriken in den Vorstädten, zündete sie an und schwang die blutige Axt, und dennoch duldeten sie die fortdauernde Aufwiegelung und Revolutionirung durch die entzügelte Presse, duldeten den Unfug der Sturmpetitionen und der Katzenmusiken, und bis auf den heutigen Tag besteht zum Hohn aller gesetzlichen Ordnung der Sicherheitsausschuß noch fort.

Die Bürgerschaft von Berlin hat keine bessere Einsicht in die ihr drohenden Gefahren bewiesen: auch sie gab sich den verächtlichsten Hetzern und Verführern als Spielball hin; auch sie lud sich das Joch des permanenten Straßenaufruhrs auf den Nacken; auch sie ließ jede gesetzliche Autorität auf das schmählichste vernichten und den ganzen Staatshaushalt bis in sein tiefstes Inneres zerrütten, während drohende Feinde kampfgerüstet die Gränzen umstehen. Die Städte, die sich rühmten, Mittelpunkte der Bildung und des Fortschrittes zu seyn, wurden zum Gespött und Scandal der Völker, und der Deutsche, der die Ehre seines Vaterlandes liebt, kann nicht ohne Schamröthe daran denken.

Sicherlich ist die große Mehrheit diesem heillosen Treiben entgegen; allein ohne politische Einsicht und ohne thatkräftigen Muth läßt sie sich von den elendesten Demagogen immer wieder von neuem verführen, überschreien, einschüchtern und zu selbstmörderischen Schritten und Demonstrationen hinreißen. So befleckte die Berliner Bürgerwehr ihre Ehre mit der Schmach, daß vor ihren Augen das verworfenste Gesindel das Zeughaus plünderte; sie fühlte tief die Schande, und dennoch hat wieder jüngst wenig daran gefehlt, daß sie nicht einen der verächtlichsten Demagogen zu ihrem Commandanten gewählt.

Es sind dieß die nothwendigen Folgen jenes Alles bevormundenden Polizeistaates. Von früh auf gewöhnt, am Gängelbande geführt zu werden, ist es da zu verwundern, daß diese „Administrirten" nun nicht selbstständig auf ihren Füßen zu stehen und zu gehen wissen, wo sie, trunken von dem französischen Freiheitsrausche, das Gängelband zerrissen haben, und nun voll Uebermuth blindslings in ihr Verderben taumeln!

Theilte ja auch die Kirche vielfach das Geschick des Bürgerstandes; wurde ja auch sie in die enge Polizeischnürbrust eingeschnürt und überwacht und gelähmt von einem fluchwürdigen Systeme, das nichts so sehr fürchtete, als jedes selbstständige Leben, jede freie Begeisterung. Kein Wunder darum, wenn auch sie dem hereinbrechenden Verderben nicht die Kraft ent-

gegen zu setzen vermag, wie man es sonst von ihr erwarten könnte.

Ließ das gestürzte Schreiber- und Beamtenregiment keinen im Leben und in der Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten gebildeten politischen Volksgeist aufkommen, so besteht ein zweites Uebel, welches es uns vermachte, darin, daß es auch keine Staatsmänner bildete, keine Steuerleute, die den Gefahren der Zeit gewachsen wären, und auf die wir nun mit Vertrauen hinblicken und ihnen unser Schicksal anheimstellen könnten. In der Bureauluft und in dem Aktenstaub ergraut, schriftliche Befehle empfangend und ertheilend, und mehr oder minder jedes selbstständigen Denkens und Handelns entwöhnt, lebten sie in einer papierenen Welt; sie wissen daher wohl mit ihren Akten, aber nicht mit dem Leben und dem Volke zu verkehren. In entscheidenden Augenblicken, welche thatkräftige, charakterfeste Männer, rasche, kühne, durchgreifende Entschlüsse, und unerschütterliche, mit den Stürmen der Zeit und den Gefahren vertraute Besonnenheit gebieterisch verlangen, stehen sie darum wie vom Donner gerührt da, und lassen die Zügel, die ihrer zitternden Hand entfallen, von Knaben und unberufenen Schreiern aufheben. In Frankreich wie in Italien der gleiche Mangel an Steuerleuten für das strandende Staatsschiff im Sturmgebrause dieser Zeit; die gleiche Verlegenheit in Wien und Berlin, in Stuttgart wie in München. Ueberall welche Armuth an Energie, an Charakter, an Genie! Alles hat der Aktenstaub und der Mechanismus gelähmt und getödtet! Und unsere deutsche Reichsversammlung! gibt nicht auch sie Zeugniß von diesem Bankerott an Staatsmännern und staatsmännischem Geiste? In dem aus dreißig Mitgliedern bestehenden Verfassungsausschuß, dem der erste Entwurf der künftigen Reichsverfassung obliegt, sitzen vierzehn Professoren; ja die Commission, welcher die Vorberathung über die Befugnisse und Gränzen der Centralgewalt zusteht, besteht aus einzigen drei Professoren. Wo ist es jemal erhört worden, daß in dieser Weise der Grund zu dem Neubau eines großen, vielgegliederten Reiches, der doch

die größte, aus dem Leben und der Erfahrung geschöpfte Kenntniß aller seiner Zustände, seiner Bedürfnisse, Wünsche und Gebrechen voraussetzt, von einer so überwiegenden Mehrheit der Vertreter der Studierstube und des Katheders wäre gelegt worden? Nur dieser Mangel an staatsmännischem Geiste und wirklichen, in einem großartigen Geschäftskreise gebildeten Staatsmännern läßt es erklären, wie es möglich ist, daß vorlaute, rabulistische Advokaten und in todten Abstractionen und aschgrauen Weltanschauungen verrannte Theoretiker, die, nach dem Ausspruche eines Mitgliedes selbst, besser in ein Tollhaus, als in eine Reichsversammlung passen, eine solche Rolle in der Paulskirche spielen können, und der kostbarsten Zeit so viel in nutzlosen, dem Ansehen der Versammlung schädlichen Rodomontaden vergeuden dürfen.

Wie tief der Geist des bureaukratischen Polizeistaates in Mark und Blut gedrungen, wie er den Sinn für wirkliche Freiheit ertödtet, das wird uns an einer, in der deutschen Reichsversammlung zahlreich vertretenen Richtung erst recht deutlich. Kömmt ein Theil unserer Uebel, und nicht der kleinste, eben von dem vielregierenden Schreiberregiment unserer achtunddreißig Einzelstaaten her: so möchte diese Richtung in ihrem Souverainetätsdünkel uns das Joch von sechshundert weiteren Souverainen aufladen, die Jedem bis in die Suppenschüssel hinein regierten. Nach ihnen ist die Versammlung ein Emir al Omra, eine Souverainin aller Souveraine, der Alles und Jedes, was ihr nur immer beliebt, zusteht, und die nichts Eiligeres zu thun hat, als jede Eigenthümlichkeit, jedes bestehende Recht mißachtend, dem gesammten Vaterlande die gleiche Zwangsjacke umzuwerfen. Haben sie noch eben den Mund voll von republikanischer Freisinnigkeit, so schlägt ihnen im gleichen Augenblicke der alte revolutionäre josephinische Polizeistaats-Zopf um die Schultern, ohne daß sie eine Ahnung davon haben, daß sie Despoten im Herzen sind, so gut wie Ludwig XIV. Das Kleinste und das Größte, Göttliches und Menschliches, verschwinden vor dieser Souverainetät in das gleiche unterthä-

nige Nichts; Oesterreich steht auf einer Linie mit Hamburg und Berlin mit Darmstadt *). Jetzt soll die Centralgewalt alle höheren Offiziere der Einzelstaaten selbst ernennen und alle Münzen für das Reich allein prägen; dann soll das Gewerbswesen über den großen Kamm communistischer Gleichheit geschoren werden, Hunderttausende sehen sich dadurch in ihrer Existenz bedroht und protestiren; wieder soll die Centralgewalt die Trennung des wälschen Tirols von dem deutschen einleiten, oder sie wünschen, Radetzky möge aus einem Gebiete verjagt werden, das einer deutschen Bundesmacht seit Jahrhunderten durch völkerrechtliche Verträge gehört, die der Sieg auf's Neue bestätigt; jetzt fällt ihnen ein, ohne Rücksicht aller moralischen Verschiedenheiten, die Abschaffung der Todesstrafe in die deutschen Grundrechte aufzunehmen; und während sie eine improvisirte Volksbewaffnung an die Stelle der stehenden Heere setzen wollen, während sie den einen Arm Deutschlands, das preußische Heer, in seiner Ehre beleidigen und seinen Führer, den Thronfolger, dem Hecker gleichsetzen und einer Anarchie das Wort reden, die Deutschlands Streitkräfte zerrüttet und es in die äußerste Ohnmacht versetzt, führen sie eine muthwillig herausfordernde Sprache, als wollten sie uns mit allen Mächten Europa's in Krieg stürzen; allein immer noch glauben sie der Verlegenheiten und Geschäfte, die sie sich aufgeladen, seien nicht genug: also treten ihrer nicht weniger als hundert und zehn zusammen und stellen den Antrag, die omnipotente Centralgewalt möge bei Seiner Heiligkeit Vorkehr treffen, damit die katholischen Priester doch auch Frauen erhalten! Darf künftig auch jede Secte frei und ungehindert wuchern, so soll die Kirche dennoch, nach wie vor, unter dem Polizeistock des Staates stehen, und die öffentlichen Schulen, zu denen alle Steuerpflichtigen gleichmäßig beitragen, auch über sie hat der Staat,

*) Als bei dem verhängnißvollen Beschluße Raveaux Werner geltend gemacht wurde, daß noch kein Oesterreicher das Wort gehabt, rief bekanntlich eine Stimme: „auch noch kein Hamburger.“

mit Ausschließung der Kirche, allein zu verfügen, das heißt: die Kinder sollen nicht so erzogen werden, wie es die religiöse Ueberzeugung der Eltern, die das Geld dazu hergeben, verlangt, sondern wie es der Staat, der sich zu keiner Religion bekennt, und wie es die Vertreter seiner Souverainetät decretiren, von denen Einige kein Hehl daraus machen, daß sie an gar keinen Gott glauben, und das Christenthum als ein altes Erbübel hassen. Abhängigkeit der Kirche vom Staat, Trennung der Schule von der Kirche ist das Ziel, dem diese Freisinnigkeit zusteuert. Dabei haben sie keinen Begriff von dem ruhigen Wachsthum der Natur; sie meinen, eine Verfassung lasse sich, wie eine Uhr mit allen Haupt- und Nebenrädern, mit Ministern, Staatssekretären, Ober- und Unterhaus bis auf das letzte Schräubchen und den untersten Bureaudiener von heute auf morgen, ganz so wie sie dieselbe sich in ihrer Stubenphantasie ausgedacht und zu Papier gebracht, fix und fertig machen. Kein Wunder, wenn das Leben, das sie so geringschätzig behandeln, beim ersten Schritt dieser sich überstürzenden Hast und Gewaltthätigkeit sogleich sich feindlich zur Wehre setzt. Ihre unpraktische Vielgeschäftigkeit kann das Werk nur hemmen, statt fördern, und muß den Weichselzopf unserer Confusion nur noch mehr verwirren. Wie viele Zeit und Kraft hat die Versammlung bisher schon dafür verwenden müssen, um sich gegen Bestrebungen dieser Art, die sie jeden Augenblick zu den verderblichsten Thorheiten und den nutzlosesten Abschweifungen hinreißen möchten, zu behaupten! Ein schlechter Trost ist es, daß es in den meisten großen Reichen Europa's nicht viel besser aussieht: lecke Schiffe, eine ungeübte, zum Theil demoralisirte Mannschaft, unfähige Steuerleute, eine stürmische, hohlgehende See und ein dunkeler, gewitterschwerer Himmel, der alte Sünden zu rächen droht! Den Vortheil hat jedoch diese Lage, daß Alle durch ihre inneren Verlegenheiten, Schäden und Wunden so sehr in Anspruch genommen werden, daß es ihnen an Kraft und Muth fehlt, die Verlegenheiten des Nachbars zu benützen und ihn mit Krieg zu überfallen; wenn

nicht allenfalls das Uebermaß dieser inneren Verlegenheiten die Verzweiflung treibt, ihre Rettung im Krieg zu suchen, wofür freilich Niemand von heute auf morgen stehen kann.

Unter solchen Gestirnen haben uns die neuen „Errungenschaften“, die demokratischen Zugeständnisse auf „breitester Grundlage“ überrascht. Zurückgehen können wir nicht mehr. Was gefallen ist, fiel, weil es innerlich morsch und faul und ohnmächtig war; weil der Geist, der es einst belebt hatte, längst aus ihm entwichen war. Es neu aufzurichten, wäre vergebliche Mühe; lassen wir die Todten ihre Todten begraben! Hoffen wir vielmehr, daß die Gefahr die schlummernde Energie und den Muth der Besseren wecken und ihre Eintracht stärken wird.

Die Pflicht der Selbsterhaltung gebietet fortan Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten. Die freie Presse, die freie Rede in den Volksversammlungen, das allgemeine Wahlrecht, die Volksbewaffnung, die öffentlichen Schwurgerichte werden eben so viele Waffen in der Hand der Schlechten zur Verwirrung, zum Umsturz, zur Pöbelherrschaft, zur Anarchie, wenn die, welche Kraft und Beruf haben, welche durch ihre Erziehung und ihre Stellung mit allen Mitteln ausgerüstet sind, sie nicht zu Schutzwaffen des Rechtes und einer wahren sittlichen Freiheit machen.

Nun kömmt noch ausdrücklich das Assoziationsrecht zur Vereinigung der zerstreuten Kräfte hinzu. Daß die Schlechten, die auf die Verwirrung und den Umsturz speculiren und in dieser Absicht die Massen bearbeiten, sich vereinigen, daran dürfen wir nicht zweifeln; die Vergangenheit und die Gegenwart zeigen es. Die Jacobiner-Klubbs haben schon die erste französische Revolution zur Blutherrschaft der Demagogen und dann zum Militär-Despotismus geführt. Auch die neueren Umwälzungen haben hier guten Theils ihren Ursprung genommen. Wir können und müssen allerdings Schutz- und Strafgesetze gegen schlechte Vereine der Umsturzmänner wie gegen die wühlerische Presse verlangen; allein unmöglich können wir

diese Vereine nicht machen; sie werden, wenn nicht öffentlich, doch heimlich fortbestehen. Und auch hier ist, wie bei der Presse, der beste Schutz ein tüchtiger Volksgeist, der den Vereinen der Zerstörung Vereine der Erhaltung und der gesetzlichen Fortentwicklung entgegenstellt.

Es gilt nicht bloß politische Vereine zu gründen; nein, das Vereinsrecht nach allen Richtungen hin: zu religiösen, wohlthätigen, gewerblichen, wissenschaftlichen und ökonomischen Zwecken ausgebildet und angewendet, ist eines der vorzüglichsten Schutzmittel, um den Gefahren unserer heutigen demokratischen Zustände, wie sie zwischen Gesetzlichkeit und Revolution schwanken, zu begegnen. Es wird so in den neuen, aus dem lebendigen Geist der Zeit erwachsenen Corporationen und Innungen ein Gegenwicht gegen das Lähmende einer centralisirten Beamtenherrschaft, und gegen das Auflösende und sich Ueberstürzende der Demagogie geschaffen, und eine in Atome sich auflösende Gesellschaft wird sich durch innere Gliederung wieder enger verbinden. Wie wir daher früher bemerkt, spricht sich in jenen conservativen Vereinen, die wir jetzt überall in Deutschland erstehen sehen, ein Instinct des Lebens aus, das sich der andringenden Zerstörung zu erwehren sucht. Das gleiche Bedürfniß macht sich auch schon im Gewerbwesen geltend. Möge es nur kein Strohfeuer der Mode seyn, das einen Augenblick glänzt und eine noch dunklere Nacht zurückläßt!

Werfen wir nach diesen mehr allgemeinen Betrachtungen einen Blick auf unser engeres bayerisches Vaterland, so sind unsere Zustände, Gott Lob! verhältnißmäßig noch günstige zu nennen. Gar Manches, was andere, wie z. B. Oesterreich, noch durchmachen müssen, haben wir bereits hinter uns. Die Sturmfluthen der französischen Revolutionszeit sind im Beginne dieses Jahrhunderts fegend über das Land dahingefahren; ihre Stürme haben die dürren Aeste niedergerissen; allein die unversiechbare Lebenskraft, die innere, von keiner auslauchenden Ueberbildung noch geschwächte Tüchtigkeit unseres alten Volksstammes hat sich bewährt und neue Sprossen getrieben. Nicht

mit Unrecht sagt daher auch König Ludwig in einem seiner Gedichte: „Bayern, zu verderben seyd ihr nicht.“

Des Volks religiöser Sinn, der Grundton seines Wesens, steht noch unerschütterlich da. Unsere Kirchen sind nicht leer; der Priester, der von seinem hohen, heiligen Beruf erfüllt ist, findet noch immer lenkbare, empfängliche Herzen; die Opfergaben zu jedem edlen Zwecke der Frömmigkeit, der Barmherzigkeit und der Vaterlandsliebe fließen freigebig aus milden Händen. Der Gottesläugner und Sittenverderber darf noch nicht mit seiner Verdorbenheit prunken.

Das Volk, das auf die Stimme seines Gewissens hört, läßt sich noch nicht von jenem Schwindelgeist der Zeit beirren, der kein Recht achtet, und jede Pietät und jedes Maß und jede Schranke verlacht und niedertritt. Wie es sich seine Kirche nicht hat nehmen lassen, so will es auch, daß das Recht seines alten Regentenhauses, mit dem es in innigster Verbindung gute und böse Tage durchlebt, heilig geachtet werde.

Wir sind seit lange im Besitze einer Verfassung, die alle Keime zu jeder heilsamen Verbesserung und Entwicklung auf friedlichem, gesetzlichen Wege enthält, wenn nur Jeder aus unserer Mitte mit Muth, mit Festigkeit und Thätigkeit seine Pflicht erfüllt. Darum sind wir auch der constituirenden Nationalversammlungen, wie Berlin und Wien sie erst jetzt berufen haben, überhoben. Oder soll uns etwa unsere Verfassung darum minder theuer seyn, weil wir sie nicht den Barricaden und vergossenem Bürgerblute, sondern dem freien Willen unseres Königs Maximilian's I. verdanken?

Wie entschiedene Gegner wir auch von dem bevormundenden Beamtenthume, von königlichen und ministeriellen Eigenmächtigkeiten seyn, und wie sehr wir manches Unterlassene beklagen mögen, höchst undankbar wäre es von uns, wenn wir nicht auch anerkennen wollten, wie die Regierung König Ludwigs in vielem, was sie mit fürsorglichem Fleiße ordnete und regelte, was sie nach einer Zeit der Verwüstung und Zerstörung wieder aufrichtete oder zu segensreicher Wirksamkeit neu

in's Leben rief, sich um des Landes Wohl vielfache Verdienste erworben, wenn auch gar Mancher, der im Augenblicke der Gefahr kroch oder schwieg, gegenwärtig zum wohlfeilen Helden an dieser Vergangenheit wird.

Wie sehr eben in dieser so viel geschmähten Zeit der Knechtschaft unser moralischer Geist erstarkte, das hat sich gerade in dem letzten verhängnißvollen Jahre König Ludwigs in erfreulicher Weise gezeigt. Alle Stände: der Adel wie der Bürger, der Student, der Künstler, der Kaufmann wie der Handwerker, der Priester wie der Militär, die obersten Minister, Hofleute, der Polizeidirector wie die letzten Staatsdienst-Adspiranten, alle haben in jenen unseligen Tagen die gleiche ehrenhafte Gesinnung bewiesen, die lieber die theuersten und schwersten Opfer bereitwillig darbrachte, als an der öffentlichen Ehre und Sittlichkeit zum Verräther zu werden; trotz Drohungen und Schmeicheleien opferte Einer um den Andern seine ganze Stellung in wahrer Treue zu seinem König, wie sie freien Männern, die sich selbst achten, geziemt.

Während vielleicht nirgend in Deutschland solche aufstachelnde Veranlassung zum Losbrechen eines Volkssturmes gegeben war, war es gerade München, wir dürfen es ohne Selbstüberhebung sagen, das die größte Mäßigung und Selbstbeherrschung, auch in den Augenblicken der höchsten Aufregung, zeigte. Ein Jahr, das ihm leicht hätte zur unvergänglichen Schmach werden können, bildet darum nicht das unrühmlichste Blatt seiner Geschichte, und ein Rückblick darauf verleiht uns beruhigenden Trost für die Zukunft; denn wo sich solche sittliche Kraft zeigt, da darf man noch immer das Beste erwarten.

Unsere Straßen wurden nicht durch inneren Bürgerkampf befleckt; freiwillig wurden die Waffen in das Zeughaus zurückgebracht; freiwillig legte König Ludwig die Krone nieder, und übergab sie beim Anbeginn einer neuen Zeit den jüngeren Händen seines Sohnes.

Nichts ist seit dieser neuen Regierung geschehen, was ein

gerechtes Mißtrauen begründen, und die alte Eintracht zwischen Fürst und Volk stören könnte. Das Reactionsgeschrei ist ein nichtiges Schreckbild lügenhafter Hetzerei. Die eingegangenen Verpflichtungen zur Erweiterung der Volksrechte und Freiheiten wurden mit einer fast zu eiligen Hast erfüllt; die Behörden, statt den aufgeregten Geist der jungen Freiheit, wo er sich zu Excessen hinreißen ließ und die Achtung des Gesetzes vergaß, mit übergroßer Strenge in die verfassungsmäßigen Schranken zurückzuweisen, haben sich vielmehr nur zu schonend und nachsichtig gezeigt. Soll man unserer Regierung einen Vorwurf machen, so wäre es der, daß sie nicht zu wissen scheint, welchen Rückhalt sie im Kerne des Volkes besitzt, das eine offene und entschiedene, feste Haltung und Handhabung des Gesetzes gegen Jedermann, ohne Ansehen der Person, auch gegen die Schreier und Tumultuanten verlangt. Sind auch keineswegs alle Ungerechtigkeiten des letzten Jahres König Ludwigs wieder gut gemacht worden, so sind doch zahlreiche Anordnungen von oben ergangen, die alle von dem fürsorgenden Wohlwollen des neuen Königs ein um so rühmlicheres Zeugniß geben, als sie nicht durch Barricaden oder freche Drohungen der Presse erzwungen wurden, sondern aus freiem Antriebe flossen. So ist manche Stellung, die früher unsicher und gefährdet war oder allzu kärglich bedacht, jetzt gesichert und gegen die Noth der Zeit geschützt. Daß der König nicht das Beste seines Landes wolle, daß er nicht bereit sei, die Opfer zu bringen, die des gemeinsamen Vaterlandes Größe und Wohlfahrt wirklich verlangt, daran zu zweifeln, haben wir keinen Grund. Wenn er aber fordert, daß jede Veränderung auf verfassungsmäßigem Wege geschehe, so ist er hiezu, wie wir selbst, durch seinen Eid verpflichtet; diese Forderung ist im Interesse des Landes selbst, das in seinen gesetzlichen Gewalten zum Schiedsrichter über sein Schicksal gemacht wird, und bei der Bereitwilligkeit zu allen nothwendigen Opfern sind wir ihm auch hiefür, wenn er fest darauf besteht, verpflichtet; nur offen und geradeaus!

Ein anderes Glück, das wir nicht dankbar genug aner-

kennen können, besteht darin, daß Bayern, namentlich in seinen alten Provinzen, im Verhältniß zu andern deutschen Staaten fast kein Proletariat besitzt. Die bedrohlichen Zustände massenhafter Verarmung, wie sie sich z. B. in den Städten Wien und Berlin, Breslau, Leipzig, Stuttgart und Köln, wie sie sich in Baden, in Würtemberg, in Sachsen und Schlesien auf dem Lande so erschreckend zeigen, sind dem alten Bayern mit seinen großen Höfen und Waldungen unbekannt. Noch sind in den Städten die Gewerbe nicht also übersetzt, noch ist das Grundeigenthum nicht übermäßig zertrümmert, noch kennen wir den Jammer und die Gefahr einer hungernden Fabrikbevölkerung kaum. Daß aber auch künftig das Land von dem Unglück des Proletariats, womit man es zu überschwemmen droht, so viel als möglich bewahrt werde, das wird eine der gewichtigsten Aufgaben unserer Staatsmänner und Vertreter seyn. Die bayerischen Wähler haben dieses auch mehr als einem ihrer Abgeordneten nach Frankfurt in seinem Mandat ausdrücklich auf die Seele gebunden.

Unser neues Wahlgesetz, unter dem Eindrucke der jüngsten Erschütterungen berathen, hat bekanntlich der demokratischen Strömung der Zeit das Zugeständniß gemacht, daß man darin die ständische Gliederung preisgab und den Kreis sowohl derer, die wählen, als der zu wählenden, auf's äußerste erweiterte. Kann dieses der Masse eingeräumte Uebergewicht einer Seits bedenklich erscheinen, so trägt doch anderer Seits das Uebel sein Heilmittel in sich selbst; da dem unruhigen, unmaßlichen Treiben der Großstädter mit ihren Klubbs, mit ihren Katzenmusikanten-Vereinen, ihren Vereinen für „ungesetzliche" Ordnung, ihren Schmutzblättern, ihren Volksversammlungen und ihrem Marseillaisen-Gebrüll gegenüber, auch dem Landvolk sein beruhigender und die sich überstürzende Bewegung zügelnder Einfluß verstärkt wird. Denn kein Zweifel, daß in unserer Zeit die wahre Stütze der Monarchie und der gesetzlichen Ordnung vorzugsweise im Landvolke, in dem Grundbesitzer und dem Bodenbebauer ruht, wenn man sein Gewicht geltend zu machen weiß

und es nicht über dem Stadtlärm vernachlässigt. Strömt ja von dem Lande, das der Verderbniß, der Genußsucht und dem leidenschaftlichen, aufreibenden Schwindelgeiste minder ausgesetzt ist, den Städten fort und fort der kräftigere und gesundere Nachwuchs zu; sich selbst überlassen würden sie veröden und aussterben.

Während die jüngsten Umwälzungen beinahe überall nur in den großen Städten mit ihrem gebildeten und ungebildeten Proletariat den Charakter maßloser, zerstörungssüchtiger Frechheit annahmen, die das Grab aller wahren Freiheit ist, was will da die große Mehrheit unseres deutschen, was will insbesondere unser bayerisches Landvolk? Sicherlich keine Freiheitsphrasen zügelloser Hetzer, die viel kosten und nichts nützen; kein neumodisches Volkssouverainetäts-Geschrei; keinen von Paris erborgten republikanischen Theater-Plunder; keine revolutionäre Wühlerei, die nichts aufbaut und Alles zerstört. Dieß leere, windige Vorwärtsstürmen ohne Ziel und Rast ist ihm gründlich zuwider. Gerne verzichtet es auf das Glück, von Wiener Studenten oder Berliner Eckenstehern aufgeklärt und regiert zu werden. Es will Ruhe, es will Ordnung, es will Sicherheit in Handel und Wandel, auf dem Lande wie in der Stadt. Seinem Glauben getreu, will es keine Kopfhängerei, keinen Confessionsdruck, kein fanatisches Confessionsgezänk; aber es will auch seine Religion in ihrer vollen Freiheit und Sicherheit gewahrt; es will einen tüchtigen, seinem Beruf getreuen Priesterstand und eine christliche, eine katholische Erziehung seiner Jugend. Daß es gar wohl weiß, was von der großen Hetze gegen die „Ultramontanen“ zu halten sei, hat es durch die jüngsten Wahlen nach Frankfurt doppelt und dreifach bewiesen, die in Verbindung mit dem doppelten Votum der Kammer und den wiederholten Adressen der Studierenden den Ministern ein Sporn hätten seyn können, endlich zu erfüllen, was Gerechtigkeit, Pflicht und Ehre fordert. Weiter will es redliche, unbestechliche, humane und wohlgesittete Beamte; freie Bewegung für Jeden in seinem Kreise; Vereinfachung der Vielschrei-

berei und Vielregiererei; eine unparteiische und rasche, von der Administration getrennte Justiz; Ordnung, Sparsamkeit, Gewissenhaftigkeit und Aufrichtigkeit in den Finanzen; keine Knickerei und keine Verschwendung; jede mögliche Erleichterung seiner Lasten, mit besonderer Fürsorge für den Brod- und Arbeitslosen.

Daß die Städte ein eigenes Vorrecht haben sollen, zu krawalliren, die Regierung in ungesetzlicher Weise zu drangsaliren, die Anmaßung eines Häufleins von Katzenmusikanten im Namen des Landes zu sprechen und Forderungen zu stellen, erkennt es nicht an. Gegen diesen Unfug, so wie gegen die Zügellosigkeiten der Presse und die Hetzereien fremder und einheimischer Aufwiegler fordert es den Schutz strafender Gesetze.

In Sachen des deutschen Gesammtvaterlandes verlangt es kräftige Vertretung nach außen durch eine starke, über die vereinigten Bundesheere verfügende Centralmacht, wie die Sicherheit, das Handelsinteresse und die Ehre Deutschlands es erheischt. Dem Auslande gegenüber kennt es kein Sonderinteresse: Alle für Einen, Einer für Alle; kein Rheinbund! kein Friede von Basel mehr! Nach innen will es in gemeinsamen deutschen Angelegenheiten einträchtiges Zusammenwirken durch gütliche Vereinbarung der einzelnen Stämme; in seinen häuslichen, seinen speziell bayerischen Angelegenheiten endlich will es keine Bevormundung nach der Weise des centralisirten Frankreichs; es will das Land nicht zu einem Departement und seinen König zu einem Präfecten erniedrigt. So als eine in sich geschlossene, mit den Bruderstämmen in freier Vereinbarung innig verbundene Macht will es unter seinem angestammten Fürsten sein ganzes Gewicht in die Wagschaale Deutschlands legen, und wie sein abgetretener König den Dom in Köln mit würdiger Opfergabe geschmückt, so wird auch es die Stelle am großen Baue des erneuten Vaterlandes, die ihm zugefallen, treulich ausfüllen. Preußische, bayerische und Reichsfahnen sah man daher auch vereint in den Straßen der alten Rheinstadt wehen, und der Reichsverweser, so wird erzählt,

erkannte diese Gesinnung an, als er sich in Würzburg äußerte: die, welche unter dem angestammten Fürsten die eigene Fahne in Ehren hielten, würden gewiß auch am treuesten die Pflicht gegen das gemeinsame Banner des gesammten Vaterlandes erfüllen.

So ohngefähr denkt man bei uns auf dem Lande, und der größere und achtbarere Theil unserer Städter stimmt sicherlich dieser Gesinnung bei. Noch lebt ja auch in unserem Volke ungeschwächt der alte kriegerische Geist, und das Heer, dessen Reihen sich aus seinen Söhnen wohlgerüstet und vollzählig erhoben, hat sich seiner Väter würdig gezeigt. Vereinzelte Excesse, in einer Zeit, wo Alles aus seinen Fugen ist, wo der ungestraften Verlockungen und Beleidigungen so viele sind, können die Ehre der Gesammtheit nicht beflecken. Unsere Offiziere haben in Schleswig-Holstein, in freiwilligem Dienst unter der deutschen Fahne, mit ihrem Blut den alten Ruhm bayerischer Tapferkeit auf's neue bewährt; unsere Soldaten haben im Badischen, im Dienst gegen Vaterlandsverrath und Volksverführung, allen Verlockungen zum Trotz, unter ungünstigen, zwischen Krieg und Frieden schwankenden Umständen, eine feste Haltung bewiesen und ein gutes Andenken zurückgelassen. Kein Zweifel, würde der Ruf des Vaterlandes ergehen und ein Oberbundesfeldherr, wie Radetzky, sie nach Osten oder Westen zum Schutze der deutschen Marken in's Feuer führen, die Offiziere und Soldaten des bayerischen Heeres würden mit ihrer Fahne in keinem Sturme hinter ihren heldenmüthigen Waffenbrüdern in Italien, den Siegern von Custozza, den Wiedergewinnern Mailands, zurückbleiben.

Von diesem in Bayern herrschenden Geiste hat die Frankfurter Adresse der Stadt München im April dieses Jahres Zeugniß abgelegt, es war dieselbe, welche von allen Adressen in der Hauptstadt die meisten Unterschriften erhielt, sie lautete:

„Deutsche Männer! Immer näher rückt der Tag heran, der die Abgeordneten aller deutschen Stämme versammeln soll zum großen Werke der gesetzlichen Begründung ihrer Einigkeit und Freiheit. Mit dem gemischten Gefühle von Hoff-

nung und Bangen sehen wir ihm entgegen. Wir achten jede Gesinnung, die sich von dem Wege friedlicher Verständigung nicht entfernt. Jeder Deutsche hat ein gleiches Recht, sie auszusprechen. Aber eine, wenn auch kleine Zahl, doch um so eifriger in Betreibung ihrer Zwecke, droht durch Mittel der Gewalt den Boden zu untergraben, auf welchem das Gebäude gegründet werden soll für unsere Rechte. Durch den Umsturz alles Bestehenden beabsichtigen diese entarteten Söhne unseres geliebten Vaterlandes eine allgemeine Verwirrung herbeizuführen. Unter dem heuchlerischen Scheine, des Volkes Freiheiten zu erweitern, und der Noth der arbeitenden Klassen abzuhelfen, wollen sie in Wahrheit nur eine Kluft zu Stande bringen zwischen den deutschen Stämmen unter sich, wie zwischen ihnen und ihren Regenten. Mit Blut suchen sie die Macht zu erringen, die ihnen als Mittel für selbstsüchtige Zwecke dienen soll. Unfähig einer gesetzlichen Freiheit, sind sie die erbittertsten Feinde aller Ordnung geworden. Wir verdammen dieses Beginnen. Deutschland wird — des vertrauen wir zu Gott — die große Zukunft haben, die es verdient. Aber nur im Wege des Gesetzes, nur durch friedlichen Austausch aller Meinungen kann sie begründet werden. Nur auf diesem Wege kehrt Handel und Gewerbe zurück, nur auf diesem kann und soll den Leiden unserer armen Mitbürger geholfen werden. Wir wollen keine Republik. Sie würde Deutschlands Freiheiten und seinen Wohlstand für immer vernichten. Sicherheit wollen wir für unsere Freiheit und ihre Entwicklung auf gesetzlichem Wege in einem einigen Deutschland; aber festhalten wollen wir auch an der constitutionellen Monarchie, festhalten an den geschichtlichen Erinnerungen unseres Stammes, und schützen seine Rechte gegen jede Gewalt. Bei Euch, deutsche Männer, legen wir diesen Ausdruck unserer Gefühle nieder. Ihr werdet sie würdigen! München, 18. April 1848."

In solcher Verfassung, von diesem Geiste beseelt, ist Bayern in die Bewegungen der Neuzeit eingetreten. Vorüber-

gehende Stöße, Mißverständnisse und Störungen der Oberfläche, die den Grund nicht berührten, abgerechnet, hat es durchweg eine ehrenhafte, in sich wohlgesicherte Haltung behauptet. Während andere Staaten furchtbar gelitten und noch gegenwärtig in trauriger Ohnmacht mit ihrer inneren Zerrüttung ringen, sind wir, Gott Lob! von einer solchen Auflösung und Anarchie verschont geblieben, die schwerere Opfer gefordert, als der verderblichste Krieg. Man darf unsere Gäste nur hören, die aus Italien oder aus Paris, aus Wien oder Berlin oder Baden kommen, wie wohl ihnen ist, wie frei sie wieder aufathmen, wie sicher und ruhig sie sich wieder fühlen, weil sie sich in einem Lande, unter einem Volke befinden, wo die Autorität des Gesetzes noch nicht der Spott der Buben und Aufwiegler geworden*).

---

*) Ein wahrhaft abschreckendes Bild modernster Glückseligkeit gewähren den Berliner Nothständen gegenüber die Wiener Geschicke. Was ist aus der üppigen Kaiserstadt in so wenigen Monaten geworden, seit die Bürger die Neugestaltung des Reiches den Händen von Studenten, von Juden, von Demagogen, von Schwindlern und Schreiern überlassen? Die Allgemeine Zeitung theilte jüngst folgende klägliche Schilderung mit:

„Wohin wir blicken, Zeichen der Auflösung, alle Rechtsverhältnisse in Frage, Vertrauen und Credit wie vernichtet, Handel und Gewerbe in Stillstand, die äußern und innern Erschütterungen bis auf's tiefste in das Mark des Familienlebens und aller Privatverhältnisse eingreifend, und keine Aussicht wie weit noch alles gehen werde; die kleinen Ersparnisse der armen und der Mittelklasse in Staatsobligationen steckend, oder auf Pfand geliehen und vielseitig bedroht; die großen Capitalien aus dem Verkehr möglichst zurückgezogen, selbst mit großem Verlust in Baares umgesetzt, in Kästen vergraben, in's Ausland geschleppt; Schule, milde Stiftungen, Waisen- und Wittwenfonds in dem drohenden Bankerott, bei der Aufhebung der grundherrlichen Rechte, in der Verminderung der Hypothekenwerthe gefährdet; die Presse zügellos, die Preßprocesse bis zu vielen Hunderten angewachsen, aber es fehlt an Muth, an Tact, man kommt zu keinem Anfang und Ende; der Luxus wie

Das Gute der Neuzeit haben wir großen Theils erlangt; die inneren Freiheiten, die jetzt erst in den Grundrechten zu

---

ausgestorben, Verarmung ganzer Klassen; Steuerverweigerung, Militärpflichtverweigerung, Ausfall der Staatseinnahme an allen Ecken und Enden, aber vermehrte Staatsausgaben und ein noch unabsehbarer Krieg in Italien; Bürgerkrieg in Böhmen und im Südosten; Tirol und Triest vom Feinde bedroht; Polen ein schlummernder Vulcan, jeden Augenblick im Begriff, auf's neue auszubrechen; die Aristokratie in ihrem Vermögen angegriffen, in ihren Hoffnungen betrogen, in ihrem Ansehen gedemüthigt, vor Zorn knirschend und mit treulosen (?) Planen umgehend; das Bürgerthum aus seiner bequemen Ruhe gebracht, im sichern Erwerb gestört, zum Theil der Bewegung längst müde, in kurzsichtiger Verblendung mit den Folgen einer großen Umwälzung diese selbst anklagend; der Arbeiter von Versprechungen hingehalten der Arbeit entzogen, ein verbrauchtes Werkzeug der Umwälzung und nun selber gefährlich; eine feurige Jugend vom besten Willen, glühend für die errungene Freiheit, aber durch die Verhältnisse zu einer Bedeutung, einem Einfluß gelangt, die allein die Erfahrung, der Ernst, die Besonnenheit haben sollten; die Bevölkerung im allgemeinen ein frischer, wenig abgenützter Boden, den Wühlereien und Einflüsterungen jeder Art zugänglich; überall die alten Gewalten, das frühere Ansehen gelähmt, die neue ersehnte Ordnung in der Schwebe, noch nicht in den Grundzügen auf dem Papier angedeutet; Mangel an großen und bedeutenden Männern, an außerordentlichen Talenten, wie sie die außerordentliche Zeit erfordert. Dazu die Halt-, Rath- und Kopflosigkeit der Staatsgewalt, das Zuwartungssystem, bis das Nachgeben eine Nothwendigkeit wird; die Hartnäckigkeit und die Umtriebe der Aristokratie, die Gährung und Aufgeregtheit des Bauernstandes. Der Bauer, unklar über den Gang und die Folge der Dinge, weiß nur es soll anders, besser für ihn werden. Die Gewährung der Nationalgarde, der freien Presse, selbst die Verkündigung der Constitution waren ihm fremde Gegenstände, unter Verbesserung dachte er nur an die Erleichterung seiner Lasten. Hier aber im Kreise seines Verständnisses ist nichts geschehen. Trotz seiner zweimaligen Wahl nach Frankfurt und zum Provinziallandtage, von denen er sich goldene Berge versprach, noch nicht die kleinste materielle Erleichterung. Er glaubt an die Umtriebe der

Frankfurt berathen werden, sind uns längst eingeräumt, oder für die Zukunft gesichert. Es gibt keine Verbesserung, die wir

---

Beamten und Städter, er hört und liest von allen Seiten von der Reaction, ein Wort, das ihm unverständlich ist, aber eben darum gefährlich wird."

„Das Silbergeld wird seltener im Verkehr, man sieht nur Banknoten. Kein Mensch, der etwas kauft oder zu zahlen hat, gibt einen Zwanziger her, wenn er den Betrag in Papier berichtigen kann. Ja man gibt auf einen Guldenzettel nicht mehr gern Silbergeld heraus, wenn unter einem Gulden eine Zahlung zu machen ist. In den Cameralkassen werden für eine Fünfguldenbanknote vier Gulden in kleinen Banknoten und nur ein Gulden in Silbermünze gegeben. Wie lange kann es währen, und der Preis der Lebensmittel wird für Papierbezahlung ein höherer seyn, und der Curs ist da! Schon im Verlauf des Winters hat der Bauer und Bürger seine ersparten Banknoten in klingende Münze umgewechselt; die ausgezahlten Millionen und Millionen der Bank sind wie verschwunden. Diese Zustände, diese Anzeichen erschrecken, man denkt an 1811, man denkt noch weiter an die erste französische Revolution!"

„Es ist ein Stillstand der Gesetze und Gerichte eingetreten, ein Urzustand, wo jeder thut, was er will, und bleiben läßt, was ihm nicht angenehm ist, ein gemüthlicher Zustand für Schuldner und Müssiggänger, und ein höchst ungemüthlicher für alle Besitzenden. Wie ein losgelassener Wagen noch eine Weile rollt, so rollt auch der Staatswagen, wie lange noch? Wer kann das wissen. Die Gut- und Langmüthigkeit des Volks hat das meiste Verdienst, wenn es nicht noch ärger kommt, und die Freiheit des Thuns und Lassens ist in einem civilisirten Lande kaum noch in der Weise dagewesen, wie in Oesterreich. Wir sind beiläufig auf der Höhe angekommen, daß die sonst übel verrufenen türkischen und portugiesischen Zustände noch als Zustände der Ordnung und Regelung erscheinen gegen unsere gehalten!"

Nun ist der verwiesene Aufruhrprediger Schütte auch noch zurückgekehrt, der bankerotte Ronge hat seine Schmähkanzel aufgeschlagen und Hecker wird erwartet, damit er die rothe Feder auf den Stephansthurm setze. Was fehlt noch an einem Pandämonium? Wir fürchten aber, die Geduld des Volkes unter einem pflichtvergessenen Ministerium, das statt des Gesetzes „den Weltgeist" schalten und wal-

nicht auf friedlichem, gesetzlichen Wege verwirklichen könnten. Bewahren wir darum diesen Ruhm friedlichen, einträchtigen Glückes und gesetzlichen Fortschrittes unserem Vaterlande in einer Zeit, wo die Stürme, welche die religiösen und sittlichen Grundlagen der Gesellschaft erschütterten, mit dem inneren Frieden auch den äußeren Wohlstand so vieler Länder auf lange hin vernichtet haben. Hüten wir diesen Frieden als unser theures erstes Gut gegen Dränger und Stürmer ohne Befähigung und ohne Beruf, gegen eigensüchtige Wühler, gegen Volksverführer, die, vielleicht von fremdem Gelde bezahlt, nur Mißtrauen und Zwietracht zwischen Fürst und Volk, zwischen Bürger und Militär, zwischen den Besitzenden und Besitzlosen ausstreuen und die rohen Massen mit Raubgier und zerstörungssüchtigem Ingrimm erfüllen, und sie mit Hoffnungen aufstacheln, die keine menschliche Macht verwirklichen kann.

Nicht von der Autorität droht der Freiheit irgend eine Gefahr, sie ist nur zu sehr geschwächt und gebrochen, und was vermöchte sie da, wo Freiheit der Presse, Vereinigungsrecht, Volksbewaffnung, Schwurgerichte und allgemeines Wahlrecht besteht? Sie allein, diese Wühler, die jede Gelegenheit benützen, den Sinn des Volkes zu verwirren, und aus jeder Frage, die ruhig gelöst werden könnte, eine Streitfrage machen, hindern die Rückkehr des Vertrauens; sie sind Schuld daran, wenn in dieser fortgesetzten Aufregung das Stocken von Handel und Gewerbe fortdauert und die arbeitenden Klassen, deren Uner-

ten läßt, wird endlich reißen und sich in furchtbarer Weise an seinen Verführern rächen. Was soll man aber zu einigen der trefflichen Correspondenzen der Allgemeinen Zeitung sagen, die sich keine Mühe verdrießen lassen, damit auch in München alle Autorität todt geschlagen wird, und auch wir einen Sicherheitsausschuß erhalten, dessen Amt es eben seyn wird, daß jeder Unfug und jede Ungesetzlichkeit mit Sicherheit verübt werden kann, und Niemand mehr seines Eigenthums und seines Lebens sicher ist; Alles versteht sich im Namen der Freiheit und des Fortschrittes.

fahrenheit sie mißbrauchen, in tiefere Noth gerathen und ihrer Bedrängniß kein Ende absehen.

Den Wühlern auswärts ist dieser Hausfrieden, dessen Bayern genießt, ein Dorn im Auge. Sie machen kein Hehl daraus, daß sie Alles aufbieten und nicht ruhen wollen, bis sie auch uns in eine ähnliche trostlose Verwirrung gestürzt, wie die unglückliche Kaiserstadt an der Donau. Und daß sie es an Geld und Aussendlingen nicht fehlen lassen, daran dürfen wir nicht zweifeln.

Halten wir darum gute Hauszucht, stehen wir fest zusammen! Schmach über die Hetzer und Friedensbrecher, denen jede Gelegenheit zum Scandal willkommen ist; die nicht zufrieden sind, wenn sie nicht jeden Tag einen neuen Zwist, einen neuen Aufruhr angeschürt. Kömmt es aber zu einem ernsten Zusammenstoß, dann ziehen sie sich mit ihren feinen Röcken in schlauer Feigheit zurück, und lassen das irregeleitete Volk ihr fluchwürdiges Treiben mit seinem Blute büßen; gelingt jedoch der Krawall, so wissen sie sich nur zu gut den Vortheil zuzueignen; dem Volke, das sich die Wunden geholt, bleibt der magere Knochen. Der große verführte Haufe lärmt, schreit und erbittert sich, und weiß nicht warum und sieht nicht ein, daß er seine Lage durch die Verwirrung nur immer mehr verschlimmert; denn er denkt nicht daran, daß das Geld wie eine Maus ist, wo es Lärm und Krawall, Aufruhrgeschrei und Schüße gibt, da flieht es aus dem Lande und verkriecht sich in die geheimsten Löcher, wie die Wiener und Pariser sattsam erfahren haben. Schmach über die Behörden, wenn sie diesem verderblichen Unfug der Ruhestörer und Aufwiegler, die den großen „Staatsschatz" des öffentlichen Vertrauens stehlen, nicht gleich im Beginne mit der ganzen Schärfe des Gesetzes entgegen treten, wenn sie pflichtvergessen und verzagt zuwarten, bis Ströme schuldigen und unschuldigen Blutes vergossen, und Tausende in Jammer und Elend gestürzt werden. Fehlt ihnen hiezu Charakterstärke, fühlen sie sich den Stürmen der Zeit nicht gewachsen: so mögen sie zurücktreten; sie sind es sich, sie sind es

dem Lande schuldig, das mit steigender Entrüstung das ungesetzliche, verderbliche Treiben weniger Aufwiegler in der Presse und auf den Straßen der Hauptstadt sieht. Noch haben wir kein solches Proletariat, wie z. B. Berlin *), vor dem wir Tag

---

*) Als Gegensatz unseres „altmodischen Zopfes" bescheidenen Wohlstandes zu den neumodischen Glückseligkeiten unserer Aufklärer und Vorwärtsstürmer sei es uns gestattet, auf Berlin zu verweisen, und in kurzem Ueberblick nochmals an die erschreckenden Resultate zu erinnern, welche das im Jahre 1846 erschienene Buch von Friedrich Saß: „Berlin in seiner neuesten Zeit und Entwicklung" warnend vor Augen stellt. Das Proletariat, wie es sich hier in Folge der freien Concurrenz, der freien Ansässigmachung und der Vernichtung aller Schranken im Gewerbwesen mit so reißender Schnelligkeit entwickelt hat, tritt uns da in seiner ganzen furchtbaren Größe grauenvoll entgegen. Neben Prunk und Luxus und einem glänzend übertünchten Aeußeren, welches Elend! welche Verderbniß! welche Zukunft! Statt aller weiteren Bemerkungen mögen nochmal die Zahlen sprechen. Wir führen als Beispiel nur zwei Gewerbe an: Tischler und Seidenwirker. Im Jahre 1826 gab es in Berlin 756 selbstständige Tischler, im Jahre 1830 stiegen sie auf 1061; 1834 auf 1285; 1840 auf 1590; 1844 auf 1888, 1845 über 2000. Eben so die Seidenwirker: 1826 waren selbstständige Seidenweber 215, im Jahre 1830 stiegen sie auf 562; 1840 auf 900; 1845 auf 1046; 1846 fiel ihre Zahl auf 1035. In dem Maße aber, wie ihre Anzahl wuchs, sank ihr Wohlstand und nahm das Proletariat unter ihnen zu, was die verhältnißmäßige Abnahme in dem Ertrag der Gewerbsteuer zeigt. Im Jahre 1826 zahlten von 756 selbstständigen Tischlern Berlins 191 die Gewerbsteuer; 1830 von 1061 nur 321; 1834 von 1285 nur 387; 1840 von 1590 nur 520; 1844 von 1888 nur 633. Ein gleich trauriges Resultat zeigt in der Berliner Fabrikindustrie die Abnahme des Arbeitslohnes: 1822 und 23 wurden dem Kattundrucker für ein Stück in drei Farben zu drucken, welches jetzt nur mit fünfzehn Silbergroschen bezahlt wird, 1 Thlr. 12 Sgr. bezahlt; für ein Tuch von $1\frac{1}{2}$ Ellen, für welches er jetzt $1\frac{1}{4}$ Pf. empfängt, erhielt er damals 4 Pf. Konnte er sich früher einen Wochenlohn von 18 bis 20 Thalern verdienen, so bringt er es jetzt höchstens auf 5 Thaler. Das Verhältniß der Hausmiethpreise zeigt die Armseligkeit des Unterkommens. Wäh-

und Nacht zittern und die Gesetze schweigen müßten. Doppelte Schmach aber den Bürgern, wenn sie in selbstmörderischer Feig-

---

rend bei den immer steigenden Miethpreisen der jährliche Durchschnittspreis für eine Wohnung 100 Thaler beträgt, zahlt mehr als die Hälfte sämmtlicher Wohnungen Berlins, nämlich 35,577, jährlich nur 50 Thaler oder darunter, und 12,000 Personen latitiren noch oben ein, d. h. sie wissen bei der Polizei gar keine gewisse Wohnung anzugeben. Den augenscheinlichsten Beweis, wie mit der wachsenden Bevölkerung die Nothdurft in der Kost und die Hungersbedrängniß zunimmt, zeigt ferner die Abnahme des städtischen Zuschlags auf Schlacht- und Mahlsteuer: 1845 betrug der Communalzuschlag auf diese Steuer 5000 Thaler weniger als im Jahre 1844, und im ersten Semester 1846 sogar 10,000 Thaler weniger, als in demselben Zeitraume des verflossenen Jahres, troß der gesteigerten Vermehrung der Bevölkerung. Hand in Hand mit dieser Verarmung und Verelendung geht die Verwahrlosung der Kinder in den bedrängten, zerrütteten Familien. Von den 66,000 schulpflichtigen Kindern Berlins wachsen 29,000 dieser Hauptstadt der Intelligenz in vollkommenster Verwahrlosung und Unwissenheit, ohne allen Unterricht auf. Natürlicher Weise muß denn auch die Zahl der Verbrechen mit Elend und Verwahrlosung und sittlichem Verderben in gleichem Maße zunehmen: mehr oder minder gravirte Personen, die der öffentlichen Sicherheit gefährlich sind, gibt ein praktischer Criminalbeamter in Berlin auf 34,000 an, darunter ausgebildete Verbrecher 6000, und Diebe von Profession 600. Nach den Berechnungen Zimmermann's haben die criminalistisch Gravirten in Berlin in zehn Jahren um fast sieben Procent zugenommen, während sie früher nur 3⅔ Procent der Gesammtbevölkerung betrugen, so bilden sie nach ihm jetzt zehn Procent. Endlich ist die Sterblichkeit in der preußischen Königsstadt größer, als selbst in London! — Und wie schnell hat Berlin sich zu diesem Gipfel glänzenden Elends erschwungen! Wuchs seine Bevölkerung in den letzten zehn Jahren zuerst jährlich um 5 bis 6000, dann um 7000, 9000, 10,000, 12,000, so stieg sie im Jahre 1844 um 14,000, und 1845 um 17,000, so daß die Gesammtzahl der Einwohner Berlins 1846 schon 400,000 überstiegen hat, unter denen man 150,000 Proletarier rechnet, die seit den „neuen Errungenschaften“ in Volksversammlungen und Aufzügen, von den Demagogen aufgehetzt, von einem Tage auf den andern die Ruhe der Hauptstadt und des ganzen Landes bedrohen.

heit die Behörden, statt sie in der Wahrung der gesetzlichen Ordnung zu unterstützen, mit Mißtrauen, mit Verdächtigungen und Schmähungen überhäufen, lähmen und entkräften sollten.

Wollen z. B. die Wiener Studenten bei uns studiren, so seien sie willkommen; wollen sie aber das Gastrecht mißbrauchen und tumultuiren und hetzen und die Herren spielen: dann fasse man sie, je eher je besser, beim Kragen und schicke sie hin, woher sie gekommen sind. Handhaben wir nicht selbst die Zucht, und gestatten wir auch nicht, daß sie gehandhabt werde, dann kann das gemeine Wesen nur zu Grunde gehen. Wollen wir, daß Polizei und Soldaten gute Mannszucht halten: dann dürfen wir auch nicht dulden, daß sie von jedem hergelaufenen Lumpen straflos verhöhnt und mißhandelt werden. Sie sind Bürger so gut wie jeder von uns, und gewiß bessere, als jene von fremdem Gelde bezahlten Schreier und Hetzer. Muthe man ihnen darum nicht zu, daß sie, Tag und Nacht ohne Ruhe, sich Stundenlang geduldig mit Steinen werfen und wie Hunde behandeln lassen sollen; solche Milchbrei-Truppen würden die Ehre unserer Fahne schlecht im Felde vertheidigen, und wären nicht werth, Bayern zu heißen. Begegne ihnen darum Jeder in ihrem beschwerlichen Dienste mit Achtung, wie anderer Seits das Kriegsministerium dafür verantwortlich ist, daß die Disciplin in ihrer ganzen Strenge aufrecht erhalten werde. Gibt man aber die Ehre und das Leben des Soldaten jedem Buben Preis: dann klage man nicht über Excesse der ausgelassenen Soldatesca.

Niemand begehe ungestraft einen Friedensbruch, eine Verletzung an den Gesetzen; er begeht mehr als in einer anderen Zeit Verrath am Lande; Verrath an der Freiheit, die er vernichtet; Verrath an dem Armen, dem er Brod und Verdienst stiehlt. Wem ein Unrecht geschehen, dem steht der Weg der Gerichte offen; wer eine Beschwerde, eine gerechte Forderung hat, der wende sich an die gesetzlichen, aus dem freien Wahlrecht hervorgehenden Vertreter — nicht aber an die Fäuste und den Grimm irregeleiteter, trunkener, mit Geld verführter Massen; der Grimm und

und die Rache wird zuletzt vernichtend auf sein eignes Haupt zurückfallen.

Der eigentlichen Verführer sind bei uns, wie meist auch anderwärts, nur wenige; ein kleines Häuflein, das großen Lärm macht und seine Ausgelassenheit so lange treibt, als es keinen Ernst sieht. Nicht aus bösem Willen, nein aus Unerfahrenheit und betäubt von den erschütternden Ereignissen der Gegenwart lassen sich weit die meisten verwirren und zu Schritten hinreißen, die sie nachher bereuen. Noch einmal: treten wir darum zusammen, verständigen wir uns zu gemeinsamem Wirken, belehren wir uns gegenseitig und klären wir uns auf über die Gefahren und Nöthen, über die Schutz- und Heilmittel dagegen, und lassen wir die Presse, das Wehrrecht, das Wahlrecht, das Vereinsrecht nicht ausschließlich in feindlichen Händen zum Verderben Aller ausbeuten. Die weit große Mehrheit unseres Volkes durch alle Klassen, der wohlhabende Besitzer wie der redliche Arbeiter, wollen das Beste; nur Feigheit und Trägheit von unserer Seite könnte die Zukunft dem Verderben preisgeben.

Dieß sind die Gesinnungen, welche die Begründer und ersten Mitglieder „des Münchener Vereins für constitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit" leiteten. Mögen sie überall lebendigen Anklang finden und auch anderwärts zahlreiche Gesinnungsgenossen zum Zusammentritt und zur innigeren Vereinigung bewegen, und möge Gott, von dem alles Gute kömmt, ihr Wirken segnen zum Heile Bayerns und zur Verherrlichung eines verjüngten, in brüderlich vereinter Kraft neu erblühenden deutschen Vaterlandes! — Dieß und kein anderes Ziel hatten auch Programm und Statuten des Vereines im Auge, die wir zum Beschluß dieser Betrachtungen im nächsten Hefte folgen lassen.

XX.

Literarische Miscellen:

1) Der deutsche Bund vor dem Richterstuhle unserer Zeit. Ein Beitrag zur Reorganisation Deutschlands, von einem liberalen aber nicht radikalen Altbayern. München, bei Finsterlin 1848.
2) Pastoralschreiben des Erzbischofs von Olmütz, Maximilian Joseph.
3) Rede, welche in der einunddreißigsten Sitzung des vereinigten ständischen Ausschusses in Berlin am 2. März 1848 nicht gehalten ist. Breslau 1848.
4) Das Verhältniß des Staats zur Kirche und die jüngste Münchener Adresse zu Gunsten der Religions- und Kirchenfreiheit. Von R. v. O. In hoc signo vinces. München 1848, bei Jos. A. Finsterlin.

Es ist oft nicht uninteressant, zu betrachten, wie sich die großen Weltereignisse vom Standpunkte des Stilllebens in einem engbegränzten Kreise betrachtet ausnehmen. Dieser Gesichtspunkt wird einer uns vorliegenden kleinen Schrift (Der deutsche Bund vor dem Richterstuhle unserer Zeit. Ein Beitrag zur Reorganisation Deutschlands, von einem liberalen aber nicht radikalen Altbayer. München 1848), deren Ertrag der deutschen Flotte bestimmt ist, auch in den Augen mancher unserer Leser einen Anspruch auf Beachtung erwerben. Abgesehen davon finden sich in ihr manche Bemerkungen, die, weil sie von einem gesunden Tact und richtiger Beobachtungsgabe eines klaren, verständigen Mannes zeugen, auch in wei-

tern Kreisen beherzigt zu werden verdienten. „Der fortgesetzte Tugendbund", sagt zum Beispiel der Verfasser, fand die meisten Anhänger in der Studentenschaft, welche den Namen „„Tugendbund"" in „„Burschenschaft"" umänderte." „Ausrottung der deutschen Herrscher-Dynastien durch jedes Mittel, Umsturz aller Throne, worauf ein einiges deutsches Reich, Kaiserthum oder Republik, darüber war man nicht einig, gegründet werden sollte, das war die Haupttendenz dieser Verbindungen. Man faselte einst viel von der geheimen Polizei in Oesterreich. Daß sie strenger war, als in mehrern andern Ländern, ist richtig, allein auch in Oesterreich bildeten sich solche geheime Gesellschaften, welche ihr Treiben dem scharfblickenden Auge der Polizei wohl zu verbergen wußten. — An einer Studienanstalt im österreichischen Kaiserstaate mich längere Zeit aufhaltend, fand ich Gelegenheit, in die Geheimnisse einer solchen Verbrüderung einzudringen. Rücksichten verbieten mir, darüber zu reden. Nur das kann und darf ich anführen, daß besonders die Wortführer dieser Verbindung von einem gränzenlosen Ehrgeiz hingerissen waren. Der eine sah sich im Geiste schon als deutscher Reichsmarschall, der andere als Reichsminister, und der Dritte meinte, es sei gar nichts Unmögliches, daß er zum deutschen Kaiser, oder im Falle einer deutschen Republik zum lebenslänglichen Präsidenten derselben gewählt werden könnte. Ich damals jung und auch Luftschlösser bauend, fand denn doch das Zeug zu toll, erklärte es für ein Hirngespinnst, für etwas, das nie ausgeführt werden könne. — Und nun nach fast dreißig Jahren, da meine Haare zu ergrauen anfangen, jetzt muß ich ausrufen: ja wahrhaftig, sie sind nahe am Ziel!"

Als eine der ersten Blüthen eines selbst in Oesterreich sich regenden kirchlichen Geistes können wir den Hirtenbrief des Erzbischofs von Olmütz bezeichnen, der Angesichts der empö-

renden Verläumdungen der Wiener Presse, welche rastlos darauf hinarbeitet, die Anarchie vom politischen Gebiete auch auf das kirchliche hinüber zu verpflanzen, seinen Clerus über das Verhältniß des Oberhauptes der Kirche zu den politischen Verhältnissen aufklärt.

„Es hat sich“, sagt der würdige Kirchenfürst, „in der neuesten Zeit durch die öffentlichen Blätter, deren Herausgeber theils absichtlich, theils ohne sich dessen klar bewußt zu seyn, eine der heiligen Kirche sehr feindselige Gesinnung beurkundet, in der öffentlichen Meinung die Ansicht festgestellt, daß das sichtbare Oberhaupt der katholischen Kirche, Papst Pius IX., durch Wort und That die Perfidie begünstige, welche die österreichisch-kaiserlichen Unterthanen des lombardisch-venetianischen Königreichs in Verbindung mit den übrigen Völkerschaften Italiens in der Auflehnung gegen ihre rechtmäßige Regierung befangen hält, und einen blutigen Kampf der treuen, biederen und tapferen k. k. österr. Armee mit den Aufrührern herbeigeführt hat. Da diese von den Feinden der Kirche mit großem Frohlocken ausgebeutete und allgemein verbreitete Ansicht unter dem katholischen Volke leicht eine ihrer Natur nach sehr bedauerliche und in ihren Folgen gefährliche und verderbliche Gemüthsstimmung anregen kann, welche der dem Oberhaupte der Kirche schuldigen Ehrfurcht und Unterwürfigkeit in Dingen, die den Glauben, die guten Sitten und das Kirchenregiment betreffen, geradezu widerspricht: so wurde Unser oberhirtliches Herz auf das innigste erfreut, als Uns im Wege der apostolischen Nunciatur zu Wien die Allocution in dem geheimen Consistorium der Cardinäle vom 29. April 1848 zukam, in welcher Se. Heiligkeit, Papst Pius IX., die Anschuldigungen seiner Widersacher glänzend widerlegt und es offen ausspricht, daß die von den Einwohnern des Kirchenstaats gegen die österreichischen Waffen an den Tag gelegte Feindseligkeit die Zustimmung des Oberhauptes der Kirche nicht habe und Seine Heiligkeit, einer entsprechenden weltlichen Macht beraubt, gleich zwei anderen italienischen Regenten im Drange der Zeit gesche-

hen lassen mußten, was die, dem wehrlosen Papste gegenüber sich geltend machende rohe Gewalt des, in fanatischer Weise aufgeregten Volkes zur bedauerlichen Ausführung gebracht hat."

Wir zweifeln, ob unter der Censur des Grafen Sedlnizki und der Hofkanzlei diese Mittheilung, wie sehr sie auch dem österreichischen Staatsinteresse gemäß seyn möge, jemals gestattet worden wäre. Nach der erfolgten Aufhebung der Censur hat der üble Wille diese Waffe des Secretirens wenigstens nicht mehr zu seinem Gebote. Möge dieser Gesichtspunkt von allen Bischöfen Oesterreichs recht bald und eben so unerschrocken gefaßt werden, wie von dem edeln Maximilian Joseph von Olmütz.

Eine „Rede, welche in der vierunddreißigsten Sitzung des vereinigten Ausschusses in Berlin am 2. März 1848 nicht gehalten ist" *), verdient, auch wenn sie post festum kömmt, heute noch unsern Dank und unsere Aufmerksamkeit. Ein auf Verwirrung und Beirrung der öffentlichen Meinung berechneter Correspondenzartikel der Augsb. Allgem. Zeitung sprach neulich noch davon, wie das Ministerium Eichhorn (versteht sich zu absolutistischen Zwecken!) den katholischen Clerus begünstigt habe. Als Antwort darauf möchten wir der wahrheitliebenden Redaction folgende Stelle aus der erwähnten Rede zur Beherzigung empfehlen:

„Schon vor einigen Jahren ist von einem hochgeachteten Ritterschafts-Abgeordneten auf dem letzten rheinischen Provinziallandtage sehr gründlich, mit vielen Zahlen und Thatsachen belegt (welchem Gebildeten in Preußen wäre jene Rede wohl fremd geblieben?), nachgewiesen, wie viel an der Durchführung der Parität noch fehlt, wie unser Beamtenstaat (ein status in statu schädlichster Art) jener Durchführung entgegen arbeitet,

*) Breslau 1848.

und dadurch eine Scheidewand zwischen Fürst und Volk festzuhalten sucht, welche, Dank dem edlen und selbstständigen Streben Sr. Majestät, fallen muß und fallen wird. Aus jenen Gegenstrebungen ist es denn auch zu erklären, weshalb jeder von oben geschehende Schritt zur Ausgleichung und zum Recht in den nordöstlichen Provinzen einem engherzigen und unwissenden Publikum als Vorliebe für den Katholicismus, als Einfluß der Jesuiten und dergleichen vorgegaukelt wird. Es würde unpassend seyn, in Einzelnheiten einzugehen, aber Jeder, der in Preußen, Pommern, in der Mark, in Sachsen und in Niederschlesien bekannt ist, wird mich vollkommen verstehen, und wissen, welche wunderliche Mährchen dort mitunter aufgebracht und nachgelallt werden. Wenn nun die confessionelle Duldsamkeit und rechtliche Anerkennung jedes Bekenntnisses uns allen obliegt, das Gegentheil bei Staatsbeamten, deren Untauglichkeit begründet, so ist die Gefahr am größten, wo jene nothwendige Eigenschaft den Gerichten ganz fremd ist, wie dieses z. B. in Schlesien, wo mir die Gelegenheit der Wahrnehmung geboten, der Fall. Dort sind die traurigsten Beispiele nachzuweisen, und um die hohe Versammlung nicht zu sehr in Anspruch zu nehmen, doch aber nicht beweisfällig zu bleiben, will ich einiges nennen, dem sich vieles anreihen ließe. — Das rohe, den Ochsenbeiniaden in der Schweiz und gegen das St. Bernhard-Hospiz ähnelnde Verfahren, welches das königliche Oberlandesgericht zu Breslau sich gegen den dortigen ehrwürdigen Fürstbischof und dessen Domcapitel vor etwa einem Jahre ohne Fug und Ursache, zum Aergernisse aller Wohldenkenden, zum Triumpfe der Radikalen erlaubte, ist aus den Zeitungen theilweise bekannt. Die kürzlich im Druck erschienenen Untersuchungsacten gegen einen Kaplan Kunert in Neustadt in Oberschlesien haben die, vormals in so hoher Achtung stehende, preußische Justiz in dem Oberlandesgerichte zu Ratibor vor ganz Deutschland gebrandmarkt. Das Verfahren des Oberlandesgerichts zu Breslau gegen den dort allgemein geachteten Pfarrer Thiel, welcher ohne ein Vergehen, nachdem die Verwal-

tungsbehörden das Drängen des Breslauer Vormundschaftsgerichts auf Untersuchungsantrag abwiesen, weil keine Gesetzwidrigkeit vorlag, in erster Instanz zu sechs Monaten Festung, in zweiter Instanz, nachdem das Collegium ihn ohne Schuld befand, dennoch zu fünfzig Reichsthaler Strafe verurtheilt ward, weil folgender Vorschlag im Collegio obsiegte: „„Allerdings hat der Mann nichts gegen die Gesetze begangen, aber wir wollen ihn zu fünfzig Reichsthaler und den Kosten verurtheilen, denn man muß die katholischen Pfaffen kurz kriegen."" Dieses, so wie das Verfahren des Fürstenthumsgerichts in Neisse gegen zwei Capläne in Otmachau, ebenfalls in der Zeit, wo die Propheten der Ronge-Jämmerlichkeiten nicht nur ungehindert im Lande umherzogen, und eine der herrschenden Kirchen vor allem Volk schmähten, sondern in diesem Geschäft von Justiz- und Verwaltungsbehörden auf höchst verletzende Weise unterstützt, von den ersten Oppelner Regierungsbeamten zur Aufregung des Tarnowitzer Tumults geradezu bestärkt wurden; endlich das parteiische, alle Humanität verletzende Verfahren des Breslauer, und vielleicht mehr oder weniger der meisten, in den östlichen Provinzen befindlichen vormundschaftlichen Gerichte gegen die Wittwen und Waisen aus gemischten Ehen kann in der That keinem Unbefangenen Vertrauen zu diesen, von Radikalismus, Unglauben und fanatischem Hasse gegen den Katholicismus zusammengesetzten Behörden einflößen. — Daß diese unduldsame Stimmung auch andern Provinzen nicht fremd, dürfte aus Folgendem hervorgehen. Nachdem in den katholischen Provinzen unverzüglich nach deren Besitzergreifung die Gerichte sehr reichlich mit protestantischen Richtern besetzt wurden, und bis heute besetzt sind, ward vor zwei Jahren ein katholischer Rath an das Oberlandesgericht Greifswalde versetzt. Das Collegium protestirte aber dagegen, „„weil sich seit der Reformation kein katholisches Mitglied in jenem Collegio befunden."" In der That ging man darauf ein, und der Oberlandesgerichtsrath ward versetzt. Sage: Im Jahre 1846 hat sich obiges im paritätischen, preußischen Staate zu-

getragen. Ich darf wohl fragen: Soll man von diesen Herren, wenn sie in die katholischen oder gemischten Provinzen versetzt werden, welches ihnen gewiß nicht unbillig erscheint, in so fern es ihnen sonst zusagt, ein unparteiisches Verfahren erwarten? noch mehr: werden sie dieß den in Pommern zerstreuten Katholiken angedeihen lassen, wenn diese das Glück haben, ihren Händen und Federn zu verfallen?!" —

Danken wir aufrichtig Gott, der diesem, die göttliche Langmuth frevelhaft verhöhnenden Zustande fluchwürdiger Heuchelei, gegen die auch das edle Gemüth und die Macht des jetzt regierenden Königs keine Hülfe zu gewähren im Stande war, wenigstens dem Princip nach ein Ende gemacht hat. Von der Chimäre des „evangelischen Staates" und dem Bestreben: die sechs Millionen Katholiken zur „Staatsreligion" herüberzuziehen, wird heute hoffentlich nicht mehr die Rede seyn. Was darauf gefolgt, ist eine gerechte Züchtigung, die, wie es Brauch ist in der Weltgeschichte, den Schuldigen mit dem Unschuldigen getroffen hat und trifft. Dieß geschieht deßhalb, damit wir nicht triumphiren sollen über den Fall unserer Feinde; aber die gerechten Gerichte Gottes dürfen wir auch in dem Sturm und Wetter der gegenwärtigen Drangsale erkennen und seine Barmherzigkeit preisen.

Wir empfehlen dieses verdienstvolle, mit seltener Klarheit, Präcision und Mäßigung geschriebene Schriftchen unsern Lesern auf's angelegentlichste. Es dient dazu, viele Mißverständnisse zu beseitigen und den rechten Gesichtspunkt festzustellen, aus welchen wir Katholiken — heute und in Deutschland! — das Verhältniß zwischen Staat und Kirche zu betrachten haben. Manche redliche und wackere Männer, Laien wie Priester, hört man nicht selten die Frage aufwerfen: warum denn gerade in der Zeit so verhängnißvoller, politischer Wirren diese verwickelte Frage zur Sprache bringen? Warum nicht lieber, wenigstens

einstweilen in so stürmisch bewegten Tagen, Alles beim Alten lassen. Hierauf antwortet der Verfasser:

„Die deutschen Staaten haben eine Veränderung ihrer Schwerpunkte, einen gewaltsamen Umschwung, eine heftige Fortbewegung auf der Bahn ihrer historischen Entwicklung erfahren. So leicht eine derartige Bewegung im modernen Staat, eben so undenkbar ist sie im System der katholischen Kirche, deren Gebäude unverrückbar auf ihrem Grundstein und mit diesem auf den Grundfesten der geistigen und leiblichen Natur durch alle Zeiten feststeht. Wenn ein Körper in Bewegung geräth, der andere ruht, muß eine Veränderung ihrer gegenseitigen Stellungen, Einflüße und Beziehungen eintreten; so heute zwischen den deutschen Staaten und der katholischen Kirche. Es scheint unmöglich, dieses nicht einzusehen." . . . „Der Bestand und Besitzstand der katholischen Kirche, als Kirche, war überall vordem in Deutschland staats- und völkerrechtlich gesichert; die absoluten Fürsten ebenso wie später sämmtliche Factoren der Staatsgewalt, wollten als solche theils zur Kirche selbst, theils wenigstens als Christen sich bekennen. So konnte die Kirche ihrerseits den Einen geringere, den Anderen weitere, in ihr eigenthümliches Gebiet scheinbar eingreifende Zugeständnisse machen, und dieß zwar in um so höherem Maße, als die Staatsorgane als solche ihrer geistlichen Einwirkung sich öffneten, und zu Gegenleistungen herbeiließen. Wo beide Organismen sich in ihren äußersten Fäden berührten, wo sie in ihrem zu beherrschenden Objecte in einander verflochten waren, konnte dieß nothwendig werden. Zugeständnisse erwarben Zugeständnisse, vertragsmäßigen Ursprungs und Charakters, an welchen alle Theorien und aus ihnen entspringende einseitige Erklärungen des anderen Contrahenten Nichts zu ändern vermögen."

„So die Zustände der Vergangenheit. In Folge einer dreifachen, theils vollbrachten, theils noch im Vollzug begriffenen Umwälzung, sind diese eben weil vergangen, weder als bestehend mehr noch als maßgebend zu betrachten. Erstens: Das

demokratisch constitutionelle System ist heute zur Wirklichkeit, dadurch die persönliche Ueberzeugung und Absicht der Regenten in jedem politischen Verhältnisse, somit auch in dem des Staates zur Kirche, so gut als gänzlich macht- und bedeutungslos geworden. Alle Rechte, die ihnen als Inhaber der Staatsgewalt zugestanden, sollen auf deren neue Besitzer, die „„souverainen Völker““, übergegangen seyn; nach Wille und Meinung ihrer „„Majorität““ sind jene und zwar lediglich durch das Organ verantwortlicher Minister zu handhaben.“

„Die katholische Kirche findet demnach so wenig als irgend eine andere Religionsgesellschaft irgend welche moralische Garantien ihrer Rechte in dem nur noch zufälligen christlichen Bekenntniß der Regenten.“

„Zweitens: Wie die modernen demokratischen Staatsgewalten überhaupt, so erklärt auch die für ganz Deutschland sich neu constituirende (nach dem Vorbilde der englischen, doch das gleiche Princip ungleich weiter verfolgend), sich „„absolout.““ Wird die Frankfurter Versammlung, welche ihre Macht durch die keines Einzelstaates, darum die allgemeine Gültigkeit ihrer Beschlüsse durch keine Partikularverfassung begrenzt erachtet, alle vorgängigen völkerrechtlichen Verträge für bindender erkennen, als es die französische gethan? — Die katholische Kirche steht also in Deutschland einer Staatsgewalt gegenüber, die, nicht bedenkend wie sehr das Vertrauen in alle künftig von ihr zu gründenden Rechtsverhältnisse durch dieß ihr eigenes Beginnen erschüttert wird, die Möglichkeit, Verfassungen mit einem Federzuge, wohlerworbene Rechte durch Uebermacht umzustürzen, als ersten Grundsatz an die Spitze ihres Systems, alle bisherigen Staats-Rechtsverhältnisse aber in Frage gestellt hat. Diese principiell vollbrachte Auflösung aller Sonderverfassungen durch eine alle Einzelstaaten in sich aufnehmende Staatsgewalt, bedroht in ihren Consequenzen alle besonderen von der Kirche mit jenen geschlossenen Verträ-

ge, die in die Sonderverfassungen übergegangen waren. Wird die Centralgewalt zu Frankfurt die Concordate als Gesetze aufrecht erhalten, wenn sie die Sonderverfassungen, als deren integrirender Bestandtheil jene betrachtet wurden, nicht mehr für bestehend erachtet? Nicht gesicherter als in dieser ihrer staatsrechtlichen Natur erscheinen die Koncordate der Kirche mit einzelnen deutschen Staaten durch ihren völkerrechtlichen Charakter, indem gerade die internationalen Attribute der Staatsgewalt nunmehr ausschließlich dem gemeinsamen Bundesstaat zukommen sollen, dessen Reichsversammlung sich keinerlei Partikularstatut, welcher Natur oder wessen Ursprungs es sei, ausnehmend, das Prädicat absoluter Omnipotenz beigelegt hat."

„Der dritte Umschwung des politischen Zustandes ist endlich der, daß der demokratische omnipotente Staat dem Christenthume ausdrücklich entsagt hat. Stillschweigend war diese Lossagung schon in jenen Akten enthalten, in welchen er das Attribut der Allmacht über und gegen alles besondere Recht sich beilegte. Die Anwendungen dieses Princips, unter andern bei Gelegenheit des jüngsten bayerischen Ablösungsgesetzes, lassen darüber keinen Zweifel übrig. Ausdrücklich hat der Staat seinen Abfall ausgesprochen in jenem Grundgesetze, welches die höchste politische Rechtsfähigkeit, die: Mitglied der souverainen juristischen Person des Volkes zu seyn, zu umschreiben hatte: in den neuesten Wahlgesetzen. Wie vormals Haus- und Staats-Grundgesetze die Eigenschaften eines regierungsfähigen Fürsten genau bezeichneten, so sind es heute die Wahlgesetze, welche den rechtlichen Charakter des modernen Rechtssubjects der Staatsgewalt, des souverainen Volkes, darzustellen bestimmt sind. Unsere heutigen Wahlgesetze kennen das Erforderniß: einer christlichen Religionsgesellschaft anzugehören, um der vornehmsten politischen Rechte theilhaft zu seyn, nicht mehr; dem wäre vormals etwa gleich gekommen, wenn ein Volk die Krönung seines Fürsten weder durch christliches Bekenntniß noch christlichen Eid bedingt, und jeden Muselmann

des Thrones würdig erachtet hätte." . . . „Dieß ist der Umschwung des Staates. Welche veränderte Stellung zur Kirche, der ewig unbedingten, muß sich hieraus ergeben? — Christlichen Fürsten, als Inhabern der Staatsgewalt, hat die Kirche vertragsmäßig bestimmte Functionen als Rechte in der Kirche und zum Schutze der Kirche übertragen. In diesem Augenblick sind die Fürsten nicht mehr Inhaber der Staatsgewalt; deren heutige Besitzer sind als solche nicht mehr christlich; beide darum können Leistungen einer christlichen Staatsgewalt der Kirche nicht mehr prästiren. Auch sie ist somit ihrer vormaligen Gegenverbindlichkeit enthoben. Ueberhaupt aber kann von keinerlei vertragsmäßigem Verhältniß zu einem Staate die Rede seyn, dessen Gegenleistung nicht nur jeder rechtlichen wie moralischen Garantie entbehrt, sondern welcher als ein oberstes Princip seiner Omnipotenz keine rechtliche Unmöglichket mehr, sondern nur factische anzuerkennen erklärt hat. Den Staat, der sich selbst nicht mehr als christlich bekennt, kann die Kirche nicht als solchen anerkennen. Dem nichtchristlichen Staate aber kann kein Antheil am christlichen Heiligthum, kein Recht in der Kirche, dem Nichtmitgliede eines Vereines keine Befugniß innerhalb desselben zustehen." . . . „Hierdurch finden sich die Adressen deutscher Katholiken an das Frankfurter Parlament zu Gunsten des Princips vollkommenster Religions- und Kirchenfreiheit in der neu zu schaffenden Staatsordnung, zur Genüge begründet und gerechtfertigt; auf dieses Ziel allein waren sie berechnet."

XXII.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Den 9. August 1848.

Das wichtigste Ereigniß der Gegenwart ist in diesem Augenblicke ohne Zweifel die preußische nationale Reaction gegen deutsche Centralgewalt, Unterordnung des preußischen Heeres unter den Reichsverweser und Aufgehen des historischen Preußens in jenes neue Deutschland, welches in seinem Schooße volksthümliche oder dynastische Individualitäten und Besonderheiten fortan weder dulden noch anerkennen will. Das alte, starre Preußenthum soll den Stolz auf seinen Kriegsruhm und seine Nationalintelligenz aufgeben und vergessen. Eine starke Zumuthung! Aber sollte einmal nach dem Muster des modernen Frankreichs seit 1789 ein uniformes, centralisirtes Deutschland geschaffen, sollte das Bewußtseyn jedwedes partikularen Nationalismus, sollte die Erinnerung an die Geschichte der einzelnen Theile im Innern des neuen Reiches vernichtet werden, so lag jene Anforderung an Preußen auf dem Wege und in der natürlichen Consequenz unseres Einigungsprocesses. Damit war aber auch ein ernster Conflict mit dem thatsächlich noch vorhandenen Preußen über kurz oder lang unvermeidlich.

Es ist möglich, daß der in seinem Tiefinnersten verletzte preußische Geist für den Augenblick zurückgedrängt oder beschwichtigt wird. Aber über kurz oder lang wird der alte Groll wieder hervorbrechen und, nicht eben zum Vortheil der deutschen Einheit, sein Recht behaupten. Vielleicht wird dann jene Ansicht, die wir vor einigen Wochen in diesen Blättern näher entwickelten, einigen Anklang finden: daß nämlich, angesehen unsere wirkliche Lage und abgesehen von jeder politischen Romantik, die einzige Form, in welcher ein Zusammenhalten der Deutschen heute möglich erscheint, keine andere ist oder seyn kann, als die der Conföderation aller einzelnen deutschen Staaten und Stämme. Das Reich ist nicht durch Zufall, sondern durch einen Jahrhunderte lang fortgesetzten Auflösungsproceß und in Folge thatsächlicher Verhältnisse untergegangen, die bis auf den heutigen Tag fortdauern. Die Conföderation kann so eng als möglich zusammengezogen werden, die Centralisation läuft aber gegen die deutsche Natur und den Strom unserer Geschichte. Möge diese Erkenntniß nicht zu spät kommen!

Auf diesem unsern wahrhaft unparteiischen Standpunkte, den Niemand einer leidenschaftlichen Vorliebe für einseitiges Preußenthum bezüchtigen wird, ist es uns unmöglich zu verkennen, daß allerdings viele und gewichtige Gründe den tiefen Abscheu rechtfertigen, mit welchem ein großer Theil des preußischen Volkes sich heute gegen das „Aufgehn" in einem Deutschland erklärt, welches zur Stunde noch nicht besteht, dessen gute und schlimme Seiten noch Niemand kennt, und von welchem kein Sterblicher mehr zu sagen vermag, als daß es ein anderes seyn werde als das, was jemals in der Geschichte Deutschland geheißen hat. Der Gedanke eines preußischen Staates, einer preußischen Geschichte, eines preußischen Königshauses hat dagegen eine sehr bestimmte Gestalt, und zu seinen Gunsten spricht ein unläugbar begründetes, historisches Recht. Der preußische Nationalstolz, mit oder ohne seine Auswüchse und Uebertreibungen, ist eine wirkliche Thatsache. Die Märzrevolution konnte ihn für den Au-

genblick zurückdrücken, nicht aber aus den Köpfen und den Gemüthern verdrängen. Viele mochten sich geraume Zeit mit der Hoffnung täuschen, daß das „Aufgehn" eben nur ein verblümter Ausdruck sei, für die längst auf hundert Wegen versuchte und sehnlichst gewünschte Unterwerfung von ganz Deutschland unter preußische Herrschaft. Aber als die Huldigung der preußischen Heere für den österreichischen Erzherzog-Reichsverweser gefordert ward, schwand der heitere Wahn wie ein Morgentraum. Lauter und immer lauter ward die wirkliche Stimmung der unermeßlichen Mehrheit der Bewohner aller alten preußischen Provinzen; ihren lautesten und bestimmtesten Ausdruck fand sie in der Armee. Mögen die Gemäßigten und Verständigen in ihr auch die Nothwendigkeit der Eintracht aller Deutschen begreifen; aber diese Einsicht erstreckt sich auch bei ihnen nicht bis zur freiwilligen Anerkennung des Unterganges der preußischen Monarchie, derselben Monarchie, welche in dem großen Schiffbruche von 1807 ihr Bestehen unter viel gefährlichern Umständen rettete. Täuschen wir uns nicht, — trotz dessen, was Friedrich Wilhelm IV. am Morgen des 19. März, wie in einem Momente plötzlicher Eingebung that, trotz dessen, was seit jenem Tage in Berlin geschehen ist, um den Thron mit republikanischen Institutionen zu umgeben, trotz dessen, was die Würde der Majestät seit dieser neuen Aera hat erfahren und dulden müssen, — trotz dessen ist die Mehrheit der Bevölkerung in der östlichen Hälfte der Monarchie preußisch und royalistisch geblieben. Beiderlei Gefühle und Begriffe sind dort im Herzen des Volkes untrennbar zusammengewachsen. So mußte es zwischen dieser Gesinnung und der auf Einschmelzung Preußens in das neue Deutschland dringenden Partei früher oder später zum Bruche kommen, und dieses Zerwürfniß, zu welchem der Befehl der neuen Huldigung an die Truppen das Zeichen gab, muß und wird sich in seinem Verlaufe eben so nothwendig zu einem Kampfe zwischen Königlichgesinnten und halben oder ganzen Republikanern gestalten. Den weitern Verlauf dieser Zersetzung kennen wir freilich nicht; aber wir wagen mit Bestimmtheit

vorauszusagen, selbst wenn für den Augenblick der grelle Ausbruch vertuscht würde, der Proceß ist nicht zu Ende, sondern hat eben erst begonnen.

Hätte der preußische Royalismus sich darauf beschränkt, das gute Recht der besondern preußischen Nationalität zu vertheidigen, und außerdem die Interessen der fürstlichen Herrschaft und die des gemeinen Friedens in Deutschland überhaupt geltend zu machen, so hätte er auch außerhalb Preußens in sehr weiten Kreisen Anklang und energische Unterstützung finden können. Die preußisch-monarchische Partei wäre dann der Stützpunkt und das Centrum für alle Jene geworden, die der Tyrannei des Krawalls und der geheimen und öffentlichen Herrschaft der von jüdischen Literaten und Studenten geleiteten Klubbs aufrichtig und von Herzen müde sind. Dann hätte Preußen, einmal erst in seinem Innern monarchisch reconstruirt, Aussicht gehabt, als Hort der Ordnung und des Friedens an die Spitze des neuen Deutschlands treten zu dürfen. Denn merken wir es uns wohl: derjenige, der zuerst die Ordnung bei sich herstellt und dennoch weder die Privatfreiheit noch die Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit der einzelnen deutschen Staaten und Volksstämme mehr beschränkt, als es um der Ordnung willen, unzweifelhaft und augenscheinlich nothwendig ist, derjenige ist Deutschlands künftiger Herr. Aber zu ihrem und unser Aller Unglück schlug sofort wieder die alte angeborne und eingelebte Untugend hoffärtiger Ueberhebung vor, und eine an sich nicht ungerechte Sache, die nach allen Conjuncturen große Hoffnung des Sieges hatte, ist in die Hände von Vertheidigern gefallen, — die sie höchst wahrscheinlich zu Grunde richten werden. Es liegt uns eine Broschüre, angeblich eines preußischen Obersten vor, welche diese Vermuthung nur allzusehr rechtfertigt *). Diese fortwährende, bis zum Ekelhaften

*) Die deutsche Centralgewalt und die Preußische Armee. Geschrieben den 23. Juli 1848. Berlin 1848.

gehässige Geringschätzung und Verdächtigung Oesterreichs, wozu auf preußischer Seite in diesem Augenblicke wahrlich kein Grund vorhanden ist, dieses widerlich prahlende Mundvollnehmen, dieses Pochen auf Verdienste, die Niemand läugnet und deren Glanz durch lächerlich übertriebenes Herausstreichen nur verdunkelt werden kann*), — dieß wird wahrlich Preußen die deutschen Herzen nicht erobern. Wenn je ein schwacher Strahl von Selbsterkenntniß in die Nacht dieser abgründlichen Hoffart gefallen wäre, so hätte sie sich die naive Verwunderung über die tiefe Abneigung ersparen können, die in ganz Deutschland jenem star-

---

*) „Preußen hat sich für Deutschlands Freiheit geschlagen und seine edelsten Söhne zum Opfer gebracht, als Bayern, Würtemberger, Badener und Nassauer, Hessen und Sachsen noch in den Reihen der Unterdrücker Deutschlands standen. Preußen hat von allen Deutschen **allein** den Ruhm, Napoleon besiegt und den Todesstoß gegeben zu haben, der erste Schuß im Jahre 1815 fiel aus einem preußischen Gewehr, und der letzte hinter Paris aus einer preußischen Kanone, und dazwischen liegen die Tage von Ligny und Belle-Alliance. Ein preußischer General entwarf den Plan für den Feldzug von 1812, an dem Napoleon verblutete; preußische Generale führten Heere, lieferten Schlachten in jenen unvergeßlichen Zeiten, und Namen wie Seidlitz und Ziethen, wie York und Bülow, wie Blücher und Friedrich der Große, hat die Kriegsgeschichte keines Landes aufzuweisen. Wie kann man glauben (wir wollen nicht sagen hoffen), daß dieser Ruhm und diese Ehre, die in der preußischen Armee vollkommen lebendig sind, an denen zehrend der preußische Offizier vom Jüngling zum Manne reift, in der deutschen Reichsarmee aufgehen werden, an der jeder Knabe in Preußen, sobald ihm die Geschichte die Tage von Roßbach und Freiburg vorgeführt hat, nur Spott und das Bild der sogenannten Reißaus-Armee zu knüpfen gewohnt ist.“ Kenne man Preußen, kenne man preußische Gefühle und Ansichten, setzt der Verfasser hinzu, so müsse man selbst in Frankfurt zu der Ueberzeugung kommen, daß „die preußische Armee nimmermehr in der deutschen Reichsarmee aufgehen kann und wird, daß vielmehr die deutsche Reichsarmee in der preußischen Armee in der Art, wie der Entwurf dieß andeutet, aufgehen muß.“

ren Altpreußenthum, freilich aller Orten, entgegentritt. Gerade diese höhnisch ungerechten Seitenblicke auf andere deutsche Heere und Länder, diese Drohung an die Rheinländer und Westphalen, — „durchwühlt und entmannt" nennt sie, Angesichts der heutigen Zustände von Berlin, der Verfasser! — die Drohung: daß „das alte Preußen auch zum zweiten und dritten Male wieder erobern könne, was es schon ein- und zweimal" (nicht zu vergessen mit russischer, englischer, österreichischer Hülfe!) „als Siegesbeute erhalten", dieses bodenlos unverständige Hinarbeiten auf eine feindselige Trennung von Nord- und Süddeutschland *), dieses naive Geständniß, was mit dem „Aufgehen Preußens in Deutschland" eigentlich gemeint gewesen **),

*) „Einheit deutscher Völkerstämme kann nur vorhanden seyn, wo gleiche Interessen, gleiche geistige Bildung der Masse, gleiche Religion vorhanden sind. Dieß ist nur zwischen Preußen und den norddeutschen Brüdern der Fall, die, auch deßhalb, wie Hannoveraner, Hessen, Meklenburger und Braunschweiger, mit uns Preußen Arm in Arm gestanden haben, gleichviel, ob der gemeinschaftliche Feind jenseits oder dießseits des Rheins zu Hause war. Diesen norddeutschen Brüdern werden wir und sie uns im vollsten Vertrauen die Hand reichen, denn wir glauben und halten fest an einem einigen Norddeutschland, in welchem die Schwächern sich an den Stärkern anlehnen können, ohne daß dieser muthwillig sie vertilgen will. . . An die allgemeine deutsche Einheit aber können wir um so weniger glauben, wenn wir den Haß sehen, mit dem Preußen, ohne alle Frage das mächtigste und gesundeste Glied in dieser erstrebten Einheit" (von der aber der Verfasser nichts wissen will!), „von der süddeutschen Seite her angefeindet wird." . . . „Preußen ist stets zu jedem Opfer für Deutschlands Wohl und Deutschlands Ehre bereit gewesen." . . . „Zum Dank dafür kokettirt man mit Oesterreich auf jede Weise!" . . .

**) „Preußen soll in Deutschland aufgehen! Es war ein großer Gedanke, ausgesprochen in der Uebereilung einer hochbewegten Zeit, ohne daß man sich wohl alle daraus möglichen Consequenzen genügend klar gemacht hätte. Einerseits aber war der zugleich damit ausgesprochene (?) zweite Gedanke: daß Preußen sich an die Spitze Deutschlands stelle, die von Süddeutschland verschmähte Bedingung." Freilich, das ändert die Sache! —

dieß alles sind Waffen, die jeder keimenden Sympathie gescheuter und unbefangener Leute für das sich wieder ermannende historische Preußen geradezu in's Angesicht schlagen. Der ingrimmigste Feind der specifisch altpreußischen Richtung hätte dem Verfasser keine, für seine Sache verderblichern Wendungen an die Hand geben können. Was aber das Maß voll und überlaufen macht ist endlich (heute noch!) der Versuch, altprotestantischen Katholikenhaß als Bundesgenossen für Preußen zu werben. „Es liegt zu Tage“, sagt der wohlunterrichtete Oberst, „die ganze executive Gewalt soll in die Macht eines Mannes gelegt werden, der in Frankfurt residirt, nahe dem süddeutschen Radikalismus und dessen Einflüssen, oder denen einer ultramontanen Partei folgend, die in ihm den auserseheen hat, der die Festsetzungen wieder aufheben soll, die vor nunmehr gerade zweihundert Jahren nach dreißig Kriegsjahren getroffen wurden, und die sie im Herzen nie anerkannt haben.“ Den Commentar dazu liefert ein Artikel der „neuen deutschen Zeitung“ aus Hamm vom 18. Juli. An einen dortigen Postbeamten wurden kürzlich von Berlin eine Menge Pamphlete geschickt, worin alle „treuen Preußen“ aufgefordert werden, den Reichsverweser nicht anzuerkennen, „weil kein Preuße zugeben könne, daß sein König der Diener eines katholischen, österreichischen Prinzen werde.“ Man sieht, auch diese haben in der Schule der Zeit, so wenig wie jene Bourbonen, weder gelernt noch vergessen. Darum muß, wie tief es uns auch schmerzen möge, ihr Geschick sich heute erfüllen. Laissez passer la justice de Dieu! Doch ist es nützlich, von dergleichen Protestationen gegen katholische Reichsverweser, für künftige mögliche Fälle entgegengesetzter Art, wie hiemit geschehen, Akt zu nehmen.

Den 11. August 1848.

Wenn die eben geschilderten Uebertreibungen des alt-preußischen Particularismus die öffentliche Meinung fast zu weit auf die entgegengesetzte Seite hinüber zu drängen drohten, so hat bald nachher die Linke des Parlaments in der Paulskirche zu Frankfurt dafür gesorgt, sie wieder in die richtige Mitte zurückzutreiben. Mit wie gerechtem Widerwillen und Verdruß das katholikenhassende Altpreußenthum uns auch erfüllen möge, es ist unmöglich mit seinen Gegnern, in so fern sie sich gleichzeitig auch als Feinde aller fürstlichen Herrschaft, aller geselligen Ordnung und aller rechtlichen Freiheit kund geben, gemeine Sache zu machen. Gerade deßhalb müssen wir, mögen wir wollen oder nicht, in allen Dingen weltlicher Politik gemäßigt und unparteiisch seyn. Dieß ist die natürliche und allein vernünftige Stellung aller über die leidenschaftliche Verwirrung ihrer nächsten Umgebung hinaussehenden Katholiken in Deutschland.

Bekanntlich war die republikanische Schilderhebung Hecker's und Struve's im badischen Oberlande kaum mißglückt, als der Radikalismus bereits die in solchen Fällen herkömmliche Amnestie für die Häuptlinge wie für alle Theilnehmer beantragte. Hecker, von dem badischen Flecken Thiengen zum Mitgliede des Parlaments gewählt, sollte zugelassen, seine gefangenen Gesellen sofort in Freiheit gesetzt werden: — ein Antrag, der dem Wesen nach auf eine Legalisirung jedes künftigen Versuchs hinausläuft: Deutschland in alle Gräuel des blutigsten Bürgerkrieges zu stürzen, und zum Behufe der Plünderung und Knechtung der Gränzprovinzen französische Räuberbanden in's Land zu rufen. Die Verhandlungen, welche zu Frankfurt über diese ungemein klare und einfache Frage gepflogen wurden, gehören für jedes deutsche Gefühl zu dem Beschämendsten, was die Geschichte unseres Volkes aufzuweisen hat. Herr Hagen erklärt: Vom Standpunkte des Gesetzes aus beurtheilt, bestehe die ganze

constituirende Versammlung zu Frankfurt aus Hochverräthern. Sie werde durch das Recht der Revolution geschützt; und auf dieses Recht berufe er sich zu Gunsten der Unglücklichen, die nur um eine Linie weiter gegangen, als die Reichsversammlung. Freilich sei zur Zeit jenes Aufstandes das Zusammentreten der Reichsversammlung vor der Thüre gewesen, man müsse es aber entschuldigen, wenn die Urheber des Aufstandes geglaubt, lange und vielleicht fruchtlose Verhandlungen mit einem einzigen Schlage entbehrlich machen zu können. — „Daß die gegenwärtigen staatlichen Zustände doch zuletzt auf eine republikanische Verfassung" (und dann, was Herr Hagen freilich nicht ahnet, auf eisernen Militärdespotismus!) „hinaus laufen werden, sei den allgemeinen Gesetzen der Geschichte nach nicht zweifelhaft. Viele Mitglieder der Versammlung würden ja auch schon zu der Erkenntniß gekommen seyn, daß durch die Beseitigung des deutschen Fürstenthums eine Menge schwerer Hindernisse der Verbesserung unserer Staatszustände und unserer nationalen Wiedergeburt wegfallen würden. Nun! dieser Ansicht seien ja auch die Urheber des Aufstandes gewesen. Freilich sei der Großherzog von Baden ein edler, wohlwollender Mann, auch habe seine Regierung den „Freiheitsbestrebungen der Völker" immer Vorschub geleistet; freilich habe der badische Aufstand der Gesinnung der Mehrheit des Volkes widersprochen, freilich sei er unrechtmäßig gewesen und hätte scheitern müssen, wenn er auch in Baden gesiegt hätte. Allein Heckers „Irrthum" werde dadurch entschuldigt: „daß Hecker die badische Regierung noch kurz vor dem Losbruche angegangen habe, daß sie über die Frage von republikanischer oder monarchischer Regierungsform im ganzen Lande abstimmen lasse, und daß diese Forderung, obgleich sich der Großherzog selbst mit derselben einverstanden erklärt haben solle, zurückgewiesen sei. Kurz, die Aufständischen und ihre Führer haben geglaubt, die Mehrheit des Volkes für sich zu haben, geglaubt, daß es gar zu keinem Kampfe kommen werde, geglaubt, daß sie sich nur zu zeigen brauchen, um eine ganze Nation mit sich fortzureißen, und in

diesem Glauben liege ihre Entschuldigung." — Auf diesen Vertheidiger der Revolution folgt ein Wohlgesinnter, ein Gegner des Bürgerkrieges, ein Anhänger der Ordnung. „Der Aufruhr Heckers sei nicht bloß eine Frevelthat gegen die Fürsten und Regierungen, sondern auch eine Frevelthat gegen die Nation und ihren souverainen Willen, und er wundere sich, daß diejenigen, welche die Souverainetät der Nation am häufigsten im Munde führen, daß diese am schonendsten seien gegen den von jener Seite her versuchten und beabsichtigten Hochverrath." Auch werde die Amnestie mit nichten zur Versöhnung führen, denn noch stehe Hecker in drohender Haltung in der Schweiz, täglich spreche er der Nationalversammlung Hohn, und noch habe er es nicht aufgegeben, dem ihm nunmehr doch wohl klar gewordenen Willen des Volkes Gewalt anzuthun. — „Aber was folgt daraus? Je nun! ganz am Ende doch wieder — die Nothwendigkeit der Amnestie. Nur soll man sich damit nicht übereilen. „Die Zeit der Amnestie werde kommen, sie werde hoffentlich bald kommen, aber für jetzt sei diese eine politische Unmöglichkeit." Und diese Aeußerungen einer edlen Denkweise, die wahrlich den blutigen Herolden der Anarchie und der Plünderung ihres Wissens nie ein Haar krümmen wird, begleitet die im Solde der Linken stehende Gallerie mit einem „unverschämten Zischen." Wie undankbar! Desto größern Beifall bei diesem Auditorium findet Herr Simon aus Trier, der das Princip begründet: der politische Verbrecher erkenne eben den gesetzlichen Zustand nicht an, folglich könne er auch nach diesem nicht beurtheilt werden. Das badische Volk sei in der Mehrheit für die Republik gewesen, nur habe es in der Mehrheit nicht den Muth gehabt, dafür zu sterben, — eine Unterscheidung zwischen wirklicher und scheinbarer Majorität, die geeignet wäre, den Verfechtern des Principes der Volkssouverainetät vielen Stoff zum Nachdenken zu liefern, wenn sie nur geneigt wären, sich auf derartige Subtilitäten einzulassen. — Herr Simon übrigens macht aus seinem Herzen keine Mördergrube. Hecker und seine Meinungsgenossen dächten für jetzt an

keinen neuen Versuch des Aufstandes; „er glaube das verbürgen zu können, denn er erfahre allerlei, was jener Orten vorgehe.“ „Daß man aber fortfahre, republikanische Propaganda zu machen, das verstehe sich von selbst; republikanische Propaganda mache er auch und mache jeder gute Republikaner, und wenn die republikanische Partei einmal eine große Mehrheit gewonnen habe, so werde sie nicht darauf warten, bis der letzte der alten Mehrheit überzeugt sei.“ Demnach also wieder der alte Refrain: Amnestie! Man weiß ja, wie die rothe Republik ihre Gegner mild und gnädig behandelt, wenn ihr der Sieg geworden; Beweis dessen das Verhalten der triumphirenden Radikalen in der Schweiz gegen die katholischen Kantone. Zuletzt führt Herr Brentano durch eine vom Zaune gebrochene Schmähung des Prinzen von Preußen („wollen Sie diejenigen, die in Baden die Waffen ergriffen, gegen den Prinzen von Preußen zurücksetzen?“) Scenen herbei, die nur in der Reitbahn des Convents ihr würdiges Gegenstück suchen und finden können. Herr von Gagern war dem heraufziehenden Sturme, der ihn genöthigt hätte sich entschieden auf die eine oder andere Seite zu stellen, klüglich in Zeiten ausgewichen.— Er hatte zartsinnig die Präsidentschaft aus dem Grunde: weil sein Bruder im Kampfe gegen den badischen Aufstand fiel, — an den Vicepräsidenten v. Soiron abgegeben, denselben, der mit Hecker auf das Wohl der Republik angestoßen haben soll. Eine überlegene Majorität zwang diesen jedoch nicht nur den Beleidiger zur Ordnung zu rufen, sondern auch — zum ersten Male seit dem Zusammentreten der deutschen Constituante! — die Prätorianergarde der Linken von der Gallerie vertreiben zu lassen. Befreit von dieser Zuchtruthe gewann das Parlament die muthige Zuversicht, mit 317 gegen 90 Stimmen die Anträge auf Amnestie durch die Tagesordnung zu beseitigen. Möchte diese Krise eine wohlthätige gewesen seyn! — Aber die überwiegende Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die republikanische Linke die Schmach dieser Niederlage nicht ungerochen lassen wird.

Es ist wahrhaft unglaublich, bis zu welchem Grade von Aufrichtigkeit sich die Unkunde und der kurzsichtige Unverstand des deutschen Radikalismus in unbewachten Augenblicken hinreißen läßt. — Ein besonders thätiger Mitarbeiter der allgemeinen Zeitung ist in neuesten Zeiten ein Herr Reichenbach aus Wien, dem Vernehmen nach ein ehemaliger fürstl. Salmscher Beamter, derselbe, welcher unlängst in eben jenem würdigen Organ, aus welchem Tausende und aber Tausende ihren täglichen Bedarf an politischer Einsicht schöpfen, darthat: wie nothwendig, heilsam, vortrefflich es sei und wie es sich gleichsam von selbst verstehe, daß gegenwärtig in Oesterreich die studierende Jugend den Staat regiert. Wir freuen uns, so oft wir jenen Namen in den Spalten jenes interessanten Organs der Tagesgeschichte erblicken. — Derselbe Herr Reichenbach sagt in einem Aufsatze (Beilage zur Allg. Zeitung vom 8. August) über die Deutschen und die deutsche Einheit Folgendes: „Nicht die regierenden Dynasten sind es, welche die deutsche Einheit hindern, und nicht sie sind es, wenn sie nicht glücklich zu Stande kommen sollte, die sich ihr in den Weg gelegt hätten .... leider, gestehen wir es uns offen ein ... unsere eigenen Völker, unsere Landsmannschaften, unsere Stände, unsere Kasten, unsere Städte, unsere Gauen, unsere privilegirten Persönlichkeiten, unsere Egoismen und unsere Kurzsichtigkeiten — mit einem Worte, wir selbst sind es, unser eigener tausendgliedriger Unverstand ist es, der die Erreichung unserer Einheit mit Hemmnissen bedroht!" Ja! das ist freilich übel! Denn wir sind doch nun einmal das souverain gesprochene Volk, und somit, wir mögen Etwas wollen oder nicht wollen, irreformabel und keinem Menschen Rechenschaft schuldig. Herr Reichenbach ist trostlos über diesen unsern souverainen Willen. „Jeder Dorfschulze spricht rüstig von der innigen Vereinigung seines Landes mit Deutschland, fragt man ihn aber nach den Bedingungen derselben, so weiß er sie nicht und erwartet sie von der Weisheit der großen Führer. Zergliedert man ihm einige der unumgänglichsten, so

macht er große Augen und verwirft jedes Wort. So hat er es nicht gemeint. Alle seine kleinen Kantönligewohnheiten will er festgehalten wissen, keinen Zollbreit seiner wahren oder vermeintlichen Sondervortheile will er aus den Händen lassen; von dem unermeßlichen Nutzen, den ihm die Eröffnung und Freigebung des großen Ganzen aufschließt, versteht er nichts, und was er nicht versteht, begehrt der Idiote nicht. So gehts durch ganz Deutschland, sobald man vom Abstracten in's Concrete geht." Das Eine ist also klar: das wirkliche Volk will zwar die Eintracht der Deutschen, aber es will schlechterdings keine französirende Centralisation von Deutschland, und dafür wird es von Herrn Reichenbach, der sich über diese Thatsache nicht im geringsten täuscht, trotz seiner Souverainetät wie ein Schulknabe ausgescholten. Was will Herr Reichenbach? Die achtunddreißig deutschen Staaten in einem großen Maischbottich zusammenstampfen. „Sagen wir es unverblümt und rund heraus: unsere deutschen Höfe und Sonderstände müssen sich bescheiden ihre Souverainetäten auf den Altar des Gesammtvaterlandes niederzulegen, — niederzulegen ohne Vorbehalt, zu opfern der großen, allgemeinen Erhebung Deutschlands, welches sie dann unter das unverantwortliche Reichsoberhaupt mit verantwortlichem Ministerium und sein gewähltes Reichsparlament in einen Gesammtkörper vereinigen wird. . . . . Unsere jetzigen Herrscherfamilien wären dann der einzige in Deutschland existirende Adel, und ihre Völker bewahrten ihre Selbstständigkeiten in Form von massenhaften, größern Gemeinden." — Das also ist das, was „unverblümt und rund heraus" Herr Reichenbach will, und was, wie er oben dargethan, das deutsche Volk („alles das Gewürm", wie er es nennt) nicht will. Es will nicht? Nun, so muß es gezwungen werden. „Deutschland wollen wir haben. Wir" (nämlich da dieß Fürwort das deutsche Volk nicht bezeichnet, Niemand als Herrn Reichenbach und seine Genossen im Klubb) „wir wollen es um jeden Preis. Es koste Opfer;

welche es wolle, wir wollen es wieder herstellen (?) und wie- der haben." (Aber solch ein Deutschland hat es ja noch nie und nirgends gegeben! Thut nichts:) „Wir wollen uns an seinem Anblick laben! Selbst wenn es durch innere Kriege, durch Militärdespotismus hindurch errungen werden müßte. — Deutschland wollen wir haben, und jetzt wollen wir es ha- ben, nicht erst in ungewisser Zukunft, wir, wir wollen es auf- erbauen und nicht unsern Enkeln wollen wir die sauer erwor- bene Ehre lassen." (Als wenn die „innern Kriege" und der „Militärdespotismus", auf welche dieses, — wir wollen es unentschieden lassen! — wahnsinnige oder raubsüchtige Treiben freilich lossteuert, zwischen heute und morgen wie ein leichtes Wölkchen an Deutschlands Horizont vorüberziehen würden!) „Einig und in eins vereint" (durch innere Kriege und Mili- tärdespotismus!) „wollen wir es; kraft der uns jetzt vindicir- ten Autonomie wollen wir es mit keiner andern Souverainetät belastet und verstrickt, als der der eigenen Nation überhaupt. Wir personificiren sie in unserm Reichsoberhaupt, und mäßigen sie durch die Verantwortlichkeit seiner wirksamen Organe. So wollen wir's, „„daran geschieht unser Wille.""

„Nun kommt alles das Gewürm" (nämlich das deutsche Volk, einschließlich „jedes Dorfschulzen") „und gilft: wasch' mir den Pelz und mach' mir'n nicht naß. Alles will man sich ge- fallen lassen, nur darf es nicht der Ehre Hannover's, nicht der Selbstständigkeit Preußens, nicht den Ansichten des Herrn v. Pillersdorf zuwiderlaufen; von Frankfurt will man nichts empfangen, als beiläufig convenabeln Rath. Man stellt sich auf den Rechtsboden und die Reichsversammlung aus dem Recht hinaus. Freilich hat nur Eigenmächtigkeit und Gewalt sie aufgestellt, aber welches Recht hat denn die vorangegangenen Gewalten einst aufge- stellt? Nichts als das Recht der Eigenmächtigkeit und Gewalt, das Recht des Stärkern. Und das ist das Recht, vermöge dessen wir die Versammlung

in Frankfurt und ihre Souverainetät aufgestellt haben und zu behaupten gedenken.“ Hoffen wir, daß das „Recht des Stärkern“ auf der Seite des deutschen Volkes seyn werde, und nicht auf der jener kleinen, aber maßlos frechen Partei, die sich zu solcher Lehre rechtloser Gewalt und Eigenmacht bekennt!

Den 14. August 1848.

Während das Meiste von dem, was im Innern von Deutschland auf dem Felde der Gesetzgebung der Presse und der parlamentarischen Debatte vorgeht, mit nichten geeignet erscheint, dem Auslande Achtung und Ehrfurcht zu gebieten, hat das österreichische Heer in einer Reihe von blutigen, mit beispiellosem Heldenmuth gelieferten Schlachten die Waffenehre Oesterreichs und folglich die des deutschen Volkes vor der Mit- und Nachwelt gerettet, Mailand erobert, die Lombardei von einem übermüthigen, treulosen Feinde gereinigt, ein abgefallenes, durch die Umtriebe des Adels und der Advokaten zur wahnsinnigen Wuth gegen Deutschland aufgestacheltes Nebenland wieder unterworfen. Wer da erwägt, wie eben jenes Heer durch eine schon lange vor ihrem Sturze moralisch verfaulte Verwaltung vernachlässigt war, wie es sich gleichzeitig von vorn durch die Rebellion und einen militärisch nicht zu verachtenden auswärtigen Feind, im Rücken und im Mittelpunkte der Monarchie durch erkaufte Verräther angegriffen sah, die gehüllt in den Mantel der Freiheitsliebe und Vaterlandsbegeisterung, in Wahrheit aber im Solde des Feindes und der Rebellen, durch jedes Mittel den Zuzug zu hindern, den Muth der Truppen zu schwächen, die Disciplin des Heeres zu lockern, eine anarchische Auflösung aller Verhältnisse herbeizuführen suchten, — wer das Alles erwägt, und dabei in Anschlag bringt, daß dießmal nicht bloß ein glücklicher

Handstreich gelang, sondern daß ein reiflich überlegter Kriegsplan mit Schnelligkeit und Tapferkeit ohne gleichen ausgeführt wurde, der wird dem Feldmarschall Radetzky und seinen Getreuen den Rang neben den größten Kriegshelden nicht streitig machen, von denen je die Geschichte Meldung that. Jene nach Monate langer, scheinbarer Unthätigkeit im Laufe von vierzehn Tagen mit Blitzesschnelle gelieferte Reihe von Schlachten, deren Ergebniß die Vernichtung des piemontesischen Heeres und die Unterwerfung des Heerdes der lombardischen Revolution war, steht den glänzendsten Feldzügen Napoleons und Friedrichs des Großen nicht nach. Brauchen wir noch hinzuzusetzen, daß dieses Heer, indem es für Oesterreich die Lombardei zurückeroberte, im eigentlichen und engsten Sinne für Deutschland focht? daß es dessen arg bedrohte Südgränze vor der Lüsternheit der gefährlichen Nachbarn im Westen rettete? daß überhaupt Norditalien nur die Wahl hat zwischen deutscher und französischer Herrschaft, und daß die letztere uns bei jedem Angriffe auf den Rhein, gleichzeitig im Rücken bedrohen würde? Wohlan denn! wenn dieß Alles so ist, welches Echo findet nun unser Kriegsglück und die Ehre unserer Waffen in Deutschland? Erheben sich unsere Parlamente in Masse, um dem greisen Helden den Dank der Nation zuzuerkennen, folgt Deutschland in seiner feurigen Erkenntlichkeit dem Beispiel der Römer, der Engländer, der Franzosen? Bemächtigt sich ein Taumel des Enthusiasmus aller Stände und Alter? tönt Radetzky's Name von allen Lippen? Nicht doch! Noch ehe Mailand gefallen, tritt Herr Venedey in Frankfurt auf mit dringender Bitte: doch ja von Reichswegen dem Siegeslaufe der Oesterreicher in Italien Einhalt zu thun. Sei jetzt doch die gekränkte Waffenehre des Heeres durch einige gewonnene Schlachten wieder hergestellt; nun komme es darauf an, daß dem Interesse der „Freiheit" und der Lombarden — bekanntlich hatten sie ihren Gränzpfahl bloß auf den Brenner zu setzen gewünscht!' — nicht zu nahe geschehe. In Wien aber richtet am 7ten August ein Herr Prestl an den Minister v. Doblhoff die Frage: „wie

es komme, daß troß dem in der Thronrede ausgesprochenen Grundsatz: daß der Krieg in Italien nicht gegen die Freiheit der italienischen Völker gerichtet sei, nach dem Berichte des Feldmarschalls Radetzky die Operationen der italienischen Armee auch dahin gerichtet seyn sollen, den Herzog von Modena" (einen österreichischen Erzherzog, durch einen in jüngster Zeit geschlossenen Allianzvertrag mit dem Kaiserstaate noch ausdrücklich zu Schutz und Trutz verbündet!) „wieder in seine Gewalt einzusetzen, einen Fürsten von entschieden absolutistischen Regierungsgrundsätzen, der deßwegen durch den allgemeinen Willen des modenesischen Volkes" (bekanntlich stand dieß gegen die Tyrannei der revolutionären Faction auf und rief die Oesterreicher herbei!) „seiner Herrscherrechte verlustig erklärt worden sei. Für die Einsetzung eines solchen Fürsten zu kämpfen, wäre eine Schmach für die freie österreichische Armee." Worauf denn der Herr Minister entschuldigend erklärt: „die Regierung habe erst kürzlich durch den Bericht des Grafen Radetzky von dessen Bestrebungen für den Herzog von Modena Nachricht erhalten. Das Ministerium sei fest entschlossen, an den in Bezug auf Italien in der Thronrede enthaltenen Grundsätzen festzuhalten, und habe auch in diesem Sinne Weisungen an den Feldmarschall erlassen." (Beifall.) Im Geiste dieser Politik erhebt sich dann, am Tage nach der Siegesbotschaft aus Mailand in derselben Versammlung ein anderer Abgeordneter, Herr Klaudi, um folgende Interpellation an den Kriegsminister zu richten: 1) „Welche Maßregeln hat das Kriegsministerium ergriffen, um die Truppen auf die Constitution schwören zu lassen?" (die bekanntlich noch nicht vorhanden ist, ja mit deren Abfassung — was dem interpellirenden Abgeordneten in diesem Augenblicke nicht gegenwärtig war! — sich eben erst dieselbe Versammlung beschäftigen wird;) 2) „sind nach den" (gestern bekannt gewordenen) „Siegen unserer italienischen Armee" (heute) „schon die passenden Schritte geschehen, um die Zahl derselben zu vermindern? 3) was hat das Kriegsministerium für Maßregeln getroffen, um sich des Gehorsams aller

Generale gegen die allfälligen Befehle des Ministeriums zu versichern?" Das waren die zunächst vorschlagenden Gedanken und Gefühle unserer Freiheitsmänner, am Morgen nach der erhaltenen Kunde von einem Ereigniß, welches die Geschichte den glorreichsten deutschen Waffenthaten aller Jahrhunderte beizählen wird!

Was haben wir daraus zu lernen? Mit tiefer patriotischer Beschämung müssen wir es uns eingestehen: trotz aller feurigen Toaste, Parlamentsreden und Zeitungsartikel steht in der Wirklichkeit in unserm heutigen, deutschen, öffentlichen Leben das Gefühl der Nationalehre, der deutschen Einheit, der Liebe des Vaterlandes weit hinter dem abstracten, kosmopolitischen Interesse an der Revolution als solcher zurück. Dieser Revolution in abstracto, wäre sie auch gegen uns selbst unternommen, hätte sie auch, wie z. B. in Italien, den deutschen Namen zum Stichworte des Fluches und der Verachtung gemacht, dieser Revolution, als Idee, fühlen sich unsere folgerechten Bewegungsmänner innerlich verwandt und zugethan, ohne die leiseste Rücksicht auf Deutschlands Wohl und Weh, auf dessen Ehre und Schmach. Gerade diese Species politischer Gesinnung ist es, welche der deutschen Revolution ihre eigenthümliche Färbung gibt und Erscheinungen heraufbeschwört, wie deren kein anderes Volk und kein anderes Jahrhundert je ähnliche gesehen hat. Man muß diesen Schlüssel mitbringen, sonst versteht man die deutsche Gegenwart nicht mehr, welche nur die überreife Frucht unserer nationalen Entwickelung ist, und das nothwendige Ergebniß der Geschichte der Philosophie in Deutschland. Dafür sind wir das „Volk von Denkern". Daher, wenn die deutsche Sache irgendwo mit dem Interesse irgend eines Abfalls, einer Auflehnung, einer Umwälzung, selbst nur eines Krawalls zusammenstößt, — so ist die Stellung der Parthei, von der wir reden, von selbst gegeben. Tod Allem, was irgend besteht! Es lebe die Revolution, wo und wie und warum und mit welchen Mitteln und gegen wen immer, wäre es auch gegen uns selbst und unsre theuersten Interessen unternommen! Das

ist ihre Devise. Ihren reinsten und rückhaltlosesten Ausdruck hat diese Politik in Arnold Ruge gewonnen; aber man würde sehr irren, wollte man diesen für ein vereinzelt stehendes Naturspiel, oder höchstens etwa für das Haupt einer unbedeutenden Secte halten. Wer von dem eben gegebenen Standpunkte aus und im Besitz des lösenden Wortes für diese Räthsel seine Beobachtungen anstellt, wird mit Staunen und Grauen inne werden, wie weit diese Richtung um sich gefressen hat, in welchen Kreisen sie, bewußt oder unbewußt, die herrschende ist. Wohl mögen Viele sich ihrer kosmopolitischen Sympathie für die reine Negation aller Gesellschaft und geselligen Ordnung nicht bewußt, über den in seiner Grundwurzel despotischen Character ihres Systems nicht klar geworden seyn, wohl mögen sie gelegentlich auch im Fache der Freiheitsliebe und Vaterlandsschwärmerei mitthun! Aber daraus folgt nur, wie nothwendig es ist, daß die Parteien in Deutschland sich selbst begreifen, sich erkennen, sich unterscheiden und sondern lernen. Einen andern Ausweg aus dem Labyrinthe unsrer, wie ein Ameisenhaufen durcheinander wimmelnden Meinungen, Ansichten und Gefühle gibt es nicht.

Grade zu diesem Behufe können wir nicht umhin auf einen Artikel (von der Donau, 7. August) aufmerksam zu machen, in welchem sich das unnachahmliche Originalgenie der allgemeinen Zeitung (sie brachte ihn in demselben Blatte, welches die Nachricht von der Eroberung Mailands enthielt!) so rein und klar abspiegelt, daß es wahrhaft unverantwortlich wäre, solches Kunstwerks nicht nach Gebühr und Würden zu gedenken. Es ist ein Meisterstück der oben geschilderten kosmopolitisch deutschen Politik heutiger Zeit. „Jeder Tag bringt eine Siegespost aus Italien. . . Und aus allen Theilen von Deutschland findet dieses Vorwärts ein freudiges Echo. (?) Wer sollte nicht patriotisch mitfühlen einen Erfolg, der so wesentlich ein Triumph auch deutscher Waffen ist. Denn ist auch Deutschland als solches im Frieden mit Italien" (irren wir nicht, so war der Schlachtruf der italienischen Revolution: morte ai Tedeschi!)

„so kämpfen doch viele Deutsche in den Reihen des kaiserlichen Heeres, das zwischen seinen deutschen Bundestruppen und den nicht deutschen Bestandtheilen keinen strengen Unterschied kennt." (Das kaiserlich österreichische Heer kennt weder einen strengen, noch sonst einen Unterschied, zwischen denen, „die des Kaisers Rock tragen" und der schwarz-gelben Fahne folgen; erst die Revolution hat dieses Band zu sprengen, diese Einheit zu vernichten gesucht.) „In diesen Siegesjubel mischt sich indeß unwillkührlich" (unwillkührlich? o unnachahmlich schalkhafte Grazie dieses Mitarbeiters im Weinberge der allgemeinen Zeitung!) „ein und das andere politische Bedenken. Wenn Oesterreich sein Italien wieder erobert, wenn es, das eben noch in der Lage schien auf der Basis der Unabhängigkeit der Lombardei unterhandeln zu müssen, nun die plötzliche Wendung des Glücks benutzt, um daselbst nicht allein den status quo wieder herzustellen, sondern auch seine Oberherrschaft über die Halbinsel durch eine Restauration in den ihm nicht unmittelbar unterworfenen Provinzen zu erneuern, so fragt man: wird der Streit ein bloß österreichisch-piemontesischer bleiben, wird er nicht ein viel allgemeinerer werden? Wie würde eine Restauration in Italien, selbst wenn durch das Geschenk einer Charte versüßt, auf Oestreich, auf Deutschland, auf Europa zurückwirken?" (Entsetzliches Unglück, wenn in die Stelle der kopf- und haltlosen Verwirrung auf der Halbinsel wieder Ordnung, Frieden und Recht als nothwendige Grundlagen einer künftig möglichen, bürgerlichen Freiheit träten!) „Wird sie das constitutionelle Oestreich befestigen?" (was wäre von dem constitutionellen Oesterreich zu halten, wenn die ruhmvolle Wiedereroberung der reichsten österreichischen Provinz es gefährden könnte?) „den innigen Anschluß seines deutschen Theils an Deutschland oder das Aufgehen dieses Theils eines Kaiserthums in einem andern Kaiserthum erleichtern? Wenn jetzt das Friedensversprechen der Thronrede und was man in Deutschland für die freien Nationalitäten geschwärmt hat, vergessen werden könnte, wird nicht Europa daran erinnern? Was ein feierliches

Document wie eine Thronrede zusagt*), ist immerhin eine Verbindlichkeit, die man vor der Welt übernimmt und die auch der Diplomatie einen Anhalt gibt. Wenn man in Insbruck täglich hören kann, daß es sich für Oestreich um keinen Frieden mehr, sondern einfach um die Unterwerfung einer empörten Provinz handle, so ist das ein sehr natürlicher Ausspruch des, unter dem Eindrucke mächtiger Thatsachen wieder erstarkten österreichischen Selbstgefühls. Aber die große Weltlage hat sich seitdem nicht so durchaus geändert, daß die Restauration in Italien und die Revolution im übrigen Europa neben einander bestehen könnten, ohne die erschütternsten Collissionen hervorzurufen." (Wir haben es oben schon gesagt: dieser Partei ist die Revolution kein außerordentliches Mittel zur Erreichung eines politischen oder anderweitigen Zwecks, sondern ein Ding an sich; kein Durchgangspunkt, sondern ein permanenter Zustand. Jedwede Wiederherstellung eines geordneten, friedlichen Staatslebens ist ihr eben deswegen von vornherein ein Gräuel, der sie in der Wurzel ihres Daseyns bedroht.) „Durch die behutsame Besprechung der italienischen Frage in der französischen Presse darf man sich nicht sicher machen lassen. Je mehr die Politik nichts als bloße Worte machen will, desto lauter pflegt sie zu seyn. Grade hinter dieser Stille verbirgt sich ein

*) Die betreffende Thronrede lautet wie folgt: „Der Krieg in Italien ist nicht gegen die Freiheitsbestrebungen der italienischen Völker gerichtet; er hat die ernste Aufgabe unter vollständigster Anerkennung der Nationalität, die Ehre der österreichischen Waffen gegenüber den italienischen Mächten zu behaupten, und die wichtigen Interessen der Nation zu wahren. Nachdem die wohlwollenden Absichten, die unseligen Zerwürfnisse friedlich beizulegen ohne Erfolg geblieben, so wird es die Aufgabe unserer tapfern Armee seyn, einen ehrenvollen Frieden zu erkämpfen." Ob in diesen Worten ein Versprechen liege: die Interessen der vom lombardischen Volke selbst verabscheuten, aus Adelichen, Professoren und Advokaten bestehenden, tyrannisch revolutionären Faction auch nach erfochtenem Siege nicht zu kränken, mag jeder Vernünftige beurtheilen!

gewisser Ernst. Man mag zugeben, daß die Nöthigung zu einer bewaffneten Intervention in diesem Augenblick der französischen Republik bei ihren Finanzverlegenheiten ungeschickt käme, daß sie sogar auf das Heilmittel verzichten wolle, das ein auswärtiger Krieg einem kranken Staatskörper durch Ableitung oder Beschäftigung der in seinem Innern gährenden Kräfte darbietet; ist aber zu glauben, daß die Regierung dem Strome der öffentlichen Meinung widerstehen könnte, wenn er einmal durch den Nothschrei Italiens heftig erregt ist . . . . daß die Regierung, auch wenn sie ihren eignen Ehrgeiz überwände, nicht an derselben Klippe scheitern müßte, an der die ältere und die jüngere Linie der Bourbons gescheitert sind, dem Vorwurf der Würde und Größe der Nation nicht zu genügen?" (Diese zartsinnige Sorgfalt deutscher Politiker für die „Würde und Größe der französischen Nation", wird an der Seine gewiß fruchtbringende Anerkennung finden. Sollte daneben aber nicht die bescheidene Bitte laut werden dürfen, auch auf Deutschlands „Würde und Größe" einige Rücksicht nehmen zu wollen, die durch Bangemachen vor dem Unwillen der französischen Republik, durch Predigen einer feigen Unterwürfigkeit unter den maßgebenden Willen der großen Nation doch auf gar zu schimpfliche Weise verrathen wird!) „Sicherlich läßt es die Regierung nicht dahin kommen, aber wenn ihr Benehmen Kälte und Zurückhaltung zeigt, so ist die Ursache wohl zunächst nicht in Gleichgültigkeit zu suchen, sondern darin, daß die Interventionsfrage eben jetzt sich in dem diplomatischen Stadium befindet, in welchem England und Frankreich gemeinschaftlich auftreten, beide aus sehr verschiedenen Gründen: Frankreich, damit nicht das Princip der Revolution — das ihm ein großes Nationalinteresse, Gegenstand des Nationalstolzes und der Nationalehre ist*) — Scha-

*) Vielleicht dürfte der Communismus, in den das „Princip der Revolution" ausgelaufen ist, diesen Nationalstolz etwas demüthiger gemacht haben.

den leide; England, damit nicht Frankreich allein die Entscheidung und den Einfluß, der sich daran knüpft, in die Hände bekomme. Hier ist eine Aufgabe zu lösen, wie sie einst die Londoner Conferenz hatte bei der Trennung Belgiens von Holland. Damals gab es endlose Protokolle, über die man Unrecht gehabt hat zu spotten, denn sie haben Europa vor einem Weltbrand bewahrt." (Also das ist der Zweck: die Großmacht Oesterreich und mit ihm das einige, freie Deutschland sollen in die Lage einer Macht dritten Ranges treten, damit England und Frankreich ihm das Gesetz dictiren können. — Dieß ist der Patriotismus der schlauen und feinen, wie der plumpen, der philosophisch-theoretischen, wie der praktisch-diplomatisch sich gebärdenden Wühler!) „Bei den bevorstehenden Auseinandersetzungen wird es nicht angehen diesen ganzen europäischen Areopag beizuziehen, die vermittelnden Elemente werden um so schwächer, die Gegensätze um so stärker vertreten seyn, zumal da in Radetzkys Lager noch das an Siegen und Ehren, aber auch an absolutistisch-aristokratischen Traditionen und Prätentionen reiche alte Oesterreich ist, dem es schwer ankommen muß der italienischen Revolution irgend eine Concession zu machen. Weiß man doch nicht wie dasselbe, vom Feld zurückgekehrt, mit dem jungen demokratischen Oesterreich sich vertragen wird. An Aufmunterungstrieb zu einer Restauration auch daheim wird es nicht fehlen, vielen wird sie sogar als das einzige Mittel der Rettung der Dynastie, der Monarchie erscheinen, und es sind daher an die Ereignisse in Italien fast eben so viel Befürchtungen als Hoffnungen geknüpft, wovon nur diejenigen nichts merken, die in ihrer Taubenunschuld glauben es sei keine Ueberrumpelung, keine Reaction mehr möglich." —

So weit der leise tretende, diplomatisirende Correspondent der allgemeinen Zeitung. — Sei es nunmehr auch uns erlaubt, der schlauen Umredung unser Verdict in wenigen, aber deutlichen Worten gegenüber zu stellen. Zum ersten also: neben dieser Feinheit erscheint uns Arnold Ruge's Keckheit, ihrer unläugbaren Offenheit und Aufrichtigkeit halber, ohne Vergleich

achtbarer. Der Kern der Gesinnung, — wenn es erlaubt ist dieses Wort in solchem Zusammenhange zu gebrauchen, — ist in beiden Fällen der nämliche. Zum andern: so lange es in einem Lande möglich ist, daß auf die Botschaft von solchen Siegen, wie Radetzky sie erfochten, und zwar im Momente des Eintreffens der Freudenpost statt des freudigen Jubels allgemeiner Begeisterung, ein so tückisches, kaltes Hetzen und Wühlen, ein so verrätherisches Mäkeln und Verdächtigen, ein so dummpfiffiges Kritteln und Zweifeln an dem längst nicht mehr gehofften Triumphe laut werden kann, ohne sofort durch den einstimmigen Schrei tiefster Verachtung und Entrüstung der ganzen Nation zum Schweigen gebracht zu werden, da und in einem solchen Lande würden wir doch Jedem, der in politischen Hoffnungen und Aussichten spekulirt, wohlmeinend rathen keine Wechsel auf künftige Nationalherrlichkeit, Volkseinheit und weltgebietende Größe zu discontiren; er könnte um Kapital und Zinsen kommen. Ohne Bild gesprochen: der revolutionäre Kosmopolitismus, der unsre öffentlichen Verhältnisse durchsäuert und großentheils beherrscht, schwärmt mit nichten für Deutschlands Größe und für Deutschlands Ruhm. Auch Deutschlands Einheit ist ihm nur Mittel für den einseitigen Parteizweck der Herrschaft. Was er will ist die Revolution, die Revolution als solche, die Revolution in allen fünf Welttheilen. — Aber so besinnt Euch doch! jede Revolution ist ja nichts als eine gewaltsame Krisis, jede Krisis muß doch einmal vorübergehen. Was dann? — Wieder eine Revolution, und dann noch einmal eine Revolution! Revolution ohne Ende! — So lautet, wenn sie ehrlich ihre geheimsten Gedanken gesteht, die Theorie. Aber in der Praxis wird, nach dem technischen Ausdrucke, der „Abgrund der Revolution für geschlossen" erklärt, so oft die Partei das Ruder der Gewalt, wonach sie trachtete, vollständig in ihre Hand bekommen hat.

Den 26. August 1848.

In Frankfurt hat am 21. August die Verhandlung über die Religions- und Kirchenfreiheit begonnen. Wir haben von jeher diesen Punkt für die eigentlich deutsche Lebensfrage gehalten. Hier ist das Centrum, um welches sich unsere Geschichte dreht, alles Uebrige, worauf der Zeitgeist sonst vorzugsweise oder ausschließlich Gewicht zu legen pflegt, steht in der Peripherie. Wir müssen wegen dieser Auffassung alle Politiker und Diplomaten der ältern Schule nicht minder, wie die Männer der jungdeutschen Wissenschaft, dieselben, die durchdrungen vom Geiste der Negation, Deutschland vor Allem aus den Banden des Christenthums befreien möchten, demüthig um Verzeihung bitten. Wir wissen, daß die absolutistischen, cidevant Regierungsmänner über die Wichtigkeit, die wir jener Frage beilegen, stets die Achseln zuckten; wir wissen, daß die radikalen Volksmänner höhnisch über unsern Aberglauben lächeln werden; — aber wir sind nun einmal nicht im Stande, unsern Ausspruch abzuändern. Daran, ob die heute verhandelte Frage im Geiste der Freiheit, ob sie im Sinne des verfolgungssüchtigen Absolutismus des Unglaubens entschieden wird, daran hängt Deutschlands Schicksal auf Jahrhunderte hinaus, vielleicht für alle Zeiten.

Wenn überhaupt seit der Bekehrung der Deutschen die Sache des Glaubens und der Kirche der eigentliche Kern und das Mark ihrer politischen Geschichte gewesen ist, wenn von jeher alle unsere inneren Staatsfragen, alle wichtigeren Beziehungen unserer auswärtigen Politik, alle andern politischen Aufgaben jedweder Art sich als bloße Corrolarien und Consequenzen mehr oder weniger augenscheinlich von selbst ordneten und schlichteten, je nachdem sie ihren Anstoß von dem obersten Princip des deutschen Lebens, dem Glauben, empfingen, — so ist dieß Alles heute mehr als jemals der Fall, nur weniger augenfällig, als in frühern Zeiten. Wir wiederholen, was wir

früher schon bei andern Gelegenheiten sagten: unser kirchlich-religiöses Zerwürfniß und dessen Heilung ist die unsichtbare Achse, um die sich heute Alles dreht, was in Deutschland geschieht. Drei hundert Jahre lang haben die Fürsten- und Beamtenregierungen Zeit gehabt, an der Lösung dieses Problems in ihrem Sinne ihre Kraft zu üben. Nachdem sie auf diesem Wege zu den Ergebnissen gekommen, die heute offen vor unsern Augen liegen, hat die göttliche Zulassung durch eine der wunderbarsten Wendungen des Geschicks, die je in der deutschen Geschichte vorgekommen, die Entscheidung in andere Hände gelegt. Unsere Staatsumwälzung hat einen, rein durch Wahl als Wurzel und Bruchtheil aus der Seelenzahl aller Deutschen gezogenen, souverainen Volksausschuß an die Spitze der Geschäfte gestellt, den Ausspruch zu thun, an den sich Fluch oder Segen für alle Zukunft knüpft. Wird die verfassunggebende Volksversammlung die Zeit und ihren Beruf begreifen? wird sie den Beweis liefern, daß sie den Despotismus der letzten zwei Jahrhunderte, den alteingelebten Polizeistaat, den oftgeschmähten Geist der absolutistischen Bevormundung jeder freien Regung wirklich überwunden habe, daß Deutschland der Freiheit werth und ihrer fähig sei? wird sie in den Weg einlenken, der allein zur Eintracht und durch diese zur Einheit führt? Dieß Alles wird sich jetzt zeigen. Die Abstimmung über den dritten Artikel der, deutschen Grundrechte wird auf diese Fragen antworten.

Nur dadurch, daß die ganze männliche Bevölkerung Deutschlands an der Wahl seiner Vertreter Antheil nehmen durfte, wurde die gegenwärtige Zusammensetzung des Frankfurter Parlamentes, und nur durch diese Zusammensetzung wurde es möglich, daß jede in Deutschland vorhandene Richtung der öffentlichen Meinung dort wenigstens laut werden konnte. So hat denn auch die widerchristliche, und deßhalb nothwendigerweise kirchenfeindlich-tyrannische Richtung in mehreren Mitgliedern des Parlaments ihren vollständigen Ausdruck gefunden. Die Unbefangenheit dieser Männer hat den Vortheil, daß über das

letzte Ziel der Wünsche jener Partei, welche der Kirchenfreiheit eben so feind ist, als der Freiheit überhaupt, auch nicht der leiseste Zweifel mehr übrig bleibt. Herr Jordan aus Marburg, von Geburt ein Tiroler und dem Taufbuche nach Katholik, gibt heute über die Richtung, die er geständigermaßen seit zwanzig Jahren vertheidigt und in's Leben einzuführen gesucht hat, den offenherzigsten und vollständigsten Aufschluß. Wie bitteres Unrecht hat man ihm gethan, wenn man ihn so lange als Märtyrer der Freiheit pries! Im Gegentheil; er will ja nur deßhalb die Freiheit aus den Fesseln des christlichen Dogma's retten, um den Menschen geistig und leiblich der Staatsallmacht zu unterwerfen und eine Knechtschaft zu gründen, wie sie die Weltgeschichte in der thatsächlichen Erfahrung noch nicht gesehen hat. So lange es zwei Gewalten gebe, gleich viel ob einander unter- oder nebengeordnet, so lange werde der Kampf nicht aufhören. Die Kirche müsse also fallen, es dürfe keine andere Gewalt geben, auch in Dingen, die des Gewissens sind, als die des Staates. Um die Eroberung dieser alle Freiheit des Leibes und der Seele vernichtenden Vollgewalt des weltlichen Staates, um Ausrottung des Christenthums bis auf die letzte Spur und Erinnerung handle es sich, nicht um Unabhängigkeit und Freiheit der Kirche vom Staat. — Ihm folgt ein großer Beifall, den jedoch der Berichterstatter der Allgemeinen Zeitung deßhalb nicht theilen kann, „weil der Redner kein Wort über die Mittel gesagt hat, durch welche er zu dem von ihm bezeichneten Zwecke gelangen will. — Nur Geduld! die liberale Politik des Orakels in Augsburg möge sich trösten. Ist erst der Zweck jener ungeheuern Tyrannei als Grundgesetz für ganz Deutschland verfassungsmäßig festgestellt, so werden sich, dächten wir, die Mittel finden, wie der Wohlfahrtsausschuß von 1793 in Frankreich ohne lange Wahl und Ueberlegung sie instinctmäßig wirklich gefunden hat. Wer des Verdachts eines Glaubens an ein zukünftiges Leben verdächtig ist, soll des Todes sterben; wer durch irgend ein Zeichen des christlichen Cultus seine Hinneigung zum Ultramontanismus verräth

XXII.

Die Gewaltthaten gegen die Redemptoristen und Redemptoristinnen in Wien.

(Fortsetzung.)

Je weniger geistliche und weltliche Behörden sich rührten, desto emsiger rührten sich diejenigen, von welchen das gloriose Attentat ausgegangen war, welche es begünstigten, etwas Preiswürdiges darin fanden. Nicht zufrieden damit, die durch bewaffnete Uebermacht Angefallenen aus ihrer Wohnung, von ihrem Eigenthum vertrieben, sie unter offenen Himmel abgesetzt zu haben, machten sich am andern Tag kleinere Rotten nach allen Richtungen auf, um deren Zufluchtsörter auszuwittern, sie wieder einzufangen und nach der Stadt in Haft zu schleppen, während andere das Landhaus des Erzherzogs Maximilian in Weinhaus, welches er der Congregation zur Benützung und zur Erholung überlassen, durchstöberten; nicht Alle ohne als Entschädigung für gehabte Mühe etwas mitlaufen zu lassen. Treue Wachsamkeit für die geistliche Sicherheit des Volkes durfte wohl von derjenigen gegen Materielles in so außerordentlichem Fall dispensiren. Der greise Generalvicar hatte endlich eine Herberge bei einem Landmann zu Ottakring gefunden. Des folgenden Morgens kam der Ortswächter zu diesem und

ermahnte ihn, seinen Gast so schnell als möglich fortzuschaffen, weil sonst sein Haus nicht sicher wäre. Ein anderer wollte zu Wien auf dem Graben in einen Fiacker einsteigen. Unglücklicherweise fiel ihm der Hut ab, und trotz der Verkleidung wurde er an der Tonsur erkannt, worauf ihn zwei derer, auf die das Vaterland stolz seyn soll, packten und mit sich fortschleppten. Noch später mußte der Rector um Mitternacht aus einem andern Schlupfwinkel aufbrechen, und quer über die Felder auf ungebahntem Pfade nach einem andern Dorf sich flüchten, um denjenigen, die ihn aufspürten, zu entrinnen.

Aber nicht allein die Redemptoristen sollten den Geisterfluch der Freisinnigkeit zu genießen haben, auch diejenigen, die man als ihre Gönner kannte, denselben verkosten; der erwähnte Peter Barth in der Leopoldsstadt wurde nach jenen Hergängen mit einer Katzenmusik heimgesucht, zu der die ausgezeichnetsten Virtuosen in diesem Fache sich eingefunden hatten. Als später eben dort vor dem Hause eines Mannes, der im Rufe der Hartherzigkeit gegen seine Miethsleute stand *), das Gleiche geschehen sollte, setzte sich die gesammte Nationalgarde auf die Beine. Für den unbescholtenen und redlichen Peter Barth aber gab es keine Nationalgarde. Warum sollte man eines solchen Finsterlings wegen, der mit allen den Seinigen fleißig die Kirche besucht und keine seiner Obliegenheiten als Hausvater und als Christ versäumt, den Schlaf brechen!

Auch dieß wieder die Ouverture zu der bevorstehenden Handlung. Am folgenden Tage erschien ein Trupp Nationalgarden, ohngefähr vierzig Mann stark, von zahlreichen Pöbelhaufen gefolgt, vor Herrn Barth's Haus. Er habe Redemptoristen versteckt, hieß es; diese müßten ausgeliefert werden, brüllten sie ihm entgegen. Damit drangen sie in seine Wohnung. Alle Winkel wurden durchstöbert, alle Kasten mußten aufgemacht

*) Aber ebenfalls, wie nachher sich zeigte, unverschuldet, bloß durch einen Maueranschlag verhöhnt.

werden, in allen Verstecken wurde nachgespäht, die Bettvorhänge wurden mit Säbeln durchstochen, ob nicht etwa einer hinter diesen versteckt liege. Zuletzt mußte er seine zwölf Fleischerknechte die Musterung passiren lassen, weil einer derselben in dieser Gestalt vorfindlich seyn könnte. Doch wurde es den Helden etwas schwül, als sie die kernhaften Bursche mit ihren blanken Messern herantreten sahen. Herr Barth hatte wohl recht, wenn er ihnen sagte: wir dreizehn wären stark genug, um euch vierzig ungesäumt zusammenzuschroten; aber ich wandle nicht euere Wege! Nachdem sie, ihre Durchforschung vollendet, inzwischen gegen Herrn Barth's Frau und seine Kinder ihren bübischen Witzeleien freien Lauf gelassen hatten, so daß es von des Mannes Seite aller Besonnenheit bedurfte, um nicht einen thätlichen Conflict herbeizuführen, hieß es: sein Haus müsse bewacht werden, damit nicht Redemptoristen doch noch sich hineinschleichen könnten. Auch das wollte sich Herr Barth gefallen lassen, doch unter der Bedingung, daß dieses nur bei verschlossenem Hausthor und inwendig geschehe, weil er sonst des Zudrangs von der Straße nicht los würde. Wiewohl er die feierlichste Zusicherung gab, jeder dürfte da so sicher verweilen, als in seiner eigenen Wohnung, wollte das den Helden doch nicht behagen; Jeder, den der Häuptling zur Wache ausersah, brachte eine andere Ausrede vor, weßhalb er unmöglich bleiben könne. So zogen sie ab, ohne eine Wache zurückzulassen; ein silbernes Christusbild trat mit ihnen den Rückzug an. Um der Ehre des Sicherheitswächters nicht zu nahe zu treten, wollen wir annehmen, daß mehr das Metall als die Gestalt seine Anziehekraft auf denselben geübt habe. Eine Behörde aber, bei der man sich wegen einer solchen brutalen Verletzung des Hausrechts hätte beklagen können, wäre zu dieser Zeit in Wien nirgends zu finden gewesen.

Am 6. April konnte Jedermann auf offener Straße hören: wie man es in Maria Stiegen begonnen habe, so müsse man es auf dem Rennwege (in dem Kloster der Redemptoristinnen) fortsetzen. Jedermann wußte das, Jedermann rechnete

mit Zuverläßigkeit darauf, daß es nicht ausbleiben werde; nur dem verantwortlichen Ministerium scheint hievon nichts zu Ohren gekommen zu seyn; wenigstens that es nichts, um die bedrohten Frauen zu schützen, oder auch nur zu warnen; man überließ sie ihrem Schicksal. Es ist aber nothwendig, zu wissen, daß auch diese Congregation durchaus auf dasjenige beschränkt ist, was jede Eintretende zugebracht hat; daß auf dem Dache ihres Hauses nicht ein einziger Ziegel sich befindet, den sie nicht aus dem Ihrigen bezahlt hätten; daß mehrere der Schwestern den angesehensten Geschlechtern angehörten, die übrigen guten Häusern entstammt sind; daß sie vermöge Regel und Bestimmung harmlos einzig Gott und ihrem Seelenheile leben. Es scheint, daß man ihren Personen so wenig, als ihrem Eigenthum ein Anrecht auf gesetzlichen Schutz zuerkennen wollte.

Gegen dieses Haus brach am Abend des folgenden Tages ebenfalls eine Rotte der zur Erhaltung von Ordnung und Sicherheit zusammengetretenen Nationalgarde auf. Es war zur Zeit, da in der Kirche der Segen sollte gegeben werden. Die Tobenden gestatteten dem Beichtvater, der eben an den Altar getreten war, nicht, daß er seine geistliche Verrichtung vollende. Es gelang zwar, das Hereinbrechen in das Haus so lange zu verhindern, bis sich die Bewohnerinnen durch eine Maueröffnung in den Garten hatten flüchten können. Desto ärger durchwüthete nun die Horde das Haus. Ein Christusbild wurde zur Erde geworfen und mit Füßen getreten, und ein Scandal getrieben, der jedem auch nur halbwegs anständig Gesinnten zum Aerger dienen mußte, und auch wirklich diente, indem einige benachbarte Gastgeber den lechzenden Patrioten nach vollbrachter Großthat ihre Häuser sollen verschlossen haben. Inzwischen wurden auch da Wagen herbeigetrieben, um die Frauen vor die Linie zu führen. Als sie in diese zusammengepackt waren, stieg eine solche Hoffnung Oesterreichs auf den Tritt, um zu sehen, welche darin säßen; und da er nur vier der ältern erblickte, spuckte er mitten unter sie hinein. Vor der Linie ab-

geladen, hieß man sie gehen, wohin ihnen beliebte. Auf die Bemerkung, wo sie denn hingehen sollten, keine habe ja einen Kreuzer Geld, grinste sie Einer spöttisch an: euer Herrgott wird euch schon durchhelfen. So mußten dreiunddreißig Frauen, viele darunter im Alter vorgerückt, seit langen Jahren nicht mehr aus ihren Klostermauern herausgekommen, bei einbrechender Dämmerung in einer rauhen Aprilnacht hinwandern, wo irgend mitleidige Seelen aus Erbarmen ihnen ein Obdach gewähren würden. Sie fanden solche in ärmlichen Bauernhütten und erfuhren, daß wahre Menschlichkeit in diesen noch zu finden sei, während in Städten von Humanität viel geschwatzt, gedruckt und gelesen werde.

Inzwischen hatten einige der Frauen in dem Hause eines an ihren Garten anstoßenden Lederers, eines wahren Ehrenmannes, eine Zufluchtsstätte gefunden; dieser erklärte, er werde ihnen kein Leids zufügen lassen und sollte es seine Habe, selbst sein Leben kosten. Das wurde des andern Tages ausgewittert und eine neue Meute Freisinniger zog vor das Haus des Lederers. Sie forderte geradezu Auslieferung der Geflüchteten; die Feder sträubt sich zu sagen, in welcher Absicht, und drohte, wenn er nicht willfahre, das Haus zu stürmen, es der Erde gleich zu machen. Das blieb, wie leicht zu erachten, auf den Ehrenmann ohne Eindruck; aber doch fand er es gerathener, seine Schützlinge unter sicherem Geleite zu entfernen. Erst nachdem dieses bewerkstelligt war, öffnete er den Heranbrausenden das Haus, damit sie sich überzeugen könnten, es finde sich von denen, die sie so grausenhaft verfolgten, nicht eine einzige in demselben.

Man fand es doch gerathen, die Schandthaten gegen die Redemptoristen und Redemptoristinnen, so gut es ging, zu rechtfertigen. Das konnte aber nur geschehen, indem man jenes Agens, von dem wir in der Einleitung zu diesem Bericht gesprochen haben, die Lüge, in ihrer grellsten und crassesten Ge-

stalt zu Hülfe nahm. Man wollte bei dem Hereinbringen in die Häuser die empörendsten Entdeckungen gemacht haben. Mit großer Geschäftigkeit wurden die Berichte darüber verbreitet, mit großer Begierlichkeit von der schandlechzenden und durch die Zeitungsblätter verdummten Menge aufgenommen. Als emsige Vertrödler solcher Dinge erwiesen sich besonders (wie noch zu vielem Andern) die Juden brauchbar. Man konnte zu jener Zeit in kein Gasthaus treten, ohne einen Juden zu finden, der schwangere Redemptoristinnen, in ihrem Keller ausgegrabene Kinderknochen haufenweise gesehen hätte. Wer nicht an diesen, bloß an deren Menge einen Zweifel äußerte, konnte hören: „May, was wolle se sage! hab' ich's doch mit meneu Augen gesehen!" wenn der Kerl vielleicht nicht einmal wußte, wo das Kloster stand. Was auf solche Weise in engern Kreisen beabsichtigt wurde, sollte in weitern erzielt werden durch eine Fluth der empörendsten Schandschriften, mit denen die Megären der freien Presse tagtäglich versehen, die durch ihre ekelhafte Stimme tagtäglich feil geboten wurden. Ein giftigeres Gewürme hat ein verfaulender Cadaver niemals erzeugt, als in jenen Tagen die ihrem Verderben entgegenstürzende Kaiserstadt. Dahin hätten diejenigen, welche immer behaupten: eine schlechte Presse müsse nothwendig eine gute in's Daseyn rufen, kommen, hier hätten sie die Verwirklichung ihres utopischen Traumes versuchen sollen, um sich selbst zu überzeugen, wie grobhaltig ihre Theorie im Angesicht der Praxis sei.

Hätte man sich's in früherer, selbst in der verdorbensten Zeit möglich denken können, daß die raffinirteste Teufelei so weit gehen könne, als sie jetzt gegangen ist. Eines Abends, bloß ein paar Tage nach dieser Hetze, kamen drei Weibspersonen, deren Zustand sie, je eher desto lieber, in ein Gebärhaus zu eilen, hätte drängen sollen, zu einer Wäscherin und baten dieselbe bei Gott und allen Heiligen um Aufnahme; sie wären drei vertriebene Redemptoristinnen, denen gegenwärtig ein Unterkommen überall versagt werde. Die Wäscherin entschuldigte

sich mit Mangel an Raum in ihrem engen Häuschen; der Zweck aber war dennoch erreicht. Das Weib schwur hinfort nicht allein auf das, was sie mit eigenen Augen gesehen, sondern war auch dienstlich beflissen, dasselbe überall zu erzählen. Es fehlt nicht an Spuren, daß Gleiches auch bei andern Personen dieses Berufes sei getrieben worden. Mit großer Schlauheit hatte man solche ausersehen, die in vielen Häusern umherkommen und froh sind, wenn sie ihren Kunden eine Neuigkeit erzählen können. Wer möchte aber daran zweifeln, daß dergleichen Weibspersonen entweder in der Hofburg der Gewaltführenden oder von andern Lichtfreunden zu dem bezeichneten Zwecke seien gedungen worden? Die Thatsache ließe sich noch in Frage stellen, hätte man sie nicht von verschiedenen, sich gegenseitig durchaus fremden Seiten vernehmen können. Das sind die Zeiten, in welchen das ehemalige heilige Reich deutscher Nation neu soll begründet werden!

Ruhmreiche Großthaten dürfen sich nicht auf den engen Raum des Weichbildes einer Stadt beschränken, sobald die Möglichkeit gegeben ist, dieselben auf ausgedehnterem Schauplatz zu vollführen. Etwa zehn Meilen nördlich von Wien liegt das Städtchen Eggenburg, wo sich ebenfalls ein Kloster der Redemptoristen befindet. Auch dorthin brach unter Anführung eines Studenten in gleicher Absicht eine Horde auf. Möglich, daß einige Gleichgesinnte in dem Städtchen freudig zu dem Gewaltstreiche die Hand boten. Wenigstens wurde derselbe vollführt und darüber ein pomphafter Bericht in der Weise eines napoleonischen Siegesbülletins in der Wienerzeitung erstattet. Die hochgemuthete Schaar konnte aber noch nicht lange nach Wien zurückgekehrt seyn, als auch eine Deputation der Einwohner des Städtchens bei dem Ministerium eintraf, welche Rückkehr ihrer Priester verlangte. Schreiber dieses ist nicht in die Geheimnisse des constitutionellen Wesens der Wiener eingeweiht, ebensowenig mit dem Umfang, in welchem Sicherheit der Personen und Schutz des Eigenthums durch dasselbe verbürgt werden,

hinreichend bekannt, um mit Sicherheit beurtheilen zu können, inwieferne dergleichen Privatunternehmungen durch dasselbe gerechtfertigt werden oder nicht. Man darf ihm dieses bei geringer Erfahrung um so weniger verargen, da selbst das verantwortliche Ministerium hierin nicht genugsam orientirt gewesen zu seyn scheint. Es glaubte, ebensowenig die Großthat in ihrer ganzen Ausdehnung aufrechthalten, als dem Begehren der Eggenburger unbedingt entsprechen zu sollen. Seiner bekannten Umsicht nach beliebte es eine Art Juste milieu, das probate Mittel aller Geister, welche Staaten weder zu conserviren noch zu regeneriren sich erkühnen: es gewährte den Eggenburgern, daß einige der Redemptoristen wieder zu ihnen zurückkehren durften. So konnte es den Wiener Hochherzigen sagen: seht, wir sind euren Thaten nicht hindernd in den Weg getreten; den Eggenburgern: wir haben eurer billigen Wünsche Rechnung getragen.

Die schnellen Communikationsmittel unsrer Tage gewähren unter andern auch den Vortheil, daß rascher und schwunghafter als ehedessen Geist an Geist sich entzündet, um diesen aus dem unfruchtbaren Brüten hinaus auf das Feld der That zu treiben. Die Provincialstädtchen können nicht ferner Pflanzschulen des Spießbürgerthums seyn; sie sind zu Vorstädten der Residenz geworden. Nicht mehr sind sie, wie einst, dazu verurtheilt halbe Jahrhunderte hinter den Fortschritten der Zeit zurückbleiben zu müssen. Wozu dienten sonst Eisenbahnen und Dampfschiffe und tagtäglich zweimal erscheinende Zeitungen? (Daß doch Niemand darauf verfallen ist, ein Stundenblatt herauszugeben! Bei unserem fieberhaften Zucken nach Neuigkeiten müßte sich dieses vortrefflich rentiren.) Also die weiland Spießbürger von Krems und Stein wollten die Wiener überzeugen, daß sie im Fortschritt vollkommen ebenbürtig seien und mit ihnen zu gleicher Höhe der Zeit sich erschwungen hätten. Um mit unwiderleglichem Beweis dieses erhärten zu können, lag in der Mitte zwischen ihren beiden Städtchen das Kloster der Redemptoristinnen allzulockend. Die Frauen

hatten dasselbe vor wenigen Jahren aus eigenen Mitteln von Grund aus neu bauen lassen, standen zu den Bewohnern der beiden Nachbarörter in gar keiner Beziehung, und hatten sich seit dem Verweilen in jenem Hause ihnen durch gar nichts anderes bemerklich gemacht, als etwa durch Almosen, welche sie bei beschränkten Mitteln den Dürftigen spendeten. Desto besser eigneten sie sich dazu, daß an ihnen der Beweis geliefert werde, wie man auch in den kleinen Krems und Stein die hochherzigen Errungenschaften des 15. März eben so gut anzuwenden wisse, als in dem großen Wien. Demnach verabredeten die vorurtheilsfreien Einwohner beider Städtchen auf einen Abend ein Stelldichein in Form und Zuthat von Nationalgarden vor besagtem Klösterlein. Schmählicher werden Waffen nicht verwendet, als in der Absicht, wehrlose Frauen zu schrecken. Da kostet es Memmen und Hasenherzen keine Mühe, sich zu Helden hinaufzulügen. Das Vorhaben, die armen Klosterbewohnerinnen zu verjagen, sollte nicht milder und nicht wilder vollführt werden, als unlängst auf dem Rennwege in Wien geschah. Auch dort ahnete man nichts, als die Kremser- und Steiner-Intelligenz, mit Schieß- und Hiebwehren ausgerüstet, bereits an der Pforte erschienen war und durch dieselbe hineindrang. Wahrscheinlich suchten die geängstigten Frauen die Wüthenden durch Bitten zu beschwichtigen. Da regte sich unten der alte Zopfgeist und sagte: „was haben sie uns denn gethan? lassen wir sie ruhig fortleben!“ Und ob so zopfiger Rede ergrimmte der Schnauzgeist und brüllte von oben herunter: „schon wieder haben wir zwei todte Kinder gefunden.“ Somit war jener zur Ruhe gewiesen, und dieser waltete ausschließlich, und hinaus mußten noch am gleichen Abend die armen Frauen, um theilweise die stürmische Nacht in bloßem Hauskleid auf freiem Felde zuzubringen, und erst bei grauendem Tage schirmende Schlupfwinkel suchen zu können. Wie geistesfrei, wie leichtathmend, wie beglückt, wie vorwärtsgeschoben in Gewerb und Handthierung und Nahrung, seitdem

die Bürger von Krems und Stein sich befinden, das ist weder zu ersagen, noch zu erschreiben. Eine Alp ist von ihnen gewälzt, seitdem die Klosterfrauen von dem freien Platz in ihrer Mitte sind weggestäupt worden. Wie freudmuthig singen sie seitdem: „Was ist des Deutschen Vaterland?"

Weniger empfänglich für solche unschätzbare Gutthat zeigten sich die Einwohner von Fronleiten in Steyermark. Aber das ist auch ein Bauernstädtchen und unaufgeklärte Bauern wohnen ringsum. Gerne hätten die Intelligenzen zu Grätz, die sich so wacker und würdig gegen die Jesuiten erwiesen, auch ihnen zur Befreiung aus ihren Banden verholfen, aber sie fürchteten nicht sowohl ihre Intelligenzperlen vor Unwürdige zu werfen, sondern noch mehr das Getretenwerden. Selbst die Hochherzigen von Wien wurden dießmal durch die Eisenbahn zur Eilfahrt dahin nicht gelockt, weil sie mit Recht fanden, sie dürften sich doch für Besseres sparen, als für Prügel von bethörten Steyermärkern. Hatten sich doch diese Leute um Fronleiten verabredet, dergleichen Versuchen, wie sie zu Eggenburg glückten, nicht mit der Hand im Schooß zuzusehen. Wie sonderbar! Jenes, wie das in Wien Vollzogene, war im Namen des Volkes geschehen, und hier in Fronleiten wollte das Volk dem Volk sich nicht unterwerfen. Sollten wirklich seit dem babylonischen Thurmbau schon viertausend Jahre verflossen seyn? Meinte man nicht oft, man stände mitten darin?

(Fortsetzung folgt.)

XXIII.

Kabinetsstück.

Der Ami de la Religion theilt unter dem 18. Juni nachfolgenden beachtenswerthen Brief mit, den Herr Thiers vor nicht langer Zeit an einen vormaligen Deputirten geschrieben hat:

„Sie kennen meinen Starrsinn in politischen, socialen, ökonomischen Meinungen; Sie wissen, wie wenig Neigung ich besitze, Deputirter zu seyn; Sie können sich daher leicht vorstellen, daß ich der Majorität der Wähler nicht eine einzige meiner Ansichten zum Opfer bringen werde. Doch verdrießen mich die dummen Meinungen, welche mehrere Ihrer Freunde mir in Bezug auf den Clerus unterschieben; ich sollte meinen, wenn Sie meine Schrift über den Concordat gelesen haben, dürften Sie in Bezug meiner wahren Ansichten klarer sehen. Jedenfalls hätte die Revolution vom 24sten Februar in dieser Beziehung Manches verändert, sie müßte den letzten Zweifel verscheucht haben. Von jeher war ich der Meinung, eine positive Religion, ein Cultus, ein Clerus seien nothwendig; und das Aelteste, was man hievon besitze, wäre, wie das Beachtenswertheste, so auch das Beste. Jetzt aber, da alle socialen Ideen auf den Kopf gestellt sind und man jedem Dorf

einen Phalansterier zum Schulmeister geben möchte, jetzt betrachte ich den Pfarrer als den unerläßlichen Berichtiger der Ansichten des Volkes, der wenigstens dasselbe im Namen Christi lehrt, daß Leiden allen Ständen nothwendig, daß sie die Bedingung des Lebens seien, und daß, wenn das Fieber die Armen befällt, nicht die Reichen es seien, die dasselbe ihnen zuschicken. Ohne Besoldung hält sich kein Clerus. Darüber sind viele Katholiken im Irrthum und meinen, mit der Verzichtung auf jene würden sie vom Staat frei werden. Der Clerus würde bloß der Mühe enthoben, sein Geld von dem Staate zu beziehen; das aber wäre Alles. Er käme unter ein eisernes Joch, wie wir insgesammt, und in seiner erschwerten Knechtschaft würde er im Elend vergehen. Sei man nur überzeugt, daß in neun Zehntheilen Frankreichs die Priester Hungers sterben müßten. In der Vendee vielleicht würde man sie erhalten; einige große Besitzer könnten sogar eine Kasse gründen, in welche einige Millionen flößen (obwohl ich daran zweifle); aber Gott weiß, was man damit anfangen würde? Seit zwei Monaten, mein Theuerster, wiederhole ich Ihnen ohne Unterlaß: mit diesem System würde man Frankreich auf den Standpunkt von Irland zurücktreiben."

„In Bezug auf die Lehrfreiheit bin ich anderer Meinung geworden; dieß nicht durch eine Revolution in meiner Ueberzeugung, aber durch eine Revolution in den socialen Zuständen. So lange unsere Universität das gute und nüchterne französische Bürgerthum repräsentirte; so lange sie unsere Kinder nach Rollin's Methode unterrichtete; so lange sie den gesunden, alten classischen Studien über die physischen und ganz materiellen der Lobredner eines professionsmäßigen Unterrichts das Uebergewicht einräumte; allsolange war ich bereit, ihr die Unterrichtsfreiheit zu opfern. So bin ich jetzt nicht mehr gesinnt. Weßwegen? Weil nichts mehr ist, wie es war. Die Universität, in die Hände der Phalansterier gefallen, lehrt jetzt unsere Kinder ein wenig Mathematik, ein wenig Physik, ein wenig Naturwissenschaft und viel Demagogie; hierin sehe ich kein Heil; solches nur, wenn es eins gibt, in der Unterrichtsfreiheit. Damit sage ich nicht, daß dieselbe unbedingt, ohne Bürgschaft gegen die öffentliche Autorität bestehen dürfe; denn wenn

es zuletzt einen Unterricht nach Carnot, und über diesen hinaus einen nach Blanqui gäbe, so möchte ich wenigstens den letztern verhindern. Aber jedenfalls wiederhole ich, daß ich den Unterricht durch den Clerus, dem ich verschiedener Gründe wegen niemals hold war, gegenwärtig demjenigen, der uns bereitet wird, weit vorziehen würde. So denke ich jetzt über dieses Alles. Ich bin immer noch der, welcher ich war; aber ich richte meinen Haß und meine Widerstandswärme nach derjenigen Seite, auf welcher gegenwärtig der Feind steht. Dieser Feind ist die Demagogie; ihm möchte ich nicht die letzten Trümmer der gesellschaftlichen Ordnung, die katholische Anstalt, ausliefern."

So spricht Hr. Thiers und bewährt sich damit als praktischer Staatsmann, der doch etwas mehr ist als ein bloßer radikaler Zerwühler.

XXIV.

Der napoleonische Feldhauptmann von der Brenta an die Redaction der historisch-politischen Blätter in München.

Wäre ich so gewandt gewesen, meinem ersten Schreiben von der Brenta an Sie über italienische Volkszustände und ihren Einfluß auf die Nationalsache der Halbinsel, Juvenals Spruch: Credite me vobis folium recitare Sybillae, an die Stirne zu setzen, so hätte ich mir zu meinen alten Wunden auch einigen Prophetenruhm erworben. So aber konnte ich in meiner deutschen Unbehülflichkeit nichts anderes einsetzen, als die Erfahrung eines langen Lebens und genaue Kenntniß wälscher Volksverhältnisse, und habe also mit Recht die gelehrten Verweise angeblicher Correspondenten aus Venedig in der Allgemeinen Zeitung verdient, weil man es in unseren Tagen mit der Lumpentugend journalistischer Aufschneiderei allein noch zu etwas Erklecklichem bringen kann. Meine nüchterne Anschauungsweise wälschen Volksthums lag allerdings im Widerspruche mit der grassirenden radikalen Weltverbesserung, welche den Bau der Pyramide mit der Spitze beginnt, unbekümmert um eine naturgemäße Grundlage in der wirklichen Welt, und dürfte daher keine Gnade finden vor der Sturmpetition des reformirenden Jahrhunderts. Aber gegen alle Erwartung der euro-

päischen Welt, zu nicht geringem Schmerze der gottesläugnerischen Völkerapostel Ruge, Nauwerk und Vischer in der Nationalversammlung zu Frankfurt, ist mir der Feldmarschall Radetzky als Beweisführer zu Hülfe gekommen, und hat meine Behauptungen auf eine so unwiderlegliche Weise erhärtet, daß ich den Verdruß meiner Gegner sehr begreiflich finde. Oesterreich hat in Italien gesiegt durch das wälsche Volk, welches nicht vermocht werden konnte, sich mit den alleinbesitzenden höhern Ständen in den Städten wehrkräftig zu verbinden. Deßhalb stand der herrschsüchtige Adel, die einzige Ursache des Aufstandes oder der sogenannten Nationalerhebung, mit einem kleinen Pack von Emigranten und Literaten in der Luft. Und doch war durch wunderbare Verkettung der Umstände kein Augenblick günstiger für seine Absichten, als der Beginn des Jahres 1848, der wohl kaum jemals wieder kehren dürfte. Gioberti, welchen die Italiener jetzt spottweise den „großen Büchermacher (librificatore)“, oder noch bezeichnender den „commis voyageur“ des Karl Albert's nennen, hatte mit seinen fantastischen Ueberschwänglichkeiten zu Gunsten der wälschen, nach seiner Behauptung einzigen Nation die schwärmerischen Gemüther in den höhern Ständen ganz für seine Ansichten eingenommen, und wer seinen Einfluß auf die neuerliche Umwälzung gering anschlägt, der kennt weder die italienische Nation, noch die Macht großartiger Volksschmeichelei, welche in den Schriften dieses Piemontesers athmet. Verdient Jemand Spada d'Italia genannt zu werden, so ist es nach meiner Meinung vorzugsweise Gioberti, welcher mit genauer Kenntniß der gährenden Kräfte in Italien alles in die Schlacht führte, was von jugendlicher Unbesonnenheit, weiblicher Blindheit und bejahrter Wühlerei auf der Halbinsel aufzutreiben war. Statt der Patronen fand man in jeder fashionablen Rocktasche wenigstens einen Band von Gioberti's brandstifterischen Werken, und der Deutschenhaß sog daraus sein Gift, um die späteren Bleikugeln mit gewißtödtenden Aezmitteln anzustecken und siedendes Oel und Scheidewasser auf die

Köpfe der Barbaren zu schütten, wie es Casati selbst eingestanden hat. Wäre auf dem Toilettentische der Italienerin nicht der Gesuita moderno gelegen, sie hätte mit Recht auf die begeisterte Liebe blondlockiger Studenten und mähnenumflatterter Calabresenhüte verzichten müssen. Gioberti brachte die ungeheuerlichen National-Phrasenströme dergestalt in Fluß, daß die gewöhnliche nüchterne Sprache fast allen Werth und alle Aufmerksamkeit verlor. Das alte Erbübel der wälschen Literatur, der breitgezogene, tiefathmige Schwulst, welcher im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert die ganze Nation in Reifröcken und Schellengeklingel kleidete, sprudelte allerorten aus dem klassischen Boden, und überschwemmte die Gesellschaft mit Krieg, Mord und Brand, welcher vor der Hand noch auf dem Papiere die Barbaren heimsuchen, und alles Land bis zum Brenner und Isonzo erobern sollte. Selbst Pius der Neunte wagte nicht gegen die Wirksamkeit eines Schriftstellers aufzutreten, welcher mit entschiedenem Talente den Boden der Kirche zum Tummelplatz der Politik und weltlichen Eroberung machen, und dadurch glücklicher als Luther, Kalvin und Ronge das römische Papstthum als Einheitspunkt der Katholiken zerstören wollte. In Wien, in Berlin, in Frankfurt verstand man das endliche Resultat des Priesterdemagogen nur all zu gut und spielte muthig den Trumpf einer Trennung des deutschen Kirchenwesens vom herrschsüchtigen Rom aus, wozu es der piemontesische Abbate herabgewürdigt hatte, um in Mittelitalien aufzuräumen und der italienischen Republik unter der Firma des puppenmäßig gedrehten Carlo Alberto einen von kirchlicher Oberherrlichkeit unbeirrten Spielraum zu verschaffen — der einzige vernünftige Sinn, den man bei näherer Betrachtung dem unermeßlichen theosophischrevolutionären Wortschwall Gioberti's ablernen kann. Sein geschniegelter und gebügelter Freund, Cesare Balbo, wird im entscheidenden Augenblicke Ministerpräsident des Sardenkönigs, und findet Gelegenheit, seine „Speranze d'Italia“ und insbesonders seine strategischen, längst in Druck verbreiteten Ansichten zur Vertreibung der Oesterrei-

cher aus der Lombardie zu verwirklichen. Trotz der alltäglichen Versicherungen, gegen Oesterreich guten Frieden zu halten, ist jeder vernünftige Mensch vom Gegentheil überzeugt; nur in den Bureaus der österreichischen Beamten und Polizeimannschaften, nur in den Räumen der schwerhörigen Staatskanzlei hat die Verblendung einen Grad erreicht, daß sie als furchtbares Verhängniß erscheint, die mit ihr geschlagenen zu verderben. Radetzky mahnt, treibt und beschwört, dem drohenden Unheil zu begegnen; aber umsonst, die wälsche Untreue zu Turin hat an der österreichischen Bureaukratie ihre treueste Helferin, Hehlerin und Schildgenossin, und als sie unter den revolutionären Schlägen außerordentlicher Zeitereignisse durch innerliche Fäulniß zusammenkracht, gibt sie den Venetianern und Lombarden die Waffen der neuen Freiheit in die Hand, um ihnen den Sieg über die fast wehrlos gelassenen deutschen Soldaten zu erleichtern. Der schwache Vicekönig mit seiner gutmüthigen, aber beispiellos kurzsichtigen und theilweise feigen Umgebung hat den traurigen Beruf, die einzige Freiheit, die ihm seine Wienergebieter lassen, die wälsche Nation zu waffnen gegen sein Haus und die österreichische Armee. So kam der Krieg zum Ausbruch, und es ist zweifelhaft, ob zu demselben mehr italienische Treulosigkeit oder österreichische Kopflosigkeit beigetragen hat.

Die mächtigsten Mittel standen zu Gebote, den Kunstenthusiasmus Gioberti's in dem wirklichen Boden der Nation wurzeln zu lassen. Die in unglaublicher Befangenheit von den österreichischen Staatsmännern zurückgelassenen Regierungskassen erlaubten den neuen Vertrauensmännern, mit vollen Händen das nationale Selbstgefühl im armen Volke zu wecken. Das Privatvermögen des Vicekönigs, der Rest einer weltbekannten, oft verschwenderischen Wohlthätigkeit, wurde als gute Beute eingezogen, und der rechtmäßige Besitzer so entblößt entlassen, daß er sich und seiner Familie gleich nach seiner Ankunft in Botzen Wäsche und Leibgewand kaufen mußte, um aus den alten und einzigen Kleidern zu kommen, die ihm wäl-

scher Edelmuth übrig gelassen. Alles Gut deutscher Beamten, die habelos in die Flucht oder als Geißeln in Löcher geworfen wurden, trug in öffentlicher Versteigerung große Summen ein, welche der zarten italienischen Gewissenhaftigkeit nicht im mindesten zur Last fielen, während die zurückgehaltenen Geißeln, Männer und zarte Frauen, wochenlang in größter Entblößung bei Wasser und Brod auf schmutzigem Stroh liegen mußten. Schweizer, die für Geld jede beliebige Sache verfechten, Tagdiebe von Stadt und Land, die ohne Arbeit gut essen und trinken wollten, Gesindel aus allerlei Nationen, zum Schutze wälscher Volksfreiheit an's Ufer der Bewegung gespült, ließen sich willig anwerben; schon verkündete der volle Mund der Nationalen ein Heer von 100,000 kampflustiger Lombarden, denen sich eine heilige Priesterschaar beigeselle aus jenen amt- und studienlosen Abbati, die in Italien die Kaffeehäuser besser kennen, als die Sacristei und das Brevier, und aus ihren amorose avventure plötzlich zu Krucifix und Schwertergeklirr umschlagen sollten. Der vielgepriesene Frauenenthusiasmus lieferte mit der größten Uneigennützigkeit stehende Artikel in die ellenlange Mailänderzeitung, worin die Wahrheit mit dem ungeheuern Schwulst oft im grellen Mißverhältnisse stand. Nebenher liefen regelmäßig die unerhörtesten Lügen gegen Oesterreich, Deutschland und die deutsche Verwaltung, welche die Gegenden am Po, an der Brenta und der Etsch zu einer früher nie gesehenen Blüthe gebracht, so daß der unbetheiligte, an eine Macht ewiger Wiedervergeltung gläubige Menschengeist selbst in den trunkensten Stunden des Lombardenglückes heimliche Schauder ob der Möglichkeit empfand, daß dieses maßlos schmutzige Lügen- und Verläumdungswerk, ein schlechter Kitt für wälsche Einheit und Nationalgröße, in nächster Zeit den Wiedervergelt herausfordern müsse. Sogar der Vicekönig und seine Gemahlin wurden nicht verschont und fabricirte Briefe ausgestreut, um namenlose Schmach auf reine Familienverhältnisse und die erhabene wälsche Frau und ihre Kinder zu häufen. Sie flogen sogar in die wälschtirolischen Gebirge hinein,

und ein süßes Lächeln spielte um die Lippen der nationalen Frauen von Trient und Roveredo über den papierenen Scandal, der ihrem keuschen Herzen so unbeschreiblich und ächtweiblich wohlgethan.

In Venedig galt das nämliche Verfahren gegen Deutsche und deutsches Eigenthum, wo nicht für Auserlesene in freundlicher Hoffnung einiges Zuwachses zum wälschen Verrath anderes räthlich schien. Hätte ich das malerische Talent, den Farbenreichthum Ihres Frankfurter Berichterstatters, der die Charaktere der Parlamentsherren der Paulskirche so treulich nach dem Leben contrafeite, wäre mir ein solches otium cum dignitate zu meinen Schilderungen beschieden: wahrlich die alte Venetia würde in diesen Zeiten ihrer „Erhebung und Befreiung" reichlichen Stoff darbieten, Charaktere, Lagen und Zustände der mannigfaltigsten und seltsamsten Art zu schildern. Nun aber muß ich ultra montes mein Feld behaupten in jener lichtfeindlichen Region der alten Kirchenverfassung, und muß vielleicht harren, bis sich zur Vervollständigung der deutschen Einheit und Einigkeit die zeitgeistigen Kirchenreformen des Herrn von Beisler verwirklichen, bis wir neben dem constitutionell-demokratisch-monarchisch sich constituirenden Staate auch eine ditto Kirche erhalten mit souverainen Gemeinden, selbstgewählten und geweihten Pfarrherren, constitutionellen Bischöfen und einem constitutionell-demokratisch-monarchischen Papste oder Oberpräsidenten sämmtlicher vereinigten National-Freikirchen. Hat der Fortschritt auch diesen Sieg errungen; haben wir im Kirchlichen dieselbe Einheit und Einigkeit und schöne Harmonie wie im Politischen gewonnen; befindet sich der Papst mit seinen Cardinälen auch im Kirchlichen in derselben befriedigenden Lage, wie unsere Fürsten mit ihren Ministern den Revolten und Krawallen gegenüber; läßt auch er den „Weltgeist" walten; wechselt das Dogma mit gleicher Schnelligkeit, wie die Constitutionen, und wird sich demnach das katholische Christenthum vermittelst einer verfassunggebenden Reichssynode aller an Gott und nicht an Gott glaubenden Confessionen und Sec-

ten in reine „Humanität“ auflösen: dann wird vielleicht ein Lichtstrahl auch in meine Seele über die Berge herüberfallen. Bis dahin aber müssen die Leser in der Darstellung dieser italienischen Wirrnisse mit meinem nüchternen Hausverstande und meiner schwerfälligen Feder sich begnügen, die solchen Schwunges einer „warmen“ Phantasie nicht fähig ist.

Der über die Maßen kluge und pflichtgetreue Präsident Schrott hatte sich mit dem Muth österreichischer Beamten, die für den gutzahlenden Kaiser leben und sterben, rechtzeitig aus dem Staube gemacht, und sein Schärfchen auf's Trockene gebracht. Palfy war durch seine gräfliche Zuvorkommenheit vor jeder wälschen Krallenhand geschützt. Tomaseo, den die Gondolieri um mäßigen Preis auf ihren Schultern aus dem österreichischen Gefängnisse getragen, der in seinem Buche „La fede e bellezza“ eine gemeine Dirne zum höchsten Ideale weiblicher Reinheit und Liebe erhoben hatte, um über seine innerste Lebensansicht keinen Zweifel übrig zu lassen, konnte den angebornen Trieb seines dankbaren und milden Herzens nur selten verläugnen, wo es galt, seine Persönlichkeit strahlen zu lassen. Manin, der Advokat mit den klugen Augen, spielte in manchem Augenblicke sogar den Menschenfreundlichen, besonders gegen wälsche Südtiroler, die ja nöthigenfalls zur Gewinnung der Brennergränze erkenntlich und fördersam seyn wollten. Aber trotz dieser etwas anrüchigen Humanität stand auch hier der völkerrechtswidrige Grundsatz fest, daß jeder Deutsche, selbst der Angesessene, der ruhige pensionirte Beamte, rechtlos sei und dem Gott der neuen italienischen Freiheit zum Opfer fallen müsse, in der zuversichtlichen Erwartung, daß die deutschen Barbaren in ihren Landen aus angeborner Gerechtigkeit keine Repressalien üben würden.

In Padua belegte man österreichische Beamte, die seit vielen Jahren außer Dienst und auf eigenem Grund und Boden lebten, mit Geldstrafen für ihre Nationalität und ehemals dem Kaiser von Oesterreich treu gehaltenen Amtseide. Einer dersel-

ben mußte 30,000 Lire in drei Raten erlegen, falls die letzte nicht durch die österreichischen Siege unbezahlt blieb. Solche ruhmwürdige Heldenthaten, werth der Lobpreisungen eines Ruge, geschahen mit der größten Unbefangenheit im Namen des anerkannten primato morale e civile d'Italia, welchen Gioberti seinen Landsleuten ausschließlich zugeschrieben hatte. Die niederträchtigsten Placate, Schmähgedichte und Bänkelsängereien schürten rastlos den Deutschenhaß unter unaufhörlichen Versicherungen allgemeiner Menschen- und Völkerliebe. Und der zu leicht befundene Stieglitz, in afterdeutscher Kurzsichtigkeit und eitler Unpolitik, machte zu diesem Hohn auf den deutschen Namen den claqueur und Taufpathen, unfähig zu begreifen die schmerzlichen Erfahrungen seines vielbewegten Lebens, nach welchen es gewöhnlich verlorne Dinge und trostlose „partiti" sind, die zu rechtfertigen und zu vermitteln ihn sein poetischer Dämon trieb. Zur kalten, schneidenden Grausamkeit der Wälschen hat eine solche deutsche Sentimentalität gehört, um den Verfall deutschen Lebens und Hochgefühls in's kläglichste Licht zu setzen. Wir kennen nur noch einen trostloseren Gesellen in dieser venetianisch-lombardischen Eisenfresserei gegen alles Deutschthum, als Stieglitz ist, den wälschen Witz, der auf den Pallast des Vicekönigs schrieb: „casa da affittare per lo prossimo san Michele", und auf eine abgebrochene Kapelle hinter dem Mailänderdom „casa d'Habsbourg", um in der nächsten Stunde um französische Hülfe zu betteln!

Dieser erbärmliche Cynismus, unwürdig jeder Nation, die frei werden will, zog auch ohne große Bedenken alle liederlichen, faulen und marktschreierischen Gesellen aus dem übrigen Italien an sich, und ordnete sie als Freischaaren gegen die Tirolerberge oder als Kanonenfutter gegen die eisernen Schlachtreihen der Oesterreicher, an denen sich der altdeutsche Spruch buchstäblich bewährte: „Wenig Fleisch, und Kraut ein groß Geschrei!" und wozu erfahrene Kriegsmänner mit Kopfschütteln bemerkten: „Multiplicasti gentem, sed non multiplicasti laetitiam!" Aber vernünftiger Rath fand keine Aufmerksamkeit, die

Selbsttäuschung legte sich mit unablösbaren Fittigen um die Nationalen, die mit Decreten, Aufschneidereien und unerfochtenen Siegen alles gethan glaubten. So ging für sie der Gewinn, welcher aus der langsamen Verstärkung der österreichischen Streitkräfte, aus den selbstmörderischen Bacchanalien der Wienerstudentenjugend, und aus der beispiellosen Feigheit des Ministers Pillersdorf hätte gezogen werden können, rein verloren.

Die Erhebung der Nation beschränkte sich auf die höheren Stände als gemachter Buchfanatismus, als Theorie ohne Praxis, als lustige Fanfare ohne realem Boden im eigentlichen Mittelstande der Bevölkerung und besonders ohne Theilnahme des Landvolkes, das man in der überschwänglichen Trunkenheit des Fortschrittes ganz vergessen hatte. In Treviso kam die Emancipation der Bauern zur Sprache als unerläßliche Grundlage einer kräftigen Nationalbewegung und Landesvertheidigung ganz in dem Sinne, wie ich es Ihnen in meinem ersten Schreiben von der Brenta angedeutet habe. Aber der verblendete Adel hatte gar kein Verständniß für dieses einzige Heil Italiens, ohne welches jedes Freiheitsstreben scheitern muß. Giacomini, ein sehr gebildeter Trevisaner, machte den Sprecher gegen jede Verbesserung der bäuerlichen Verhältnisse. „Was wollen unsere Bauern?“ sagte er, „sind sie nicht frei mit Leib und Seele? Können sie ihr Pachtgut nicht verlassen nach Belieben? Ist es nicht billig, daß der Pachtzins steige, wenn die Erträgnisse des Gutes wachsen? Was wollen sie mehr als Polenta im schönsten Lande der Welt? Sind die Herren gegen sie nicht gnädiger als sie in jedem Falle verdienen? Ja freilich in den Maremmen stehen sie schlecht, die paludi am Golf von Venedig, an den Stromufern des Mincio, der Etsch, des Po und anderer Flüsse sind ein schweißbedecktes Feld ohne sicheren Ertrag. Aber diese Sumpfbewohner in ihrem Elend zahlen und leisten auch weniger als andere, und man ist ihnen nichts schuldig als Gerechtigkeit, die mit ihrem Nutzen im angemessenen Verhältnisse steht.“ Trotz des ungeheuren Mißbrau-

ches, welcher mit Pio nono getrieben wurde, um die Landleute in die künstliche Bewegung zu stoßen, trotz der fanatischen Wuth vieler Priester in kecker Predigt zum Kreuzzuge gegen die deutschen Barbaren, trotz der ewigen Verdammniß, die man ihnen im Fall des Widerstrebens im Namen Gottes ankündigte, merkten die aufgeweckten, seit Jahrhunderten als Mittel zur Bereicherung des Adels benützten Bauleute schnell, daß sie um nichts und aber nichts ihre Haut hergeben sollten, um die Herren zur Macht emporzuheben, die laut aller geschichtlichen Erfahrung jedenfalls strenger geübt werden würde, als sie das milde Oesterreich gegen das arme Volk zu üben gewohnt war. In dieser Einsicht und der dadurch erzeugten Gleichgültigkeit des gemeinen Volkes gegen die Sache des Adels und anderer reichen Besitzer liegt das Geheimniß der überraschenden Siege der österreichischen Armee, welche sich mit eben so viel Geschick als Tapferkeit in die ungeheure Kluft einschob, welche zwischen Stadt und Land, zwischen Reichthum und Besitzlosigkeit bestand und durch die nationale Begeisterung verewigt werden sollte. Daher der einstimmige Ruf der Landleute: „Wir lassen nicht aus unseren Sehnen die Fesseln schneiden zur fortwährenden Knechtung unserer Arbeit.“

Der Erzbischof von Mailand mußte die herrschende Partei zum Kirchenschatze greifen lassen, weil sie die im Boden des Volkes vergrabenen Schätze nicht zu würdigen und zu wecken verstand. Piemont, im derben Volkskerne den Kriegsgelüsten noch am nächsten, zögert dem Aufrufe zur Einreihung in die Armee zu folgen, ungeachtet des angedrohten Zwangs allgemeiner Aushebung, ungeachtet glänzender Versprechen, für die Zurückgebliebenen reichlich zu sorgen, ungeachtet der Hofmann'schen Tropfen englischer Kurversuche in Genua, wo der Ausbund der Communisten und des Straßenpöbels, früher als es der napoleonische Feldhauptmann vermuthet, zerstörend in's Leben tritt und mit lautem, brittischen Ohren eben nicht erbaulichem Gebrüll nach Gioberti's „festem prophetischen Rathe“ Franzosenbeistand fordert, während die enttäuschten Landleute Kopf

und Arme auf die Brust sinken lassen, und das Rekrutenwesen für unvolksthümliche Zwecke verfluchen. Sogar die mit Gewalt gepreßten Neulinge aus dem Landvolke halten auf dem Schlachtfelde nicht aus, und bringen die beigemischten Veteranen durch ihre voreilige Flucht in Verzweiflung.

In Mailand, wo nach der Zeitung ein unzähliges Lombardenheer aus dem Boden gestampft worden, sind diese neuen Kriegsschaaren nirgends zu erblicken, weil sich das sämmtliche Landvolk still hält im Schmutze, den der nur für eigene Freiheit begeisterte Adel um seine Arbeiter angehäuft. Man droht mit Todesstrafe gegen Placate, die den wälschen Waffen ungünstig sind, ein Kriegsgericht wird eingesetzt für alle, die sich gegen den Felddienst widerspenstig oder abgeneigt zeigen, der Ruf: „Su, Su fratelli!" klingt um die herrlichen Hügel der Brianza, an den Prachtvillen des Komersees, gegen Angera und Sehto Calende. Kein Bauer rührt sich, das Gesindel droht vielmehr gegen die Herren, die Ehrlichen verwünschen heimlich den Druck der Nationalen, und nähren verrätherische Gedanken für die Deutschen. Das Ende dieses kläglichen nationalen Possenspieles ist, daß die Anstifter des Aufstandes flüchtig gehen und Radetzky, „quel mastro tedesco", als einziges Heilsmittel gegen Bauernrache und Bürgermord erscheint.

Das nach kecken Parteiberichten tyrannisch unterdrückte Volk von Modena, Parma und Piacenza will nach Erledigung von den älteren Halsherren, im Strahl unbedingter Preßfreiheit, unter der humanen Aussaugerei der eingedrungenen Nationalhelden den neuen wälschen Völkerfrühling nicht begreifen, noch immer im Herzen dem alten Regimente zugethan, das auch im strengsten Ausdrucke das Vaterherz für das arme Landvolk nie ganz verläugnet, liebäugelnd mit den verruchten Deutschen, die mit Weldens fliegenden Reitern die Gränze umschwärmen. Diese modenesische Bauernlogik fühlt mit bewunderungswürdiger Schärfe im ersten Angriff heraus, daß man mit Preßfrechheit, Schmutzblättern und Riesenzeitungsphrasen nicht

satt wird. „Die alte Misere der Landbebauer soll fortdauern! Kein Laut für unseren Fortschritt, nur neue Lasten, Opfer mit Gut und Blut, daß ein Anderer zu Gericht sitzt und die Bauern schindet, die alte Geschichte mit der Löwenjagd, welche Fuchs und Esel vom Erfolge wegbeißt! O nein! da bleiben wir lieber stille liegen in unseren morschen Hütten." Solche verbotene Gedanken konnte man allenthalben jenseits des Po laut denken hören. In Florenz ringt das Ministerium die Hände über das stöckische Landvolk, das lieber Rüben anbauen und Pflaumen einsammeln will, als in's Feld ziehen. Und es wäre doch hohe Zeit, ein Mittelreich zu gründen in Italien, das nach Nord und Süd gleichmäßiger ausholen könnte! Welche Aussicht für Beamten, Steuertreiber, Proviantmeister und Feldprofosen! Und der gefühllose Bauer am Arno sagt: „Was geht das mich an? Mein Loos bleibt im kleinen Toscana das nämliche wie im großen. Mir lassen die Herren doch nichts, als meine harte Arbeit, die sie nicht entbehren können."

Noch jämmerlicher geht es in Rom. Die Schweizer allein sind verläßlich, die Abkömmlinge der ewigen Stadt reißen bei jeder Gelegenheit aus, und wollen lieber Kürbisse essen als schmale Fleischrationen. Ciceruachio drängt, fleht, schilt, und kann es doch nicht weiter bringen, als dem kriegsunlustigen Papst ein brüllendes Ständchen vor den Gemächern des Quirinals zu bereiten. Die heimgeschickten Gefangenen von Vicenza sind der einzige Trost, die Lebenshoffnung für ein künftiges Nationalheer, und Orioli, der alte Revolutionär, kann mit der Zuversicht auf unauslöschliches Gelächter der Versammlung das Ministerium Mamiani verspotten, das während seines Bestandes den Krieg organisirte, ohne ein Heer auf die Beine zu bringen, weil im Volke weder Kriegsgeist, noch die Hoffnung einer schöneren Zukunft zu Heldenruhm rief, und Studenten, Bettler und Handwerksbursche bald abgenützt sind.

In Neapel erstickt die Meuterei des Festlandes trotz der englischen Guineen am Widerstande des gemeinen Volkes, das zu oft

betrogen und mißbraucht wurde, um seinen Vortheil nicht einzusehen. Ja selbst in Sizilien, wo der baumwollene Brittengeist so auferbaulich die italienische Freiheit befördert, stößt man auf dem Lande allenthalben auf Gleichgültigkeit des Landvolkes, und stände nicht das Gesindel der See- und Uferstädte unter brittischer Flagge und Menage, so würde die Wiedereroberung der Insel nicht lange auf sich warten lassen. Mit dem Leichtsinn südlicher Nationen springt der Volkswitz gegen Gioberti nachtheilig für den wälschen Charakter in einen frivolen Ton um.

Je weiter der politische Missionär des Sardenkönigs dringt, desto mehr vermindern sich die Lebehochs für seine italienischen Restaurationsversuche, es verliert sich die Achtung vor dem Staatskünstler, dem auf seiner Jungfernreise die Splitter seines Fantasiegebäudes in's Gesicht fliegen, und seit dem Siege der Oesterreicher bei Kustozza hört man allerorten den spöttischen Rath, daß er sich zurückziehen möge zu seinem alten Handwerke (librificare). Man fühlt es nur zu deutlich, daß seine Ansichten nicht in's Volk gedrungen, daß sie in den Rocktaschen der wälschen Nobili und Abbati wurzellos verkommen. Und so ist es nur eine natürliche Folge, daß die Mystagogen der Revolution in Gioberti's Sinne die Flucht ergreifen, und das durch eine tiefe, schmählich vernachläßigte Kluft von ihnen getrennte Volk den Oesterreichern als seinen Befreiern entgegenjubelt. Deutsche Fahnen, Doppeladler an den Fenstern, laute Freudenrufe begrüßen die Einrückenden, und Gassenbuben machen Purzelbäume auf den öffentlichen Plätzen und rufen: „Crepa Pio nono! Crepa Carlo Alberto! dergestalt, daß wohldenkende österreichische Beamte und Offiziere gegen diese Uebertreibungen der Volksstimmung mit deutscher Ehrlichkeit protestiren. Das sind Dinge, die der napoleonische Feldhauptmann seinen Gegnern nicht vorenthalten darf. Er war im Grunde gegen die Italiener weit aufrichtiger und ehrenhafter als die widerhaarigen Correspondenten, die ihn schulmeistern wollten, und das „exitus acta probat“ steht mit seinem ganzen Gewichte

für ihn ein. Er ist so unartig, seine Behauptung noch einmal zu wiederholen: „Italien wird so lange unfrei bleiben und zerrissen, als der wälsche Bauer besitzlos ist. Macht ihn frei und selbstständig nach dem großen Zuge des Jahrhunderts, das altes Unrecht gut machen, alle Fesseln und Ungleichheiten brechen und ausgleichen will. Darin liegt das Geheimniß eurer nationalen Kraft und Selbstständigkeit. Der Adel, die Studentenjugend, die Weiberexstase, kurz die natio comoeda, die vor unsern Augen gespielt mehr als uns lieb ist, thut es nicht. Ahmt die Polen in der Tapferkeit, aber nicht in der Knechtung der Bauern nach, wenn ihr nicht das Schicksal der Polen haben wollt. Der höchste Grad der Knechtschaft besteht in euerm civilisirten Lande in der Freiheit des Bauern, von Geburt aus ein Bettler zu seyn. Daß die Kosmopoliten in der Nationalversammlung zu Frankfurt sich zu diesem Standpunkte nicht erheben, liegt in ihrer wolken- und nebelhaften Weltansicht. Uns sind vor der Hand am Po für die Verbesserung der bäuerlichen Verhältnisse die weißen Hosen lieber, als die rothen, und wir hoffen, Oesterreich wird seine Aufgabe lösen zum Heil der wälschen Bauern."

Was sich in der Lombardei als sonnenklar herausgestellt, wiederholte sich in Südtirol in kleinerem Maßstabe als Intermezzo zwischen den Akten der Posse zu Mailand.

Die Tridentineralpen wurden im Laufe der Zeit von den Romanen besetzt, die Gäste erhoben sich über die ursprüngliche deutsche Bevölkerung, und wollten sie nun als Wiegengabe der jungen Lombardenfreiheit zum Opfer bringen. Man kann geschichtlich nachweisen, daß im Südtirole für die Wälschen zu Venedig und Mailand gerade diejenigen Familien am meisten und entschiedensten schwärmten, welche aus den Städten des lombardisch-venetianischen Königreiches und dem tieferen Italien im Mittelalter in die Tirolerberge eingewandert sind, adeliche Herren und Frauen, welche sich Kaffeehausritter, Studenten und erregte Weiber beigesellten, während das Landvolk, nach wälscher Art in Niedrigkeit und Elend festgebannt, dem

Spiele völlig fremd blieb. Diese Herren von Trient lockten unter großen Versprechungen von bereiter Theilnahme die Freischaaren in's Land, und richteten die leeren Zimmer ihrer Palläste für die ersehnten fremden Offiziere her. Ihr Auge schweifte sehnsuchtsvoll empor an die südlichen Alpenübergänge, um die glorreichen Befreier aus der bisherigen Knechtschaft der Oesterreicher- und Innsbruckerdespoten wahrzunehmen. Und als sie wirklich kamen, rührten sich ihre armen Bauleute so wenig zu Gunsten derselben, daß die Verlockten laut klagten über Verrath und von deutschen Schützen verfolgt, mit blutigen Köpfen zu Brescia „den April" in den Tirolerbergen bejammerten. Aber zu Frankfurt am Main sollte das verlorne Kriegsglück mitleidige Seelen finden. Die wälschtirolischen Deputirten der Nationalversammlung trugen daselbst auf Trennung Wälschtirols von Deutschland an, gewählt für deutsche Einheit, und mit wälscher Treue ihrem Mandate gehorsam. Der Appellationsrath Depretis, welcher sein Glück in Deutschland gemacht, der Religionslehrer Prato von Roveredener-Gymnasium, welcher zu Wien und auf deutsche Kosten gebildet worden, und einige andere Busenfreunde verbanden sich zu diesem Zwecke mit den geschworensten Feinden der katholischen Religion und der constitutionellen Monarchie, Ruge, Rauwerk und Vogt, um ihre wälschen Absichten durchzusetzen. Aber das Landvolk stand hinter ihrem Rücken auf und strafte ihre Einlagen bei der Nationalversammlung Lügen, weil sie klug genug waren, zu begreifen, daß die Sache der Trientiner Herren von der ihrigen wesentlich verschieden sei. So ging die wälsche Sache auch hier zu Schanden, und stellte im Einverständnisse mit dem Feldhauptmanne die Thatsache heraus, daß ohne unabhängigen Bauernstand keine nationale Erhebung möglich ist.

XXV.

Die Gründung des Münchener Vereines für constitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit, sein Programm und seine Statuten.

Programm.

„Mit dem neuesten großen Umschwunge der Dinge in Europa sind auch unsere constitutionellen Rechte und Freiheiten auf eine Weise vermehrt worden, welche die kühnsten Hoffnungen, die man zu hegen vermochte, übersteigen und in einem Umfange, wie sie sich weder in England noch in Amerika finden. Das Wahlrecht wurde auf die liberalste Weise erweitert, unbedingte Preßfreiheit, Volksbewaffnung, das Recht der freien Rede und der Vereinigung sind uns theils gewährt, theils zugesichert, und unsere Verfassung gibt uns die Bürgschaft, daß auch in Zukunft allen billigen Wünschen in gesetzlicher Weise entsprochen werde. Diese neuen Rechte legen uns auch neue Pflichten auf; allein jene Partei, welche auf Umsturz und Zerstörung sinnt, um auf den Trümmern der bestehenden Ordnung die Tyrannei ihrer widerrechtlichen Gleichheit zu errichten, statt für die gemachten Zugeständnisse sich dankbar zu bezeugen, statt die damit verbundenen Pflichten zu erfüllen, gebraucht sie die gewährten Rechte und Freiheiten einzig dazu, die constitutionelle Monarchie zu untergraben und umzustürzen. Kein Recht und keine

Autorität achtend, dient ihr Preß- und Redefreiheit nur dazu, gegen Religion, Sittlichkeit und Gesetz anzukämpfen, Neid und Zwietracht zwischen den verschiedenen Ständen auszusäen, die Fürsten und Völker zu entzweien, alle Begriffe von Recht und Ehre zu verwirren, und auf diese Weise Anarchie und Bürgerkrieg herbeizuführen. Das Vereinsrecht ist ihr willkommen, um das Volk durch eine revolutionäre Club-Tyrannei zu knechten, wie der blutige Untergang der Freiheit in Frankreich schon einmal gezeigt; die Volksbewaffnung dient ihr als Mittel, eine bewaffnete Gewaltherrschaft zu gründen, wovon Paris uns wieder das warnende Beispiel gibt. Durch Terrorismus sucht sie selbst die Schwurgerichte einzuschüchtern, so daß es ihr gestattet wäre, straflos gegen die Gesellschaft zu conspiriren und zu revoltiren. Wie die Schweiz gezeigt hat, so weiß sie auch durch brutale Gewalt und List und Trug das freie Wahlrecht so zu beherrschen, daß ihr die Zügel der Regierung ausschließlich zufallen."

„Unbekannt mit der Vergangenheit, nichts Bestehendes achtend, aller ruhigen natürlichen gesetzlichen Entwickelung feind, mit unersättlicher wilder Gier hetzend und jagend läßt jene Partei Nichts reifen; immer nach neuen Freiheiten verlangend, denkt sie nicht daran, die gewährten mit den nothwendigen Dämmen des Gesetzes zu schützen und die Autorität in gleichem Maße zu stärken; was sie gestern mit Dank angenommen, das tritt sie heute übermüthig mit Füßen; Männer, die sie gestern als Märtyrer und Volksbefreier mit Drohungen und Gewalt auf die Ministerstühle erhoben, erklärt sie morgen als retrograde Volksverräther, wenn sie ihrer Zucht- und Zügellosigkeit entgegentreten, und sich nicht als unterthänige Diener für ihre Gewaltthaten und Ungerechtigkeiten wollen gebrauchen lassen. Da gibt ein Einzelner oder ein kleiner Haufe mit frecher Anmaßung sich für das Volk aus, und erläßt im Namen des Volkes Adressen, stellt im Namen des Volkes Forderungen; kaum ist ein Wunsch ausgesprochen, so soll er auch schon Gesetzeskraft haben, und wäre das Gesetz auch noch so verderblich und ungerecht, würde es Tausende um ihre Rechte und um ihr Eigenthum bringen und die Zukunft von Kindern und Enkeln gefährden. Wird ihrem Befehl nicht alsogleich von der constitutio-

nellen Gewalt willfahrt, so droht die kleine Schaar der Monarchie mit Crawall und Revolution. Auch jetzt, wo ein neuer deutscher Bund erstehen soll, begnügt sie sich nicht mit dem Zwecke, die Einheit Deutschlands zu stärken, auf daß im friedlichen Einvernehmen der Fürsten und Völker für allgemeine vaterländische Angelegenheiten eine nachhaltige Bundesgewalt geschaffen werde; auch hierin allem Bestehenden feind, und keine Sitte, keine Eigenthümlichkeit, keine Selbstständigkeit der Stämme anerkennend, strebt sie dem laut ausgesprochenen Willen des deutschen Volkes zum Trutz, nach dem Unmöglichen und Widernatürlichen; sie will die einzelnen deutschen Staaten zertrümmern und das Vaterland nach ihrem Muster, dem centralisirten Frankreich, in Departemente oder Kreise theilen, und es so in eine uniforme Demagogenrepublik umschaffen. Von allem wahren Patriotismus entblößt, schämt sie sich nicht, das Volk gegen die deutschen Bundestruppen, welche den Verfassungseid geleistet haben, in den Kampf zu hetzen und aus der Fremde das bewaffnete Proletariat sich zur Hülfe herbeizurufen. Die Massen sind es vorzüglich, an welche sich diese Partei mit ihren Verführungskünsten mit kluger Berechnung wendet, weil sie in deren Noth einen breiten Boden, und in ihrem Mangel an Bildung ein blindes und um so gewaltigeres Werkzeug für ihre ehrsüchtigen Zwecke findet. Statt vom wirklichen Mitgefühl für ihre Leiden ergriffen, das Mögliche zu deren Linderung zu thun, sind diese neuen Freiheitsmänner — Hetzer und Wühler hier wie überall — nur bemüht, die Leidenschaften und Begierden der ärmeren Volksklassen durch Vorspiegelung unmöglich zu erfüllender Hoffnungen, zu deren eigenem, größten Verderben aufzustacheln. Denn diesen Umtrieben ist es vorzüglich zuzuschreiben, daß das öffentliche Vertrauen mit der erschütterten Autorität entweicht, daß Handel und Gewerbe stockt und mit der Arbeitslosigkeit die Noth des Volkes in einer erschreckenden Weise zunimmt."

„So hat es dahin kommen können, daß während Freiheit das allgemeine Losungswort des deutschen Volkes geworden ist, vielleicht, seitdem es ein deutsches Volk gibt, noch nie ein Zeitpunkt da war, wo die Gefahr, seine Freiheit zu verlieren, für dasselbe so groß war, als gerade jetzt. Und Das trifft mit einem Augenblicke zusammen, wo unser deutsches Vaterland von allen

Weltgegenden her sich von Feinden bedroht sieht; die deutsche Nordküste ist einem Feinde preis gegeben, dessen Waffen seit Jahrhunderten nichts mehr galten; im Süden will der Wälsche uns unsere gewaltige Tyroler Bergfeste streitig machen; im Westen fängt von Neuem der rothe gallische Hahn sein Feuerlied zu krähen an, und im Osten rüstet der Czar seine Kosacken und Baschkiren, die mit Sehnsucht den Tag des Einbruches in Deutschland erwarten; hart an der Gränze macht der Pole dem Deutschen Altpreußen und Posen streitig, und im Herzen Deutschlands sucht der Czeche Böhmen von dem Bunde loszureißen. Jene Wühlerpartei aber, wie sie im Innern kein Recht achtet, so gelten ihr auch im völkerrechtlichen Verkehre keine Verträge und kein Besitzstand; mit frechem Uebermuthe, sei das Vaterland gerüstet oder nicht, schürt sie den Krieg — wär' es auch der ungerechteste — weil sie in einem allgemeinen Weltbrande ihre Plane auf Umsturz am besten zu erreichen hofft."

„Unter solchen unheildrohenden Zeichen haben jene Freiheitsschwindler es dahin gebracht, daß der gesammte gesetzliche Zustand in Deutschland in Frage gestellt ist: der König ist auf seinem Throne, der Priester am Altare, auf seinem Posten der Soldat, auf seinem Schloß der Edelmann, der Fabrikherr in seiner Fabrik, der Meister in seiner Werkstatt, jeder Bürger und Bauer in seinem Besitzthum, ja selbst der Arbeiter und Taglöhner bei seiner Hände Werk bedroht. Der Fürst soll seinem Throne zu Gunsten der Masse entsagen, der Priester seinen Glauben dem Ausspruche einer wankelmüthigen Majorität unterwerfen, der von der Partei verdächtigte Soldat seine Waffen den Empörern ausliefern, der Fabrikherr von seinen Werkleuten sich die Maschinen zerstören lassen, der Gutsherr mit seinen Bauern den Grundbesitz, der Meister mit seinen Gesellen den Gewinn, der Etwas Besitzende sein Besitzthum mit dem Nichtshabenden theilen, und ist der Arbeiter oder der Taglöhner nicht ein Eingeborner der Stadt oder des Landes, wo er seinen Verdienst sich sucht, so wird er von dem rohen Haufen in das Elend gejagt. Das aber ist keine Freiheit, das ist Raub, der die Sklaverei in seinem unmittelbaren Gefolge hat!"

„Dem wühlerischen Treiben jener unpatriotischen, alle wahre Freiheit zerstörenden Partei auf dem politischen Gebiete entspricht

aber auch vollkommen ihr Verhalten auf dem religiösen. Auch hier erheben sie den Ruf der Freiheit, allein er ist auch hier nicht anders gemeint, als dort. Geschworene Feinde des Christenthums, wollen sie die Freiheit für Juden und alle mögliche Sekten, allein sie wollen sie nicht für Diejenigen, welche noch an Christus glauben, sie wollen sie am Wenigsten für die katholische Kirche, die sie instinktmäßig gerade als das größte Bollwerk gegen ihr auf den Umsturz der Ordnung gerichtetes Streben erkennen. Sie soll daher in der strengsten Abhängigkeit vom Staate erhalten und nach solchen Principien durch diesen regiert werden, welche ihr jede freie Bewegung unmöglich machen. Die katholische Kirche, welche die treueste Anhänglichkeit und den gewissenhaftesten Gehorsam der Unterthanen gegen die weltliche Obrigkeit lehrt, und daher die festeste Stütze aller Ordnung auf Erden ist, diese muß vor Allem unschädlich gemacht werden; das aber muß, wenn die Freiheit in jenem Sinne durchgeführt wird, gelingen, denn wo auch Atheisten Minister werden können, ist kein Hinderniß vorhanden, daß nicht die vom Staate in Anspruch genommenen kirchlichen Hoheitsrechte in die Hände ihrer erbittertsten Feinde gelegt werden, welche das Oberaufsichtsrecht und Placet zur Beraubung der Kirche, ihrer Knechtung und ihrem Untergange in Deutschland wohl zu benützen wissen werden."

„Gegen eine solche Auffassung der politischen wie der kirchlichen Freiheit auf das Entschiedenste aufzutreten, ist für einen Jeden, der noch einen Sinn für Recht und Ordnung besitzt, und seinen Glauben in der falschen Aufklärung dieser Zeit nicht verloren hat, eine unabweisbare Pflicht. Aber im gegenwärtigen Augenblicke vermag der Einzelne so gut wie Nichts. Es ist daher nothwendig, daß, wie die Streiter für die falsche Freiheit sich vereinigen, so auch diejenigen es thun, welchen die Aufrechthaltung der constitutionellen Monarchie und die religiöse Freiheit am Herzen liegt. Sie müssen sich fester, als es bisher der Fall war, aneinander schließen, und die neu gewährten Rechte und Freiheiten, die Jene zum Umsturz anwenden, zum Schutz und Schirm der gesellschaftlichen Ordnung gebrauchen, damit das Vaterland vor Anarchie, Bürgerkrieg, Tyrannei und Barbarei, die Kirche vor der Knechtung und dem Untergange durch ihre Feinde bewahrt

werde. Denn, wie wir die Gewissensfreiheit achtend, jeder Confession ihre ungeschmälerte freie Bewegung gönnen, so fordern wir das Gleiche auch für den angestammten Glauben der großen Majorität des bayerischen Volkes. Deßhalb laden wir diejenigen, welche diese Gesinnung theilen, dazu ein, zu einem Vereine zusammenzutreten, der unter dem Namen: „„„Verein für constitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit"“", die Bewahrung unserer kostbarsten Güter zu seinem Zwecke und Ziele haben soll."

München im Mai 1848.

Statuten des Vereins für constitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit.

I. Zweck des Vereins.

§. 1.

„Der „„Verein für constitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit"" setzt sich zunächst zur Aufgabe, mit gemeinschaftlichen Kräften dahin zu wirken, daß die Freiheiten, welche durch die kgl. Proclamation vom 6. März d. Js. bewilligt worden sind, einerseits nicht zum Umsturze mißbraucht, andererseits nicht durch Rückschritte beeinträchtigt werden."

§. 2.

„Hieraus folgt von selbst, daß der Verein bemüht seyn wird, die Anhänglichkeit an das angestammte Königshaus zu befestigen, und das gegenseitige Vertrauen zwischen Regierung und Volk in jeder Weise zu beleben und zu kräftigen."

§. 3.

„Der Verein wird aber die genannten Zwecke nicht zu erreichen vermögen, ohne zugleich an der Lösung der wichtigsten socialen Fragen, von denen die Gegenwart bewegt wird, mitzuwirken."

§. 4.

„Da die katholische Kirche nach ihren Principien die festeste Stütze aller socialen Ordnung ist, so wird es eine Hauptaufgabe des Vereines seyn, die derselben gebührenden Rechte zu wah-

ren; doch wird damit die Vertretung der politischen Rechte anderer Confessionen nicht von seinem Zwecke ausgeschlossen."

II. Mittel zur Erreichung des Zweckes des Vereins.

§. 5.

„Es versteht sich von selbst, daß der Verein überhaupt nur solcher Mittel sich bedient, welche mit unserer Verfassung in völligem Einklange stehen."

§. 6.

„Zu diesen Mitteln gehören insbesondere: Versammlungen der Mitglieder, in welchen Besprechungen über die wichtigsten Zeitfragen Statt finden, so wie die Theilnahme an den einzelnen Vorkommnissen des öffentlichen politischen Lebens."

§. 7.

„Ein ganz vorzügliches Mittel für seine Zwecke findet der Verein in der gegenseitigen Belehrung theils durch die Presse, theils durch ausführliche und populäre Vorträge über diejenigen politischen, socialen und kirchlichen Fragen, welche nach Verschiedenheit der Zeitumstände die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen werden."

III. Gliederung des Vereins.

§. 8.

„Der Verein besteht aus einem Vorsitzenden, aus einem Ausschusse, aus den ordentlichen und Ehren-Mitgliedern."

§. 9.

„Ordentliches Mitglied kann jeder werden, der mit den erwähnten Mitteln (§. 5. bis §. 7.) zu den Zwecken des Vereins (§. 1. bis §. 4) mitwirken will; zu seiner Aufnahme gehört jedoch, daß der Verein auf den Vorschlag eines wirklichen Mitgliedes sich durch absolute Majorität hiefür entschieden habe."

§. 10.

„Der Ausschuß besteht aus vierzehn Mitgliedern und wird von den ordentlichen Mitgliedern des Vereins durch Stimmenmehrheit auf ein halbes Jahr ernannt."

§. 11.

„Der Vorsitzende wird auf dieselbe Weise und auf die gleiche Dauer gewählt; die beiden Mitglieder des Ausschusses, welche die meisten Stimmen bei ihrer Wahl für sich haben, sind nach ihrer relativen Stimmenmehrheit in Verhinderung des Vorsitzenden seine Stellvertreter."

§. 12.

„Ehrenmitglieder werden von den ordentlichen Mitgliedern durch Stimmenmehrheit ernannt."

IV. Rechte und Pflichten der ordentlichen Mitglieder.

§. 13.

„Die ordentlichen Mitglieder haben Sitz und Stimme in den allgemeinen Versammlungen."

§. 14.

„Sie haben das Recht, in diesen Versammlungen Fragen zu stellen und Vorträge zu halten."

§. 15.

„Zu diesen Versammlungen dürfen sie mit Bewilligung des Ausschusses (§. 20.) Gäste mitbringen."

§. 16.

„Sie dürfen frei aus dem Vereine austreten."

§. 17.

„Dagegen kann ein Mitglied nur dann aus dem Vereine ausgeschlossen werden, und zwar nur durch den Beschluß einer Majorität von zwei Drittheil der Stimmen, wenn derselbe durchaus den Zwecken des Vereins zuwiderhandelt, oder durch seine Lebens- und Handlungsweise die allgemeine Achtung eingebüßt hat."

§. 18.

„Die Beiträge zu den Vereinszwecken sind durchaus freiwillig."

V. Thätigkeit des Ausschusses und des Vorsitzenden.

§. 19.

„Der Ausschuß hat die allgemeine Leitung des Vereins, und entscheidet hierin nach Stimmenmehrheit."

§. 20.

„Ihm steht die Vorberathung über alle Gegenstände zu, welche in die allgemeine Versammlung gebracht werden sollen."

§. 21.

„Der Ausschuß beruft die Versammlungen."

§. 22.

„Er bringt die Beschlüsse der Versammlung in die gehörige Form und handelt allein im Namen der Versammlung."

§. 23.

„Der Ausschuß ernennt aus seiner Mitte einen Cassier, einen Secretär und einen Archivar."

§. 24.

„Der Vorsitzende hat die oberste Leitung in den allgemeinen, wie in den Ausschuß-Sitzungen."

§. 25.

„Auch in den letzteren wird seine Stimme mitgezählt."

§. 26.

„Die Unterzeichnung der in dem Vereine gefaßten Beschlüsse, öffentlicher Bekanntmachungen u. dgl. geschieht nach den Umständen von dem ganzen Ausschusse oder von dem Vorsitzenden."

VI. Schlußbemerkung.

§. 27.

„Diese Statuten gelten einstweilen auf die Dauer eines halben Jahres."

XXVI.

Die Gewaltthaten gegen die Redemptoristen und Redemptoristinnen in Wien.

(Fortsetzung.)

Inzwischen waren einige der verfolgten Redemptoristen dennoch in Wien zurückgeblieben. Sie hatten in Häusern verschiedener achtungswerther Bürger Zufluchtsstätten gefunden, indeß andere unstät und scheu, von Allem entblößt, umherirrten. Von Einem, der in der Nähe von Gmünden sich verborgen hielt, ist in der Mitte der Osterwoche bekannt geworden, daß er seit dem 6ten April noch nicht ein einziges Mal seine Wäsche habe wechseln können; aber auch der Aufenthalt von jenen durfte nur den Allervertrautesten bekannt werden. Wollte je einer ausgehen, so durfte er es einzig in weltlicher Kleidung wagen und mußte überdem diese öfters gewechselt werden; denn selbst in ihrer Verkleidung waren sie bei ihren Feinden, die in Wien die unumschränkte Herrschaft führen, signalisirt. Wollte Einer seiner Pflicht Genüge thun und die heilige Messe lesen, so konnte es nur in einer einsamen Kapelle, mit größter Vorsicht, nicht immer ohne Gefahr geschehen. Ihr Leben fristeten sie durch Gutthaten von Freunden. Hatten sie wirklich Uebels

gethan, so dachte Niemand daran, sie in Untersuchung und Verantwortung zu ziehen; waren sie schuldlos, so kam es Niemand zu Sinne, ihnen aus ihrem rechtmäßigen Eigenthum auch nur das Nothdürftigste zu verabreichen. Was mit denselben überhaupt geschehen sollte, darüber lag ein Dunkel. Wer auch hätte auf diese Frage eine authentische Antwort ertheilen können?

Diese Ungewißheit schmerzte vier wackere Bürger von Wien tief. Sie schmerzte dieselben in Beziehung auf die brutal Verfolgten und so schwer Gekränkten; schmerzte sie aber auch in Beziehung auf ihre Vaterstadt, die sonst zu allen Zeiten eines weit andern Rufes genossen, als deßjenigen, der ihr seit kurzem durch eine Anzahl berüchtigter Helden bereitet worden. Sie glaubten sich als Katholiken für Priester, als Oesterreicher für Landsleute, als constitutionelle Bürger für andere constitutionelle Bürger verwenden zu dürfen, und reichten deßwegen dem Minister Pillersdorf folgende Schrift ein:

„Euer Excellenz! Wir Unterzeichnete, tief verletzt in unserer christlichen Gesinnung wegen des unwürdigen Betragens gegen unsere katholischen Priester, das am 6. April d. J. in unserer Kaiserstadt Statt gefunden und dessen Zeugen wir gewesen sind, machen dießfalls unsere ehrfurchtsvollen Vorstellungen, damit Euer Excellenz die nöthige Abhülfe treffen möchten.“

„Man hat die Priester der Versammlung des a. h. Erlösers, die hier in der Kirche Maria Stiegen durch achtundzwanzig Jahre das Wort Gottes gepredigt, Unzählige durch Ausspendung der heiligen Sacramente Trost und Stärke, besonders am Krankenbette gebracht, sich auch unermüdet mit unsern Lehrjungen, Dienstboten und Arbeitsleuten geplagt, und täglich wieder Arme mit Kost und Almosen betheilt — hülflos zur Stadt hinausgeführt und auf offener Straße schutzlos ausgesetzt. Man hat sie überall, selbst in Privatwohnungen aufgesucht, als vogelfreie Menschen zur Stadt hinausgeschafft, wo sie von Bezirk zu Bezirk herumgetrieben wurden, und dadurch gleich Verbrechern dem Spotte des Pöbels preisgegeben.“

„Da ein solches Betragen gegen katholische Priester in den Annalen unserer Geschichte unerhört, für unsere Kaiserstadt entehrend und für jedes christliche Herz empörend ist: so betrachten wir dieses Attentat gegen unsere Priester, die unsere Achtung und unser Vertrauen verdienten, als einen Angriff auf unsere heilige Religion selbst, ja, wir müssen noch bemerken, daß, da diese Priester geborne Landskinder sind, und als solche auf Sicherheit der Person und des Eigenthums wie jeder andere Staatsbürger Anspruch zu machen haben, wir ein solches Benehmen gegen sie als eine Verletzung der uns von Sr. Majestät dem Kaiser gegebenen Constitution erachten."

„Empört und erschüttert über ein solches Benehmen gegen unsere Priester, bitten wir Euer Excellenz um Schutz und Sicherheit für dieselben, um Herausgabe ihres Vermögens, indem wir es für die größte Ungerechtigkeit halten müßten, wenn man ihnen dieses vorenthalten sollte."

In tiefster Ehrfurcht

Kaspar Navratil, Bürger und Hausinhaber. Joseph Flaschhart, Bürger und Hausinhaber. Peter Barth, Bürger und Hausinhaber. Franz Haubner, Bürger und Hausinhaber. Im Namen aller dießseits gekränkten katholischen Mitbrüder.

Gleichzeitig brach auch der Erzbischof sein Schweigen, das er während zwölf Tagen nur zu lange beobachtet hatte. Auch dieß in folgender Zuschrift an Herrn von Pillersdorf:

„Euer Excellenz! Die gewaltsame und wirklich grausame Art, mit der man die Redemptoristen, und besonders die Redemptoristinnen vertrieben hat, hat mein Herz sehr betrübt."

„Ich hatte zwar eine Ahnung, daß dieser Orden aufgehoben werden dürfte, aber die gewaltsame Vertreibung durch Menschen, denen gar kein Recht heilig ist, hatte ich nicht erwartet."

„Ich bin dadurch als Erzbischof in die größte Verlegenheit gesetzt, weil die vertriebenen Priester und Klosterfrauen nicht nur

keinen Unterhalt haben, sondern nicht einmal eine Ruhestätte finden können. Mehrere haben zu guten frommen Menschen ihre Zuflucht genommen, allein sie werden, sobald man sie aufspürt, von einzelnen Nationalgarden gewaltsam vertrieben, und Niemand getraut sich, aus Furcht selbst mißhandelt zu werden, sie in das Quartier zu nehmen."

„Mehrere dieser Klosterfrauen, die doch bei ihrer zurückgezogenen Lebensweise gewiß Niemand beleidigt haben, suchen bei mir Hülfe, und einzelne Priester werden selbst auf dem Lande beunruhigt und vertrieben. So wurde P. Detrak im Schloße zu Baumgarten von dreißig bis vierzig Nationalgarden in der Nacht aufgesucht, welche alle Zimmer durchsuchten und denen er nur durch die Flucht entging."

„Euer Excellenz Einsicht bürgt mir dafür, daß Sie nicht verkennen werden, wie dringend nothwendig es ist, durch eine Verfügung dafür zu sorgen, daß die vertriebenen Individuen doch den nothwendigsten Unterhalt bekommen, und in den Zufluchtsorten, welche ihnen gutmüthige Menschen gewähren, nicht ferner beunruhigt werden.".

„Diejenigen Priester, welche gesetzmäßig meiner Diöcese angehören, bin ich Willens, in so ferne sie geeignet sind, in der Seelsorge auf dem Lande anzustellen; die meisten dieser Priester aber sind aus fremden Diöcesen, und können ohne das erforderliche Reisegeld und ohne einen ordentlichen Paß nicht in dieselben zurückkehren. — Ich muß daher bitten, daß Eure Excellenz die Güte haben, aus dem mit Beschlag belegten Vermögen den zur Seelsorge nicht geeigneten Individuen den Unterhalt, den andern aber das erforderliche Reisegeld, und die Kosten zu ihrer anständigen Bekleidung bei der Landesregierung anzuweisen."

„Was die Klosterfrauen betrifft, welche ihr Patrimonialvermögen in das Kloster gebracht haben, und daher gerechten Anspruch auf die Erfolglassung desselben besitzen, bitte ich diese Erfolglassung bei der Landesstelle so schnell als möglich zu verfügen, und denselben einstweilig den Lebensunterhalt anzuweisen, indem es doch unmöglich der Wille der constitutionellen Regierung seyn

kann, diese armen Personen, die nichts verbrochen haben, dem Hunger und Elende Preis zu geben."

„Ich zweifle nicht, daß die an Verzweiflung gränzende Lage mehrerer Opfer der blinden Wuth zu dem Herzen Euerer Excellenz sprechen und die Gewährung meiner Fürbitte erwirken wird."

„Wenn Euere Excellenz diese meine Bitte nicht gewähren, so kann weder das Consistorium noch das Ordinariat, der unglücklichen Lage dieser Individuen abhelfen, oder dieselben auch nur beruhigen und vor Verzweiflung sichern."

„Ich habe die Ehre mit aller Hochachtung zu seyn

Wien, den 18. April 1848.

Euerer Excellenz

gehorsamster Diener,
Vincenz Eduard Milde."

Der Minister sandte beide Zuschriften dem niederösterreichischen Regierungspräsidenten, Freiherrn von Talatzko, zu mit folgendem Begleitschreiben:

„Hoch= und wohlgeborner Freiherr! Die Anzeige Eurer Excellenz vom 16. v. Mts. Z. 948, von mehreren Verfügungen, welche Eure Excellenz in Betreff der P. P. Redemptoristen zu Wien und zu Eggenburg getroffen haben, nehme ich zur Kenntniß und genehmige die von Eurer Excellenz an die Regierung erlassene Aufforderung und Ermächtigung an Mitglieder dieser Congregation über ihr Ansuchen aus dem niederösterreichischen Religionsfonde gegen Rückerstattung aus dem Vermögen dieser Congregation zu erfolgen."

„Aus der Anlage wolle Eure Excellenz ersehen, wie dringend der hiesige Herr Fürst=Erzbischof um Schutz und Unterstützung dieser Priester, dann der Frauen dieser Congregation einschreitet."

„Ich kann Eure Excellenz nur angelegentlichst ersuchen, nach meinen wiederholten Weisungen vom 7., 9., 12., 15. und 17. d. M., Z. 526, 593, 651, 721, 811 schleunigst für diese Priester und diese Frauen Sorge zu tragen, was, wenn nach diesem

Weisungen vorgegangen worden wäre, wohl schon hätte geschehen seyn können."

„Ich beruhige unter Einem den Herrn Fürst-Erzbischof mit der Versicherung, daß Eure Excellenz die von ihm gewünschten Verfügungen, so weit es nicht ohnehin schon geschehen wäre, sogleich treffen werden, und ersuche ihn Eurer Excellenz bei den zu treffenden Vorkehrungen auch seiner Seits alle Beihülfe zu gewähren."

„Schließlich übergebe ich Eurer Excellenz ein von unsern Bürgern Wiens an mich gerichtetes Gesuch um Schutz und Sicherheit für diese Redemptoristen und um Ausfolgung ihres Vermögens an sie zur angemessenen Erledigung."

„Genehmigen Eure Excellenz die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung

Wien, den 20. April 1848.

Pillersdorf."

Die Angelegenheit wurde endlich dem geistlichen Regierungsrath, Herrn Propst Reichel, zur Begutachtung überwiesen, der am 23. April folgendes Referat darüber ausfertigte:

„Der unterzeichnete Referent hat sich wiederholt dafür ausgesprochen, daß es dringend nothwendig sei, daß sich die hohe Staatsverwaltung erkläre, ob sie das Beisammenwohnen der Mitglieder der Redemptoristen-Congregation, so wie der Frauen dieses Ordens noch fernerhin gestatten wolle oder nicht."

„Würde aus politischen Gründen sich gegen den Fortbestand dieser Congregation ausgesprochen, so wäre es Pflicht der Behörden, sich nach den bei Aufhebung von geistlichen Communitäten bestehenden Directionen und Uebungen zu benehmen."

„Erklärt sich die Staatsverwaltung für den ferneren Fortbestand dieser mit allerhöchster Bewilligung in Oesterreich eingeführten Congregationen, so ist es Pflicht der Behörden, die gewaltsam von Unberufenen vertriebenen Ordens-Mitglieder in ihre Ordenshäuser zurückzuführen, sie in ihrem Eigenthume und in ihren Rechten zu

schützen, und diejenigen, welche sich die gewaltsame Vertreibung haben zu Schulden kommen lassen, zur Verantwortung zu ziehen."

„So lange hierüber nicht entschieden ist, lassen sich nur provisorische Maßregeln vorkehren, und diese sind, wie die Regierungsacten beweisen, nach Möglichkeit eingeleitet worden."

„Die Inventur des Vermögens der Redemptoristen und Redemptoristinnen ist im Zuge, und es ist dem Wiener Magistrate aufgetragen worden, insbesondere die Wäsche, den einzelnen Mitgliedern auszufolgen. Drei Redemptoristenpriestern ist bereits der Tischtitel aus n. ö. Religionsfonde, und zwei Individuen sind Aushilfen aus demselben Fonde angewiesen worden, und alle dergleichen anlangenden Gesuche werden in ähnlicher Weise erledigt werden."

„Das hohe Regierungs-Präsidium hat unterm 16. April 1848, Nr. 948, den Obercommandanten der Nationalgarde aufmerksam gemacht, daß die Redemptoristen als österreichische Staatsbürger den vollen Anspruch auf Sicherheit der Person und des Eigenthums haben, und hat daher das Ersuchen gestellt, der Nationalgarde das Aufsuchen und Verfolgen der Redemptoristen zu untersagen, die Ausfolgung des vorhandenen Vermögens erst dann Statt finden, bis die Inventur vollendet und so nach der Meinung des Unterzeichneten, bis entschieden seyn wird, ob die Redemptoristen und Redemptoristinnen noch ferner als Congregationen in Oesterreich geduldet werden. Unter diesen Umständen gesteht der Unterzeichnete offen, daß er gegenwärtig keine neue Verfügung als angezeigt findet, sondern nur darauf antragen kann, den vorliegenden Erlaß zur Wissenschaft zu nehmen."

Wien, den 23. April 1848.

Reichel, Regierungsrath."

Somit schien die Sache auf erwünschtem Wege zu seyn, wenigstens das schreiende Unrecht theilweise gut gemacht werden zu wollen. Man hätte glauben mögen, die Urheber und Vollführer des Gewaltstreiches dürften sich an der Auseinandertreibung der verschiedenen Congregationen ersättigt haben,

und den getrennten Gliedern derselben wenigstens dasjenige gönnen, wessen der Mensch zu seinem unentbehrlichsten Lebensunterhalt bedarf. Man täuschte sich. Nicht allein die Gesammtverbindung sollte aufgelöst, sondern jeder Einzelne dem Untergange Preis gegeben werden. Die Entmenschung trat mit dem Fanatismus der Glaubensfeindschaft in einen Bund. Man erzählte sich, daß der türkische Gesandte über ein solches Verfahren angeblicher Christen gegen Priester ihres Glaubens sich entsetzt habe mit dem Bemerken: etwas dieser Art wäre unter den Muselmännern nicht denkbar. Selbst ehrliche Juden (d. h. solche, die keine Zeitungen sudeln und nicht in Klubbs agitiren) konnten ihr Befremden nicht zurückhalten.

Daß jene vier Bürger, daß der Erzbischof für die Redemptoristen und die Redemptoristinnen sich verwendet hätten, daß Bedacht darauf wolle genommen werden, ihre Existenz zu sichern, wurde ruchbar. Alsbald machte die gegenwärtige Providenz von Oesterreich sich auf, um diesem mit aller Macht entgegenzuwirken. Eine Deputation derselben erschien bei dem Regierungssecretär und verlangte ohne weiters die Auslieferung der betreffenden Acten. Der Regierungssecretär erwiederte: ein Eid verbiete ihm, Acten an irgend Jemand zu übergeben; sie möchten sich an den Referenten wenden. Der Referent versetzte: über Acten habe nur der Präsident zu gebieten, er habe zu deren Ablieferung keine Befugniß; sie möchten den Regierungspräsidenten angehen. Der Regierungspräsident gab zu wissen: die Auslieferung von Acten, zumal an Unbetheiligte, streite wider alle Geschäftsform; er könne dem Verlangen nur dann willfahren, wenn er von dem Minister dazu ermächtigt werde. An diesen also wendete sich die Deputation. Nicht vergeblich. Der Minister nahm keinen Anstand, unberechtigten Leuten in einer Angelegenheit, welche dieselben rechtlich gar nicht berührte, Auslieferung der Acten zu gewähren.

Nun begann die Hetze von Neuem. Die Aula, d. h. der dirigirende Senat von Wien, beschloß, die Acten drucken zu lassen, und es erschien ein Flugblatt unter dem Titel: „Habt Acht! habt Acht! die Ligorianer sind wieder da!“ Man sprach abermals im Namen des Volkes, man gab vor, im Namen des Volkes zu handeln. Denn allenthalben pflegen sich die Treiber und Zerstörer mit dem Volk zu identificiren; d. h. mit denjenigen aller Stände, die ihnen gleich gesinnt sind, oder die ihre Gesinnung sich auftrumpfen oder anzittern lassen. Der Erzbischof hatte seine Fürsprache unverweilt durch eine Katzenmusik zu büßen; eine solche hatte der Regierungspräsident für seine Pflichttreue in Empfang zu nehmen, und überdem wurde er wenige Tage hernach seiner Stelle entlassen, um in dem Grafen Montecuculi einen noch minder glücklichen Nachfolger zu erhalten. Das gräulichste Constitutions-Concert aber wurde wieder dem ehrenwerthen Peter Barth gebracht unter Beigaben, die, wenn sie wahr seyn sollten, an dem raschen Fortschritt zur empörendsten Roheit keinen Zweifel übrig lassen würden. Neuerdings wurde auf die Redemptoristen in ihren Verstecken Jagd gemacht und Jeder genöthigt, wenn er sich sicher stellen wollte, abermals den Wanderstab zu ergreifen. Die Schandblätter mehrten sich wieder. Selbst die verwittwete Kaiserin wurde nicht verschont. Sie mußte als Schützerin der Redemptoristen gelten, ungeachtet sie dieses niemals war; die von jeher zwar philantropische, nie aber ascetische Zwecke förderte.

(Schluß folgt.)

XXVII.

Prophetenstimmen.

(Fortsetzung.)

Noch merkwürdiger als diese Auffassung der drei ersten Perioden der christlichen Kirchengeschichte ist das, was Holzhauser über das Mittelalter im engern Sinne sagt. Diese Zeit, deren Glaube und Liebe, deren Gottesdienst und Geduld, deren jüngste Werke, die die ersten übertreffen, der Herr in seiner Botschaft an die Kirche von Thyatira lobt, — aber an der er tadelt: daß sie gestatte, daß das Weib Jezabel, welches sich eine Prophetin nennt, lehre und seine Knechte verführe, Unzucht zu treiben und zu essen von den Götzenopfern, — diese Zeit ist die des Friedens (status pacificus), welche mit Karl dem Großen und Papst Leo III. beginnt, und bis auf Karl V. und Leo X. geht. Ihr entspricht der vierte Tag der Schöpfung, an welchem Gott die Leuchten des Himmels und die Sterne machte; ferner: die vierte der himmlischen Gaben: der Geist der Frömmigkeit; endlich das vierte Weltalter: die Zeit von Moses bis zur Vollendung des salomonischen Tempels. So wie David den Gesang der Psalmen stiftete und den Gottesdienst erweiterte, sein Sohn Salomon aber die weiten Räume des Tempels baute, und prächtige Gefäße zu dessen Dienste und zum Dienste des Altars schenkte, dazu eine weise

Ordnung und Zucht der Diener und Ehrfurcht gebietende Pracht der Opfer schuf, und unangefochten von jedem äußern Feinde herrschte, — so wurden auch in jenem vierten Zeitraume heilsame Concilien zum Unterrichte der Kirche gehalten, der Christenglaube blühte überall, die Kirche war frei von äußern und innern Feinden; Kirchengesang und Brevier, Ceremonien und Riten und die Satzungen für den Dienst des Altars wurden vermehrt und vervollkommnet. Aber indem also die Kirche in Ruhe und Reichthum und Ehren saß, sicher unter dem Schutze frommer Kaiser, Könige und Fürsten, löste sich allmählig die Zucht, und jene weibische Weichlichkeit der Christen, die unter dem Bilde des Weibes Jezabel verstanden wird, brach herein. So wuchsen in den Dienern der Kirche: Begierde des Fleisches, Begierde der Augen und Hoffart des Lebens. Als sie sahen, wie ergötzlich die fleischlichen Lüste waren, und wie ihnen nichts Uebles aus ihrer Nachsicht gegen die Sünde zustieß, fielen sie, wie es der Menschen Gewohnheit ist, in Sicherheit und Stolz, und schliefen den Schlaf der Sünde bis der Zorn Gottes über sie kam. — Holzhauser schildert die Sünden jener Zeit mit eben so großer, von tiefer Einsicht in ihre Gebrechen zeugender, in's Einzelne gehender Genauigkeit, als mit biblischer Einfalt des Ausdrucks. Dann legt er die Worte aus, die Christus zur Kirche von Thyatira spricht: „ich habe ihr Zeit gegeben, daß sie Buße thue.“ In diesen Worten wird die Langmuth Gottes bezeichnet, womit er Jahrhunderte hindurch die Buße der griechischen Kirche erwartete, bis sie im Jahre 1453 dem Sultan Mahomet II. erlag. Auch die lateinische Kirche war, mit alleiniger Ausnahme Berengars, der die Gegenwart Christi im heil. Sacramente des Altars läugnete, von Karl dem Großen bis auf Heinrich V. von jeder Ketzerei frei geblieben. Von da an aber tauchte eine Häresie nach der andern auf, als Vorspiel der künftigen Geißel Gottes. Alle aber wurden noch durch gute Fürsten und die Vorsehung Gottes unterdrückt, bis endlich im Jahre 1517 unter Karl V. und Leo X. Luther alle frühern Irrlehren wieder aus dem Abgrunde

emporrief und über Europa ausschüttete, „denn sie", die lateinische Christenheit, „wollte nicht Buße thun wegen ihrer Unzucht."

So erfolgte also der große Abfall, dessen Beginn und Verlauf der fünfte Zeitraum in der Geschichte der streitenden Kirche umfaßt. Dieß ist der Stand der Betrübniß (status afflictivus), welcher, von Leo X. und Karl V. hinübergreifend in die Zukunft, bis auf einen starken Kaiser (monarcham fortem) und einen heil. Papst reichen soll, die Holzhauser im Geiste geschaut und deren Ankunft er bereits seinen Zeitgenossen verheißen hat *). Daß hier der fromme Seher, seine menschliche Vermuthung mit der ihm gewordenen mystischen Anschauung verschmelzend, die Erfüllung seiner Weissagung für näher gehalten, als sie wirklich gewesen ist, — dies beweist heute der Augenschein. Welchen Werth man sonst auf seine Verkündigung dessen legen will, was da kommen soll, dieß stellen wir, wie es sich einfach von selbst versteht, lediglich und unbeschränkt der vollen Freiheit jedes christlichen Lesers anheim. Desto größeres Gewicht legen wir auf die höchst beachtenswerthe Schilderung jenes fünften Zeitraums, in welchem wir, wenn Holzhauser's Eintheilung der Kirchengeschichte richtig ist, heute noch leben. Jeder Unbefangene wird wenigstens zugeben, daß es vor zweihundert Jahren bei weitem schwerer war, als heute, sich im dunkeln Labyrinthe der drei letzten Jahrhunderte so einfach und klar zurechtzufinden, als es in dieser Auslegung der Apocalypse geschehen ist, deren Verfasser den innersten Nerv der neuern Geschichte mit einer Sicherheit und Bestimmtheit vor unsern Blicken bloß gelegt hat, wie nicht leicht ein anderer Schriftsteller.

---

*) „Venturus nostro saeculo", sagt er von dem starken Herrscher, der der Unordnung ein Ziel setzen und in Gemeinschaft mit einem Heiligen auf dem Stuhle Petri Staat und Kirche wieder herstellen soll.

Dieß ist, sagt er nämlich, der Zustand der Betrübniß, der Trostlosigkeit, der Demüthigung und der Armuth der Kirche, der mit Recht ein Reinigungszustand genannt wird, in welchem Christus der Herr sein Korn geschwungen hat und ferner noch schwingen wird, durch grausame Kriege, Aufstände, Hunger, Pest und andere Gräuel, durch Betrübniß und Armuth, die er über die lateinische Kirche verhängt, durch viele Ketzereien und schlechte Christen, die ihr die meisten Bischofssitze und unzählige Klöster und Stifter, insbesondere die reichen, entziehen werden. Sie wird unterdrückt selbst durch katholische Fürsten, und durch Abgaben, Steuern und andere Erpressungen beraubt werden, also daß wir in Wahrheit seufzen und mit dem Propheten Jeremias sagen können: (Klagl. 1) die Herrin aller Länder ist unter das Joch gebracht; armselig und elend ist die Kirche geworden, weil sie von den Ketzern gelästert wird und die Geistlichen gering geschätzt werden von den schlechten Christen, die ihnen keine Ehre und keine Achtung erweisen. Durch dieses Alles wird Gott sein Korn schwingen und die Spreu herauswerfen, daß sie in Feuer verbrannt werde, das Korn aber wird er in seine Scheuer sammeln. — Dieser fünfte Stand der Kirche ist der Stand der Betrübniß, der Stand des Abfalls und voll von jedwedem Ungemach. Wenige werden übrig bleiben auf Erden, vor dem Schwerte, dem Hunger und der Pest. Ein Reich wird gegen das andere streiten, und andere werden in sich selbst getheilt und verwüstet werden; die Fürstenthümer und Monarchien werden gestürzt und fast alle werden verarmen. Die höchste Trostlosigkeit wird auf Erden seyn. Dieß Alles ist theils schon *) erfüllt, theils wird es noch

---

*) 1656! — Die Worte der Offenbarung: „befestige das, was sterben wollte“, bezieht Holzhauser auf die Mahnung an die Seelenhirten: in dieser Zeit der Trauer die Ueberreste der Katholiken, nach ihrem besten Wissen und Können davor zu schützen, daß sie aus Mangel an Seelsorge in Ketzerei und Gottesvergessenheit fallen. Die Seelenhirten sollen wissen, sagt er, daß das Heil oder der Tod der,

erfüllt werden. Dieses Alles aber wird durch das allergerechteste Gericht Gottes zugelassen, wegen des aufgehäuften und eingedrückten Maßes unserer Sünden, das wir und unsere Väter in der Zeit der Gnade voll gemacht haben, wo Er uns erwartete, daß wir Buße thäten. Ein Bild dieses Standes ist die Kirche von Sardes. Sardes heißt nämlich verdollmetscht: Anfang der Schönheit. Denn weil dieser fünfte Stand ein Stand der Trübsal und der Bedrückung und deßhalb ein Reinigungszustand ist, wird er mit Recht ein Anfang der Schönheit, d. h. der Vollkommenheit genannt, die im sechsten Stande folgen wird. Denn die Mühseligkeiten und die Armuth und die andern Widerwärtigkeiten sind ein Anfang und eine Ursache der Bekehrung, und der Anfang der Weisheit ist die Furcht des Herrn. Denn wir fürchten Gott und öffnen die Augen, wenn die Wasser und Fluthen der Trübsal auf uns einstürmen. Wenn wir aber im Glück sitzen, Jeder unter seinem Feigenbaum und unter seinem Weinstock, unter dem Schatten seiner Ehre, seiner Reichthümer und seiner Ruhe, dann vergessen wir Gottes unsers Schöpfers und sündigen mit Sicherheit. Deßhalb hat die Vorsehung Gottes es immer also geordnet, daß seine Kirche, von der er will, daß sie stehen soll, bis zum Ende der Zeiten, immer wieder angefeuchtet werde von dem Wasser der Trübsal, gleichwie ein Gärtner seinen Garten zur Zeit der Dürre besprengt.

Dieser Zeit, „welche den Namen hat, daß sie lebe, während sie todt ist", entspricht die Gabe des Rathes, die fünfte

---

durch das kostbare Blut Christi erkauften Seelen, nicht vom Zufall oder einer blinden Vorherbestimmung abhängt, wie sich die Faulen und Gottlosen einbilden, sondern von der Sorge, der Wachsamkeit und dem Eifer der Hirten, durch deren Nachläßigkeit, Sorglosigkeit und böses Beispiel Jene dem ewigen Tode anheimfallen. Durch das Concilium von Trident, die Gesellschaft Jesu und den Eifer anderer frommer Männer seien die noch übrigen Katholiken in Europa erhalten worden, die, wenn jener Widerstand nicht statt gefunden hätte, ebenfalls geistlicher Weise gestorben wären.

des heil. Geistes. Denn des Rathes bedarf man, um Uebel abzuwenden und auch größere zu verhindern, und um das Gute zu erhalten und zu fördern. Gleichmäßig entspricht diesem Stande der Kirche das fünfte Weltalter, welches vom Tode Salomons bis zur babylonischen Gefangenschaft einschließlich dauerte. Wie in diesem auf den Rath Jerobeams Israel in Götzendienst fiel, und Juda und Benjamin allein beim Dienste des wahren Gottes blieben, so fiel auch in der fünften Periode der Kirchengeschichte der größere Theil der lateinischen Kirche in Ketzereien, und nur ein kleiner Theil blieb dem katholischen Glauben treu. So wie ferner die Synagoge und das ganze jüdische Volk deßwegen von den Heiden bedrängt und ihnen öfters zum Raube überlassen wurden, so werden deßhalb die Christen, und mit ihnen das römische Reich und die übrigen Staaten, mit jedem erdenklichen Ungemach heimgesucht. Wie endlich Assur mit den Chaldäern von Babylon auszog und Jerusalem eroberte, den Tempel zerstörte, die Stadt verbrannte, das Allerheiligste entweihte und das auserwählte Volk gefangen wegführte, so ist zu fürchten, daß in Kurzem die Türken hereinbrechen und der lateinischen Kirche kein milderes Loos bereiten werden *). Wie im fünften vorchristlichen Zeitalter das Reich Israel und das Reich Juda sehr geschwächt waren, bis endlich zuerst das israelitische und dann das jüdische Reich völlig vernichtet wurde, so sehen wir in diesem fünften Stande der Kirche das römische Reich getheilt und voll Verwirrung, so daß die Gefahr nicht mangelt, daß es ganz untergehe, wie einst das morgenländische Kaiserthum im Jahre 1452. Endlich entspricht diesem fünften Stande der fünfte Tag der Schöpfung, wo Gott sprach: daß die Wasser allerlei Gewürm und Vögel hervorbringen sollten. Beide bedeuten die

*) Die Zukunft Europas scheint sich anders gestalten zu wollen. Die Barbarei, die heute hereinbricht, dringt nicht von außen herein, sondern von unten herauf, obgleich wir auch vor neuen Eroberungszügen von Osten her keineswegs ganz sicher sind.

die höchste Freiheit; denn was ist freier als der Fisch im Wasser und der Vogel in der Luft? . . . Dieß sind, sagt Holzhauser, jene elenden und fleischlichen Menschen, die in Kraft der Freiheit der Religion und des Gewissens, nach ihren Gelüsten und Begierden kriechen und fliegen, indem Jeder thut und glaubt, was er will, und von denen der heil. Apostel Judas in seinem katholischen Briefe schreibt: sie lästern was sie nicht kennen, darin aber, was sie von Natur, wie die stummen Thiere wissen, kommen sie um u. s. w. — In eben diesem traurigen Stande der Kirche aber werden die göttlichen und menschlichen Vorschriften der Kirche aufgelöst und entkräftet, die heiligen Canones werden für nichts geachtet, die geistliche Disciplin wird im Clerus nicht besser beobachtet, wie die politische Ordnung im Volke. Deßhalb sind sie wie das Gewürm auf der Erde und im Meer und wie die Vögel des Himmels, denn Jeder wird, indem er thut und glaubt, was er will, vom Rade seines natürlichen Geschickes fortgerissen.

Auf diesen Stand der Betrübniß folgt, nach Holzhausers Auslegung, der sechste Zeitraum, der ein Stand der Tröstung ist. — „Dieser sechste Stand der Kirche", sagt der ehrwürdige Seher, „wird seinen Anfang nehmen, von jenem starken Herrscher, und von dem heiligen Papste und wird dauern bis zur Geburt des Antichrist. Dieß ist der Stand der Tröstung, wo Gott seine heil. Kirche wegen aller Leiden und schweren Trübsale trösten wird, die sie im vorhergehenden Zeitraume erduldete. Denn alle Völker werden zurückgeführt werden zur Einheit des wahren Glaubens; der geistliche Stand und das Priesterthum werden blühen; die Menschen werden mit aller Sorge das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit suchen. Gott wird ihnen gute Hirten geben, weßhalb sie in Frieden leben werden, Jeder unter seinem Weinstock und auf seinem Acker, weil Friede auf Erden seyn wird, den Gott alsdann den Menschen gibt, die mit ihm in Frieden leben, und dieß zwar unter dem Schutze der Fittige jenes starken Monarchen und seiner Nachfolger. Diesen Stand hat typisch das sechste Alter der

Welt vorgebildet, welches von der Befreiung des israelitischen Volkes und der Widerherstellung des Tempels und der heiligen Stadt anfängt und bis zur Ankunft Christi dauerte. Denn wie in diesem Zeitalter das israelitische Volk von Gott dem Herrn erfreut wurde durch seine Befreiung und durch die Wiederherstellung des Tempels, so wie der Tempel und das wieder hergestellte Jerusalem, und alle Reiche, Stämme und Völker dem römischen Reiche unterthan waren, welchem Caesar Augustus, ein gewaltiger und hochansehnlicher Monarch, sechsundfünfzig Jahre lang vorstand, der, nachdem er alle seine Feinde besiegt und unterjocht hatte, dem ganzen Erdkreise den Frieden gab und allein bis zur Ankunft Christi des Herrn regierte und weiter, — so auch wird Gott die katholische Kirche in ihrem sechsten Stande mit dem höchsten Troste überschütten. Denn während wir im fünften Zeitraume überall die größten Widerwärtigkeiten erblicken; während Alles durch den Krieg verwüstet wird; während die Katholiken von den Häretikern und schlechten Christen unterdrückt werden; während man die Kirche und ihre Diener tributpflichtig macht; während die fürstlichen Herrschaften gestürzt, die Monarchen umgebracht werden, die Unterthanen abfallen, und Alle darin übereinstimmen Republiken zu errichten, so wird demnach durch die Hand des allmächtigen Gottes eine wunderbare Veränderung geschehen, die sich menschlicherweise Niemand einbilden kann. Denn jener starke Herrscher, der da kommen wird von Gott gesandt, wird die Republiken von Grund aus (funditus) zerstören, wird sich Alles unterwerfen und wird eifern für die wahre Kirche Christi. Alle Häresien werden vertilgt, das Reich der Türken gebrochen werden *). Er wird aber im Orient und Occident herrschen

*) An einer andern Stelle sagt Holzhauser (S. 408) von eben demselben starken Monarchen: er werde die türkische Herrschaft bis auf ein kleines Reich zerstören, welches bis zur Ankunft des Antichrist bestehen bleiben werde, aber ohne Macht. (Imperium Turcicum (ad orcum missa secta Mahometica) confringet usque ad pusillum regnum; quod stabit, sed sine potentia, usque dum veniat filius perditionis, qui non reputabit Deum.)

und alle Völker werden kommen und Gott den Herrn im rechten katholischen Glauben anbeten. Zu derselben Zeit werden viele gerechte und gelehrte Männer auf Erden leben, die Menschen werden Recht und Gerechtigkeit lieben, und es wird Friede auf der ganzen Erde seyn, weil die göttliche Macht den Satan durch viele Jahre binden wird, bis Jener kommt, der da kommen wird, — der Sohn des Verderbens, wo dann der Satan von Neuem losgelassen werden wird. Diesem sechsten Stande entspricht als Bild der Vollkommenheit der sechste Tag der Schöpfung, an welchem Gott den Menschen nach seinem Bilde schuf, und ihm alle Creaturen der Welt unterwarf, daß er ihr Herr sei." — Der Geist der Weisheit, der diesem sechsten Stande der Kirche entspricht, wird sich in jenen Tagen auf die ganze Erde niederlassen; die Kenntnisse werden sich vervielfachen und vervollkommnen, die heilige Schrift wird einstimmig ohne Streit und ketzerischen Irrthum verstanden werden, die Menschen werden erleuchtet seyn, sowohl in natürlicher als in heiliger Wissenschaft. Die Kirche zu Philadelphia ist der Typus dieser Zeit.

Auf diese Erhebung soll dann als siebente und letzte Periode der Kirchengeschichte der Stand der Trostlosigkeit folgen, der mit der Geburt des Antichrist anfängt und dauern wird bis zum Ende der Welt. — In dieser Zeit wird jener große und allgemeine Abfall vom Glauben erfolgen, den der Herr vorausgesagt hat, dann aber wird die Zeit ihr Ende erreichen und das Wort des göttlichen Willens erfüllt werden. Deßhalb entspricht dieser Stand dem siebenten Tage der Schöpfung, wo Gott sein Werk beschloß und den Sabbath feierte. So wird er auch im siebenten Stande der Kirche sein geistliches Werk vollenden, welches er durch Jesum Christum zu thun beschloß, und dann mit allen seinen Heiligen in Ewigkeit ruhen. Dann wird auch der Glaube zum Wissen werden, weßhalb diesem großen Schluße aller Geschichte, als deren siebentem Momente, die Gabe des Geistes der Wissenschaft entspricht. Denn allerdings, sagt unser frommer Gewährsmann, wird mannigfache

Wissenschaft auf Erden seyn, wenn das Zeichen des Menschensohnes am Himmel erscheinen und jedes Auge ihn sehen wird. — In dem diesem Gerichte zunächst vorhergehenden Zeitraume aber, welcher durch die Kirche von Laodicea abgebildet wird, wird die Liebe erkalten, der Glaube erlöschen, alle weltliche Ordnung sich verwirren, unter den Menschen Lauheit und Eigensucht herrschend werden. Die Hirten, Vorgesetzten und Fürsten aber werden thöricht seyn, herbstliche Bäume ohne Blätter und ohne die Früchte guter Werke, Irrsterne und Wolken ohne Wasser. Dann aber wird Christus seine Kirche ausspeien aus seinem Munde, und zulassen daß der Sohn des Verderbens zu seinem Reiche komme.

Wir fordern, wie oben schon erwähnt, nichts weniger von unsern Lesern als den Glauben an die Wahrheit dieser Prophezeiungen. Aber wir würden uns glücklich schätzen, wenn diese großartige Auffassung der Weltgeschichte in den Leiden und Drangsalen, die auf ganz Europa lasten, Manchem einen Moment des Trostes und der Erhebung verschaffte.

Zum Schluße wollen wir aus einigen andern Stellen des holzhauser'schen Commentars noch einige Züge zur Charakteristik unserer Gegenwart entlehnen, die der Aufmerksamkeit katholischer Leser werth seyn dürften. Es bedarf bekanntlich nur eines geringen Grades von Redlichkeit und Einsicht, um in unsern Tagen den nothwendigen und innern Zusammenhang zwischen dem (ehemaligen) Protestantismus des sechszehnten Jahrhunderts, und den politischen Umwälzungen unserer Tage zu begreifen und bis zur Evidenz darzuthun. Wenn aber Holzhauser schon vor zweihundert Jahren der Häresie, wie er es wirklich gethan, dieselbe Nativität stellt, wenn er, vorwärts und rückwärts sehend, schon damals den ganzen Entwickelungsgang der neuen Geschichte mit einem Blick überschaut, so verräth dieß einen Scharfblick, der selbst heute, unter Gelehrten wie unter Staatsmännern, wenigstens nicht zu den alltäglichen Erscheinungen gehört. „Der Schweif der Häresie, sagt Holzhauser, ist die falsche Staatslehre (Pseudopoliticismus) und

der Indifferentismus, dem sich zuletzt der Atheismus anschließt. Denn so wie alle Folgerungen aus dem wahren katholischen Glauben zuletzt zur ersten und ursprünglichen Wahrheit zurückführen, so führt die Häresie in die Pseudopolitik (Vergötterung des Staats) und den Atheismus. Jene Fürsten und einsichtsvollen Köpfe unserer Zeit, welche einerseits sehen, wie die neuen Secten im Glauben verschieden sind, und andererseits den Papst und die lateinische Kirche hassen, sind deßhalb, wenn sie sich auch noch des katholischen Namens rühmen, in Wahrheit keiner Religion zugethan, sondern nur um des Staatswohls und des Friedens willen heucheln sie Uebereinstimmung mit den von den Vätern ererbten Ceremonien und sagen in ihrem Herzen: es ist kein Gott. (Ps. 13.) Die Häresie, sagt er an einer andern Stelle, hat einen noch verpesteteren Samen erzeugt als sie selbst ist, nämlich die falsche Staatslehre und den Atheismus, welche Macchiavell, Bodin und Andere in die Welt gebracht haben, deren Bücher die Fürsten und Edelleute und viele andere berühmte Männer, selbst solche, die sich mit dem katholischen Namen brüsten, in hohen Ehren halten. Diese Häresie hat das, was die frühere unberührt ließ, mit ihrem süßen Gifte angesteckt. Sie hat die Gemüther der Menschen in Besitz genommen, lenkt die Rathschläge der Fürsten, regiert den Staat, wohnt und verkehrt an den Höfen. Sie lehrt anders reden, anders denken, über Alles wegsehen, Alles erlauben, nämlich zur Erhaltung des Staates. Dieß ist der Schweif und das Ende der Irrlehre Luthers und seiner Gehülfen. — Diese Lehre ist es, welche die wahre Reformation und die Rückkehr zur Kirche hinderte, die Wiedererstattung der geistlichen Güter vereitelte, den Glauben heucheln lehrte und besonders einen großen Theil des katholischen Adels zu den schlechtesten Grundsätzen verlockte. So konnte bis jetzt Niemand Europa und besonders unser Deutschland heilen, obgleich dieß oft mit dem Worte und mit dem Eisen versucht ward. Jeder bildet sich aus seinen politischen Grundsätzen, Scheins halber, sein Gewissen und seine Religion. Denn die Religion der

Atheisten und Staatsgläubigen ist nichts als bloße Heuchelei. In ihrem Herzen sagen sie: was geht mich der Glaube an? es ist kein Gott, es ist kein anderes Leben, und die zukünftigen Dinge verachten sie."

Ist Holzhauser kein Prophet, so hat er doch wenigstens den Schlüssel zu vielen Ereignissen seiner und unserer Zeit besessen.

XXVIII.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Den 28. August 1848.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß das Nationalitätsprincip in der auswärtigen Politik des europäischen Continents gerade in demselben Augenblicke seine entscheidende Rolle zu spielen begonnen hat, wo unter dem Banner der französischen Republik fast alle volkssouverainen Versammlungen Deutschlands, Frankreichs und Italiens mit der Seele aller Nationalität, der geschichtlichen Vergangenheit ihres Landes, gebrochen, und die kosmopolitische Uniformirung aller Zungen und Stämme nach gallischem Muster, oft selbst mit pedantischem Eifer zu betreiben begonnen haben. Desto interessanter ist es jetzt von England aus, wo die Volkseigenthümlichkeit weniger verschliffen und abgeflacht ist, als sonst irgend wo in Europa, ein Wort der Kritik über die Nationalitätspolitik zu vernehmen. Lord Brougham trat derselben im Oberhause (18. August) mit der Bemerkung entgegen, daß die folgerechte Durchführung dieses Princips sich weder in den Staatenbildungen der alten, noch in denen der neuen Welt nachweisen lasse.

Was würde, fragt er, nach diesem Princip aus dem brittischen Reiche werden, in welchem Angeln, Schotten, Waliser, Iren, Franzosen, Holländer, Italiener, Spanier, Griechen, Indier, Chinesen u. s. w. mit einem wahren Babel von Sprachen zusammenhaufen? Nenne Italien den Kaiser von Oesterreich einen Ausländer, so sei es Karl Albert nicht minder. — Noch eindringlicher spricht im Unterhause (16. August) Herr Benjamin d'Israeli gegen denselben politischen Wahn. In einer denkwürdigen Rede, welche im Namen der Ehre, des Rechtsgefühls und des gesunden Verstandes von England die auswärtige Politik des Lord Palmerston einer schneidenden, aber nur allzu wohlverdienten Kritik unterwirft, bemerkt er: daß der Staatssekretär des Auswärtigen, der bekanntlich in diesem Augenblicke zwischen Oesterreich und Sardinien „vermitteln" will, hierbei schwerlich irgend ein politisches Princip zum Ausgangspunkte nehmen könne. „Vielleicht", fährt der Redner fort, „ist er im Begriff, nach jenem gefährlichen Princip zu vermitteln, mit welchem er schon einige Male gespielt hat, und das ich schon früher die Ehre hatte das „„sentimentale"" Princip zu nennen *). Eine gewisse, gefühlsame Politik erkennt heutzutage bei Handhabung der Angelegenheiten auswärtiger Nationen das Princip der Nationalität an, und wenn der edle Viscount in Norditalien vermittelt, so thut es vielleicht, um die italienische Nationalität entwickeln zu helfen. . . Wenn der edle Lord diesem Nationalitätsprincip gemäß dem Kaiser von Oesterreich rathen will, auf seine Herrschaft in der Lombardei zu verzichten, warum soll denn dieses Princip nur für die Lombardei gelten, warum nicht auch für das eben so große und dabei viel wichtigere, venezianische Gebiet? Und wenn der edle Lord das Nationalitätsprincip in der Lombardei aufrecht hält, warum vertheidigt er denn, wie er es allerdings zu thun

*) Sentimental ist dieß Princip wohl nur in Beziehung auf die Dupes, deren Zahl freilich Legion ist. Die Wortführer wissen hier, wie in andern Fällen, nur zu wohl, was sie von der Nationalitätsdiplomatie und ihren Erfolgen zu halten haben.

verbunden ist, im Norden die Interessen Hollands und Dänemarks gegen Invasionen, die aus eben jenem Grundsatz des zusammengehörigen Volksthums unternommen sind? Auch wünscht' ich, insoweit es sich um das sentimentale Princip handelt, zu wissen, was der edle Lord wohl thun würde, wenn ein anderes interessantes und wichtiges Königreich, Ungarn nämlich, Englands Vermittelung anriefe, was es wirklich vor vier Monaten beabsichtigte. In Ungarn wohnen vier Volksstämme neben und unter einander — Magyaren, Slaven, Deutsche und Wlachen. Wünscht der edle Lord, daß drei dieser Volksstämme sich unterwerfen, und alle Macht dem vierten überlassen? Nein Sir! wenn das Parlament nicht bald diese sentimentale Politik in der Behandlung der Anliegen fremder Nationen auf das entschiedenste rügt und zurückweist, so bin ich überzeugt, England wird in die schlimmsten Schwierigkeiten hineingerathen, und wenn Sie dieses Princip unterstützen, so werden Sie Europa in seine Urelemente auflösen und kein einziges politisches Interesse, wie es jetzt besteht, unverrückt lassen." — Es ist erfreulich, daß es heute in der Stunde der Verwirrung noch irgend ein Land gibt, wo die Politik des gesunden Menschenverstandes mit Ruhe und ohne persönliche Gefahr für den Redner zu Worte kommen kann, betrübend dagegen, daß es trotz der hohen Civilisation des Jahrhunderts in solchem Grade nothwendig ist, den einfachsten, sich von selbst verstehenden Begriffen aller Staatskunst durch weitläuftige parlamentarische Debatten erst zu ihrem Rechte verhelfen zu müssen. Uebrigens liefern uns die eben angeführten Reden eine Probe, wie die denkende Schichte der Bevölkerung in England das auffaßt, was die heutige Zeit Nationalität nennt, und wofür die europäische Menschheit in wirklicher oder eingebildeter Schwärmerei entbrannt ist. — Der, aller Geschichte und Erfahrung Hohn sprechende Satz — (er würde freilich mit Nothwendigkeit und dem Grunddogma der Nationalitätspolitik fließen!) — der Satz: daß alle englisch sprechenden Menschen auf dem ganzen Erdboden eines Stammes seien, und deßhalb nothwendig in

einem und demselben Staate, unter einem und demselben politischen Oberhaupte leben müßten, — dieser Satz und seine absurde Voraussetzung ist innerhalb der drei vereinigten Reiche noch nie in eines Menschen Hirn gekommen. Jeder Engländer weiß, daß von Stammeseinheit unter seinen Landsleuten eben so wenig die Rede seyn könnte, wie bei irgend einem andern heutigen europäischen Volke *). Nicht minder weiß er, daß das Band, welches den Engländer an den Engländer bindet, nicht die englische Sprache seyn könne, schon deßhalb nicht, weil in der Regel wenige Monate hinreichen würden jeden Fremden in deren vollständigsten Besitz zu setzen, — die Gränze zwischen Nationalen und Fremden mithin eine sehr bewegliche und dehnbare wäre. — Diese Thatsache, deren sich der praktische Engländer sehr wohl bewußt ist, gewährt ihm den Vortheil, jedwede auf Stammeshaß gegründete Sprachschwärmerei dorthin verweisen zu können, wohin sie gehört: in das Gebiet der nebelhaften Chimäre und phantastischen Idealpolitik. Desto fester steht er, den weltgebietenden Dreizack in der Hand, auf dem Boden der Wirklichkeit. Das alle Staatsgenossen bindende Element, die Gebärmuter der Vaterlandsliebe, ist für ihn die politische Verfassung, welcher er angehört, die Privatfreiheit, welche er ihr verdankt, der Comfort, den sie ihm gewährt. — Alles Uebrige, — (Nationalstolz, Vorliebe für die Sitte von Altengland, Anhänglichkeit an seine heimathliche Insel und deren Sprache, Stolz auf die Erinnerungen seiner Geschichte) — findet sich auf dem Boden jener ersten und wesentlichen Voraussetzung von selbst. Es ist für ihn nicht nöthig, sich künstlich dafür zu erwärmen und erst in eine gemachte Vaterlandsgluth hineinzuphantasiren.

*) Reine, d. h. unvermischte Nationalität findet sich nur bei den Nachkommen Abrahams, deren ungeheure Macht darin liegt, daß sie eine große, über den ganzen Erdboden zerstreute Familie bilden, die sich ihrer Verwandtschaft stets vollkommen bewußt geblieben ist.

Den 30. August 1848.

Die Kölnische Zeitung vom 30. August d. J. bringt folgenden leitenden Artikel: „Aus Italien sind fortwährend nur Trauerbotschaften zu bringen.“ (Die Kunde nämlich von dem Siege der deutschen Waffen und die Nachricht, daß das vom Joche der revolutionären Adelsfaction befreite Landvolk den Oesterreichern freudig entgegenjubelt!) „Der einst so schöne harmonische Aufschwung“ (im wüthenden Haße gegen die Deutschen), „der alle alten Feindschaften und Particular-Interessen vergaß, um eine neue Zeit der Einheit, Unabhängigkeit und maßvollen Freiheit zu gründen, ist dahin. Die alte Trennung ist wieder da“ (wer hätte das denken sollen? nur der, welcher Italien kannte!), „die extremen Parteien, die vor einem Jahre noch zu Boden lagen unter dem Fuße eines großen, majestätischen Volkswillens, haben sich neu erhoben und wühlen Zwist und Unfrieden auf; der edle Stolz des nationalen Bewußtseyns, der sich allein der Aufgabe gewachsen fühlte, Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes zu gewinnen, windet sich zerknirscht im Staube, um von Cavaignac'scher Freiheit Hülfe gegen Monk-Radetzky zu erflehen.“ ..... Aber um Alles in der Welt, das Volk in seiner ungeheuern Mehrheit wollte ja diese Revolution gar nicht; sie war ein reines Machwerk der Advokaten, Literaten und Nobili! Beweis dessen das Verhalten der Masse der Bevölkerung, allenthalben wo die siegreichen österreichischen Waffen erschienen. Ganz richtig! erwiedert unser liberaler Doctrinär, eben deßhalb muß jetzt das lombardische Volk von denselben Oesterreichern, welche die revolutionaire Faction durch Gift und Dolch vom Erdboden vertilgen wollte, unter den Willen eben jener unpopulären Zwingherrnkaste gebeugt werden. „Unsere Politik“ (d. h. die des Literaten in der kölnischen Zeitung) „wäre nicht die, welche wir wahrscheinlich befolgen werden: nämlich in der Lombardei Stimmregister auszulegen oder künstliche Demonstrationen her-

vorzurufen, um vermittelst der rohen Masse, des armen Landvolks, das ohne politischen Willen ist, auf eine scheinbare Majorität deuten zu können, welche die Herstellung des alten Standes der Dinge rechtfertigte." . . . (Nämlich das allgemeine Stimmrecht gilt nichts, und ist eine höchst verwerfliche Spiegelfechterei, so oft die unläugbare große Majorität die Revolution nicht will, und ihrer Forderungen satt ist. Was soll also sonst geschehen?) „Wir müssen die Lombardei bis an die Etsch aus freien Stücken aufgeben" (damit es, heute durch wüthenden Parteikampf zerfleischt, morgen die leichte Beute der Franzosen werde). „Die Lombardei" (d. h. die Klubbs; auf das „Volk" sieht die revolutionsfreundliche Politik mit unsäglicher Verachtung herab, sobald es sich nicht als willenloses Werkzeug solcher Führer gebrauchen lassen will!) „die Lombardei will uns nun einmal nicht als Herrscher; mögen arme Cittadini die einrückenden Oesterreicher mit Jubel empfangen haben — das Volk im Ganzen will keine deutsche Herrschaft; es nährt einen tief eingewurzelten Haß gegen Oesterreich." (Seltsam! und dennoch jubelt es bei der Rückkehr der Oesterreicher, und unser Literat selbst mißtraut dem Ergebniß einer allgemeinen Volksabstimmung?) „Das wäre unsere Politik: durch eine einfache Abstimmung in der Paulskirche den Herzog von Modena von der Erde verschwinden zu machen"; (ja, aber warum denn? das Landvolk, die Mehrheit der souverainen Bevölkerung, ist ja doch zu seinen Gunsten aufgestanden und hat die österreichischen Heere herbeigerufen? Das kömmt, als antirevolutionär, nicht im Geringsten in Betracht; er gefällt eben nicht dem Terrorismus der radikalen Klubbs — und damit genug! Das ist das Völkerrecht der Revolution;) „durch eine Invasions-Armee" (sic), „die am Po aufgestellt würde, dem Könige von Neapel die Lust zu nehmen, die freien Sicilianer zu unterwerfen; durch Vermittelung und Garantie der neuen Territorial-Vergrößerungen für das Königreich Sardinien uns dieses selbst dankbar und abhängig zu machen, so daß wir darin"

(in Karl Albert's jüngst bewährter Treue nämlich!) „einen festen Bundesgenossen, ein Bollwerk gegen das Eindringen des französischen Einflußes in Italien hätten. Sardinien fürchtet, Savoyen an Frankreich verlieren zu müssen, Genua an die Republikaner und Wühler Mazzini's. Seien wir ihm ein Schutz gegen beide" (verwischen wir zu diesem Ende alle noch so blutigen Erfahrungen aus unserm Gedächtnisse, die wir so eben erst an der polnischen Emigration und ihren Mitverschwornen machten); „überhaupt thun wir selbst alles das in reichem und vollem Maße, was die Italiener jetzt von einer hülfreichen, fremden Macht im Interesse der Freiheit gethan wünschen"; d. h. entschlagen wir uns jedes Besitzes im nördlichen Italien, werfen wir Istrien und Dalmatien hinterdrein, fügen wir, der Consequenz des Nationalprincips folgend, dem großmüthigen Geschenke noch Triest hinzu, setzen wir dann den Gränzpfahl zwischen Deutschland und dem neuen Reiche auf den Brenner, und überlassen wir die politische Schöpfung einem Volke, welches seine Unfähigkeit sich selbst zu regieren oder auch nur seine Unabhängigkeit zu vertheidigen, seit tausend Jahren glänzend durch die That bewährt hat. Daß solche Lehre heute in deutscher Zunge gepredigt werden darf, ohne sich gränzenlos lächerlich zu machen, ist, wenn nichts Aergeres! jedenfalls ein Armuthszeugniß für den praktisch-politischen Verstand der heutigen Deutschen. Aber wir haben es immer gesagt: der deutsche doctrinäre Liberalismus ist unheilbar. Wie die alte Garde bei Waterloo: er stirbt, aber er ergibt sich nicht, selbst nicht an die Evidenz der Thatsachen.

In der (am 23. August) im englischen Unterhause gepflogenen Berathung über die jährliche Unterstützung an die polnischen Flüchtlinge, wurden auch dort bereits mehrere Stimmen laut, welche die Ersprießlichkeit dieser Subsidien in erheblichen Zweifel zogen. Ein übrigens radikales Mitglied meinte: die Mehrzahl jener Almosenempfänger habe weniger für Freiheit und Vaterland, als für die Interessen ihrer Kaste gefochten, — „für die Interessen des polnischen Adels, dieser liederlichsten,

dünkelhaftesten, innerlich hohlsten, exclusivsten und dem Landvolk gegenüber grausamsten und zwingherrlichsten aller Aristokratien des Continents." — Daß diese Erkenntniß sich aller Orten durch die Nebel einer falschen und lügenhaften Sentimentalitätspolitik Bahn zu brechen beginnt, ist auch eine „Errungenschaft" des Jahres 1848, und wahrlich nicht die kleinste. Europa hat diese Erfahrung und seine Vorliebe für den verbannten polnischen Adel theuer genug bezahlen müssen*). Scheint es doch auch in Paris auf dem Felde der öffentlichen Meinung tagen zu wollen. Nach der Aeußerung eines Correspondenten der allgemeinen Zeitung (vom 23. August) sind dort die Zustände seit der Revolution von der Art, daß sie rein politische Wünsche und Hoffnungen gar nicht zu Worte kommen lassen und allen Sonderinteressen der politischen Parteien, die früher bloß um die Staatsform und um die Herrschaft stritten, gewaltsam Schweigen gebieten. „Wenn eine Gesellschaft von der Hand in den Mund lebt, wenn sie am Abend nicht weiß, ob sie am folgenden Morgen noch existiren oder die Beute der Anarchie geworden seyn wird, wenn sie mit Bereitwilligkeit, ja sogar mit Freude dem Genuß ihrer Rechte und Freiheiten entsagt, um nur das Daseyn zu fristen, dann ist keine Rede mehr von dieser oder jener Fraction, von dieser oder jener Partei. So ist es bei uns; Seyn oder Nichtseyn, das ist die Frage und nicht Republik oder legitime Monarchie; zwei Lager stehn sich gegenüber, das der öffentlichen Ordnung und das der Anarchie, und in jenem reichen sich, wenn auch nicht aus Brüderschaftlichkeit, so doch aus Furcht vor dem gemeinschaftlichen Feinde, Legitimisten und Republikaner, Philippisten und Imperialisten bereitwillig die Hände." — Ist aber dem wirklich also, wie wir nicht zweifeln, was folgt daraus? Das, was jeder den-

*) Kurz vor den Gräuelscenen vom 21. August in Berlin hielten, einer dortigen Zeitung zufolge, sechszehn Polen in einem der größten Gasthöfe eine geheime Sitzung und vertheilten dann Geld an die Arbeiter.

kende und ruhige Beobachter von jeher voraussah. Die politische Revolution mußte, indem sie sich im demokratischen Sinne vollendete, nothwendig und unvermeidlich zur socialen Revolution führen. In dieser aber findet die politische Revolution ihr Grab. Mit andern Worten: während die politischen Parteien (Absolutismus, Aristokratie, Bourgeoisie, reine Demokratie) um die Staatsform und um die Herrschaft stritten, ist hinter ihnen eine andere Partei aufgestanden, welche die Frage von der Gleichheit an der Wurzel faßt. Sie will, um gründlich mit jeder Art von Aristokratie aufzuräumen, die Ungleichheiten des Eigenthums nivelliren, den Begriff des Privatrechts ausrotten, dem Kapital den Krieg erklären, die Gemeinschaft des Elends und der Armuth über alle Klassen der Gesellschaft ausbreiten. Daß diese Bewegung alle Bildung, alle Gesittung, alle Traditionen des europäischen Lebens zu verschlingen, und das Abendland mit derselben Nacht der Barbarei zu bedecken droht, in welcher vor vierzehnhundert Jahren die antik-römische Welt unterging, dieß bedarf keines Beweises. Auf diesem Punkte und Angesichts dieses Abgrundes hören dann freilich alle Erörterungen über die vollkommenste Staatsform von selbst auf. Beginnt man heute in Paris diese Lage der Dinge zu begreifen, so ist dieß ein, wenn auch noch so theuer erkaufter, wahrer Fortschritt, und die Franzosen sind in diesem Punkte uns Deutschen um ein Merkliches vorausgeeilt. Wenn aber die französische Gesellschaft wirklich mit Freuden dem Genuß ihrer „Rechte und Freiheiten“ entsagen würde, um nur ihr Daseyn zu retten, — so ist dieß für uns, die wir uns in Allem in die Fußstapfen der Pariser zu treten gewöhnt haben, eine sehr traurige Perspective. Wir haben es seit achtzehn Jahren wiederholt: weit entfernt, der Freiheit zu dienen, hat die Revolution zu allen Zeiten nur der Knechtschaft eine breite Gasse geöffnet. Gerade jene Stimmung der Verzweiflung, die sich in so kritischen Augenblicken Aller bemächtigt, die Etwas im Leben zu verlieren haben, ist ein höchst bedenkliches Symptom.

Sie ist ein unfehlbares Vorzeichen des, ihr auf dem Fuße folgenden, eisernen Militärdespotismus.

Weit entfernt, diese gefahrvolle Lage der Dinge zu ahnen, sind wir Deutsche, die wir in mannigfacher Hinsicht mit den Franzosen den Charakter und die Denkweise getauscht haben, noch immer lustig und guter Dinge, und haben fortwährend unsern unendlich kindlichen, gutmüthigen Spaß an unserer Revolution, die uns ja täglich so viel prächtig Neues zu hören und zu sehen bringt. „Ich reiste", schreibt ein nichts weniger als reactionärer Berichterstatter im Feuilleton der Kölner Zeitung „von Linz auf der Donau mit dem Dampfschiff herab."

„Ich hatte längere Zeit von Wien entfernt zugebracht, und kam nun zum ersten Male aus der ruhigen Gebirgswelt wieder hinaus in das bewegte Leben, in die gährenden Elemente der österreichischen Staatsentwickelung. Ich lehnte am Verdeck; österreichische Studenten, die aus Innsbruck und dem italienischen Kriege kamen und sich nicht wenig auf ihr rothes Kreuz zu Gute thaten, Wiener Nationalgarden, die zum Besuche waren in den oberösterreichischen Städten, und in denen die Wiener Gutmüthigkeit eigenthümlich mit dem militärischen Anstrich, den sie aus allen Kräften affectirten, und dem entschiedenen Jacobinismus, in den sie sich von Augenblick zu Augenblick warfen, contrastirte, bedeckten den Hintertheil des Schiffes. Man gab sich viele Mühe, unendlich demokratisch zu seyn; ein dicker Oberösterreicher, dem die Revolution einen großen Schnurrbart geschenkt hatte, verwickelte sich in republikanische Phrasen und endigte seine Rede mit folgenden Worten: „„Wenn der Kaiser nicht nach Wien zurückkommen will, so soll er's bleiben lassen; wir haben bei uns zu Haus eine Menge Kaiser, unseren Fleischhauer, dann den Knecht vom Bräumeister und den Schulgehülfen; ich werde den Wienern einen hinunterschicken."" Man sah es dem Manne an, daß ihm wahrhaft leichter um's Herz wurde, als er seine entschiedene Gesinnung vom Herzen hatte. Die Zuhörer aber

kehrten sich nicht daran, nur ich bemerkte ganz ruhig dazu: Mein Herr, sind Sie Republikaner? Und wie vom Sturme zerstoben war all der Hörer Schwarm. Das Eine Wort hatte die wüthenden Jacobiner zum Schweigen gebracht."

„Ich fand Wien noch demokratisch zerlumpter, als ich es mir vorgestellt hatte. Eine Phase der Revolution nach der andern hat Wien einen Fetzen seines Glanzes, ein Symbol der Eigenthümlichkeit nach dem anderen heruntergerissen, und nun sieht es so farb- und glanzlos aus, daß es selbst das Auge des Demokraten, der noch ein wenig Schönheitssinn sich gewahrt hat, unangenehm berühren muß. Die deutsche Revolution hat eine Stadt Deutschlands der andern gleich gemacht: jeder hervorstechende Zug ist vernichtet, jede Farbe verwischt, es ist überall dieselbe Eintönigkeit, die uns entgegenkommt, und eine Reise durch Deutschland hätte jetzt weiter kein Interesse, als die todten steinernen Häusermassen zu sehen, welche noch die alten sind; das, was sich zwischen ihnen herumbewegt, ist dasselbe in Wien wie in Berlin, in Hamburg wie in Frankfurt."

„Gleich beim ersten Eintritt erstaunt man über diese saloppe Vernachläßigung des Aeußern: die Männer in Blousen oder einfachen, fadenscheinigen Röcken mit einem Nationalgardenkäppchen auf dem Haupte oder einem runden Bauernhut, dazwischen Studenten, die immerfort in der Uniform, weil sie kein anderes Kleid besitzen, und dem deutschen Calabreser einherspazieren. Dann unendlich viel Proletariat, entweder in größeren Zügen von der Arbeit kommend, oder hier und da die Hand um eine Gabe ausstreckend, oder mit der Literatur beschäftigt, die es im Wiener Jargon an den Straßenecken ausbietet. Alles ungeheure Bärte, wie moderne Cimbern und Teutonen, viel deutsche Schwerter drohen, einige Kavalleriesäbel rasseln, und dazwischen tönt einförmig: Die heutige Constitution, Frische Judenkirschen; was ist zu thun, wenn der Kaiser net kömmt!"

„Dieß wäre wohl alles noch nicht so arg, aber wahrhaf-

tig traurig ist die Vernachlässigung der schönen Frauen und Mädchen Wiens. Daß wir keine eleganten, graziös aristokratischen Toiletten mehr sehen, ist natürlich. Aber selbst die Grazie, die Feinheit, das reizende Wesen ist verschwunden, als ob es auch in's ancien régime gehörte. Die Coquetterie wird nicht mehr wie feine Pfeile, wie zarte Dolche gehandhabt, sondern wie deutsche Schwerter; es rasselt und klappert so ein Frauenblick. Der Fuß schwebt nicht mehr sylphidenartig dahin, er ist sich in jedem Augenblicke bewußt, daß er auf ehemaligem oder künftigem Barrikadenstoff schreitet, und das zarte Wesen der Schöpfung wird eine Amazone. Das Gespräch hat etwas von der Gassenphraseologie angenommen, und die pikante, geistvolle (!?) Conversation von ehedem hat sich in politische Lectionen verwandelt, zu denen die Ausrufe der Literaturhausirer wie ein Refrain prächtig passen."

„In den Gassen sieht man höchst selten eine elegante Equipage, dafür aber desto mehr lächerlich beklebte und angestrichene Kästen, in denen die Straßenzeitungen herumgefahren werden; an den Straßenecken hungern die politischen Proletarier herum und lesen die Placate, und hören die Straßenreden unserer demagogischen und republikanischen Gassenjungen; jede Straßenecke ist ein — Klubb. Dazwischen gehen die Deputirten, die souverainen Abgeordneten des souverainen Volkes herum und bewundern das Treiben der Hauptstadt oder ihre eigenen Collegen — die gallizischen Deputirten, die in diesem Augenblicke die einzige Eigenthümlichkeit Wiens sind. Es sind stämmige, rohe Gestalten mit zottigen, verwilderten Haaren, im galizischen Kittel mit einem breiten Gürtel umhergehend, einige auch in der Pelzjacke — die nicht deutsch verstehen und nicht lesen und schreiben können, und auch kein Schnupftuch haben und jetzt auf den eleganten Bänken des Reichstages sitzen und furchtbare souveraine Langeweile haben. Sie wohnen zum Theil in den Kasernen, um ihre Diäten zu sparen, die sie daheim mit ihren Wählern theilen müssen. Das war der wichtigste Contract bei den galizischen Wahlacten. Ein interessantes Sei-

tenstück zu diesen bilden die oberösterreichischen Bauern, welche zwar Deutsch verstehen und auch zur Noth lesen und schreiben können, die aber die komischsten Begriffe vom Reichstage haben. Einen fragte ich, der eben gewählt worden, was er denn sagen oder thun werde, wenn darüber abgestimmt würde, ob Eine Kammer oder zwei seyn sollten. „„Was geht denn das mich an!““ lautete die Antwort, „„das sollen die beim Reichstag abmachen. I werd sagen, daß dem Michel und dem Berghansel und dem Maurer Seppel und noch a Menge Anderer Unrecht than haben, und daß sie zu viel Steuern zahlen, und daß wir koane Zehenten und koane Roboten mehr zahlen wollen und nit mehr, als recht und billig ist.““ Die Bauern aber fürchteten, daß man ihn herumkriegen könnt' drin in Wien, und sagten ihm: Wennst du dich anschmieren (betrügen) läßt, so drehn wir dir den Hals um! — Als man sie darauf aufmerksam machte, daß ihr Abgesandter von den Staatsfragen nicht den leisesten Begriff habe, antworteten sie: Macht nix, wir halten ihm an Advokaten, der soll für ihn reden, und dann schicken wir drei Bauern mit, die sollen auf ihn Acht geben!“

Dieß sind Lebensbilder aus der deutschen Revolution. Und ach! sie hat erst begonnen! —

Den 8. September 1848.

Während die Welt mit gespannter Aufmerksamkeit auf die in der Paulskirche langsam fortschreitenden Verhandlungen über die Grundrechte des deutschen Volkes blickte, und mit scheinbar großem Rechte unsere Zukunft von der hier gefällten Entscheidung abhängig glaubte, sind plötzlich auf dem Gebiete der auswärtigen Politik des jungen Reiches Verwickelungen eingetreten, von denen es scheint, als ob sie fast unvermeidlich zu

einer raschen und gewaltigen Krisis anderer Art führen müßten. Deutschland ist auf drei Punkten in Verhältnisse gekommen, deren jedes, unabhängig vom andern, einen europäischen Krieg in seinem Gefolge haben kann. Diese drei wunden Stellen sind: Schleswig-Holstein, Limburg und die Lombardei, die zwar nicht zum Bundesgebiete gehört, aber ein deutsches Nebenland ist, dessen Schicksal in das Herz unserer innern Verhältnisse greift.

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß der wegen Schleswig-Holstein von Preußen gegen Dänemark begonnene Krieg mit dem Entschluße Friedrich Wilhelms IV. zusammenhängt: Preußen in Deutschland aufgehen zu lassen. War, wie jüngst ein höherer Offizier aus dem preußischen Kriegsministerium eingestanden, die geheime Nebenabsicht dieser Erklärung keine andere, als daß Preußen zur Belohnung für sein patriotisches Opfer nunmehr auch an die Spitze des neugeschaffenen Reiches treten solle, so dürfte der eigentliche Beweggrund zu der plötzlichen Kriegserklärung Preußens an eine Macht, von der es unmittelbar weder bedroht noch beleidigt war, nicht allzufern liegen. Die Lossagung Holsteins von Dänemark, die Errichtung einer provisorischen Regierung zu Kiel, die Erbitterung einer Provinz gegen den bisherigen Herrscher, dieß Alles waren hinreichende Gründe, nach der damaligen Stimmung des großen Publikums in Deutschland, die Auflehnung in den dänisch-deutschen Herzogthümern zu einer unzweifelhaft populären Sache zu machen. Hätte sie sich auch nicht, wie sie es konnte, auf Rechtsgründe zu stützen vermocht, die deutsche öffentliche Meinung würde schwerlich weniger für sie Partei genommen haben. Was konnte Preußen eine reichere Aerndte an Popularität und deutsch-nationalem Einfluße versprechen, als ein Heereszug zu Gunsten zweier, mit Recht und Unrecht (dieß galt dem großen Publikum ziemlich gleich!), gegen eine noch bestehende monarchische Regierung aufgestandener Provinzen! Daß dieser Krieg neue Lorbeeren um die Schläfe der preußischen Krieger flechten werde, die so

lange keinen Feind gesehen, daß er durch eine Reihe glänzender Waffenthaten den volksthümlichen Ruhm des Heeres von 1813 wieder auffrischen werde, galt als unbestreitbare Basis jeder weitern Berechnung. Die Siege, die unter dem schwarzroth-goldenen Banner in den nordischen Marken zu erfechten standen, mußten in Preußen wie außerhalb desselben die Aufmerksamkeit von dessen innern Wirren abziehen, die für die königliche Würde eine so bedenkliche Wendung genommen hatten. Ließ sich noch ernstlich daran zweifeln, daß der einstimmige Jubelruf des vaterlandstrunkenen Deutschlands sich beeilen werde, dem Fürsten, dessen triumphirende Heeresmacht kam, sah und siegte, die Kaiserkrone als wohlverdienten Preis seines, dem Zeitgeiste huldigenden Entschlußes darzubringen?

Es ist jedoch Alles anders gekommen. Zuvörderst scheint in der That der deutsch-nationale Enthusiasmus geringer gewesen zu seyn, als jenes abstracte und uneigennützige Interesse für die Revolution und Alles, was irgendwie als solche galt, worauf wir schon öfter hingewiesen haben. Die Verwechselung der einen Geistesrichtung mit der andern war vielleicht der Grundirrthum des Berliner Hofes in dieser Angelegenheit, und die Quelle aller spätern, bittern Enttäuschungen. — In Folge dessen war das vermeintlich patriotische Feuer schon in demselben Augenblicke bedeutend abgekühlt, wo Preußen dadurch, daß es den Abfall Holsteins in seinen Schutz nahm, den Krieg gegen Dänemark zu einem quasi-legitimen machte. Diesen Rückschlag in der öffentlichen Meinung schildert ein, nichts weniger als reactionärer Correspondent der Allgemeinen Zeitung, der an Ort und Stelle „Reiseeindrücke" empfing in einer Weise, die viel zu denken gibt *). „Es liegt außer allem Zweifel, daß der Gedanke der Einheit Deutschlands hier im Norden, in Preußen, Hannover, Hamburg, Oldenburg, selbst Meklenburg, wo die Bevölkerung eigentlich noch politisch todt ist, einzelne glühende Patrioten ausgenom-

*) S. die Beilage zur Allgem. Zeitung vom 6. Sept. 1848.

men, keine Fortschritte, sondern bedeutende Rückschritte gemacht hat. . . Aus einem ganz andern Gesichtspunkte als im Süden *) wird hier im Norden der Krieg mit Dänemark aufgefaßt, den man, soweit er Schleswig betrifft, als einen ungerechten, und im Ganzen als einen widersinnigen betrachtet. Viele Familien haben Verwandte, oft Söhne auf beiden Seiten. . . Daher sind auch die Interessen durchaus getheilt und von der Begeisterung, wie sie bei uns ist, findet sich selten eine Spur.“ Hätte aber auch die frischeste und vollste Begeisterung von 1813 die Gemüther ergriffen gehabt, der Verlauf des Krieges hätte sie nothwendig ersticken müssen. „Ganz entrüstet, und mit Recht“, sagt der eben erwähnte Correspondent, „ist man über die Art der Kriegführung, welche, dictirt durch die Furcht von England und Rußland, uns nur schadet. Entweder Friede, wie sich das bald entscheiden wird, oder Krieg in Gottes Namen mit jedem Feind, nur nicht dieser Zwitterzustand, der für uns Alle die übeln Folgen eines Krieges hat, ohne es zu seyn, welcher die Soldaten, die kampfmuthig kommen, an der eigenen Kraft verzweifeln läßt, die Offiziere verdrießt und so unsere guten Truppen schwächt und vor sich selbst heruntersetzt.“ — Das war wahrlich nicht die Absicht des Königs von Preußen, als er zum Schwerte griff. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt, und dieser Fall beweist wieder, daß man auch auf die wohlfeilsten Lorbeeren so lange nicht mit Gewißheit rechnen solle, bis man sie errungen hat.

Das Verhältniß Deutschlands zu Limburg und die daraus hervorgehende Verwickelung mit Holland hat in der Parlamentsversammlung vom 1. September Anlaß zu den lebhaftesten Erklärungen der Linken gegen das Reichsministerium gegeben. Es habe die Würde Deutschlands nicht gewahrt und

*) Umgekehrt beklagten Stimmen aus Preußen die Lauigkeit der Süddeutschen und ihre unverholene Abneigung gegen Preußen. Siehe die oben S. 314 dieses Bandes der hist.-polit. Bl. besprochene Broschüre: „Die deutsche Centralgewalt und die preußische Armee.“

Holland zu glimpflich behandelt. Der Streitpunkt, um den es sich der niederländischen Regierung gegenüber handelt, ist einfach der, daß ein („deutschgesinnter") Theil der Bevölkerung von Limburg das Doppelverhältniß dieses Herzogthums zu Holland und Deutschland gelöst, und jenes als ausschließlichen Bestandtheil Deutschlands anerkannt wissen will. In Folge dessen sollen alle Verbindlichkeiten Limburgs gegen Holland aufhören, vorläufig aber keine Abgaben an die holländische Regierung mehr bezahlt und für den in Antrag gebrachten Fall der gänzlichen Auflösung des bisherigen Verhältnisses, Limburg von jeder Betheiligung bei der niederländischen Staatsschuld freigesprochen werden. Begreiflicherweise ist die holländische Regierung nicht geneigt das, diesen Aufstellungen zu Grunde liegende Völkerrecht anzuerkennen; sie ruft vielmehr, indem sie sich auf den Standpunkt positiver Verträge stellt, die europäischen Mächte der Londner Conferenz an, welche den Tractat vom 19. April 1839 gewährleisteten, welcher bekanntlich dem Könige der Niederlande für den abgetretenen Theil des Großherzogthums Luxemburg mehrere Distrikte von Limburg überwies, die seitdem unter holländischer Verfassung und Verwaltung standen. Ueber diese ganze Angelegenheit fanden bereits öftere Verhandlungen im Frankfurter Parlamente statt, unter denen die, in der Sitzung vom 20sten Juli in sofern zu den merkwürdigsten gehören, als sie einen interessanten Aufschluß über das System der auswärtigen Politik eines nicht unbedeutenden Theiles unserer deutschen Nationalversammlung gewähren. „Zu unserer großen Verwunderung", sagt der Berichterstatter der Allgemeinen Zeitung, „nimmt ein Abgeordneter aus Schleswig-Holstein, Herr Michelsen, das Wort, um die Sache Hollands gegen Limburg und Deutschland zu führen. Es sei hier ein Vertrag geschlossen, welcher den Verhältnissen von 1839 entsprochen habe, der aber auf den heutigen Stand der Dinge allerdings nicht mehr passe, und der daher auf dem Wege der Unterhandlung mit Holland abgeändert werden müsse. Die Versammlung nimmt diese „„Unparteilichkeit"" mit eisiger Kälte auf." Herr Venedey verlangt, daß die Uebernahme eines Theils der holländischen Staatsschuld von Seite Limburgs und Deutschlands nur unter der Bedingung statt finde, daß Holland einen entsprechenden Theil seiner Colonien, seiner Flotte und seiner Festungen herausgebe, denn im Interesse der Colonien, der Flotte und der Festungen seien jene Schulden gemacht. Der Publicist der Allgemeinen Zeitung meint: der Gedanke sei so übel nicht, werde aber wohl schwerlich zur Anwendung kommen. — Als gar noch Herr v. Linde, bekanntlich ein tüchtiger praktischer Jurist und vieljäh-

riger Rechtslehrer, sich der Ansicht des Herrn Michelsen anschließt, reißt dem Correspondenten jenes gemäßigten, die Extreme hassenden Blattes die Geduld. Er bricht in die wüthendsten, den persönlichen Charakter antastenden Schimpfreden gegen ein Parlamentsmitglied aus, welches, vertrauend auf die angeblich in jenem Kreise geltende Freiheit der Meinungsäußerung, es gewagt hat, in einer politischen Frage wie die vorliegende eine, auf Rechtsgründe fußende Ansicht auszusprechen. Dieß zieht ihm den Fluch der Allgemeinen Zeitung zu, „daß er in der Kanzleistube einer Polizeidirection jedenfalls besser an seinem Platze seyn würde, als in dem großen Rathe einer willenskräftigen und freiheitsdurstigen Nation.“ — Dagegen wird Herr Zachariä aus Göttingen, der Berichterstatter im entgegengesetzten Sinne, der sich „mit großer Entschiedenheit gegen die staatsrechtlichen Ansichten und Bedenken der Herren Michelsen und v. Linde erklärt“, gebührend belobt. Dieß sei ein neuer Beweis zu vielen andern, „daß die so lange und leider nicht mit Unrecht verrufene deutsche Wissenschaft sich mit den gebieterischen Forderungen des politischen Lebens endlich zu befreunden angefangen, daß sie das politische Leben besser versteht als die abgestandene, alte Bureaukratie, als deren würdigen Vertreter wir Hrn. v. Linde gehört haben“, der (in der That wahrhaft unbegreiflich!) es heute noch wagte, sich auf positives Recht und Verträge zu berufen, mit deren künftiger Ungültigkeit und Unanwendbarkeit freilich aber auch die Sache Holstein's rettungslos verloren wäre. Wir begreifen daher nur zu gut die Stellung auf dem Boden des urkundlichen Rechts, welche Herr Michelsen in der Limburger Angelegenheit nahm, eben so gut aber auch andererseits die auf der Basis der Convenienz, des momentanen Interesse und des Beliebens sich bewegende, dießmal von der Allgemeinen Zeitung vertretene Politik. „Der Antrag“, fährt deren Correspondent fort, „mit welchem Hr. v. Linde seine Rede geschlossen, dahin gehend, daß die ganze Angelegenheit der Centralgewalt zur Vereinbarung mit der holländischen Regierung überwiesen werde, wird nur von drei Abgeordneten unterstützt, unter denen zu meinem Bedauern neben Herrn v. Bally auch Hr. v. Radowitz, und kommt demnach verdientermaßen gar nicht zur Abstimmung.“ Wir kennen die inneren Gründe dieser Minorität nicht näher, aber wenn sie, Angesichts des von Schleswig-Holstein über Deutschland heraufziehenden Gewitters, gemeint haben sollte: es sei, zumal bei der gegenwärtigen innern Lage Deutschlands, nicht nöthig, eine neue Gelegenheit zum allgemeinen Kriege vom Zaune zu brechen; eine diplomatische Verhandlung mit Holland, präjudizire Niemand; Deutschland habe, wenn diese

Negotiation zu keinem Ergebniß führen sollte, immer noch Zeit, unter günstigen Umständen energisch aufzutreten, und jedenfalls sei es besser, leise und höflich zu beginnen, und kräftig und entschieden aufzuhören, als umgekehrt; — wenn, sagen wir, die in der Minorität bleibenden Abgeordneten etwa dieser Ansicht gewesen seyn sollten, — so würde dieß begreiflicherweise unsere ohnehin von ihnen gehegte gute Meinung nicht zu schwächen im Stande seyn. Einstweilen fiel die Entscheidung der Nationalversammlung im entgegengesetzten Sinne aus. Die bisherige Vereinigung des, zum deutschen Bunde gehörigen Herzogthums Limburg mit dem Königreich der Niederlande unter einer Verfassung und Verwaltung wurde als unvereinbar mit der Bundesverfassung erklärt, das von der Nationalversammlung zu gründende, dereinstige allgemeine Verfassungswerk dagegen auch für Limburg verpflichtend, ohne Rücksicht auf die abweichenden Bestimmungen der bisherigen partikulären Verfassung des Herzogthums. Dagegen solle die Centralgewalt in Betreff der Verpflichtung Limburgs zur Theilnahme an der holländischen Staatsschuld zur Vermittelung und zu einer die Rechte Limburgs wahrenden, definitiven Regulirung ermächtigt seyn, deren Ratification der Nationalversammlung vorbehalten wurde.

So lautete im Wesentlichen die Entscheidung vom 20sten Juli. — Holländischer Seits wird nun behauptet, dieser Beschluß und die Bekanntmachung desselben, welche in Form einer Proklamation zweier Parlamentsmitglieder an die Einwohner Limburgs erfolgte, habe eine Aufregung hervorgerufen, welche die öffentliche Ruhe und Sicherheit compromittirt und militärische Maßregeln nothwendig gemacht habe. Diese aber führten ihrerseits wieder einen Sturm von Petitionen der deutschsinnigen Partei in Limburg an das Parlament herbei, der die Minister zu dem Versuche nöthigte, sich mit dem niederländischen Gesandten zu verständigen. Es ist nicht zu verkennen, daß der letztere in einer Weise antwortete, welche den Wunsch einer friedlichen Ausgleichung deutlich zu erkennen gibt. Aber gerade dieser Ausgang scheint die äußerste Linke des Parlaments mehr zu entrüsten als zufrieden zu stellen. Herr Wernher aus Nierstein trug darauf an, die Nationalversammlung möge aussprechen: das Ministerium des Aeußern habe in dieser Angelegenheit nicht den Grad von Beflissenheit bewiesen, den es hätte beweisen sollen. Auch Herr Vogt aus Gießen legte seine Unzufriedenheit in sehr naiven Formen an den Tag. „Die Centralgewalt ist seit acht Wochen constituirt, und erst jetzt erfährt man, daß man nach so langer Zeit einen Gesandten geschickt habe, der eine Erläuterung fordern soll. Meine Her-

ren! das ist nicht die Art, wie man die Einheit Deutschlands begründen soll, und wie man dem Auslande Respect vor Deutschland einflößt; das ist nicht die Art, wie man im Namen eines großen einigen Deutschlands auftritt. So trat früher der Bundestag auf, dieses jämmerliche Werkzeug der Repräsentation einzelner Staaten, und der nur handelte im Namen eines vielköpfigen Willens." Der Reichsminister des Aeußern erwiederte darauf sehr kurz und passend: daß er in aller und jeder Beziehung das Bewußtseyn habe, seine Pflicht zu thun, und daß er beim leisesten Tadel der Versammlung auf der Stelle abtreten werde. — Es scheint uns, als wenn diese Vorgänge die Perspective in eine Zukunft eröffneten, wie sie in Deutschland nie dagewesen; deßhalb haben wir ihrer ausführlich gedacht. Die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten war bisher, der Natur der Sache nach, nicht nur in Monarchien, sondern eben sowohl in Republiken und constitutionellen Ländern (wie in England und Frankreich) ein Posten des höchsten Vertrauens, ein Eigenthum und ein Geheimniß sehr Weniger. In unserm, von stürmischen Leidenschaften stürmisch bewegten Parlamente nehmen mehr als fünfhundert Personen an der Führung des Details der diplomatischen Geschäfte Theil. Die Entscheidung ist hier allen Wechselfällen unterworfen, welche große Versammlungen, wie die Woge des Meeres, herüber und hinüber werfen. Wird das Parlament, nach den Erfahrungen, die der Minister Heckscher zu machen bereits Gelegenheit hatte, auf die Dauer Organe seines Willens finden? und zu welchen Ergebnissen wird, dem übrigen Europa gegenüber, diese Diplomatie in kürzester Frist führen müssen?

Ob Frankreich in Italien interveniren, ob es, nach dem Beispiele der Besatzung von Ancona, Venedig in Besitz nehmen werde, dessen Räumung Albini, mit gewohnter, seines Herrn würdiger Treue, von einem Tage zum andern verzögert? — Wir wagen nicht diese Frage zu beantworten. Die Börse und die Allgemeine Zeitung, — in solchen Fällen zwei gewichtige Autoritäten, — glauben an keinen österreichisch-französischen Krieg in Italien. Hoffen wir, daß sich ihr unläugbarer, vorschauender Tact in Beziehung auf Alles, was den thatsächlichen Gang der Ereignisse betrifft, auch dieses Mal bewähren werde, zugleich aber auch, daß Cavaignac nicht bloß warte, „bis die Birne reif ist."

XXIX.

Zur Statistik der politischen Parteien in Deutschland.

Heute gibt es in Deutschland drei große politische Parteien; die, welche die Anarchie will; die, welche sie nicht will, und die, welche nicht weiß was sie will.

Die erste dieser Parteien besteht aus zwei Fractionen. Die eine derselben will die Anarchie um der Anarchie willen, die andere will sie eines andern, durch die Anarchie zu erreichenden Zweckes halber. Sie will in der allgemeinen Verwirrung plündern, sich der Gewalt bemächtigen und eine tyrannisch-terroristische Herrschaft begründen.

Jene Fraction, welche die Anarchie um ihrer selbst willen und aus reiner Lust und Freude an Krawall und Lärm will, ist die minder bösartige, deßhalb aber nicht weniger gefährlich als die andere, deren eigensüchtigen Zwecken sie dient, ohne es zu wissen und ohne eines bestimmten, klaren Gedankens fähig zu seyn. Sie leidet an verhaltener Burschikosität, an stehen gebliebener Knabenhaftigkeit. Das politische Leben ist ihr nichts als ein großer Studentencommers.

Die, welche dieser Richtung angehören, leben, in sofern sie überhaupt über den nächsten Augenblick hinausdenken, des kindlichen Glaubens: dieser Zustand des Rausches könne wirk-

lich ein dauernder und permanenter werden. Jeden, der sie aus ihrem Jünglingstraume wecken will, schimpfen sie reactionär.

Eine derartige Unschuld, wie verderblich und zerstörend sie auch wirken möge, ist in sofern ächt deutsch, als man schwerlich in irgend einem andern Lande Exemplare derselben auffinden würde. Der Franzose kann sich zwar für ein unmögliches, rein chimärisches Ideal eines politischen oder socialen Zustandes erwärmen oder begeistern. Beweis dessen St. Simon, Fourrier, Cabet, L. Blanc und so viele Andere. Aber für die reine Verneinung der Ordnung, für die bloße Aufhebung aller Gesellschaft zu schwärmen, ohne dabei einen neuen, pseudoweltbeglückenden, positiven Plan zum Umbau der Societät im Hinterhalte zu haben, — dieß wäre nicht mehr französisch. Deßhalb hat der, jenem Volke unläugbar beiwohnende, praktische Sinn das Aufkommen einer aufrichtig und spezifisch anarchischen Partei als solcher dortlandes bis jetzt verhindert, trotz dessen, daß Frankreich drei der tiefgreifendsten, politischen Revolutionen erlebte. Dieses deutschen Skeptizismus, der bis auf die tiefunterſten Fundamente jubelnd zerstört und nicht ablassen will von der Zerstörung, ohne auch nur mit einem Gedanken zu erwägen, wann, und wie, und womit man wieder aufbauen werde, dieser reinen Verneinung wäre der Franzose nicht fähig. Sie ist das letzte Resultat unserer deutschen, außerkirchlichen und negativ philosophischen Entwickelungsgeschichte. Die Leere der puren Negation wäre dem Franzosen zu einsam und langweilig. Er muß sich zuerst das, was dahinter liegt, mit allen phantastischen Reizen schmücken, um im Namen der glückseligen Zukunft der gegenwärtigen Wirklichkeit den Krieg erklären zu können.

Robespierre und Marat trugen einen fertigen Grundriß der künftigen, wenn gleich unmöglichen demokratischen Gesellschaft mit sich herum, als sie alle Zeitgenossen, die das fünfzigste Jahr zurückgelegt, dem Moloch dieses Vaterlandes auf der Guillotine opfern wollten. Wir Deutsche



bedürfen nicht einmal eines falschen Positiven, um für die Zerstörung alles und jedes Vorhandenen in wilder Lust zu entbrennen. In der That wir können stolz seyn, wir haben heute im Fache dieses Fortschritts unsere westlichen Nachbarn überholt, die uns so lange unsern Bedarf an politischen und socialen Ideen lieferten. Die unparteiische Geschichte wird uns ein Patent zum ausschließlichen Gebrauch unserer Erfindung nicht versagen.

Selbst die zweite der oben genannten anarchischen Fractionen, jene, welche die allgemeine Auflösung und Verwirrung aus egoistischen Motiven will, dürfte in Deutschland in diesem Augenblicke mehr Anhänger zählen, als in Frankreich. Dort möchten ihr hauptsächlich wohl nur die entsprungenen Züchtlinge angehören. Der Grund davon liegt wahrlich nicht etwa in einem höheren Grade von sittlicher Bildung und Gewissenhaftigkeit unserer Nachbarn. Nach Herrschaft und Gewalt streben auch dort, ohne um die Mittel verlegen zu seyn, alle Parteien ohne Ausnahme. Jede der bisherigen Revolutionen war auch dort nichts Anderes, als ein Krieg einer nach Herrschaft strebenden Partei, gegen eine im Besitz der Regierungsgewalt befindliche. Aber auf eigentliche Anarchie, als Mittel zu diesem Zwecke, hat bis jetzt in Frankreich schwerlich Jemand mit Absicht und Bewußtseyn speculirt; jeder Franzose, der etwas zu verlieren hat, und wäre es selbst nur das nackte Leben, weiß, was er bei diesem Einsatze wagt, und wie unsicher der Gewinn der Herrschaft wäre. Abgesehen von der eigenen Gefahr würde er durch offene Darlegung eigentlich anarchischer Gelüste fürchten müssen, seinen Credit in der öffentlichen Meinung zu vernichten. Aber die deutsche Revolution hat in diesem Punkte noch keine Erfahrungen gemacht. Man muß es unsern Neulingen zu Gute halten, wenn sie, sich in trügerischen Hoffnungen wiegend, es übersehen, daß sie selbst die ersten nothwendigen Opfer der anarchischen Crisis seyn werden, welche sie absichtlich und mit Vorbedacht herbeirufen. Nur in Deutschland, wo die hohle Phrase lärmt und die ächte Lebensweisheit verstummen muß,

nur in Deutschland kann es geschehen, daß, wie neulich auf einem Abschiedsschmause des nach Amerika übersiedelnden Hecker, ein Toast ausgebracht wird: „auf die blutige Wiedertaufe Deutschlands, das nur in der Anarchie seine Zukunft finden kann.“

Die Partei, welche die Anarchie nicht will, zerfällt ebenfalls in zwei Bruchstücke; in Jene, welche heute schon die Ordnung um jeden Preis, und in Jene, welche sie nur in Verbindung mit der rechtlichen, ächten, vernünftigen Freiheit wollen. Wächst die Gefahr der Anarchie, rücken ihre Schrecken näher und näher, fangen (was Gott verhüte!) die redlichen und aufrichtigen Freunde der Freiheit an zu glauben, daß ihr Ziel in Deutschland und in unserer Zeit nicht mehr erreichbar sei, dann ist kein Zweifel übrig, daß die Mehrzahl derselben auf das Feld Derer hinübergedrängt werden wird, welche die Freiheit für die Sicherheit opfern. Diesen Entwickelungsgang nimmt früher oder später jede, in der Auflösung begriffene Gesellschaft. Tritt diese Verzweiflung an der Möglichkeit der Freiheit bei dem denkenden und redlichen Theile der Nation ein, dann bleibt freilich nur die Wahl zwischen strenger Herrschaft und anarchischer Verwirrung; danr ist die Aerndte reif und der Militärdespotismus wird seine Sichel schwingen, wie er sie einst über Griechenland und Rom, über die italienischen Freistaaten und über das revolutionäre Frankreich des Directoriums geschwungen hat.

Die Glieder der dritten im Eingange genannten Partei (Jene, welche nicht wissen was sie wollen und für wen sie arbeiten) werden auf die Frage: ob sie die Anarchie wollen? ohne Zaudern und Bedenken mit Nein antworten. Sie werden behaupten, sie seien redliche Freiheitsfreunde, obgleich Zwingherrngelüst und Knechtsinn bei ihnen aus jeder Phrase grinsen. Am entschiedensten werden sie die Beschuldigung von sich weisen, Gesetzlosigkeit zu wollen. Aber sie wollen die Nationalkatzenmusik, sie wollen den freien Krawall, sie wollen

wahnsinnige Preßlicenz, sie wollen Straflosigkeit jedes Aufruhrs, sie wollen lächerliche Unbedeutenheit der Minister und Nullität der Fürsten, sie wollen die Machtlosigkeit und Entwürdigung der öffentlichen Gewalt; vor Allem aber wollen sie die Auflösung der Disciplin im Heere. Dieß Alles wollen sie theils aus Feigheit und Eitelkeit, theils aus theoretischer Beschränktheit (oder was dasselbe ist: aus Schwärmerei für den doctrinären Liberalismus), theils aus Unfähigkeit, das praktische Leben praktisch aufzufassen. Sie wollen also zwar nicht die Anarchie, aber sie wollen alles das, was mit mathematischer Nothwendigkeit in kürzester Frist zur Anarchie führen muß.

Die Zahl dieser Partei ist Legion. Ihr verdankt die Anarchie ihre bisherigen Siege in Deutschland. Ihr gehört die Mehrheit der „Gebildeten" der deutschen Städtebevölkerung, insbesondere der Gelehrten, und fast ohne Ausnahme die Totalität aller Halbgelehrteen an. Viele deutsche Minister schwören zu ihrer Fahne. Sie hat sich wie ein bleiernes Gewicht an den Arm der Freunde der Ordnung gehängt, so oft er sich zum Schutze der Gesellschaft erhob, und wie ein schützender Wall um die Anarchisten gedrängt, wenn irgendwo die Staatsgewalt sich ermannen wollte. Wir fürchten, daß diese Partei, — leider müssen wir auch sie eine spezifisch deutsche nennen! — Deutschlands Schicksal entscheiden werde.

XXX.

Ein Fankfurter Brief.

(Während der Ministerkrise.)

Sie fordern mich auf, Ihnen einen Aufsatz für die historisch-politischen Blätter zu schicken; aber leider bin ich in dieser Auferstehungszeit der deutschen Einheit und Freiheit nicht so fruchtbar wie die Karikaturenzeichner der Paulskirche, deren Witz und Unwitz so geil aufschießt, wie Fliegenschwämme nach einem lauen Regen im August. Ich bin eine arme Zuschauerseele mit schmaler Hoffnung und geringer Einsicht, die Ihnen höchstens einen wohlüberlegten Frankfurter Brief schreiben kann, dem es an Gefühl für Menschenwürde und schwarze Fracks in der Richtung nach Bockenheim zum Reichsverweser nothwendiger Weise fehlen muß. Denn gewiegte Lebensart lernt man doch nur in höhern Kreisen, in denen sich die „Abschaffer des Adels" trotz aller angebornen Demuth und Niedrigkeit weit behaglicher fühlen, als im ewigen Tabakrauche des deutschen Hofes. Zudem hat die Herbstmesse für eine banausische Natur wie die meinige ist, einen unbeschreiblichen Zauber entfaltet, und in der That Jeder, der nicht atheistisch gesinnt ist, wie Vogt und Ruge, eilt, sich warme Winterkleider beizulegen, da die Begeisterung der Paulskirche nur Robert Blum und

Genossen dergestalt erhitzt, daß sie irdischen Anzug entbehren können. Die Wunder des Paradeplatzes sind vollends sinnverwirrend für uns einfache Menschen, die kein Ministerium zu stürzen oder zu bilden haben.

Hier steht eine Bude aufgerichtet im orientalischen Geschmacke mit der Aufschrift, daß in dieselbe nur derjenige Eintritt habe, „welcher mit Hecker gelitten und tapfer gestritten, oder ihm doch wenigstens freundlich und gleichgesinnt sei", unter der unerheblichen Nebenbedingung von sechs Kreuzer Entrée. An der Thür steht ein Mann mit schwarzem Bart, aus dessen Verwilderung nur schwache Menschenspuren durchschimmern. Er bellt mit heiserer Stimme den ganzen Tag, und preist in überschwänglichen Redensarten die größten Helden aller Zeiten, welche die Pariser Barrikaden gebaut, und mit der französischen zugleich die deutsche Freiheit mit ihrem Blute gegründet haben. Sie athmen sämmtlich lebensähnlich hinter den buntblumigen Vorhängen der Tapetenthür und sind bereit um einen Spottpreis, sechs Kreuzer nämlich, der deutschen Jugend die wahre Tapferkeit begreiflich und geläufig zu machen. „Denn einst", fuhr der Marktschreier fort, „saßen die Fürsten auf dem Nacken des deutschen Michels und drückten ihm blutige Wundmahlen in die abgemagerten Schultern; jetzt aber seit der ewigdenkwürdigen Pariser Barrikadenzeit sitzt der deutsche Michel den Fürsten auf dem Halse und freut sich seiner erhabenen Stellung und des Schwerathmens seiner hundertjährigen Unterdrücker. Alles das kann man um sechs Kreuzer hinter der Tapetenthür sehen, und die Freischaaren der Schweiz, wie sie die gotteslästerlichen Jesuiten aus Luzern verjagen, und die Studenten von Wien, wie sie dem landesflüchtigen Kaiser eine Spottfeige in's Gesicht machen, und die Berliner Höckerweiber, wie sie gegen den Volksverräther im Pallast die Zähne fletschen! Gewiß, meine Herren und Frauen! das Volk allein hat das Recht zu regieren, das haben uns die Barrikaden von Paris, Wien und Berlin unwiderstehlich bewiesen, und weh den Tyrannenknechten, die unsere Volksmajestät mißkennen!"

Die Fluth solcher Redemächtigkeit schwemmte ein Dutzend junger Bursche durch die Tapetenthür, und eine dicke Frau mit glühendrothem Gesicht beäugelte in süßer Herzensfreude die eingegangenen Sechskreuzerstücke, während ein zerlumpter Knabe dem Redner einen Trunk Bier zur Lungenstärke darreichte und den Vers trillerte: „Schleßwig-Holstein, stammverwandt, o du theures Vaterland!“ In diesem Augenblicke ging Herr Vogt von Gießen an uns vorüber, sonst wie alle großen Männer, denen die Unsterblichkeit allein am Herzen liegt, nicht am sorgfältigsten gekleidet, aber heute zu unserm Erstaunen im reinsten Schwarz mit weißer Kravatte und mit den auferbaulichsten Glacehandschuhen, sogar einige Runzeln auf der göttergleichen Stirn, ohne das anziehende Lächeln um die beredten Purpurlippen, welches den Frankfurter Damen so tiefe Sehnsucht in der Seele weckt. „Der Minister der Zukunft! er kommt eben vom Reichsverweser!“ flüsterte uns ein Mann mit feiner Nase vom Bureau zu, der Alles weiß, nur in der Stimmenzählung zu Vogt's Gunsten nicht ungern an Gedächtnißfehlern laborirt. Denken Sie sich unser Erstaunen über die Prophetengabe des Meisters Steinle, des frommen, zartsinnigen Malers im deutschen Hause! Als nämlich Vogt unlängst auf öffentlicher Tribüne der Reichsversammlung bei Gelegenheit der wichtigen Religionsfragen sich unverholen für den Atheismus als die künftige Staatsreligion Deutschlands ausgesprochen hatte, erschien von Steinle's Hand eine geistreiche Federzeichnung, die beste unter den unzähligen Karikaturen der Paulskirche, in welcher Vogt auf der Erde kriecht, mit Thiergliedern, die sich im Kraut des Waldes umherbalgen und ein schönes Menschenangesicht, Gras im Munde, aus dem klauenhaften Ungethüm emporblicken lassen, mit der Unterschrift: „Nabuchodonosor, der Minister der Zukunft!“ Dieser Tiefsinn des einsamen Malers scheint einer schnellen Lösung und Verwirklichung entgegen zu gehen.

Dahlmann, der steifste Pedant unter seinen doctrinären Vettern, mit den Adjutanten Waitz von Göttingen und Bese-

ler von Greifswalde, wovon der erstere als Reichsblindschleiche und der letztere als Reichslangeweiler sattsam bezeichnet sind, Dahlmann, der gerade alt genug ist, um mit einer deutschen Professorengrille, das ganze Reich deutscher Nation zu Grunde zu richten und auf der deutschen, das heißt dahlmannischen Professorenehre umherzureiten wie die Hexen des Blocksbergs auf einem Laubfrosch. Dahlmann, der in Schleßwig gewählt ist, und aus Dankbarkeit dieses nie deutschgewesene Land durchaus Deutschland einverleiben will, verband sich mit der linken Seite der Paulskirche und stürzte das erste Ministerium der deutschen Centralgewalt, weil es einem verderblichen und ungerechten Kriege für unser Volk ein Ziel setzen wollte. Bereits hat dieser unselige Krieg viele Millionen Kriegskosten verschlungen, und einen unberechenbaren Schaden an den nördlichen Küstenländern angerichtet, welcher sich tief in's Herz von Deutschland erstreckt durch verderbliche Wirkungen auf Handel und Verkehr, so daß verständige Finanzmänner behaupten, man könnte damit das arme Schleßwig zweimal Acker für Acker kaufen. Und alle diese muthwillig angerichteten Kosten und Schäden soll ganz Deutschland tragen, und somit den Reiz der Einheit durch unerschwingliche Geldzahlungen kosten zu einer Zeit, wo die tiefste Armuth des Volkes und der Bankerott der Staatskassen selbst hoffnungsreiche Staatswirthschaftslehrer in Verzweiflung bringen. Aber was kümmert das einen deutschen Professor, dessen Staatskunde ihm ohne besonderes Verdienst so viel Rumor eingetragen, daß er ein echtdeutsches Recht hat, auf Kosten der Nation starrsinnig zu beharren an der eisernen Weltweisheit: „secundum legem debet mori!" Ja, er hat noch den Muth, ein besseres Ministerium zu bilden, um den Staatswagen aus der selbstverschuldeten Patsche zu ziehen, aber es will Niemand ihm verantwortlich werden, als seine professorlichen Mitcollegen, und bei aller Blindheit entgeht ihm doch nicht, daß ein solches Ministerium weit eher mit einer Studentenversammlung, als mit der deutschen Einheitsconfusion fertig werden würde. Er tritt zurück mit der

kläglichsten Miene von der Welt, die den Zeichnern der Parlamentskarikaturen durch scharfe Nüancirung die Porträtähnlichkeit sehr erleichtert; Dahlmann ist der getroffenste Mann der ganzen ehrenhaften Versammlung und der Gegenstand unauslöschlichen Gelächters für alle Eckensteher, Biertrinker und Pflastertreter. Wir sind gewiß, in Zukunft werden seine wohlfeilen Compilationen der englischen und französischen Revolution kaum ausreichen, den Strahlenkranz um dieses theure Haupt der Göttinger-Sieben aufrecht zu erhalten.

Hermann von München, in seiner vierschrötigen Gestalt, mit seiner merklich stolpernden Zunge, deren Melodie ganz gut geeignet wäre, die Kirschvögel und andere Kernbeißer aus ihren lüsternen Diebstählen zu verscheuchen, ist nicht in mindester Verlegenheit, Dahlmanns unterbrochenes Geschäft aufzunehmen, und ein Ministerium aus seinen Freunden zu bilden, die früher im Würtembergerhofe, jetzt in Westendhall tagen und bei geringem Talente sich ganz herzig und putzig abrichten in der parlamentarischen Stimmgebung. Schon seit mehreren Tagen hatte der zweite Vizepräsident aus Bayern mit steigender Vornehmigkeit geräuspert neben Gagern, dem Fels der deutschen Einheit, und süßer zur Linken hinüber gelächelt, als es seinen nicht sehr fügsamen Gesichtszügen vortheilhaft war. Auch die Bürste war sorgsamer über den Leibrock gefahren und eine fast antikkomische Schalkhaftigkeit leuchtete aus seinen beweglichen Augen. Minder Unterrichtete hätten auf eine erste Jugendliebe, auf den Traum, den man nur einmal träumt im Leben, gerathen; es war aber nur das Wohlgefühl homerischer Götter, welche das Anduften heiliger Fettgerüche vom Opferheerde fühlen, und die selige Empfindung, sich bald auf der Asche des früheren Ministeriums niederzulassen. Aber, o weh! seit zwei Tagen erschien er nicht mehr auf seinem Ehrenplatze in der Nationalversammlung, aus angeborner Scheu vor den Interpellationen des Herrn Wesendonck, der allerdings nicht mit den Posaunen des Weltgerichtes, aber mit dem Ausbunde von Waldgebrüll und vossischem Donnergepolter die Herzen der Mi-

nisterkandidaten verzagen macht. Das war ein böses Omen für ein Ministerium Hermann und nicht umsonst schritt Vogt so gemessen an uns vorüber. Er hatte die letzten Grashalme seiner siebenjährigen Verthierung in atheistischen Gehegen ausgespieen; ob er auf zu Gott emporblickt, ob er christlich geworden, ich weiß es nicht, aber man muß auf alles gefaßt seyn in unseren Tagen, wo sogar Juden mit Kerzen die Fronleichnamsprozession mitmachen. Aus diesem Grunde darf man auch an nichts verzweifeln. Ganz treffend zeigte eine andere Bude am Platze Kanarienvögel, die in Kutschertracht gekleidet, die schönsten Wagen- und Rennspiele vor den Augen der Zuschauer aufführen, zum deutlichen Beweise, wie unendlich viel verständige Anordnung und gewissenhafte Uebung über die widerspenstigen Naturen leisten kann. Und der Mann, welcher vor diesen Wundern des neunzehnten Jahrhunderts stand, hatte Recht vor allem Volke zu sagen: Das ist die Reichsversammlung in nuce zu Frankfurt am Main! Kluge Meister wie ich, ziehen am Fädchen menschlicher Vorurtheile, überall vorhandener Eitelkeit und raffinirter Liederlichkeit, und auf einen solchen kühnen Zug oder Griff tanzen die Menschenpuppen vortrefflich die Weise, die man ihnen vorpfeifft. Und der Vogt erst, der goldene Mann von Gießen, wird dieses Spiel zur höchsten Vollkommenheit bringen! Zuhörende Mägde, schlummernde Kindlein auf dem linken Arm, griffen nach der baumwollenen Schürze und wischten sich die Augen aus: „Ja der Vogt! Ach! wenn nur alle so wären, wie dieser Vogt, Deutschland wäre ein Himmel!"

Von diesen honigtriefenden Betrachtungen über den Minister der deutschen Zukunft zog mich das Verhängniß vor ein anderes Kabinet, das rings mit lockenden Inschriften „Erwachsene" einlud zum seligsten Vergnügen, das ein gebildeter Mensch genießen könne, zu „den Damen im Bade, welche eine übermenschliche Schönheit zur Schau stellen", zu „Herkules, der im Schooße der Omphale eingeschlafen ist und von seiner Geliebten träumt", zu den „höchst reizenden Heimlichkeiten des

Jupiters mit den herrlichsten Schönen des Alterthums“, zur schlafenden Venus, welche jedermann das Herz rühret“, und ähnlichen Wundern „menschlichreiner“ Liebe. Das Gedränge um diese Bude wuchs dergestalt, daß mich eine Volkswelle auf die Seite hinaustrug und unsanft an den Ellbogen des bayerischen Kultusministers warf, welcher sich für das tiefe Nachdenken über eine deutsche Reichssynode zur Ordnung der Kirchenangelegenheiten mit den rein menschlichen Unterhaltungen des Paradeplatzes stärken wollte. Auf den ersten Anblick gleicht dieser bayerische Kultusminister auf ein Haar dem bravsten unter den Braven in den Abruzzo's. Das Leben hatte mit der Unzartheit, die man an ihm gewohnt ist, tiefe, mitunter höchst lehrreiche Furchen in dieses Cultusgesicht gegraben, und ein schmerzlicher Ausdruck wie Reue und Schamgefühl schien zu schweben auf den scharfmarkirten Zügen, als hätte der Mund sagen wollen: „Heiliger Vater Pius, sieh deinen Diener zu den Füßen des obersten Kirchenhirten auf Erden! Es kommt nicht darauf an, was ich früher gewesen, jetzt bin ich ganz dein, damit ich das Vertrauen meines Königs nicht täusche, und des Volkes, dem ich ein gutes Beispiel schuldig. Ich bin in der eilften Stunde durch König Max in deinen Weinberg gekommen, ich will mein eigenes Alter ehren durch genaue Erfüllung dessen, was das souveraine Volk in Bayern von mir erwartet!“ Und gewiß ein solches Geständniß mit der schlotternden, jeden Augenblick zu brechen drohenden Stimme würde dem Herrn v. Beisler weit eher geziemt haben, als der Vorschlag einer Trennung Deutschlands von Rom. Aber davon will der bayerische Cultusminister mit der blaßen Geberde, mit dem hohlen Ton des Grabes, nichts wissen, Reue ist der Antheil schwacher Seelen, und Beisler ist noch kräftig trotz des äußeren Zerfalls, er kann Brocken verdauen, die selbst auf den katholischen Thron des Bayerlandes bedenkliche Schatten werfen, und den Schrei entrüsteter Katholiken herausfordern in einem Augenblick, wo alle Stützen menschlicher Autorität wanken unter den Schlägen einer unchristlichen Zeit, die sich durch

solche Cultusminister mit Schmach bedeckt. Selbst die Karrikatur hat ihre Verachtung vor solchen Erscheinungen kund gethan, sie fand es ihrer unwerth, sich damit zu befassen, weil geistreiche Schelmenstreiche doch eigentlich nur da möglich sind, wo noch einige Funken von Geist und Witz aus der Asche fliegen.

Während dieser prosaischen Gedanken über den bayerischen Kultusminister trat ein Mann an ihn heran, und drückte ihm mit der Zärtlichkeit eines Meinungsgenossen die Hand. „Gritzner", flüsterte die Menge, aus der fashionablen Grätzerschule, ein Oesterreicher comme il faut, welcher das „sittenverderbende Gift des Cölibats", wie man es an den treuen Ehemännern täglich im Widerspiele erproben kann, muthig ausrotten, und aus den beweibten Priestern „ganz berechtigte Volkslehrer" bilden will. Die Zerstörung des Lebensglückes von Tausenden sollte aufhören und die Beleidigung des Natur- und Sittengesetzes! „Ganz im Widerspruche mit meiner Erwartung spielte bei diesen Worten ein unbeschreiblicher Hohn um die Lippen des Volkes, wenn es gleich fast ausschließlich protestantisch war. Keine leise Spur von Beistimmung für diese Emancipation des Fleisches in den Dienern der katholischen Kirche, und ich muß gestehen, dieser gesunde Sinn der Ungelehrten in Deutschland ließ wieder einen fernen Hoffnungsstern in meiner Seele aufsteigen. Gritzner, der sich in seinem ultraradikalen Nonsense dergestalt vergraben hat, daß er vernünftiger Weise für keine Thorheit zurechnungsfähig ist, spielte mit seinem Projekte gegen die Ehelosigkeit der Priester ein rasches Spiel, das vielen Oesterreichern, die unvorsichtig eingingen, eine unauslöschliche Makel angehängt hat. Somaruga, Möring, Schreiner, Schilling, Zeitteles, Gutherz mit ungefähr 20 anderen Genossen des großen josephinischen Polizeistaates wollen noch nicht politisch todt seyn, ihr Ehrgeiz strebt nach höheren Dingen als wir arme Nebenmenschen uns träumen lassen, und die Zeit ist ihnen überaus günstig, weil die Spreu vom Korn noch nicht ausgeschieden ist. Aber dieser Beitritt zum Unternehmen des Herren Gritzner wird ihnen

nie vergessen werden, weder im Amte noch außerhalb desselben. Die katholischen Bauern des Kaiserstaates haben Beamten- und Schullehrer-Wittwen genug, sie tragen keine Lust auch die arme Pastorin mit den verlassenen Kindlein aus dem Gemeindesäckel zu ernähren, und werden sich ein gutes Absehen aus Männern nehmen, welche für das Volk gewählt, immer neue Lasten dem Volke aufbürden. Selbst der offene Rücktritt mehrerer Unterzeichner wird wenig helfen, die Herzensmeinung ist verrathen, die Gelüste gegen den Bau der katholischen Kirche liegen zu Tage, und das nimmt man selbst in Oesterreich weit genauer als diese galanten Herren denken. Die Karikatur, welche darüber erschien, drückt nicht bloß die hiesige, sondern auch die Volksmeinung in Oesterreich trefflich aus. Eine Schaar von Juden näseln mit unbeschreiblicher Geilheit um einen Schweinskopf, der bekränzt auf einem Tische steht, während andere bereits emsig an den Schweinefüßen nagen, mit der Unterschrift: „Dringender Antrag von hundert kompetenten Sachverständigen, eine hohe Nationalversammlung wolle die provisorische Centralgewalt veranlassen wegen Aufhebung des unnatürlichen Verbotes des Schweinfleisches für die Juden, mit Moses und dem hohen Synedrium zu Jerusalem in Verhandlung zu treten und zu diesem Ende vorläufig, in Ansehung der Wichtigkeit und Eigenthümlichkeit des Gegenstandes einen besondern Ausschuß zur Berichterstattung zu bestellen. Folgen die Unterschriften.“ Diese auf Gritzners Antrag fast wörtlich angepaßte, mit rauschendem Beifall von den verschiedenartigsten Standpunkten aufgenommenen Verhöhnung roher Fleischeslust, im Vergleiche mit den sittlichen Erscheinungen der Kirchenverbesserer zu Frankfurt am Main vor unsern Augen, schlug die österreichische Antragstellung nach Inhalt und Ursache mit einem Schlage todt. Die zwei katholischen Priester, Sprißler und Kuenzer, der erstere aus Sigmaringen, der letztere aus Konstanz, Männer mit grauen Haaren und dem Fluche innerlicher Zerrissenheit, daher von Freunden und Feinden mißachtet, erhielten bei dieser Gelegenheit als Mitunterzeichner den Lohn, womit die Welt

auszahlt, die alle Mittel zum Schlechten emsig braucht und dieselben nach vollbrachter That verächtlich auf die Seite wirft. Spottlieder aus alter Zeit klangen auf die bejahrten Zwillinge der Fleischesemancipation. Sprißlers Stellung wurde sogleich unhaltbar, weil er durch seine ärgerliche Mitstimmung alle Nachsicht auf sein Leben verwirkt hatte. Er nahm zuerst Urlaub und gab bald darauf die Stellung in der Reichsversammlung ganz auf, durch „mißgünstige Umstände“, soll heißen durch selbstgeflochtene Stricke genöthigt. Kuenzer aber, den die Stadt Konstanz zu ihrer ewigen Schmach in die Reichsversammlung zu senden die Blindheit hatte, der das juvenalische animam praeferre pudori zur Geläufigkeit gebracht, versuchte mit anderen Genossen doch noch die widerspenstige Welt mit seinen Begierden in Einklang zu bringen, und reichte einen andern, den Gritzner'schen weit überbietenden Antrag ein, welcher forderte, daß die priesterliche Civilehe ungehindert stattfinden dürfe. Er kam unter allgemeiner Heiterkeit wirklich zur Abstimmung, und wurde mit großer Majorität verworfen, während Kuenzer mit Nauwerk, Vogt, Blum und Zimmermann in aufrechter, also zusagender Stellung, mit seiner Sehnsucht nach Hymen, Hymenaee, sich ausnahm wie eine traurige Ruine, deren Epheu hoffnungslos ausgestorben ist.

Das Gedränge auf dem Paradeplatze war indessen so groß geworden, daß ich zu meinem Verdruße die kriegerische Gestalt des Herrn v. Beisler und seines behaglichen, landjunkerlichen Freundes Gritzner ganz aus den Augen verlor. Sie entschwanden mir gerade an der volksthümlichen Stelle, wo über einer Bude in großen rothflammenden Buchstaben geschrieben stand: „Herein! Herein! Hier innen zeigt ein großes mechanisches Glücksrad jedem Herrn und jeder Dame seine Liebe oder Geliebte.“ Sie sehen, die Sprache holpert und stolpert ein wenig, thut aber nichts zur Sache, die mit ihrer hoffnungssüßen Zukunft ganz geeignet war, empfindsame Herzen zu rühren. Eine züchtige Dame gesetzten Alters machte mit einem rothen Stäbchen in der Hand die beredte Auslegerin der tieferen,

geweihten Blicken entzogenen Heimlichkeiten. Sie redete ungefähr also: „Lieben Leute von Frankfurt und der neuerstandenen deutschen Republik! Wer kein treues Herz gefunden, dem nützt die Reichsversammlung in der Paulskirche gar wenig. Sie disputiren da drinnen über sterile Kirchenfragen und wollen Unabhängigkeit der Kirche vom Staate. Aber glaubt mir, Unabhängigkeit ist verderblich, unser Glück auf Erden besteht in der Abhängigkeit von einer geliebten Seele, und wer das verkennt, ist ein Feind der deutschen Republik, ein Feind Heckers, welcher das Wohl Deutschlands am großen väterlichen Herzen trägt. In meiner Bude wird vereinigt, was die Paulskirche trennt, versöhnt, was Radowitz, der deutsche Papst, verletzt hat, gezeigt, was die Bischöfe der Reichsversammlung dem schmachtenden Herzen verhüllen wollen. Diese süße Abhängigkeit der Person von einer andern gleichartigen ist das erste und größte Geheimniß der Welt, wiederholt sich millionenmal in der deutschen Republik, und bildet sich in derselben zur Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit aus, wo alle Unabhängigkeit, alle Kirche, alle Religion aufhört, denn es herrscht nur die Liebe, die vollkommene Abhängigkeit der Intelligenz vom Herzen!“ Ein edles Roth hatte sich bei diesen Worten über die verblühten Züge der geistreichen Republikanerin gezogen, und ein schallendes Bravo der gedrängten Volksversammlung belohnte die patriotische Rednerin. Ja noch mehr! Zwölf Paar Herren und Damen traten in das heilige Eleusis und die Frau war darüber dergestalt entzückt, daß sie versprach, ihnen am Ende umsonst den Tod des Generals von Gagern durch die Hand des unvergleichlichen Hecker zu zeigen, weil sie so gediegene Republikaner vom reinsten Wasser wären. Das zurückgebliebene, weil geldlose Volk murrte über diese ungleiche, fürstenhafte Behandlung, und klagte über die Paulskirche, die noch immer zögere, die allgemeine Gütertheilung auszuschreiben. „Daran“, rief ein stämmiger Hanauer, „sind die Pfaffen schuld, die verderben's uns noch mit ihrer Unabhängigkeit!“ „Die wollen wir ihnen versalzen“, fiel sein Nachbar

ein, „die Zukunft gehört uns an, hat Vogt gesagt, und dabei hat es zu verbleiben." „Mit der Zeit allein", erwiederte der Hanauer, „ist uns nicht geholfen, wir wollen das Fürstengut, wir wollen das Kirchengut haben, mit der Liebe, die nur durch beide leben kann. Und denke daran, wenn im Parlament auch die schwarzen Ritter der Unabhängigkeit noch so leise und bescheiden thun, Simon von Trier läßt es nicht geschehen, sie dürfen nicht unabhängig werden, wir müssen sie ausziehen bis auf's Hemd, die Fürsten fallen dann von selbst." Man muß sagen, der altber berühmte Bauernverstand erweist sich auch in Deutschland noch immer kräftig, und weiß mit wundersamer Sicherheit den Kern der Sache herauszufinden. Man rief, die Jesuiten und Ligorianer steckten hinter der Unabhängigkeit der Kirche, und der Abgeordnete Rheinwald hat im kläglichen Tropfbade seiner Antijesuitenrede so auferbaulich renommirt, daß ihn beständig schallendes Gelächter begleitete, welches wenig Glauben an's Jesuitengespenst in der Versammlung voraussetzte. Stenzel, der Geschichtschreiber der fränkischen Kaiser, meinte, die geistliche Polizei verschanze sich hinter der kirchlichen Unabhängigkeit, und diese wolle Deutschland um keinen Preis länger am Halse haben. Es lag aber auf der Hand, daß ein so rühriger, nach Geist und Form harmonisch ausgebildeter Mann wie Stenzel von der geistlichen Polizei nicht viel gelitten haben konnte. Seine etwas kräftig ausgeästeten Gesichtszüge blieben bei dieser Furcht so heiter, sein Gluthauge blinzelte so schalkhaft, sein feingeschnittener Mund ließ eine so anmuthige Spalte auf die nicht ganz weißen Zähne offen, daß die Nachbarschaft, früher bereit den Geschichtsmann aus seinem Polizeischrecken zu erlösen, die Werkzeuge der Abwehr fallen ließ und dastand wie die Bauerschaft in der Fabel, welche den Hirtenknaben aus dem Rachen des Wolfes zu erlösen herbeigeströmt war. Und als Stenzel mit seinen Freunden gar so eifrig bemüht war, alle jene Artikel zu verwerfen,

sogar den Dahlmann'schen, der professorlich rasirt und geschoren war, welche das Kirchengut sichern sollten, so kamen selbst die Kurzsichtigsten zur Ueberzeugung, daß zwischen Stenzel und dem stämmigen Hanauer weit engere Berührungen stattfanden als zwischen Stenzel und der geistlichen Polizei.

Lag also diese letzte Absicht gegen die Unabhängigkeit der Kirche als Knotenpunkt aller Einzelabneigungen im tieferen Hintergrunde, so spann sich doch der Haß gegen dieselbe in sehr mannigfaltigen Gewinden in die Wirklichkeit heraus, die einer näheren Erwägung wohl werth sind. Zunächst richtete sich der phariſäische Eifer gegen den Urheber des ersten Minoritätsgutachtens, den Professor Lassaulx aus München, einen Mann, der, unter den Opfern der spanischen Tänzerin, weder Muth noch Kraft für seine Ueberzeugung eingebüßt hatte. Wer es nicht täglich sieht, kann es kaum begreifen, was für eine tödtliche Furcht den meisten Mitgliedern der Reichsversammlung einwohnt vor einem ganzen Manne, wie es Lassaulx ist, vor einer festen, unverbrüchlichen Entschiedenheit, die etwas zum Ziele bringen könnte. Davor läuft alles in wilder Flucht auseinander wie vor Rauwerk, wenn er zu reden anfängt, und überall ertönt der faule Ruf: „Der Löwe ist auf der Gasse!" Zudem hatten sich die Katholiken, welche mit ganzer Seele an der Kirche hangen, im Hirschgraben in einen Klubb zur Besprechung der Kirchen- und Schulfragen zusammengethan mit Vorsicht und Auswahl, wie es die Linke für ihre Zwecke eben so sorgfältig zu thun pflegt. Diese „Monsterverschwörung der Ultramontanen" wirkte nach zwei Seiten nachtheilig für die Sache. Die Nichtgeladenen fanden sich beleidigt, darunter selbst Männer, denen man weniger Eitelkeit und mehr Liebe für die Kirche zugetraut hätte. Und da der Ausschluß vorzüglich viele Oesterreicher traf, weil sie sich selbst ausschlossen und gegen die katholische Kirche in der Regel feindlicher gesinnt sind, als selbst die Juden, so war die Opposition auf dieser Seite der Paulskirche von vornherein ent-

schieden. Dazu kam, daß dieselben den Beamtenstaat und die willkührliche Polizeigewalt so tief im Leibe stecken haben, daß sie sogar in unseren demokratischen Zeiten diesen josephinischen Teufel nicht auszutreiben vermögen, sie müssen mit ihm leben und sterben. Der Minister Doblhoff mit seinem Gelüst nach dem Kirchengut, mit seinem fieberhaften Centralisationsdrange, mit seinem Abscheu gegen die Provinziallandtage, mit seiner Koketterie gegen die wälschen Empörer und tschechischen Separatisten, mit seinem räuberischen, wandelbaren, servilen Wiener Reichstage athmete leibhaftig aus den meisten dieser Herren, verächtlich selbst ihren hiesigen Freunden, die sich gegen diese österreichische Influenz durch eine Karikatur rächten, die wohl verdient, hier berührt zu werden. Der Zeichner griff mit dem Gefühl der unermeßlichen Mehrheit der Verständigen, aus den Wiener Abgeordneten, Herrn Wiesner heraus, und stellte ihn als Arzneiflasche dar, deren Hals in sein Portrait ausläuft, mit dem Gebrauchszettel: „Für die Nationalversammlung zum Abführen, wöchentlich zwei- oder dreimal zu nehmen, und darunter die Inschrift: Aqua laxativa Viennensis.“ Sein Freund Giskra, das treueste Abbild gottloser Beamtenherrschaft des alten österreichischen Systems, von jedem freien eigenthümlichen Gedanken verlassen, als Docent an der Wiener Hochschule abgesetzt, hier oft zweideutig wie gekauft, ein Wortsprudler ohne Kraft, ging leer aus wie Beisler, und mit Recht wie alles Wesenlose. Parallel mit diesen Wiener Herren gingen die meisten Altpreußen, Sachsen und Kleinstäätler Deutschlands aus Haß gegen den General Radowitz, welcher dem katholischen Vereine präsidirte. Der überlegene Geist dieses Mannes in Wort und That, seine unerbittliche logische Schärfe, seine eiserne Folgerichtigkeit ohne Menschenfurcht im feinsten und anschmiegendsten Welttone kränkt alle gemeinen, alle halben, alle schwankenden Seelen in der Reichsversammlung dergestalt, daß sie dem „kriegerischen Mönche“ aus dem Wege gehen, wie einem bösen Hauche, der ihre eigene Gebrechlichkeit

niederblasen könnte. Daher das durch seinen Witz eben nicht ausgezeichnete Stichblatt, worauf er unter der hochschwebenden Tiara dargestellt wird als Hauptstütze des römischen Papstthums, während er mit großer Machtherrlichkeit einem dienstbaren Geiste Gesetze dictirt, der römische Legat den Schlepp seines Mantels küßt, und Bischöfe und Fromme aller Art ihn wie Verzückte umschweben, unter Andern auch Lassaulx. Auf der Tafel, die er in seinen Händen hält, steht geschrieben: „Proscriptionsliste für Vernunft, Wahrheit, Freiheit, Gleichheit, Volkssouverainetät, Hecker, Blum, Ruge, Vogt, Zitz, Brentano, Zimmermann, Rösler und so weiter.“ Zu seinen Füßen liegen allerlei Masken, Rosenkränze, und statt der Malerdevise: „Ipse fecit.“ Sie sehen, daß man auf ihn und dem von ihm präsidirten Verein weiter nichts aufgebracht hat, als den alten, blinden, der deutschen Einheit feindlichen, verläumderischen Haß der Protestanten gegen die katholische Kirche, und das kann ihm nur zum Ruhme gereichen.

Ein weiteres, allerdings sehr ernsthaftes Bedenken gegen die Kirchenunabhängigkeit, welche die Katholiken verfochten, bildete sich im Laufe der Verhandlung bei den Protestanten aus, namentlich bei den Doctrinärs, an deren Spitze Dahlmann, Beseler und Waitz stehen, daß nämlich eine völlige Unabhängigkeit der Kirche vom Staate folgerichtig der Ruin der protestantischen Kirche seyn müsse, die des Rebstockes weltlicher Macht gegen die innerlich festgegliederte katholische Nebenbuhlerin nicht entbehren könne. Und in der That lag in dieser Befürchtung viel Wahrheit, aber zugleich auch das demüthigende Geständniß, daß das Kirchenwesen der Protestanten vom Anfang an Menschenwerk gewesen, und nur durch äußere Hülfe aufrecht erhalten werden könne. Dieß Geständniß war um so schmerzlicher, da trotz der Verwerfung kirchlicher Unabhängigkeit so viel freier Spielraum für unsere Kirche gewährt werden mußte, daß sie sich weit freier als früher bewegen kann, und im Verlaufe der Zeit ihre göttliche Kraft siegreich über alle

deutschen Volksstämme verbreiten wird. Den Schweif des Widerstandes dagegen bildeten die Hegelinge, Gotteslaͤugner und Deutschkatholiken, Wigard, Blum, Vogt, Zimmermann und Genossen, die von ihrem eigenen, früheren Zugeständnisse der Freiheit aller Confessionen abfielen, und aus Haß gegen Christus und alles Positive den Haufen der Majorität anschwellten, im offenbaren Widerspruch mit ihren eigenen Erklärungen, die sie am Anfange der Reichsversammlung gegeben hatten. Ueberhaupt fiel die Unabhängigkeit der Kirche auch dadurch, weil die Vorbereitungen zu ihrer Feststellung zu lange gedauert und tausenderlei grundlose Verdachte aufgeregt hatten, ganz nach ächtdeutscher Art, wo der confessionelle Hader, kirchlichangeregtes Mißtrauen und die entsetzliche Gründlichkeit der Professoren stärkere Wurzeln geschlagen, als jede Märzrevolution, und nicht ermangeln werden, das Vaterland wo möglich in Schmach und Schande zu führen. Alle diese vereinzelten Antipathien gegen die Kirche wurden, wie bereits bemerkt, in einen Strom verschlungen von der räuberischen Gier nach dem Kirchengute, welche die äußerste Peripherie um den Kern der Majorität zogen, eine aus Aller Augen funkelnde Säcularisation der Klöster, Domkapitel und Kirchenstiftungen. So blieben nur neunundneunzig unabhängige der Kirche oder der Freiheit treu ergebene Männer übrig, die ihr Zeugniß ablegten für die Wahrheit, und in kurzer Zeit mit ihrer Ueberzeugung durchdringen werden, wenn es auch gelingen sollte, ihre Confession vorläufig alles Kirchengutes zu berauben. Aber die göttliche Kraft derselben wird sich im Unglück am herrlichsten bewähren, merses profundo, pulchrior evenit! In solchen Gedanken war ich an die kolossale Reitmaschine des Paradeplatzes gekommen, wie man sie im Prater zu Wien nach Genügen, hier nur zur Messe, sehen kann. Die Mädchen und Knaben von Frankfurt ritten sorglos auf weißgesprengelten Rossen, während die kleineren Kinder in zierlichen Wägelchen dahinrollten. Ein gebräunter Knabe spielte zu dieser Kreisfahrt

die Drehorgel. Mich rührte die deutsche Jugend, die Wolken der Schwarzseherei theilten sich größtentheils, und so bestieg ich das einzige noch ledige Rößlein und flog mit den Kindern singend umher, wie in der Paulskirche geschrieben steht:

„Des Vaterlands Größe,
Des Vaterlands Glück,
O schafft sie, o bringt sie
Dem Volke zurück."

Und auf dem Heimwege erzählte mir ein Freund den Ausgang der Berathungen über den Schleßwigholstein'schen Waffenstillstand, den die Linke so emsig für die Republik und ein Ministerium aus ihrer Mitte ausgebeutet hatte. Es war wieder ein ungeberdiges Reden vom deutschen Volke, das Robert Blum in der Rocktasche trägt, durch die Eisenbahn uns zugeführtes, der Arbeit auf dem Lande entzogenes Gesindel von jungen Burschen und alten Taugenichtsen unter dem Galleriedirector Metternich, der an Gestalt und Haltung einem Masaniello auf ein Haar gleicht. Sogar Schober, ein junger, fetter Würtemberger, mit spröden Formen, und einem lächerlichen Zornanlaufe, der seiner Gestalt widerstrebt, gedankenarm und ideenlos, drohte mit Heilbronner Freischaaren, wenn die Mehrheit des Hauses nicht zum Kriege schritte, eigentlich zur Republik, oder zu einem Convente der Linken, den man im Trüben des Kriegszustandes nach den ausdrücklichen Worten des leichtfertigen Vogt zu gründen suchte. Mehrere Männer der Linken ritten sich in diesem Streite um Portfeuilles und Weltverwüstung zu Schanden, zunächst der bayerische Vicepräsident Hermann mit der Vollmacht, ein Ministerium zu bilden. Er hielt eine schauderhafte Rede gegen das frühere Ministerium und seine politische Capacität, wie sie in der gemeinsten Bierkneipe anständiger gehört wird, und die Hohlheit des Inhalts ward meisterlich überboten von einem rohen Vortrage und einer Proletariergeberde, daß selbst seine

Freunde mit Entsetzen zurückwichen. In der That, Beisler und Hermann beweisen auch in Bayern den Thatbestand eines kühnen Griffes, der in unseren Tagen schwere Folgen haben könnte. Die Gemeinheit ist ein Fluch, den nichts versöhnen und lösen kann. Blum appellirte mit klaren Worten an die Faust des Gesindels außer der Paulskirche, forderte die deutschen Heere zum Meineide gegen ihre Fahnen auf, und nannte Hecker den edelsten Mann des deutschen Volkes. Simon von Trier brüllte eine volle Stunde, des Inhaltes, nichts sei gefährlicher, als einige Rücksicht auf die Vernunft und den Verstand im Menschen, die Leidenschaft allein bewirke Großes, mit Maß und Besonnenheit gehe das deutsche Vaterland verloren. Es ist überhaupt ein Zeichen der Zeit, daß es möglich ist, für eine stündige Rede solchen Inhalts Zuhörer in Deutschland zu finden. Das ganze Verfahren der Linken in dieser Sache war mit Hecker in Straßburg und mit Itzstein in Bingen unlängst verhandelt worden im Beiseyn des Volksaufwieglers Metternich, wo man sich über die Nothwendigkeit einigte, die Reichsversammlung zu sprengen und durch einen Völkerkrieg die Fürsten sammt und sonders zu stürzen, damit der Platz frei würde für den Convent, dessen rothe Mütze und Guillotine nothwendig seien zum Heile Deutschlands. Nun ging dieses kühne Spiel vor der Hand freilich verloren, Hermann gab seine Vollmacht mit Schmerzen zurück, und es steht dahin, was uns der nächste Tag bringen wird. Es handelt sich um Seyn oder Nichtseyn, und dieser Zustand treibt sonst einige Kraft in's Leben. Ohne dieselbe armes deutsches Volk!

XXXI.

Zur Geschichte der Revolution in Oesterreich.

V.

Am Morgen des fünfzehnten März, desselben Tages, welcher Oesterreich das Versprechen einer Constitution brachte, hob der österreichische Beobachter, — seit vier Jahrzehnten das vielgeschmähte Organ des Wiener Kabinets! — einen Gesichtspunkt hervor, der in der That im Straßentumulte der letzten zwei Tage rein vergessen war. Man möge, — so lautete der Schwanengesang des Blattes, welches sich die Ungunst des Publikums weniger durch das zugezogen, was es sagte, als durch das, was es nothgebrungen und vergebens zu verschweigen suchen mußte, — man möge im Augenblick der Krise die große Wahrheit nicht aus den Augen verlieren: daß Oesterreich eine europäische Stellung und eine Ehre in der Geschichte zu vertreten habe, und daß die Welt und Deutschland insbesondere, ein großes, einiges Oesterreich nicht entbehren könne. Diese Mahnung war richtig und zeitgemäß. Wenn aber der Beobachter hinzusetzte: daß diese Stimmung in den beiden jüngst verflossenen Tagen in allen Klassen der Gesellschaft die vorherrschende gewesen sei, so befolgte er hierbei, kraft einer dem Zeitungsschreiber ohne Zweifel erlaubten, rhetorischen Licenz die Politik der alten Aegyptier, welche an ihren verstorbenen

Königen gerade diejenigen Tugenden vorzugsweise lobten, von denen sie am sehnsüchtigsten wünschen, daß der gepriesene Herrscher sie besessen haben möchte. Leider hat, wie der weitere Verlauf der Revolution dargethan, diese Tactik, wenn es eine solche war, bei der Wiener Volksmajestät nicht anschlagen wollen. War aber das gespendete Lob wirklich ernsthaft und buchstäblich gemeint, so haben die Ereignisse den Irrthum des Verfassers in wahrhaft tragischer Weise Lügen gestraft. Daß Oesterreich einen Rang in der europäischen Gesellschaft zu behaupten habe, war die geringste Sorge der Wiener Revolutionsmänner. Im Gegentheil: die Abwesenheit alles und jedes österreichischen, politischen Gesammtbewußtseyns, die für jeden Franzosen und Engländer wahrhaft unbegreifliche Verläugnung jedweder Mahnung und Erinnerung an eine österreichische Nationalehre, entwickelte sich in der Residenz des Kaisers (in demselben Wien, welches ohne eine große, mächtige und starke österreichische Gesammtmonarchie nichts als eine unbedeutende Provinzialgränzstadt seyn würde,) in den ersten Wochen der Revolution dahin: daß das Tragen der österreichischen Farben nicht ohne Gefahr für jene kleine Zahl von Patrioten war, die sich zu solchem Beweise ihrer Treue gedrungen fühlten, und daß die auf Gesinnungen und Menschen angewendete Bezeichnung: „schwarzgelb" als Vorwurf und Beschimpfung galt. Ein solcher Fall steht in der Weltgeschichte ohne Gleichniß und Exempel da. Wir wollen es versuchen, ihn historisch zu erklären, um ihn in seiner innern Nothwendigkeit zu begreifen.

Ein Blick auf die Karte und in die Geschichte zeigt, daß die österreichische Monarchie eine auf historischem Wege und unter vollkommen rechtmäßigen Erwerbungstiteln geschehene, in sofern also naturwüchsige und legitime, sonst aber durchaus unorganische Anhäufung von Ländern und Völkern ist. Weniger als irgend ein anderer europäischer Staat wird Oesterreich durch natürliche Gränzen, noch weniger durch das Band einer Nationalität zusammen gehalten. Das wirkliche, thatsächliche Oesterreich ist die schlagendste Widerlegung der in den bisheri-

gen österreichischen Schulen gelehrten und auswendig gelernten Staatstheorie, nach welcher eine Anzahl homogener und souverainer Rechtssubjecte „im Anfange" einen Gesellschaftsvertrag schlossen, und mit Vorbehalt ihrer eigenen Souverainetät Einem aus ihrer Mitte die ausübende Gewalt übertrugen. Daher war, um es beiläufig zu bemerken, die Geschichte dortlandes, wenn auch nicht geradezu verboten, so doch als eine unbequeme und störende Wissenschaft scheel angesehen. Die einzige und wirkliche Verbindung zwischen den Theilen und Gliedern jener Monarchie lag von jeher in dem Haupte, welches die Krone trägt, in der Dynastie der Habsburg-Lothringer. Ohne diese gäbe es keine österreichische Monarchie. Sie allein war das centrum unitatis; sie war der Magnet, welcher die disparatesten Volkseigenthümlichkeiten ursprünglich an sich zog und sie fortwährend zu einem politischen Körper einigte. Deßhalb hatte auch die ältere Bezeichnung: „Haus Oesterreich" einen so tiefen, die innerste Natur der Sache bezeichnenden Sinn, und einen guten, volksthümlichen Klang im „Reiche."

Das genannte Herrschergeschlecht hatte seit Albrecht II. die römisch-deutsche Kaiserkrone getragen. Im Geiste des deutschen Volks waren daher die Begriffe: Reich und Oesterreich untrennbar zusammengewachsen. Der römisch-deutsche Kaiser war der Schirmherr der Kirche, der Aufrechthalter alles Friedens auf Erden, die Quelle aller Gerechtigkeit, als König in Germanien das Oberhaupt und der Mittelpunkt der deutschen Nation. Der Glanz und die Ehre dieses höchsten Amtes in der Christenheit war, auch nachdem seine innere Bedeutung längst gebrochen und erloschen war, an dem Geschlechte der Habsburger haften geblieben, und hatte sich im Glauben und in der Verehrung des Volkes auf die Nachkommen der großen Kaiserin Maria Theresia vererbt. Als man daher das tausendjährige Reich zu Grabe trug, ging zugleich mit der alten Kaiserkrone für Oesterreich eine große moralische Macht verloren, obwohl diese feinere geistige Beziehung einer historischen Tradition, die sich weder nach Gulden und Kreuzern, noch nach Seelenzahl und

Quadratmeilen veranschlagen ließ, von der materialistischen Politik der diplomatischen Schule des achtzehnten Jahrhunderts weder verstanden noch gewürdigt wurde. Zwar rettete Kaiser Franz den Kaisertitel, indem er die Krönung des ersten Consuls durch den Papst dazu benutzte: den gesammten Verband aller österreichischen Staaten für ein erbliches Kaiserthum zu erklären. Allein die höhere Weihe, welche der alten Würde anklebte, und mit ihr die traditionelle Ehrfurcht aller Völker des Abendlandes auf die neue Schöpfung zu übertragen, dieß lag außerhalb der Macht der Diplomatie.

So wie überhaupt jedes Volk so stark ist wie seine Götter, so ist jede politische Macht auf dem Gebiete des Geistes der Völker und der öffentlichen Meinung so stark wie die Idee, welche sie in der Geschichte vertritt. Nur wenn hinter der irdischen, materiellen Gewalt ein ewiger, göttlicher Gedanke steht, wenn sie sich dessen bewußt ist, daß sie ein höheres Gesetz auf Erden vollstrecken soll, nur dann spüren die Völker in der historischen Thatsache einer bestehenden Macht den Hauch des Weltgeistes, nur dann können sich für dieselbe, als für den Träger einer geschichtlichen Mission, die Herzen begeistern und die Gemüther entflammen. Eine völlig ideenlose Macht, die nichts will als das handgreiflich Gemeine und Gewöhnliche, was keiner höhern, poetischen Auffassung Raum gibt, eine solche Macht ist unfähig Wurzel zu schlagen im Herzen und in der Phantasie der Menschen. Sie kann Diener und Freunde um sich versammeln, die ihr aus Eigennutz oder Pflichttreue zu Gebote sind, und dieß kann für den gewöhnlichen und alltäglichen Bedarf des Lebens ausreichen, aber sie wird nie und nimmer vermögen die geheimnißvollen Mächte des Gemüthes aufzubieten; sie kann keinen Fanatismus erwecken, keine Begeisterung erregen, keine Partei bilden, die mit ihr stehen und fallen, siegen oder untergehen will.

Fragen wir nach dieser Vorerinnerung, was die belebende Idee des im Jahre 1804 geschaffenen, österreichischen Kaiserthums war, so ist es klar und gewiß, daß es Oesterreichs

natürlicher Beruf gewesen wäre, — nachdem das Wahlreich mit seinen veralteten Formen Schiffbruch gelitten und die goldene Bulle das Loos alles Irdischen getheilt hatte, — nunmehr mit seiner großen concentrirten Hausmacht in die Stelle des Reiches zu treten, in soweit die Vorsehung ihm dazu die Mittel geliehen, der Erbe der Idee des alten, christlichen Kaiserthums zu werden und der Kern zu seyn, an den ein wiederhergestelltes einiges Deutschland und eine neue völkerrechtliche Ordnung in Europa anschießen konnte. Dieser Gedanke lag nahe und fand sein Echo in vielen Millionen Herzen; Oesterreich schien durch die ganze Strömung der Zeit darauf hingedrängt. Leider aber haben diejenigen, in deren Händen Oesterreichs Schicksal lag, dessen Aufgabe in der europäischen Gesellschaft, obwohl sie eine Ahnung davon hatten, nur ganz äußerlich, mechanisch und materiell aufgefaßt, und deren Lösung in einer so unvollständigen und einseitigen Weise versucht, daß das Bestreben nothwendig scheitern mußte. Kurz angegeben ist unser Gedanke folgender. Das christliche Kaiserthum begriff in sich, seiner Idee nach, drei Elemente der sittlichen Macht und Autorität: die Schutzherrschaft über die Kirche, das Königthum der Deutschen, die Stellung eines unparteiischen Moderators auf dem Gebiete des europäischen Völkerrechts. Diese letztere Aufgabe hat Oesterreich seit dem großen Frieden wirklich vor Augen gehabt; es hat sich auf diesem Felde das unläugbare Verdienst erworben, die große Sündfluth, welche über die europäische Gesellschaft hereinzubrechen drohte, um drei Jahrzehnte hinausgeschoben zu haben. Aber es hat die beiden andern Glieder des Problems mißkannt und gering geachtet; es hat europäische Polizei machen wollen in einer von Deutschland und von der Kirche isolirten Stellung. Es hat Deutschland theils ausschließlich mit negativen Mitteln und deßhalb falsch behandelt, theils ignorirt und von sich gestoßen. Die Kirche aber hat es, zu seinem eigenen augenscheinlichen, baaren Nachtheil und im Widerspruche mit sich selbst, nicht bloß nicht geschützt und gefördert, sondern von dem, im übrigen

Europa geistig längst überwundenen Standpunkte eines unsäglich dürren, verknöcherten, höchst beschränkten Febronianismus aus, gleichsam aus Gewohnheit, bis auf die neuesten Zeiten untergraben und bekämpft.

Dieß war die Signatur der europäischen Stellung Oesterreichs vor dem Jahre 1848. Es sei uns erlaubt, jede der hier angedeuteten Beziehungen durch einige Bemerkungen näher zu bezeichnen.

Wenn wir hier und überall auf das Verhältniß der Politik zur Kirche ein so großes und entscheidendes Gewicht legen, so ist es uns nichts weniger als unbekannt, daß die vom Geiste Voltaire's durchsäuerte Diplomatie aus Kaunitz's und Choiseul's Schule diese Auffassungsweise, als poetische Schwärmerei und historische Romantik, mit maßloser Verachtung abzufertigen pflegt. Wir wissen dieß und nehmen das Kreuz dieser Verachtung in Geduld und Demuth auf uns. Möge es dafür uns aber auch frei stehen, ebenbesagte Staatsweisheit, unbeschadet des ihren Künsten und deren glänzendem Erfolge gebührenden Respects, gerade in diesem einen Punkte bis zur Abgeschmacktheit oberflächlich, beschränkt, unwissend und zu dem Allem noch längst veraltet und in der Gegenwart schlecht orientirt zu finden. Dieß sind, auf der einen und auf der andern Seite, Meinungen. Thatsache aber ist es, daß Bonaparte, von dem wir nie gehört oder gelesen, daß er an poetischer Schwärmerei gelitten habe, die Wiederherstellung der Kirche für sein erstes und dringendes Geschäft erkannte, nachdem die wilden Wasser der Revolution in Frankreich vorübergebraust waren. Er muß also doch wohl, wenn auch wieder in seiner Weise einseitig und einen geistig untergeordneten Standpunkt behauptend, die Religion für einen gewaltigen, politischen Hebel, und in ihr den nothwendigsten Unterbau aller geselligen Ordnung erkannt haben. Auch Nicolai Pawlowitsch, der Selbstherrscher aller Reußen, der sicherem Vernehmen zufolge ganz und gar nicht mit historischer Romantik behaftet seyn soll, behandelt den religiösen Glauben seines Volkes wie eine der stärksten Säulen

seiner Macht, und hütet sich wohl, auf dieser Saite einen Mißton anzuklingen. Preußen hat nicht minder mit consequentem Eifer den Plan verfolgt, sich im Protestantismus eine kirchliche Basis für ein künftiges „evangelisches" Kaiserthum zu bereiten, und sich vorläufig bereits Jahrzehnte lang als natürliche Schutzmacht für die Protestanten aller Zonen, Reiche und Länder geltend zu machen gestrebt. Der Gedanke an ein solches Protectorat war freilich eine Chimäre, denn auf eine Negation wird nimmermehr eine dauernde, politische Schöpfung gegründet, und eine im Herabrollen begriffene Kugel ist in diesem Stande der Bewegung nicht füglich geeignet das Fundament eines kaiserlichen Thrones zu seyn. Auch hat der Erfolg gezeigt, daß der von preußischer Seite gemachte Versuch: den Protestantismus in seinem Gährungsprocesse anzuhalten und aus ihm eine, nach englischem Muster geformte, deutsche Hochkirche zu bilden, den großen Bankbruch im März dieses Jahres wesentlich beschleunigt hat. Ließ sich daher aus allen diesen Gründen leicht voraussehen: daß Preußen, indem es seiner Zukunftskirche nachjagte, die Wolke statt der Göttin umarmen werde, so muß dennoch, selbst in diesem Irrsal, der richtige Gedanke nicht verkannt werden: daß keine politische Macht, die eine welthistorische Stellung einnimmt oder einzunehmen strebt, sich, zumal in unsern Tagen, eines innigen Bündnisses mit der Religion entschlagen könne. Alle diese Beispiele und Erwägungen waren jedoch an Oesterreich rein verloren. Während Preußen die Protestanten zu ködern suchte, stieß Oesterreich die, in ihrer Unverwüstlichkeit wahrhaft rührende Sympathie der Katholiken in Deutschland mit geflissentlicher Härte von sich. Hätte ein katholisches Interesse, an den Tag gelegt von der ersten katholischen Macht der Christenheit, doch irgend wo, und irgend wie, von irgend wem übel vermerkt werden können, oder vielleicht gar Oesterreich mit seinen dreißig Millionen katholischer Unterthanen in den Verdacht katholischer Tendenzen gebracht! Weit entfernt also dem Beispiel Preußens und Rußlands, wenn auch in noch so ruhiger, milder und ge-

messener Form zu folgen, und sich jenen Protectoraten gegenüber einfach auf den katholischen Standpunkt zu stellen *), — fand es das österreichische Kabinet mit seiner Würde verträglich, die grimmige Katholikenverfolgung in Rußland, Preußen und Syrien, mit heroischem Gleichmuth zu ignoriren. Sollten wirklich zu Gunsten der Verfolgten Vorstellungen gewagt seyn, so sind sie wenigstens strenges, diplomatisches Geheimniß geblieben, und die Welt hat nie die geringste Wirkung davon gespürt. Doch darf nicht verschwiegen werden, daß diese Gleichgültigkeit gegen das Schicksal ausländischer Katholiken, vielleicht weniger freiwillig war, als durch die Umstände geboten. Oesterreich konnte, ohne sich den beschämendsten Entgegnungen auszusetzen, nicht zu Gunsten der katholischen Unterthanen fremder Mächte intercediren, so lange seine eigene Gesetzgebung ein Arsenal der empörendsten Staatsmaßregeln, der schmachvollsten Polizeimittel zur Knechtung und Unterdrückung jedweder katholischen Lebensregung blieb. Der Bureaukratie und Diplomatie der eben erwähnten Schule mag dieß Alles eine, kaum der Erwähnung würdige Kleinigkeit, vielleicht gar tiefe politische Weisheit dünken. Als solche geberdete sich wenigstens die Feigheit, welche die wahre Lage der Dinge durch das Sophisma zu verdecken suchte: Oesterreich dürfe sich der katholischen Sache gegen Preußen und Rußland nicht annehmen, um ja nicht etwa einen Religionskrieg herbeizuführen, der unfehlbar folgen müsse, wenn Oesterreich auf kirchlichem Gebiete thäte, was seine Pflicht, seine Würde und sein Interesse als katholische Großmacht mit sich brachten. Aber wenn man, in der That ohne allen Grund, dieses Aeußerste fürchtete, warum geschah denn wenigstens nicht

*) Der geneigte Leser wolle nicht vergessen, daß hier und im Nachfolgenden nur von der kirchlichen Stellung Oesterreichs vor der jetzigen Krisis die Rede ist. Seit der Revolution ist dessen Stellung viel einfacher: ehrlich gewährte Freiheit für Jedermann. Die Regierung hat heute nicht mehr die Kirche als solche, sondern die Freiheit der Kirche, als eines religiösen Privatvereins, zu schützen.

dem Gebiete der einheimischen Gesetzgebung das Nothwendige, um den wohlverdienten Vorwurf einer schmachvollen Befehdung der katholischen Kirche zu entkräften? Oder war Oesterreich in seinen Gränzen nicht eben so souverain wie Rußland und Preußen in den ihrigen? Wahrlich, die bis zur Selbstvernichtung getriebene Selbstverläugnung, welche die österreichische Politik sich auch in diesem, wie in so vielen andern Punkten auferlegte, hat sich schwer und bitter gerächt. Doch über dieß Alles ist bei so augenscheinlichem Widerspruch in den obersten Grundsätzen füglich nicht zu streiten. Wir aber haben aus allem bisher Gesagten nichts weiter folgern wollen, als daß Oesterreich seine Aufgabe: Erbe des Reiches zu seyn, in einer der wichtigsten Beziehungen nicht erkannt, und selbige nicht nur nicht gelöst, sondern dabei seinem eigenen augenscheinlichen Interesse direct entgegengehandelt hat. Die Folge davon war, daß es, ohne die Sympathien des Radikalismus zu gewinnen, die Achtung der katholischen Welt vom Aufgange bis zum Niedergange in einem schwer zu schildernden Maße und Grade verlor. Auch hier bewährte sich der alte Satz: daß ein abgefallener Freund sieben Feinde gilt. Was aber auch die liberale Presse davon sagen möge, die katholische öffentliche Meinung ist auch eine Macht. Wir wollen im geringsten nicht läugnen, daß ihre Abneigung gegen Oesterreich sich häufig, namentlich in Polen und Italien, auch mit sehr unlautern, jeder religiösen Gesinnung fremden Elementen verquickt habe, aber es scheint uns doch, als wenn ein gutes Stück des Hasses gegen die Tedeschi eigentlich dem febronianischen Josephinismus heim falle.

So wie das Josephinerthum Oesterreich in Widerspruch und Conflict mit der, neu durch Europa fluthenden katholischen Geistesströmung gebracht, so war es eben dasselbe System, welches die klaffende Trennung zwischen Oesterreich und dem übrigen Deutschland herbeigeführt hatte. Den ersten Grundstein zu dieser Scheidewand hatte der despotische Territorialismus Kaiser Joseph's II. gelegt. So lange aber der Schein

des Reiches noch bestand, so lange konnte die Abschließung unmöglich bis zu ihren letzten Folgerungen durchgeführt werden. Als aber diese Verbindung auch dem Namen nach gefallen war, wurde mit immer steigender Consequenz jene chinesische Mauer aufgeführt, welche die Scheidung Oesterreichs von Deutschland nicht bloß in commerzieller, finanzieller, wissenschaftlicher und literarischer Beziehung, sondern in Bildung, Sitte und Denkweise vollzog; selbst die Sprache blieb von der politischen Absperung nicht unberührt. Die höhern Stände in den größern Städten sprachen französisch geläufiger und reiner als ihre Muttersprache, und das mit einer Art Kanzleistyl durchspickte Deutsch des Mittelstandes gewann einen halbslavischen Beigeschmack, welcher, mit Vorbehalt rühmlicher aber ziemlich seltener Ausnahmen, den Oesterreicher jedem deutschen Ohre schon in den ersten Minuten nicht zu seinem Vortheil kenntlich machte. Die Eigenthümlichkeit des Kaiser Franz, der die „neuen Ideen" haßte, und dem Hereinbrechen der Revolution durch immer engere, intellectuelle Mauthgränzen wehren zu können glaubte, reichte zum Zwecke dieser Absonderung dem egoistischen Interesse der Bureaukratie die Hand. Früher hatte Oesterreich die Reihen seiner höhern Beamten häufig aus den kleinen katholischen, besonders aus den geistlichen Reichsländern ergänzt und davon den erheblichen Vortheil geärntet, das Lehrgeld für viele seiner Staatsmänner ersparen zu können. Mit der Abschließung von Deutschland hörte diese, für alles Mittelgut gefährliche Concurrenz des Auslandes auf, oder wurde auf die seltensten Fälle beschränkt *). Schon das österreichische Studienwesen

*) Nur in der Diplomatie und im Heere blieb selbst in dieser Periode der Eintritt von Fremden noch gestattet. Daß der patriotische Geist des letztern darunter nicht gelitten habe, beweisen die jüngsten Ernisse in Italien. Dagegen wurde im Lehrfache die Ausschließlichkeit auf den Gipfel getrieben. Als vor etwa zwölf Jahren über die Wahl eines offiziellen Lehrbuches der Philosophie gerathschlagt wurde, stand, glaubwürdigem Vernehmen nach, unter den, von der Be-

war durch seine eigenthümliche Gestaltung darauf berechnet, eine Kluft zwischen Oesterreich und dem übrigen Deutschland zu befestigen. Die Folge davon war, daß durch dieses Monopol für inländische Erzeugnisse Nepotismus und Protectionswesen bei den Anstellungen in fast allen Zweigen des öffentlichen Dienstes desto freiere Hand gewannen, und daß die Mittelmäßigkeit um so dreister auftreten konnte, je strenger Oesterreich darauf angewiesen war, seinen Bedarf an „Capacitäten" ausschließlich aus dem Inlande zu ziehen. Vielleicht ist dadurch auch mit die starke Nachfrage nach diesem Artikel erzeugt worden, welche uns im ernsten Augenblicke der gegenwärtigen Noth und Gefahr so kläglich aus allen Zeitungen entgegen schallt. Uebrigens würde man sehr irren, wenn man glauben wollte, daß die Isolirung von Deutschland eine unpopuläre, dem Volke rein aufgedrungene Regierungsmaßregel geblieben sei. Auch die gespannteste Aufmerksamkeit auf die Bewegungen der Zeit konnte, bis zu den Märztagen dieses Jahres, selbst nicht die erste leiseste Spur einer Regung von deutsch-nationalem Enthusiasmus vernehmen. Der Oesterreicher fühlte sich im Ganzen durch die ihn bevorzugende Abschließung eher geschmeichelt als gedrückt, und höchstens in so weit verletzt, als die Sperre ihm das Reisen erschwerte oder ausländische Genüße vertheuerte. Nur wenn er deutschen Ausländern gegenüber seine, mit dem Fluche des Lächerlichen geschlagene „Sonderthümlichkeit" zu vertheidigen hatte, fühlte er sich verlegen und beschämt. Einen Beleg, wie tief trotz dessen die Isolirung von Deutschland, — selbst innerhalb eines Kreises, der mit dem „Systeme" im offenen Kriege lebte! — in das österreichische Leben gedrungen war, erzählt Karl von Holtei in seinen Memoiren. Beim Regierungsantritt des Kaisers Ferdinand war ihm, während seines damaligen

hörde aufgestellten Erforderniſſen obenan: der Verfasser müſſe ein Inländer seyn. In Folge dessen entschied sich die Studienhofcommission für das Compendium eines gewissen Carpe, eines obscuren Kantianers aus dem Anfange des laufenden Jahrhunderts.

Aufenthalts in Wien, durch zufällige Vermittelung eines deutschen Landsmannes in der Staatskanzlei, der Auftrag geworden, zur Melodie: „Gott erhalte Franz den Kaiser“, einen neuen Text zu dichten. Ueber diesen, einem „Ausländer“ zugewendeten, vermeintlichen Vortheil gerieth die Wiener Poetenzunft in einen Zustand der Wuth und Erbitterung, den Holtei gar komisch und ergötzlich schildert. Erst als der freisinnige, über jenem Treiben stehende Grillparzer vermittelnd dazwischentrat, und der verfolgte Bönhase der beleidigten Innung bewies: daß er ein Honorar weder gefordert noch erhalten habe, durch ihn also wenigstens kein Geld aus dem Lande gehe, legte sich der Sturm. Umgekehrt fand der Gedanke eines Anschlusses von Oesterreich an den deutschen Zollverein zwar bei einigen Literaten lebhaften Anklang und begeisterte Champagnertoaste, dafür aber bei den betheiligten Industriellen einen Widerspruch, der wahrlich nicht auf feurigen Deutschpatriotismus deutete. Wenn gar, wie bei Gelegenheit der Berufung von Hurter und Andern, engherzige und furchtsame Abneigung gegen das außerösterreichische Deutschland und feindlicher Grimm gegen die katholische Kirche sich die Hand reichten, so läßt sich die Frucht dieser Umarmung und die Stellung, der von dieser doppelten Wucht erdrückten Opfer denken; der längst vor dem Eintritte in den österreichischen Dienst erfolgten Bekehrung des redlichen Antistes wurden Motive unterlegt, deren Schmach auf diejenigen zurückfällt, welche irgend ein, für eine religiöse Ueberzeugung gebrachtes Opfer als möglich und denkbar zu begreifen unfähig sind.

Die eben geschilderte Stellung zu Deutschland machte Oesterreich in keiner Weise geeignet, an die Spitze einer Politik zu treten, welche zu einer innigern Vereinigung der verschiedenen deutschen Staaten geführt, und jene gemeinsamen Einrichtungen geschaffen hätte, welche das Wohl und die Sicherheit des gemeinsamen Vaterlandes gebieterisch forderten. Seine Maxime in der Behandlung Deutschlands war seit dem zweiten Pariser Frieden einfach die: der revolutionären Bewegung

den Stillstand entgegen zu setzen; nichts Positives zu thun, und im Uebrigen die Ereignisse zu erwarten. Desto leichter wurde es Preußen, dem kaiserlichen Kabinet alle jene Vortheile zu entwinden, welche diesem der vieljährige, wohlverdiente Ruf unzweifelhafter Uneigennützigkeit und Redlichkeit unter allen Gliedern des ehemaligen Reichs verschafft hatte. Preußen war rastlos bemüht, von allen oben geschilderten Mißgriffen Oesterreichs das Gegentheil zu thun. Nicht nur hatte es einen großen Theil von Deutschland in dem weiten Netze seines Zollvereins eingefangen; auch in anderer Beziehung hatte es vorlängst schon zu einem kühnen Sprunge nach der Kaiserkrone angesetzt. Im Gegensatze zu der österreichischen Sperre gegen das Ausland konnte in Deutschland jedes, in Kunst oder Wissenschaft ausgezeichnete Talent (mit einer, gleich näher zu bezeichnenden Ausnahme) sicher seyn, in Preußen eine wohnliche Stätte zu finden, und jeder Deutsche, wenn er dem preußischen Staate seine Kräfte widmen wollte, durfte darauf rechnen, daß Niemand ihn fragen werde: ob er dießseits oder jenseits der preußischen Gränzpfähle das Licht der Welt erblickt, ob er in einer preußischen Schule oder wo immer sonst seine Bildung empfangen habe. Um Blücher und Scharnhorst nicht zu erwähnen, waren und sind heute noch eine große Zahl preußischer Minister und Staatsmänner der höhern und höchsten Stufen des Civildienstes (Hardenberg, Stein, Kamptz, Schuckmann, Bunsen, Eichhorn, Savigny, Beckedorf, Rehfues, Bethmann-Hollweg u. s. w. u. s. w.) geborne Nichtpreußen. Häufig pflegten junge Leute aus benachbarten Ländern in Preußen ihre Bildungscarriere zu beginnen und zu vollenden. In dem Maße als sie sich durch Fleiß, Fähigkeit und Eifer auszeichneten, wurden sie bei Anstellungen den Inländern gleichgestellt oder vorgezogen. Das akademische Lehrpersonal bestand mindestens zur größern Hälfte aus „Ausländern." So hätte Preußen die völlig unbestrittene Stellung als Haupt aller Deutschen nicht entgehen können, wenn nicht (und dieß war die oben angedeutete Ausnahme!) die freisinnige

Politik, die wir schilderten, doch wieder nur eine particulär protestantische, keine allgemein deutsche gewesen wäre. Jeder Deutsche als solcher, dieß war die Absicht, sollte sich in Preußen wie zu Hause fühlen; nur der Katholik — vorausgesetzt daß er sich nicht als Freimaurer oder sonst als im Stande der Excommunikation, oder wenigstens der innerlichen Trennung von seiner Kirche befindlich legitimiren konnte! — nur dieser war und blieb ein, mit unverholener Abneigung behandelter Fremdling und Ungenosse. An dieser, keiner festen Umschreibung fähigen Chimäre eines protestantischen Staates, welche Preußen zuerst mit der katholischen Kirche und seinen katholischen Unterthanen in die herbsten Conflicte, zugleich aber in eine Verbindung mit dem politischen und religiösen Radikalismus brachte, die, ob die Regierung sie festhalten oder zu lösen versuchen mochte, nur zum Verderben führen konnte, — an dieser Chimäre scheiterte die preußisch-deutsche Hegemonie, gerade so wie Oesterreich seine naturgemäße Stellung als Haupt des deutschen Bundes durch sein zähes Festhalten an den politischen und kirchlichen Maximen des Josephinismus verlor, die seine moralische und intellectuelle Spannkraft vernichteten.

Wir haben in dem Bisherigen unparteiisch die schwachen Seiten der österreichischen auswärtigen Politik geschildert. Ihre Stärke lag ohne Zweifel darin, daß Oesterreich es war, welches unter allen europäischen Mächten seit dem ersten Pariser Frieden den Kampf gegen die europäische Revolution am consequentesten und ehrlichsten, mit allen ihm zu Gebote stehenden Waffen der Diplomatie, der Polizei und der Militärgewalt führte. Wer den dreiunddreißigjährigen Frieden, den Europa genoß, und die materiellen Vortheile, welche derselbe gewährte, für ein Glück ansieht, der muß dafür dem österreichischen Kabinet seinen Dank abstatten; Kaiser Franz und Fürst Metternich haben die Explosion zurückgehalten, die heute viele Existenzen vernichtet hat, und deren noch mehrere vernichten wird. Vergesse Niemand, daß wer den Zweck will, auch die Mittel wollen muß!

Oesterreich behauptete diese Stellung als Haupt und Mittelpunkt der europäischen „conservativen" Politik mit entschiedenem Glücke bis zur Julirevolution. Wie oben dargethan, hatte es hierbei keine Stütze in der öffentlichen Meinung; es wurde aus Gründen, die wir früher auseinandersetzten, von keiner Partei von Freiwilligen getragen; es hatte keinen Aufschwung irgend einer Begeisterung zu seinem Gebote. Aber es hatte die materielle Macht und den Respect für sich, den eine geordnete Kraft ungeordneter Auflehnung zu allen Zeiten einzuflößen weiß.

Diese ruhige, ein stolzes Bewußtseyn der Ueberlegenheit gewährende Stellung änderte sich mit der Julirevolution. Nachdem das Princip der Volkssouverainetät in Frankreich einen entschiedenen Sieg davon getragen, und die conservativen Mächte es nicht nur geschehen lassen mußten, daß sich dort ein unsicherer Mittelzustand zwischen Revolution und monarchischer Ordnung feststellte, sondern auch: daß die Julimonarchie, im Bunde mit England, das Königreich der Niederlande in seine Bestandtheile auflöste, und die pyrenäische Halbinsel revolutionirte; seitdem war die Einheit der conservativen Politik in Europa gebrochen, und Oesterreich namentlich in eine jener rein defensiven Stellungen gedrängt, die eine halbe Niederlage sind und nur zum völligen Untergange führen können. Von jenem Zeitpunkte an konnte keine menschliche Macht verhüten, daß Italien, Oesterreich und Deutschland von denselben Grundsätzen in allen Richtungen durchfressen und unterwühlt wurden, welche in der westlichen Hälfte Europas entweder schon den Sieg errungen oder doch wenigstens offen ihr Banner entfaltet hatten. In dieser Lage mußte Oesterreich im Kampfe mit den geistigen Strömungen der neuen Zeit um so gewisser unterliegen, als selbst die einsichtsvollern Freunde des Friedens und alle Jene, welche die Ordnung nicht ohne Freiheit wollen, es sich unmöglich verhehlen konnten: daß die conservative Politik des Wiener Kabinets zwar das unläugbare Verdienst habe, die Revolution zu bekämpfen, niemals aber, auch nur mit einem Worte oder

Zeichen, den schreiendsten Mißbräuchen absolutistischer Gewalt entgegen getreten sei. Die letzte Kraftanstrengung der Politik des Kaiser Franz war die Beruhigung der italienischen Schwindel in den Jahren 1831 und 1832. — Dann trat ein langer Stillstand ein, der allmählig die Furcht vor der österreichischen Uebermacht minderte; mit ihr schwand die letzte Stütze des conservativen Systems. Der gallizische Aufstand offenbarte auch dem größern Publikum Oesterreichs innere, geheime Schwäche. Die passive Rolle des Wiener Kabinets während der Schilderhebung des Radikalismus gegen den Sonderbund war der Tropfen, der den Becher überfließen machte. Jetzt wußte es die Revolution: die starke Hand, welche so lange den Zügel des schnaubenden Rosses gehalten, war erlahmt. Nun noch ein rascher Schlag in das Centrum des Gegners, und Oesterreich, welches so lange als Schutzmacht des Rechts und der Ordnung gegolten, lag, von der Revolution überwältigt, gefesselt, an ihren Triumphwagen geschmiedet zu Boden.

Wir haben im Eingange die Frage aufgeworfen: warum Oesterreich, im Gegensatze gegen England und Frankreich, beim Ausbruche der Revolution, kein Volksbewußtseyn seiner welthistorischen Stellung und seiner Ehre in der europäischen Gesellschaft in die Wagschaale zu legen hatte? Die Antwort darauf ergibt sich aus der hier vorausgeschickten Erörterung. Der Gedanke: daß das Haus Oesterreich vier hundert Jahre lang die Reichskrone getragen, daß das kaiserliche Amt sein Beruf in der Geschichte sei, — dieser Gedanke war, nach dem Geiste und Standpunkte der in Oesterreich gangbaren historischen und sonstigen Bildung, nicht geeignet Eindruck auf die Gebildeten zu machen. Dagegen konnte die im frischen Andenken befindliche, europäische Politik des Wiener Kabinets der letzten dreiunddreißig Jahre nur in der allerentschiedensten Ungunst eines Publikums stehen, welches seine Weltanschauung seit Jahrzehnten aus der Allgemeinen Zeitung geschöpft hatte. Rechnet man dazu noch, daß seit dem Frieden statt eines centripetalen Enthusiasmus für die Einheit des neuen österreichischen Kaiser-

thums, sich in immer bestimmterer Form ein centrifugaler, fanatisch magyärischer, tschechischer, illyrischer, italienischer, polnischer &c. Nationalismus und Seperatismus hervorgebildet hatte, endlich: daß die Regierung selbst, statt die vermittelnden, bindenden und versöhnenden Elemente (das katholische und das deutsche!) zu fördern und zu heben, sie abzuschwächen und zu neutralisiren beflissen war, — so dürfte das Räthsel gelöst seyn, warum in der Stunde der Gefahr ein österreichischer Gesammtpatriotismus entweder nicht vorhanden oder wenigstens nicht so weit entwickelt war, daß er hätte laut werden können.

Den eben genannten Sonderthümlichkeiten gegenüber war die Entwickelung eines Nationalbewußtseyns der deutschen Bevölkerung Oesterreichs bedeutend zurück geblieben. Personen, die es erlebt haben, versichern, daß es während der Blüthenzeit der Magyaromanie, in der kaiserlichen Residenzstadt Wien ehrliche Deutsche gegeben habe, die sich statt ihres angebornen Dialects ein verstümmeltes, grausenhaftes Kauderwälsch angewöhnten, oder daß Kaufleute ihren deutschen Namen in's Tartarische übersetzten, um, irgend eines commerciellen Interesse halber, für ächte Magyarok zu gelten. An derartigen Demonstrationen nahm das Publikum nie den leisesten Anstoß. Werfen wir jedoch hierüber, wie über die Legion von deutschen Ausreißern zum Tschechenthum, den Mantel der Liebe und bedenken wir, daß seit dem Beginn unserer Geschichte Ausländerei das deutsche Erbübel gewesen, heute aber, trotz der Einheit in der Paulskirche mächtiger und bedrohlicher ist, als jemals. Jedenfalls glauben wir nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß der Stammbaum der Schwärmerei, für ein einziges französisch-centralisirtes Deutschland, die in Wien plötzlich über Nacht auftauchte, nicht über die Märztage hinausreicht. Heute scheint diese Art von deutschem Aufschwunge dortlandes bereits wieder stark im Abnehmen begriffen. Aber auch in seiner Blüthenzeit reichte er schwerlich über den Kreis jener Leiter und Führer der Bewegung hinaus, die heute mit der äußersten Linken in Frankfurt fraternisiren und Hecker und Ronge nach Wien

eingeladen haben. In diesem Kreise entstand der Gedanke, welcher sich seitdem durch alle innern Kämpfe Oesterreichs zieht, und mehr oder weniger klar ausgesprochen die Devise des dortigen consequenten Radikalismus ist: Auflösung und Zerstückelung der Monarchie, Lostrennung Polens, Italiens und des mit Siebenbürgen verbundenen Ungarns vom Gesammtkörper, Einschmelzung des Restes in das centralisirte und republikanisirte Deutschland.

Man würde den, dem österreichischen Scepter unterworfenen Völkern schweres Unrecht thun, wollte man annehmen, daß dieser Gedanke in den eigentlichen Massen zur Herrschaft gekommen sei, oder überhaupt erheblichen Anklang und freudige Zustimmung gefunden habe. Die vorherrschende Stimmung in diesem weitern Kreise war in Beziehung auf Oesterreichs Verhältniß zum Auslande, eine, mit der tiefsten Unkunde gepaarte Gleichgültigkeit, die nach dem oben Gesagten nur zu erklärlich ist, aber nichts weniger als eine positive Neigung: sich vom Hause Oesterreich loszumachen. Auch die deutsche Tricolore hatte in Wien und in Oesterreich überhaupt, weder von der Burschenschaft noch von Hambach her, eine historische Wurzel. Noch weniger waltete in den Massen ein deutsch-patriotisches Bedürfniß ob, sie anzunehmen*). Erst als sich in Wien, gerade unter gut österreichischen Patrioten, die Meinung regte: Oesterreich dürfte jetzt nicht hinter Preußen zurückbleiben, welches augenscheinlich im Trüben fischend, nach der Kaiserkrone trachte, erst da gelang es jener, von ganz entgegengesetztem Standpunkte ausgehenden Partei, welche mit dem damaligen Treiben im südwestlichen Deutschland in engster Verbindung stand, am Sonntage Lätare (2. April) eine Demonstration im Sinne der deutschen Einheit zu Stande zu brin-

*) Nur unter den Deutschböhmen gewann, dem Hasse der Tschechen gegenüber, die neue Farbe bald den Werth eines Erkennungszeichens.

gen. Ein Haufe von zwei- bis dreihundert Menschen zog vor die kaiserliche Hofburg, und während unten der Sängerverein: „was ist des Deutschen Vaterland" sang, überreichte eine Deputation dem Kaiser eine schwarzrothgoldene Fahne. Zwei Personen aus seiner Umgebung stellten dem überraschten Monarchen vor: es werde einen guten Eindruck machen, wenn er, nach dem Vorgange Friedrich Wilhelms IV., zum Fenster hinaus die deutsche Tricolore schwinge. Dieß geschah unter ihrer Beihülfe, und Nachmittags sahen die erstaunten Spaziergänger die nie gesehenen Farben aus dem kaiserlichen Audienzzimmer wehen. Eine Erklärung, daß Oesterreich nunmehr in Deutschland „aufgegangen" sei, ist jedoch weder damals noch später erfolgt. Ob in jenem kaiserlichen Privatact eine staatsrechtliche Bedeutung liege, dürfte zweifelhaft seyn; doch beruhigte er Viele, die sonst um keinen Preis der Welt ein anderes Zeichen, als das altgewohnte, sieg- und ehrenreiche Schwarzgelb getragen oder geduldet hätten. Die antiösterreichische Partei dagegen begann jetzt durch Drohbriefe, und bald auch durch Katzenmusiken, die Hauseigenthümer zur Aussteckung von „deutschen" Fahnen zu zwingen, und die studierende Jugend erklärte an mehrern Orten Jenen, welche statt deren die alten kaiserlichen Farben gewählt hatten, „sie sei unfähig, sie zu schützen", ein technischer Ausdruck, der in jenen Tagen die Bedeutung einer Proscriptionsandrohung hatte. In wessen Hände unter solchen Umständen (wo die Masse des Volks nicht verstand, wovon die Rede, war und der wildeste Radikalismus die öffentliche Meinung terrorisirte) die noch dazu indirecten Wahlen zum Frankfurter Reichstage geriethen, bedarf unserer Bemerkung nicht: die Haltung der überwiegenden Mehrheit der österreichischen Deputirten in Frankfurt spricht für sich selber laut genug. Ernsten Beobachtern des Weltlaufs aber mußte die Wandelbarkeit aller menschlichen Zustände eindringlich vor Augen treten, wenn sie sahen, wie im Laufe weniger Wochen der engherzigsten Ausschließung aller Deutschen eine, das Bestehen der österrei-

chischen Monarchie aufhebende, überfluthende Hingabe an die Bestrebungen des deutschen Radikalismus folgte.

Erst als den Massen klar wurde, worauf diese Bewegung hinauslief, fing, zuerst weniger in Wien als in den Provinzen, und mehr in den slavischen als in den deutschen Bestandtheilen der Bevölkerung, eine dynastische Contraopposition an Gewalt zu gewinnen. Es regte sich das patriotische Bedürfniß, die Integrität der Monarchie um jeden Preis aufrecht zu erhalten; ein immer lauter hervorbrechender Zorn gegen Jene machte sich Luft, welche zu frühzeitig verrathen hatten, daß das eigentliche Ziel ihrer Wünsche doch kein anderes sei, als der Untergang und die Vernichtung des Hauses Oesterreichs. Besonders vorherrschend war diese Stimmung im Heere, in welches merkwürdigerweise der frühere, pseudo-patriotisch josephinische Geist der Ausschließung aller Deutschen niemals hatte Eingang gewinnen können. Wir können stolz darauf seyn, daß in diesem Organismus der deutsche Geist stark genug gewesen ist, alle slavischen und italienischen Elemente zu durchdringen, und an ihnen seine assimilirende Kraft zu bewähren. Noch heute wagt der magyarische Kriegsminister Meszaros nicht, das deutsche Commandowort und die bisherige Uniformirung der magyarischen Regimenter zu ändern; der Haß des barfüßigen, kleinen Adels gegen die „Schwaben" ist also wenigstens nicht in den Kriegerstand eingedrungen. „Man weiß in Pesth zu gut", sagt ein dortiger Correspondent des constitutionellen Blattes aus Böhmen, „daß die Stimmung des Militärs, namentlich der Offiziere, gut kaiserlich ist, daß es mit großer Liebe und der Macht der Gewohnheit an der alten Fahne hängt, mit einem Worte, daß Ungarn so lange auf kein ächt-magyarisches Heer zu zählen hat, als die alten Regimenter, als eben so viele Pflanzschulen österreichischen Soldatengeistes, bestehen. — Mag auch der ungarische Soldat, zuweilen von Heimweh ergriffen, altmagyarische Weisen summen und eine dreifarbige Rose vor die Brust stecken; das Herz darunter schlägt nach dem Tacte des Grenadiermarsches, den sie in der Salzgries-Kaserne in

Wien trommeln; es hat, wie der gläubigste Muselmann, auch ein Mekka, und das liegt auf dem Hofe der Kaiserstadt. Der vielbesprochene Esprit du corps ist ein magisches Band, er ist ein unsichtbares, doch in der Kriegergemeinde augenblicklich verstandenes Freimaurerzeichen, an dem sich die einzelnen Glieder der großen militärischen Kirche in den fernsten Provinzen erkennen, und um dessentwillen sie sich von der Erkennungsstunde an brüderlich bis in den Tod lieben. Dieser Zauber haftet so gewaltig in der Seele, daß jahrelanges Fortseyn vom activen Dienst ihn nicht zu lösen vermag. Mag auch in dem bereits alt und welk gewordenen Herzen der Sinn für und der Stolz auf die Waffenehre der kaiserlichen Fahnen seit tausend Tagen wie begraben liegen; es ist nur eine Scheinleiche, das Rasseln der geliebten alten Trommel, das Schmettern der wohlbekannten Trompete, das magische „Habt Acht" weckt sie aus ihrem alten Schlummer, und der Mensch zieht den alten österreichischen Soldaten an. Und wahrlich, manche Folterqualen haben die Invaliden der Armee seit den Märztagen in Oesterreich überstanden, ohne in ihrem Glauben zu wanken. Ich habe alte gediente Männer, morsche Wraks aus der alten Soldaten-Sündfluth, wie Kinder weinen sehen, als hier die offizielle Nachricht verlautete, Radetzky sei aus Mailand herausgeschlagen, Venedig von einer Memme übergeben und die schwarzgelbe Fahne von den Händen ungedienten, lateinischen Landvolks in den Staub geworfen worden." Das ist in einer aufgelösten Zeit, die nichts als Atome und gränzenlosen Egoismus kennt, die Macht einer alten, organisch gegliederten Körperschaft! Wenn überhaupt, so wird das historische Oesterreich, jenes Oesterreich, für welches das Gemüth sich erwärmen und das Herz höher schlagen kann, durch sein Heer gerettet, und Grillparzer hat Recht, wenn er vom Sieger von Custozza und Mailand singt:

„In Deinem Heere ist Oesterreich!"

XXXII.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Den 11. September 1848.

Wir haben neulich in diesen Glossen die Behauptung aufgestellt, daß eine gewisse Partei nicht die Freiheit, auch nicht die Einheit und die Ehre Deutschlands, sondern in abstracto die Revolution wolle, gleich viel wo, und gegen wen und mit welchen Mitteln unternommen. Einen interessanten Beleg für diese Behauptung bringt eine Erklärung in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 6. September. Ein Herr Louis Vogel, Literat in Herisau, Herausgeber der Monatsschrift „Nord und Süd" ersucht Herrn Jakob Ziegler in Neapel seine Monatsblätter für Unterhaltung und Civilisation mit Correspondenzen zu unterstützen. Dieser schickt ihm darauf eine Charakteristik der letzten italienischen Revolution, eine Beschreibung desjenigen, was er selbst mit eigenen Augen und Ohren gesehen und gehört hatte. Was geschieht? Herr Vogel läßt den Aufsatz drucken, ändert aber den Schluß, der eine Beschreibung des neapolitanischen Aufstandes vom 15. Mai enthielt, im demokratisch-revolutionären Sinne seiner Zeitschrift um. „Die Namen der Mitarbeiter, die ich Ihnen nannte", schreibt er seinem Correspondenten, „mußten Ihnen doch den Beweis geben, daß wir vor Allem revolutionär seien." Wer

hätte da noch einen Anspruch auf Wahrheit in Betreff von Thatsachen? Die Ereignisse sind ein Stoff, welcher der leitenden, revolutionären Grundidee zu dienen hat. Mithin muß er es sich gefallen lassen, nach dem Bedürfnisse der Partei zurecht gemacht zu werden. Dieß geschieht jeden Tag auch von andern Leuten, als von denen, welche die Monatsschrift von „Nord und Süd" schreiben. Daß aber diese Praktik mit der unbefangensten Offenheit eingestanden, daß sie als eine ganz erlaubte, naturgemäße, sich von selbst verstehende Tactik vertreten, daß der Correspondent, der des einfältigen Dafürhaltens war: vor Allem sei man der Welt Wahrheit schuldig, darüber gleichsam von oben herab zurechtgewiesen wird, dieß zeigt, in welchem Grade der Sinn für Wahrheit und Recht in der deutschen Literatenwelt erloschen, und wohin es mit unserer Bildung gediehen ist. Noch gräßlicher wäre es, wenn, woran wir nicht zu zweifeln wagen, gerade diese saubere Procedur der genannten Zeitschrift (die jetzt als „Athlet" in Deutschland fortgesetzt wird) gar nicht einmal erheblichen Abbruch thäte, vielleicht gar noch größeren Zuspruch verschaffte. Auch ein großer Theil der Lesewelt will keine Wahrheit, sondern vor Allem durch Pikantes gekitzelt werden. Das sind Zustände, die es kaum bedauern lassen, wenn immer drohendere Zeichen auf das nahe Hereinbrechen einer Sündfluth deuten, welche leicht unsere gesammte Bildung und Cultur, die wahre wie die falsche, die gute wie die schlimme, vom Boden wegspülen dürfte. Besser noch die Barbarei der Rohheit als die der Ueberfeinerung!

Den 19. September 1848.

Die Achse, um welche sich in Deutschland seit den letzten Wochen die öffentliche Aufmerksamkeit dreht, ist der Waffenstillstand, den Preußen am 25. August d. J. zu Malmoe mit der Krone Dänemark geschlossen. Diese Angelegenheit, welche in

das Herz der Geschicke unseres Vaterlandes greift, kann aus den mannigfachsten Standpunkten aufgefaßt werden, und jede dieser Betrachtungen gewährt, wenn sie leidenschaftslos angestellt wird, Aufschlüsse über die Lage Deutschlands, welche in hohem Grade belehrend, wenn gleich nichts weniger als erfreulich sind.

Fassen wir zunächst das Verhältniß Preußens zu dieser gesammten Frage in's Auge. Kein Billigdenkender wird den histor.-polit. Blättern den Vorwurf einer fanatischen Vorliebe für Preußen zu machen geneigt seyn; der rheinische Beobachter, wenn er noch lebte, könnte vollgültiges Zeugniß für uns ablegen, daß wir diesen Abweg stets zu meiden mit gewissenhafter Sorgfalt beflissen gewesen sind. Aber auf der andern Seite fühlten wir uns auch außer Stande, in jene leidenschaftlichen und bitteren Vorwürfe einzustimmen, mit welchen Preußen wegen Abschluß dieses Vertrages von mehr als einer Seite her überhäuft worden ist.

Die Frage nach den innern Motiven, aus welchen Preußen den Krieg unternahm, haben wir schon früher angeregt und zu beantworten gesucht. Seine Absicht, wenn sie überhaupt vorhanden war, ist nicht erreicht. Der Feldzug kann unmöglich ein glänzender genannt werden, auf keinen Fall hat er Preußens Popularität in Deutschland vermehrt. Preußen, auf dem die Last und der Nachtheil des Kriegszustandes zunächst und am schwersten drückte, fühlte auch und zuerst am meisten das Bedürfniß der Waffenruhe. Es schloß den vielbesprochenen Vertrag, weil es ihn schließen mußte. Hierin liegt, unseres Erachtens, das Hauptmoment seiner Rechtfertigung. Kann überhaupt eine Frage dieser Art nach den streng juristischen Grundsätzen des Pandectenrechts und der Proceßordnung, oder muß sie nicht vielmehr, als eine wesentlich politische, rein nach den thatsächlichen Umständen entschieden werden? Preußen gesteht in seiner Instruction an den, zur Abschließung des Waffenstillstandes bevollmächtigten General v. Below vom 27. Juli d. J. unumwunden die Nothwendigkeit ein: sich schnell und

mit möglichst geringer Beschämung aus dem übeln Handel zu ziehen. „Das einzige Mittel der weitern Kriegführung, das uns zu Gebote steht", heißt es in diesem interessanten Actenstücke, „wäre ein erneutes Ueberschreiten der Jütischen Gränze und event. eine Besetzung der Jütischen Halbinsel. Aber selbst durch dieses Mittel wäre nicht einmal die Hoffnung vorhanden, diejenige Einwirkung auf Dänemark auszuüben, welche zu einem unmittelbaren Frieden führen könnte. Gegen den eigentlichen Kern der dänischen Macht, die Inseln und Copenhagen selbst, haben wir keine Mittel der Kriegführung. Die Vortheile aber, welche selbst eine Besetzung von ganz Jütland darbieten könnten, stehen in keinem Verhältniß zu der Gefahr der Verwickelungen, welche eine solche Maßregel hervorzurufen geeignet wäre."

„Dänemark hat gegen jedes aggressive Verfahren gegen die eigentlich dänischen Länder die Unterstützung Rußlands und Schwedens und die Sympathien Englands, und vielleicht selbst Frankreichs für sich. Eine Ueberschreitung der Jütischen Gränze von unserer Seite in Folge des Abbruchs der Unterhandlungen, bei denen Dänemark in den Augen aller Mächte seinen guten Willen gezeigt hat, würde als ein directer Angriff auf Dänemark angesehen werden. Die nächste und ganz unausweichliche Folge davon würde seyn, daß die schon auf Fünen stehenden schwedischen Truppen nach Jütland hinübersetzten, und, von Schoonen aus in kürzester Frist verstärkt, mit den dänischen Truppen activ cooperirten. Zu gleicher Zeit würde Schweden alle ihm zu Gebote stehenden Maßregeln zur See gebrauchen; die große Menge deutscher Schiffe, welche in schwedischen und norwegischen Häfen Zuflucht gesucht und gefunden haben, würde unmittelbar mit Beschlag belegt werden; — die Blokade der deutschen Häfen würde von der vereinigten schwedischen und dänischen Flotte mit der größten Energie gehandhabt werden, und das Bombardement einiger Küstenstädte des nördlichen Deutschlands wäre

die sehr mögliche, der gänzliche Ruin des ganzen norddeutschen Handels aber die sichere und unausbleibliche Folge."

„Eine weitere Folge aber würde in dem nothwendigen Laufe der Dinge die Theilnahme Rußlands seyn; und wenn Deutschland so den Kampf mit dem ganzen Norden und Osten zu bestehen hätte, so würde es von keiner Seite her auf materielle oder auch nur moralische Unterstützung rechnen können; denn selbst wenn England nicht activ am Kriege Theil nähme, so hieße es doch die Lage der Dinge und die in England herrschenden Grundsätze ganz verkennen, wenn man in irgend einer Weise auf dessen Unterstützung für Deutschland rechnen wollte. Eben so wenig hat sich Frankreich in dieser Angelegenheit irgendwie zu Gunsten Deutschlands ausgesprochen *). Euere Hochwohlgeborn wollen zu bedenken geben, in welche Lage Preußen einer solchen Eventualität gegenüber gerathen würde. Der Ausbruch oder auch nur die drohende Befürchtung eines Krieges im Osten würde die königliche Regierung selbstredend in die Nothwendigkeit versetzen, zum Schutze Deutschlands, ihrer Bundespflicht gemäß, ihre Truppen von der nördlichen Gränze, von welcher zu Lande die mindere Gefahr drohen würde, zurückzurufen und an die östliche Gränze zu verlegen; und in welche traurige Lage die Herzogthümer selbst dadurch gerathen würden, bedarf wohl keiner weiteren Ausführung."

„Aber es ist nicht einmal nöthig, solche Eventualitäten in's Auge zu fassen, um die **dringende Nothwendigkeit einer schleunigen Beendigung des Kriegszustandes klar zu machen. Die königliche Regierung sieht sich in der Unmöglichkeit, denselben gegen die Wünsche, die Interessen und die Bedürfnisse ihres eigenen Landes fortzuführen. Der Krieg ist im ganzen Norddeutschland, wegen des Drucks, den er auf die ma**-

*) Die diplomatische Intervention Frankreichs zu **Gunsten Dänemarks** ist erst später erfolgt.

teriellen Interessen ausübt, im höchsten Grade unpopulär geworden. Jeder Tag fügt neue Verluste den alten hinzu. Das in dänischen Händen befindliche deutsche Eigenthum, auf dessen Freigeben seit Langem mit Sehnsucht gewartet wird, beträgt allein mehrere Millionen; aber ganz unberechenbar sind die Wunden, welche jeder Tag der verlängerten Blokade und die Hemmung der Schifffarth unserm Handel und dem Wohlstand aller Länder Norddeutschlands schlägt. — Unsere eigenen Häfen und Ostsee-Provinzen leiden natürlich am allermeisten darunter, und die königliche Regierung hat den dringenden Anforderungen, die von dieser Seite her ohne Aufhören an sie ergehen, nichts entgegenzusetzen. Sie befindet sich in der vollkommenen Unmöglichkeit, den dringenden Anforderungen und Bedürfnissen des Landes gegenüber, gegen dessen Willen, noch länger den Krieg fortzusetzen."

Aufrichtiger hat, so lange es eine Diplomatie gibt, vielleicht noch nie ein Kabinet gesprochen; wir vermuthen daher, daß die, dem preußischen Unterhändler hier ertheilte Weisung, ursprünglich nur unter der Voraussetzung gegeben sei, daß sie strenges Geheimniß bleiben werde. Wenn aber dem Allen so ist, wie der preußische Minister v. Auerswald in der eben angeführten Stelle seiner Instruction sagt — und wer könnte besser über Preußens Lage urtheilen als er! — so hatten Holstein und Schleswig noch von Glück zu sagen, daß der Waffenstillstand auf der Grundlage des Zustandes abgeschlossen wurde, der vor dem Kriege in den Herzogthümern gegolten hatte. „Die Rechte der Herzogthümer", sagt das erwähnte Actenstück, „ihre nationale Selbstständigkeit und Selbstregierung sind in den Bedingungen desselben vollständig gesichert; beide Herzogthümer bleiben während der Dauer desselben eng verbunden unter einer gemeinschaftlichen Regierung von Eingebornen der Herzogthümer, an deren Einsetzung Deutschland mit dem Landesherrn gleichen Theil nimmt; kein Recht, kein Anspruch wird für die dießseitige Feststellung des Friedens aufgegeben;

kein Interesse der Herzogthümer kann in der Zwischenzeit verletzt werden. Ein weiterer Krieg über diese, vom deutschen Bunde selbst gesteckte Gränze hinaus, würde also in dieser Beziehung vollkommen zwecklos seyn, und wesentlich nichts mehr erreichen können, als schon erreicht ist; er würde in den Augen von ganz Europa nur als Eroberungskrieg erscheinen."

So lautet ihrem wesentlichen Inhalte nach die preußische Darstellung des Streitpunktes. Es ist bekannt, daß diese den Eindruck der Kunde vom Waffenstillstande zu Malmoe nicht verwischen, und die Stimmung, welche derselbe, nicht bloß in Frankfurt, sondern an vielen andern Orten, vornämlich im Süden, gemacht hatte, nicht zu Gunsten von Preußen verändern konnte. Die radikale Linke zu Frankfurt, welche in allen demokratischen Vereinen Deutschlands ein lautes Echo fand, nahm mit leidenschaftlicher Erbitterung auf das Entschiedenste Partei gegen Preußen, und eine Fraction der sonst so gemäßigten und milden Mitte, an deren Spitze sich Professor Dahlmann stellte, reichte ihr mit freudiger Hast die Hand zum Bunde für diesen Kampf. Vergebens waren die flehentlichen Bitten Derer, welche ruhiger Ueberlegung Raum gaben, daß das Parlament seinen Beschluß nur um achtundvierzig Stunden und so lange aufschieben möge, bis es Kenntniß von der eigentlichen Bewandniß der Sache und den darauf bezüglichen Actenstücken genommen habe. Vergebens! Dahlmann, der wie es scheint den alten, aus der Zeit seiner Kieler Professur herrührenden, persönlichen Groll gegen die dänische Regierung noch nicht verwunden hat, konnte sich mit dem vorliegenden Ergebniß der preußischen Schilderhebung, welches freilich dem geträumten Rache- und Vernichtungskriege gegen Dänemark nichts weniger als ähnlich sah, unmöglich zufrieden geben. Die bekannte gehässige Leidenschaftlichkeit dieses Mannes, dessen kurzsichtiger und rein theoretischer, doctrinärer Liberalismus ihn zur Würdigung praktischer Lebensverhältnisse wenig geeignet macht, riß das Parlament zu dem, mit schwacher Mehrheit gefaßten Be-

schlusse fort: daß die Ausführung der Bedingungen des Waffenstillstandes von Reichswegen sistirt werden sollte. Ueber die unmittelbaren Folgen dieses Schrittes würde gewiß heute schon jeder Freund des Vaterlandes einen Schleier werfen, wenn es möglich wäre, sie dadurch aus den Jahrbüchern der Geschichte zu streichen, in denen sie, leider! für alle Zeiten ein unvertilgbarer Flecken bleiben werden. Denn schwerlich wird die Nachwelt einem alten, im Rufe ernster Bedächtigkeit stehenden Volke eine Uebereilung zu Gute halten, welche höchstens an heißblütigen, in keckem Jugendmuthe überschäumenden Jünglingen Entschuldigung finden könnte.

Den 20. September 1848.

Oft liegt, in der Shakespeare'schen Tragödie wie in der Weltgeschichte, die herzdurchbohrendste Ironie gerade darin, daß dicht neben dem Medusenhaupte einer ungeheuern Katastrophe die Kappe des Schalkes emportaucht. Eine ähnliche, tragikomische Wirkung macht dem, in unseren Tagen weniger wie je zum Scherze gestimmten Leser, trotz ihrer manierirten Wichtigthuerei, eine kleine Schrift des bekannten ehemaligen Halbdiplomaten und preußischen Staatsstylisten, Herrn Varnhagen von Ense. („Schlichter Vortrag an die Deutschen über die Aufgabe des Tages.") In demselben Augenblicke, wo in Berlin ein, man weiß nicht ob von Tollhäuslern oder eigensüchtig schlauen Demagogen gehetzter, souveräner Pöbel, mit den letzten im Mittelstande lebenden Erinnerungen an die alte, bureaukratisch-militärische Ordnung der Dinge ringt, und Alle, die noch ein Leben oder ein Eigenthum zu verlieren haben, mit stummem Entsetzen die Kunde vernehmen, daß die letzte Säule ihrer Hoffnung wankt, seitdem das preußische Heer sich in wilder, meuterischer Unordnung aufzulösen drohte, in demselben Augenblicke, wo das preußische Königthum im Todeskampfe zu liegen

scheint, Friedrich Wilhelm IV. aber, wie die Zeitungen berichten, in der kleinen Festung Spandau oder anderswo eine unsichere Zuflucht suchen will, in demselben Augenblicke tritt Herr Varnhagen von Ense vor, um dem geneigten Publikum den schwergeprüftesten Dulder aus dem Stamme der Hohenzollern als Kandidaten der Kaiserkrone bestens zu empfehlen. „Alles, was bisher schief und unhaltbar stand, wird dann“ (wenn Preußen erst an der Spitze von Deutschland steht!) „gerade und fest, alle Schwierigkeiten ebnen sich von selbst, alle Unstetten (?) hören auf, verwandeln sich in Vortheile.“ Recht schön! nur würden wir diesem politischen Arzte rathen, zuvor an sich und den seinigen die Kur zu versuchen. Er stelle in Preußen und in dessen Hauptstadt, sichtbarlich und vor den Augen aller Welt, die Ordnung neben der Freiheit her, dann wird es seiner Empfehlung nicht bedürfen, damit Deutschland wiederum anfange, an Preußen zu glauben.

Den 27. September 1848.

Wer den Ereignissen der deutschen Revolution und den Verhandlungen unseres Parlaments aufmerksam gefolgt ist, kann über die Bedeutung des Frankfurter Aufruhrs vom 18ten September keinen Augenblick zweifelhaft seyn. Es war jene gegen die Paulskirche selbst gerichtete Schilderhebung des Radikalismus der äußersten Linken, auf die jeder Verständige schon seit Monaten gefaßt seyn mußte. Nachdem Hecker unterlegen, die linke Seite dauernd in die Minderheit gefallen, die Gallerie, durch welche die Schreckensmänner eine Zeitlang die Versammlung terrorisirt hatten, verkleinert und weniger gefährlich gemacht war, — seit dem ließ sich ein Schlag, wie der jüngst erfolgte, mit einer Sicherheit erwarten, die an mathematische Gewißheit gränzt.

Fragen wir weiter nach der eigentlichen Ursache des Unheils, so liegt dieselbe ungemein nahe. Der consequente Radi-

kalismus will die Anarchie, die Auflösung, die gränzenloseste Verwirrung von ganz Deutschland; diese ihrerseits soll dann wieder den Leitern der Faction als Durchgangspunkt und Mittel zur Tyrannei und zum wildesten Terrorismus dienen. Die bekannten Führer der Parthei wollen herrschen; das Mittel dazu soll der Schrecken seyn, und als Prätorianergarde und hauptsächlichstes Werkzeug ihrer Macht wollen sie den, durch alle Künste der Demagogie aufgehetzten und zugerichteten Pöbel der größeren Städte benützen. Dieß ist das Ziel und der Zweck der Mord- und Greuelscenen. Als moralisches Motiv wirkt hauptsächlich die dämonische Lüsternheit nach Mord, Plünderung und Knechtung aller ehrlichen Menschen; höchstens schwebt ihnen als Muster und Vorbild die französische Schreckenszeit vor. Das Maas jener Gräuel zu erreichen, es den Furien der Hölle und den Marseiller Banden wo möglich noch zuvor zu thun, ist die einzige Ehrensache dieser Species von Deutschthümlern.

Dieser Gesinnung war begreiflicherweise die Waffenstillstandsfrage und das sich an diese knüpfende, gegen die Reichsminister gerichtete Spiel der Herren Dahlmann und von Hermann nichts als eine gute und bequeme Gelegenheit: „an die Leidenschaften (anarchische Krawallsucht nämlich, und blinden Preußenhaß vieler Süd- und Westdeutschen*) zu ap-

*) Der Pöbelaufstand gegen einen der geachtesten Bürger von Koblenz, der für den Waffenstillstand gestimmt hatte, ist nur dadurch zuwege gebracht, daß die Sendboten der Anarchie an den Preußenhaß des Pöbels appellirten, und vorstellten: der Abgeordnete von Koblenz habe doch gewissermaßen zu Gunsten der preußischen Regierung gestimmt. Die weitere Thatsache, daß sein Haus zwei volle Stunden lang der Zerstörung Preis gegeben war, ehe die preußischen Autoritäten es für nöthig erachteten Lärm schlagen zu lassen, erklärt sich einfach aus dem Umstande, daß der Angegriffene zu den Führern der ultramontanen Partei gezählt wird. Unter solchen, sich in tausend Formen wiederholenden Umständen, wo entgegengesetzte Parteien sich in die Hand arbeiten, kann und muß in Deutschland zuletzt nur die wildeste Ochlokratie Siegerin bleiben.

velliren". Die einzige Frage, auf die es in Beziehung auf den Waffenstillstand zu Malmöe ankam, war keine andere, als die: will das deutsche Volk, unter den heute obwaltenden Umständen und um den Rachedurst des Professor Dahlmann zu stillen, gleichzeitig den Krieg mit Rußland, Schweden, Dänemark, England und Frankreich? — Die Antwort kann für keinen, der seines Verstandes in der Zeit einer mehr als babylonischen Sprach- und Gedankenverwirrung noch mächtig geblieben ist, auch nur einen Augenblick zweifelhaft seyn. Daß das deutsche Volk den Frieden will, ist eine so offenkundige Thatsache, daß wir keinen Augenblick zweifeln: derselbe Radikalismus, der heute im Namen der gekränkten Ehre von Deutschland die Majorität ächten will, welche für den Waffenstillstand stimmte, derselbe würde im umgekehrten Falle alle erdenkliche Schmach, verbunden mit der obligaten Anklage des Verraths, auf das Haupt derer gehäuft haben, welche zum Kriege gerathen hätten. Dann hätte man das Gebet des Landmanns um Erhaltung des Friedens; die Thorheit des Versuchs gegen die erklärte Uebermacht von ganz Europa streiten zu wollen; die Zwecklosigkeit des Kampfes; die hinter jedem Kriege lauernde doppelte Gefahr (Unterjochung durch das Ausland, oder im Falle des Sieges inländische Militärherrschaft) geltend gemacht. — Waren doch Radetzky's gefährlichste und ingrimmigste Gegner bekanntlich nicht die Piemontesen, sondern die Wiener Demagogen. Wer wäre der Menschen und der Dinge unkundig genug, um auch nur einen Augenblick die von Polen, Franzosen, Italienern und Juden geführten Meuchlerbanden einer ehrlichen und aufrichtigen Kriegslust fähig zu halten, oder zu glauben, es sei der heimathlosen und kosmopolitischen Anarchie wirklich um Deutschlands Ehre zu thun! — Zu wähnen, daß dieser Rotte der Name: Deutschland etwas Anderes sei, als eine Formel zur Erregung von Krawall und Unordnung; ein Feldgeschrei, woran die Feinde der bestehenden Gesellschaft sich erkennen; eine Devise, unter der sie sich zu Mord und Plünderung vereinigen könnten, — dieß hieße den

Männern und Buben des 18. September in jeder Beziehung zu viel Ehre anthun.

War dieß die Natur und der Charakter des allein und lediglich durch militärische Hülfe niedergekämpften Aufruhrs, so frägt es sich: welches waren seine Streitkräfte? Wir glauben nicht zu irren, wenn wir die bewehrte und kampfwillige Mannschaft, welche die rothe Republik als Kanonenfutter auf die Barrikade zu stellen hatte, ihrer Zahl nach ungemein gering anschlagen. Glaubwürdigen Berichten nach soll das active Heer der Anarchie an jenem, lange vorher schon anberaumten, entscheidenden Tage, zu welchem doch alles zuchtlose Gesindel am ganzen Rheinstrom aufgeboten war, kaum 500 Mann und unter diesen blos 200 mit Büchsen oder sonstigem Schießgewehr Bewaffnete betragen haben. Unter diesen endlich hielten beim Stürmen der Truppen nur etwa 20 auf der Barrikade mit wirklicher Todesverachtung und kriegerischem Muthe Stand. Dieß wären keine sonderlich drohenden Aspecten für Deutschland, wenn nicht die eigentliche Macht der Zerstörungspartei in denen läge, die zwar zu ihr halten, sich aber geflissentlich hüten, mit Büchse, Sense und Keule bewehrt, den Truppen gegenüber zu treten. Ihre Stärke liegt in jener heldenherzigen Bürgerwehr, die 6000 Mann stark ist, aber als der Ruf des Generalmarsches zu dreien Malen durch die Straßen von Frankfurt wirbelte, wirklich nur in der Person von 35 Streitern auf dem Kampfplatze erschien. Sie liegt in jenen Gelehrten und Halbgelehrten, achtbaren Männern, die aus feiger Koketterie und stillschweigendem innern Einverständniß mit dem Gesindel, an dessen endlichem Siege sie längst nicht mehr zweifeln, gegen die einzigen Strafmittel declamiren, welche der anarchische Krawall fürchtet: körperliche Züchtigung und Todesstrafe. Sie liegt in Jenen, welche allen sogenannten politischen Verbrechern, unter allerlei nichtigen Umredungen, der Sache nach Straflosigkeit zusichern möchten, bis diese aber ein für alle Mal ausgesprochen seyn wird, regelmäßig am Tage nach den verübten Gräueln, die Amnestie dafür wie ein gutes Recht der

überwundenen und gefangenen Meuchelmörder und Mordbrenner fordern. Sie liegt endlich in Jenen, die, sei es aus Furcht vor dem Meuchelmorde, oder aus kurzsichtiger Schwäche, oder weil der Gerechtigkeitssinn bei ihnen selbst erstorben ist, oder in der eitlen Hoffnung, durch solche Schonung die Gunst der rothen Republik zu gewinnen, bei Gelegenheit der Berathungen über die Sicherstellung Deutschlands gegen die gräuelvolle Anarchie, der wir entgegengehen, viel zu sagen wissen, aber niemals die einfache Forderung: Gerechtigkeit — aussprechen wollen. In Verbindung mit allen diesen verkehrten oder schlechten Richtungen ist dann freilich die rothe anarchische Republik eine furchtbare, ungeheure Macht geworden, und wir glauben, daß Deutschland, wenn es nicht all seine sittliche Kraft zusammen nimmt, ihr fast unvermeidlich wird erliegen müssen.

In dieser Besorgniß bestärkt uns Vieles, ja das Meiste, was seit der Dämpfung des Frankfurter Aufstandes unter den Augen der deutschen Nationalversammlung geschehen, noch mehr aber das, was in ihrer Mitte nicht geschehen ist. Wir werden darüber nächstens unsere Ansicht aussprechen.

In der kirchlichen Frage, auf die wir ebenfalls noch oft zurückkommen werden, hat das Parlament bei Feststellung der Grundrechte am 11. September den Beschluß gefaßt: „Jede Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbstständig, bleibt aber, wie jede andere Gesellschaft im Staate, den Staatsgesetzen unterworfen.“ Wir wagen nicht zu hoffen, daß diese zweideutige, die Rabbulisterei beinahe herausfordernde Fassung, zumal da sie mit der Verwerfung mehrerer andern, der Freiheit ungleich günstigern Vorschläge Hand in Hand ging, die Gefahren beseitigen werde, denen Deutschland entgegengeht, wenn dessen volksthümliche Regierungen den Versuch machen, wie die frühern bureaukratisch-absolutistischen, auf den Wegen des Territorialismus und Febronianismus fortzuwandeln.

XXXIII.

Die Gewaltthaten gegen die Redemptoristen und Redemptoristinnen in Wien.

(Schluß.)

Der nächste Zornerguß traf die früher erwähnten vier Bürger, welche bei dem Minister sich verwendet hatten, die sogar zu einer Art Widerruf oder Abbitte genöthigt wurden. Durch wen? durch irgend eine Behörde? Dergleichen bestand ja nicht. Nein, durch die überall herumspukende, nirgends in einem anerkannten Organ hervortretende Willkühr und Gewalt. Dieser mußten sie durch einen Maueranschlag sich fügen. Aber wie geschah es? Wären die actuellen Inhaber der Gewalt weniger plump, weniger täppisch, weniger rabiat, um das, was eben nicht Gnade finden kann vor ihren Augen, brutal zu zerstampfen, sie würden diese Beschämung, die bleiben wird, so lange auch nur ein einziges Exemplar des erwähnten Anschlages vorhanden ist, sich erspart haben. Ein zermalmenderer Urtheilsspruch über das unsichtbare und doch bei jeder Veranlassung hervorbrechende Wesen, vor welchem zu dieser Zeit Wien wie im Staube lag, konnte nicht gefällt werden. Vier unbescholtene, ehrenhafte Bürger der Residenzstadt Wien erklären öffentlich, damit gefehlt zu haben, daß sie für willkührlich Verfolgte um gesetzlichen Schutz, für Beraubte um nothdürftige Unterstützung aus dem ihnen Abgenommenen sich

verwendet haben. Welches Document zur Beurtheilung der jetzigen Zustände! Welches Urtheil wird die regenerirte Nachwelt (wenn anders Regeneration zu hoffen ist!) über eine Zeit fällen, die dergleichen Versuche unter die Verbrechen reihte, deren wohlverdiente Bestrafung nur durch schleunigen Widerruf sich abwenden ließ?

Darauf erschien am 8. Mai in dem amtlichen Theile der Wienerzeitung nachstehender Ministerialerlaß:

„Da die in der neuern Zeit in die Monarchie eingeführte Congregation der Redemptoristen und Redemptoristinnen, dann der Orden der Jesuiten, mehrmal zu Störungen der öffentlichen Ruhe Anlaß gegeben haben, da sie bei dem Widerstande, welchen sie in den Gesinnungen und in dem Bestreben **aller intelligenten Klassen** gefunden haben, nicht im Stande waren, ihre Bestimmungen zu erfüllen, und da die bestehenden kirchlichen Institute hinreichen, um für die Bedürfnisse der Religion, des Unterrichtes und der Volksbildung entsprechend zu sorgen, so hat der Ministerrath den Entschluß gefaßt, auf die Aufhebung der Congregation der Redemptoristen und Redemptoristinnen und des Ordens der Jesuiten bei Seiner Majestät anzutragen, welchem Antrage Seine Majestät die Allerhöchste Genehmigung zu ertheilen geruhte.“

War es eine Neckerei des Zufalls, war es Vorbedacht, daß diesem amtlichen Erlaß in dem gleichen Zeitungsblatt ein anderer unmittelbar vorausging, der das allerhöchste Mißfallen über die in Preßburg gegen die Juden ausgebrochenen „gesetzlosen Vorfälle und Verletzungen der öffentlichen Sicherheit, welche jedes Mitglied des Staates, ohne Unterschied des Standes und der Religion, anzusprechen berechtigt ist“, ausdrücken sollte? Wer an der Priorität des Zartgefühls für die Juden vor der Entrüstung über Leute, „welche ihre Bestimmung nicht zu erfüllen im Stande sind“, sich stoßen möchte, der wolle bedenken, wie viel lieber edle, im Sonnenlichte der Zeit sich labende Seelen Acte der Gnade als des Unwillens erlassen, und daß die ihrer Bestimmung so unverdrossen obli-

genden Juden vor denen, welche in ähnlicher Pflichttreue mit ihnen niemals wetteiferten, doch offenbar den Vorzug verdienten. Böswilligen Krittlern könnte es einfallen, auf einen unvereinbaren Widerspruch zwischen dem ersten und dem zweiten Erlaß hinzuweisen; indem jener besage: „jedes Mitglied des Staates habe, ohne Unterschied des Standes und der Religion, Anspruch an die öffentliche Sicherheit", indeß durch den Erlaß Nummer 2 die grellste Vernichtung der öffentlichen Sicherheit mittelst nachträglicher Aechtung derjenigen, die solches hätten erdulden müssen, sei sanctionirt worden, jene Erklärung mithin in Anbetracht des Nachfolgenden entweder keinen Sinn oder keine Wahrheit habe. Es kommt alles darauf an, zu bestimmen, was Stand sei, und ob den Redemptoristen u. s. w. ein Stand dürfe zuerkannt werden? „Herr! es ist eigentlich gar kein Wetter", antwortete einst ein Bedienter seinem Gebieter, der ihn an's Fenster geschickt hatte, um zu sehen, wie die Witterung sei. Auf ähnliche Weise ließe sich auch diese höchst unbescheidene Frage nach vollem Verdienen abfertigen.

Doch hält es immer schwer, eine Abfertigung solcher Art so mir nichts dir nichts als untrüglichen Orakelspruch hinzunehmen. Die Leute, selbst wenn sie sich nicht zu den Intelligenzen zählen, lassen sich nicht mehr so schmiegsam um die Finger wickeln, wie vor Zeiten. Darum traute selbst ein solcher, wenn er noch fügsame Servilität gegen allerhöchste Erlasse sich angezopft hätte, kaum seinen Augen, wenn er beide in einem Athemzug lesen mußte. Die Klugheit hätte wenigstens geboten, eine Frist zum Verschnaufen zu gestatten, und am 8. die Seufzer, am 9. das Quos ego erscheinen zu lassen. Denn wer wird sich in unserer zeitungshungerigen Zeit noch an das Futter des vorigen Tages erinnern?

Wer aber vor dem seit sieben Wochen durch Zeitungen, Kaffeehäuser und Straßen dröhnenden Gelärme seine Ohren, vor dem aufgewirbelten Staube seine Augen frei gehalten hatte, mußte nothwendig stutzig werden, als er diese Kundmachung

las. Er konnte sich gestehen, hier sei mehr geschehen als in Frankreich bei den Stürmen gegen die Jesuiten unter Karl X. im Jahre 1828, unter Ludwig Philipp im Jahre 1844. Alle Diatriben der Radikalen in der schweizerischen Tagsatzung gegen die Jesuiten und ihre Anhänger mußten ihm mit einemmal als höchst bescheiden, gemäßigt, ehrenhaft und gerecht vorkommen im Vergleich zu dem, was das anderthalb Monat alte, verantwortliche Ministerium des neuen Oesterreichs in wenige Zeilen zusammengedrängt hatte. Entschiedene Feindschaft gegen Jesuiten und Redemptoristen auf der einen Seite, Neigung zu ihnen, ja selbst bloßer Rechtssinn oder Parteilosigkeit in Beziehung auf dieselben auf der andern Seite, galt ihm als untrüglicher Prüfstein des Gehaltes der Geister; wo jene, da Intelligenz; wo diese, da gänzliche Abwesenheit aller Intelligenz. Wie prächtig, wie bündig, wie kurz! Die Ukase war erlassen, der Spruch gefällt, eine Weiterziehung gab es nicht. Jeder mag es sich nun selbst sagen, unter welchem der beiden Haufen, in die jetzt die Gesammtbewohner der Monarchie geschieden sind, er sich einzureihen habe; Jeder mag hiernach — da ja die Intelligenz allem vorangehen soll — selbst entscheiden, ob er ferner zu irgend Etwas brauchbar sei. Das Urtheil Salomos ist nicht bloß gefällt, sondern wirklich vollzogen; das Kindlein (Oesterreichs Volk) liegt jetzt, in zwei Theile zerspalten, vor unsern Augen.

Wäre dieß von den Urhebern des Erlasses auf eigene Faust und Verantwortung hin geschehen, man könnte es noch hinnehmen und denken: wer weiß, ob sie sich nicht besinnen, oder mit der Zeit erfahren werden, daß es selbst unter den Nichtintelligenten, wenn nicht gescheidte, doch brauchbare Köpfe geben könne; redliche Seelen aber immer noch so viele, als unter den Intelligenten aller Klassen, die jetzt so erstaunlich viel von sich reden machen. Daß sie im Grunde als die allein Vorhandenen und ausschließlich Berechtigten gelten sollen, die andern eigentlich gar nicht in Betracht kommen können? Aber sie haben sich nicht darauf beschränkt, den Orakelspruch aus

eigener Machtvollkommenheit, anneben in unterwürfiger Huldigung gegen diejenigen von sich zu geben, die alle Denk-, Sprach-, Druck- und Thatfreiheit seit dem 15. März als Monopol in Verwahrung genommen haben; sondern selbst der gute, fromme Kaiser sollte in ihren Begriffskreis hineingezogen werden. Man weiß zur Genüge, wie er der harten Cabinetsordre, welche Verurtheilung ohne Untersuchung und Verantwortung verhängte, nur mit blutendem Herzen zustimmte. Gott weiß, was sie ihm da für einen Popanz von Gefahren dürften vorgegaukelt, wie sie jenes Spectrum, welches man nach Belieben bald für das Sublimat aller Weisheit, bald für den todten Niederschlag auf dem Boden der Staatsretorte ausgibt — das Volk — vor seinem Blick mögen heraufgezaubert haben. Dießmal mußte das Spectrum die erste dieser Gestalten annehmen, und so haben sie dem schwergeprüften Monarchen die Zustimmung abzulisten gewußt, Tausenden und Tausenden seiner getreuesten, ruhigsten, redlichsten, anhänglichsten Unterthanen die theure Gottesgabe des Verstandes rundweg abzusprechen. Wird der Reichstag einen Berryer aufzuweisen haben, welcher sich der noch weit ärger „Gebrandmarkten", als jener, die Heinrich dem Fünften in England ihre Aufwartung machten, annähme? Wir bezweifeln es. Nicht jeder Boden kann dieselben Früchte tragen, die ein anderer hervorbringt. Es ist hier auch schwer, weil das Verantwortliche mit der unverantwortlichen Majestät sich zu decken gewußt hat. Da hätten wir nun zu den manchen früher ungekannten Erscheinungen in der Gesellschaft eine neue: den ausgesprochenen Geistespauperismus, welcher offizieller Erklärung zufolge auf eine zahllose Menge von Individuen sich abgelagert hat. Auch ein Fortschritt, aber gerade kein besonders erfreulicher! Thäte es nicht Noth, um vor Mißgriffen sicher zu gehen, an die Stelle der vormaligen Conduitenlisten, Intelligenzenlisten treten zu lassen? Einen dankenswerthen Vorgang hat hierin die kaiserlich privilegirte Wiener Zeitung vom 21. Juni gemacht.

Die Logik ist nicht gerade die stärkste Seite der heutigen Bewegungsmänner, Staatenerneuerer und derjenigen, die ihnen hülfreiche Hand bieten. Sie kennen ihre Leute, auf welche sie sowohl durch das gedruckte als durch das geschriebene Wort wirken wollen, zu gut, als daß sie mit jener sich viel sollten zu schaffen machen. Die Leidenschaft ist das Agens, welches fruchtbarlich in Bewegung soll gesetzt werden. Auf dieses wirken das glühende Wort des Hasses und der blaue Dunst besser als alle Logik, welche hier verhindernden Einfluß üben könnte. Also ist dieselbe Eingangs des Erlasses wohlberechneter Maßen bei Seite gesetzt und mit drastischerer Wirkung gesagt worden:

„Redemptoristen, Redemptoristinnen und Jesuiten haben mehrmals zu Störungen der öffentlichen Ruhe Anlaß gegeben;" dieß zwar nicht in Lemberg, Tarnopol, Venedig, Brescia, wo die öffentliche Ruhe wirklich in etwas bedenklichem Maße gestört worden ist; auch nicht in Innsbruck, welches die erforderliche Anzahl Intelligenzen hiezu nicht aufzutreiben vermochte, wohl aber in Grätz, Wien, Eggenburg und Krems, wo alles in so süßem Frieden geruht und sein Pfeifchen geschmaucht hätte, wären nur jene, deren wegen die guten Leute sich beunruhigen mußten, nicht vorhanden gewesen. Ein Juwelier auf dem Kohlmarkt mag nur sein Gewölb·gut verwahren, denn würde ihm zweimal hinter einander eingebrochen, so läge doch klar am Tage, daß Niemand anders als er die Einbrüche veranlaßt hätte, für solche unverantwortliche Gefährdung der Sicherheit nur er zu bestrafen wäre, denn wer hat ihn geheißen Juwelier zu seyn, den Appetit Anderer auf so unverantwortliche Weise zu reizen, seine Bestimmung als Bürger so wenig zu erfüllen.

Redemptoristen und Redemptoristinnen waren demnach, gleich menschenfeindlichen Geschöpfen, erst gehetzt, hierauf der bittersten Noth preisgegeben, endlich durch den erwähnten Erlaß geächtet worden; noch blieb dem Schreibervolk übrig, an ihnen sich zu verherrlichen. In einer so betriebsamen und federfertigen Zeit, welche der dreiunddreißigjährige Friede mit einer früher ungekannten Art Ungeziefers — Literaten genannt — heimgesucht hat, konnte auch dieses nicht ausbleiben. Schon in der Mitte Aprils kündigte ein gewisser Nordmann (weiter ein unbekannter Name) an, er werde in zehn Heften ein Werk erscheinen lassen: „Die Liguorianer, ihre Constitution und Correspondenz." Er lud zur Supscription auf sein Geschreibe ein mit folgender Ankündigung:

„Liguorianer! . . . Kein ehrlicher Mann spreche dieses Wort ohne einen zähneknirschenden Fluch aus; es sei beschimpft und gebrandmarkt für alle Zeiten. Wir haben dieses verfluchte Wort in den dreimal heiligen Märztagen für immer ungültig gemacht; man wird es uns nie und nimmer aufdringen können . . . das mögen sich die Herren von der religiösen Reaction gesagt seyn lassen."

„Die Liguorianer sind endlich verjagt worden. Es war die höchste Zeit! Die Intelligenz hat sie angeklagt, der gesunde Sinn des Volkes hat sie verurtheilt, eine energische That Aller hat sie gerichtet. Anklage, Urtheil und Gericht waren gerecht . . und nur ein fanatischer Dummkopf oder ein jesuitischer Schuft wird die gerechte Volksprocedur verdächtigen wollen" u. s. w.

Der „ehrliche Mann“, Johannes Nordmann, kündigt mit seiner Schrift „ein historisches Document“ an. Welche Bedeutung Geschichte und Document für ihn haben, läßt sich daraus erkennen, daß er alle diejenigen zu Mittheilungen aufruft, welche etwas gegen die Liguorianer mitzutheilen wissen; das für natürlich kann der zeitgemäße Historiograph nicht brauchen. Wie vortrefflich er als solcher, aber nur in ungetrennter Verbindung mit jenem Beiwort sich qualificire, bewährte er schon auf den ersten Seiten seines ersten Heftes, zwar in unbedeutenden Sachen, die aber doch den gründlichen Historiker zu erkennen geben. So läßt er den Pater Hoffbauer erst im Jahre 1815 nach Wien kommen, während er zu dieser Zeit schon eine bedeutende Wirksamkeit sich erworben hatte; aus dem Erzbischof von Wien, Grafen Hohenwart, macht er zwei Personen; ferner macht er jenen zum Beichtvater der Congregation der Mechitaristen, während er bloß in der dortigen Kirche Laien Beicht zu hören pflegte; die Zusammenkünfte zu geistlichen und wissenschaftlichen Besprechungen verwandelt Nordmann in „Abendgesellschaften“, die Hoffbauer gegeben habe; als den entschiedensten Gönner desselben nennt er den Präsidenten der Polizei-Oberhofstelle, Grafen Sedlnitzky. Auch das Wahre ist mit seyn sollendem Witze zu dem beabsichtigten Zwecke zurecht gemacht. Es läßt sich erwarten, mit welchem gehaltvollen Werk die Literatur durch gedachten Johannes Nordmann wird bereichert werden.

Es scheint aber, Alles, was binnen zwei Monaten auf so entsetzliche Weise gegen die Verfolgten vollführt worden ist, genüge nicht, so lange man von dem Daseyn auch nur eines Einzigen noch eine Spur habe. In der zweiten Hälfte des Juni meldete ein Wiener Blatt: „ein ehemaliger Liguorianer wurde arretirt, welcher seit mehreren Tagen hülfelos herumirrte.“ — Welcher Maßstab für unsere Civilisation! Das Hülfeleisten bringt Ruhe, Sicherheit und Existenz in Gefahr, das hülfelos Herumirrrn in den Kerker. Und eben diese Leute, welche dem Erzbischof durch Katzenmusik kund geben, wie sie eine pflichtmäßige Verwendung desselben für Verfolgte und Beraubte beurtheilen, fragen nun: „warum sorgt denn das erzbischöfliche Ordinariat nicht dafür, daß diese Mitglieder der ehemaligen Congregation auf angemessene Weise endlich verwendet werden?“ Geschähe es aber, würden nicht vielleicht ebendieselben wieder herumbrüllen: „Die Ruhe der Stadt sei dadurch gefährdet?“

XXXIV.

Rede und Antwort.

I.

Rede des Herrn von Beisler.

Ein weitverbreiteter Ruf dieser Zeit ist der nach Freiheit der Kirche, nach Unabhängigkeit der Kirche und nach Trennung derselben von dem Staate. Diesen Ruf hört man nicht etwa nur von einer Seite, sondern man kann ihn von allen Seiten vernehmen. Man hört ihn von den Royalisten, von den Republikanern, von den Freunden, wie von den Feinden der Kirche. Es ist offenbar, daß die verschiedenen Schattirungen, wenn sie hier das Wort „Freiheit" gebrauchen, sich gleichwohl jede etwas Anderes darunter denken muß, als die andere. Wenn ich mir die Sache klar zu machen suche, so scheint es mir, daß die Einen hier unter der Freiheit wirklich die Freiheit nach dem gemeinen Begriffe „Freiheit" meinen; die Andern mögen die Freiheit der Kirche meinen; wieder Andere mögen darunter die Freiheit verstehen, der Kirche so viel als möglich Abbruch zu thun, und wieder Andere mögen darunter die Freiheit verstehen, unbeirrt durch die Staatsgewalt und unberücksichtigt über die staatlichen Verhältnisse, das zu thun, was man eben zu thun für angemessen

findet, und nebenbei nach den Zügeln der weltlichen Regierung zu greifen. Dieser Verhalt legt die Verpflichtung auf, sich nach Anhaltspunkten umzusehen, wie denn so eigentlich dieser so weit verbreitete Ruf entstanden seyn möge? Sehen wir uns hierüber in der Geschichte um, so finden wir darin nichts besonders Dienliches zu dieser Frage; wir finden da, daß namentlich durch das ganze Mittelalter hindurch viel Hader zwischen Kirche und Staat war, daß dieser Hader sich bisweilen beschwichtigte, dann wieder anfing. Das Resultat davon ist, daß in dieser ganzen Zeit von Jahrhunderten Kirche und Staat sich nicht einander missen, aber auch nicht sich mit einander vertragen konnten; und als weitere Thatsache zeigt sich hier, daß, wenn der Hader beschwichtigt war, er jedesmal und alsogleich wieder aufloderte, so oft der Staat sich der Kirche nicht fügen wollte. Der Eintritt der Reformation hat in dieser Beziehung eine Aenderung hervorgebracht: in Folge der Reformation nämlich haben die protestantischen Fürsten das höchste Episcopat der Kirche an sich genommen; in Folge der Reformation ist der Papst absoluter Monarch der katholischen Kirche geworden, oder vielmehr hat sich dazu gemacht. Von da an hat begreiflicher Weise der Zwist eine lange Zeit hindurch zwischen Kirche und Staat größtentheils aufgehört. Bei den protestantischen Monarchen war, wie gesagt, das Episcopat mit der Monarchie verbunden; in den katholischen Ländern hat sich die Kirche an die Monarchen enge angeschlossen und hat sie ohne Ausnahme beherrscht; der Unterricht der Jugend, die Erziehung der Prinzen lag in ihren Händen. Dieser Zustand der Dinge ist in seine höchste Blüthe zu der Zeit getreten, als Cardinäle Minister, als Mönche Gesandte waren. Es hatte sich damals die Kirche ganz verweltlicht und die verweltlichte Kirche hat damals die Drachenzähne der französischen Revolution gesäet. Der Ruf nach Trennung der Kirche vom Staate gehört nun gänzlich der Neuzeit an; es ist etwas, was noch nicht da gewesen ist; es ist etwas, was einen tausendjährigen Zustand in unseren Verhältnissen ändern soll. Es fragt sich

nun: ist diese Trennung, die gefordert wird, naturgemäß? Was sich trennt, liebt sich nicht, was naturgemäß und zweckmäßig von einander geschieden werden soll, muß naturgemäß sich von einander abstoßen. Ich kann mich nun und nimmermehr mit dem Gedanken vertraut machen, daß dem wirklich so sei. Das Christenthum durchdringt seit mehr als tausend Jahren, so weit reicht die Geschichte des Christenthums in Deutschland hinauf, alle Verhältnisse des menschlichen Lebens, das ganze Staatsleben. Wenn es eine Aufgabe des Staates ist, dafür zu sorgen, daß die Menschheit einem edleren Ziele zustrebe, so kann ich mir nicht denken, wie ihm das Christenthum gleichgültig seyn soll; ich kann mir nicht denken, daß das Christenthum wie eine Zunft, wie eine Innung, wie eine Casinogesellschaft bestehen soll, um welche sich der Staat in Nichts anzunehmen habe. Hier tritt nun auch noch eine weitere Frage vor: ich habe von dem Rufe gesprochen, der von vielen Seiten nach Trennung erschallt; hat denn bis jetzt die Kirche selbst diese Trennung gefordert? Wenn ich von der Kirche spreche, meine Herren! so verstehe ich überhaupt die christliche Kirche, die protestantische, wie die katholische. Ich frage hier: hat denn hier die Kirche durch ihre Organe diese Trennung gefordert? Mir ist nichts davon bekannt, ich habe bloß Stimmen einzelner Mitglieder dieser Kirche gehört, von einer Forderung der Kirche noch kein Wort! Wenn ich nun alle diese Verhältnisse bedenke, so komme ich auf einen andern Punkt, der vielleicht Licht in die Sache bringen möchte. Es ist der Kirche der Trieb, zu herrschen, über die weltlichen Verhältnisse zu herrschen, durch eine verhängnißvolle Erbschaft aus einer Zeit überkommen, wo er eine Nothwendigkeit war: als unsere Voreltern Gallien eroberten, fanden sie dort die Kirche als einziges, kräftiges, wohlgegliedertes Institut, welches zugleich der Träger der Intelligenz war. Alle übrigen waren faul, verkommen, unbrauchbar. Wollten die deutschen Fürsten, die Gallien eroberten, ihre verweichlichten, aber intelligenten und in der Cultur weit vorgeschrittenen Un-

terthanen, die Römer, oder vielmehr die romanisirten Gallier beherrschen, so konnten sie dieß nur durch die Kirche. Diese ganze Kirche bestand aber aus Römern, daher kam es, daß in den ersten Generationen die höchsten Beamten des Staates durchaus Kirchenbeamten waren, und noch lange Zeit hindurch hat das vorgewaltet. Unsere Voreltern ließen sich taufen, sie wurden aber damals noch nicht Priester. Dieß Verhältniß der Herrschaft der Kirche über den Staat hat bei den Merovingern und Karolingern fortgedauert, wenn auch hie und da ein kräftiger Regent den Uebergriffen des Clerus Schranken zu setzen suchte. Die Wurzeln der Herrschaft hat er nicht angetastet, wie beispielsweise Karl der Große zeigt, der die Kirche zur Mehrung seiner Macht gebrauchen wollte. Schon unter seinem Sohne, Ludwig dem Frommen, auch der Einfältige genannt, zeigt es sich, wer dem Anderen gedient habe, der Staat der Kirche, oder die Kirche dem Staate. Dieses Verhältniß dauerte noch einige Zeit fort, bis unter den deutschen Kaisern der Kampf der weltlichen Macht mit der geistlichen begann. Auch da war die Herrschaft der Kirche über das Weltliche eine Nothwendigkeit, sie war der schützende Damm gegen die Despotie, die von den Kaisern drohte. So ging es bis zur Zeit der Reformation. Seit dieser hat die Nothwendigkeit der Herrschaft der Kirche über den Staat aufgehört, nicht aber die Gewohnheit und Lust, zu herrschen. Was indessen früher von der Kirche, aus dem Centrum der Kirche geschehen ist, hat von da an eine Partei übernommen, welche das, was überhaupt von der Kirche, aus dem Centrum, geschah, auf eigene Rechnung, von der Peripherie aus vollzieht. Diese Partei, die sich überall als Mandatar der Kirche gerirt, und die von den meisten Mitgliedern derselben so angesehen wird, als wenn sie wenigstens ein mandatum praesumtum habe, diese Partei hat verschiedene Namen bekommen; ich will sie hier bloß die clerikal-politische nennen und zwar aus dem Grunde, weil ihr Wirken rein politisch ist, nämlich der Kirche zur weltlichen Gewalt zu verhelfen, weil ihre Führer eben so gut dem Laienstande,

als dem Priesterstande angehören. Was nun die Erfolge dieser Partei betrifft, so scheint die Kirche das, was sie ihr erringt, gleichwohl nicht von der Hand zu weisen. Es ist eben so wenig bekannt, daß dieses Wirken von der Kirche desavouirt wurde, als es bekannt wäre, daß sie es gebilligt hätte. Es scheint, die Sachen machen sich da so historisch, und wenn sie historisch geworden sind, nimmt man sie so wie sie sind, wie man sie gebrauchen kann. Auf diese Weise entsteht nun eine ganz eigenthümliche Lage der Kirche, der übrigen Weltlage gegenüber. Alles in der gebildeten Welt ist jetzt in einer Umwandlung begriffen. Die Staaten, welche bisher unumschränkte monarchische Formen gehabt haben, gestalten sich um, und umgeben sich mit demokratischen Institutionen. Diesem gegenüber steht die absolut monarchische Kirchengewalt, mehr bestrebt als jene, diesen Absolutismus zu erhalten. Es entsteht da ein Zwiespalt, der sich in keiner Weise mit unserer Zeit versöhnen will. Es entstehen da übrigens Nachtheile in zwei Richtungen; in der einen Richtung auf dem innern Gebiete der Kirche selbst, in der andern in weltlicher Beziehung. In Beziehung auf die Kirche selbst hat das unumschränkte Walten in derselben den Nachtheil, daß man so gern Religion macht, d. h., daß man, ohne den Willen, ohne das Bedürfniß, ohne den Wunsch der Kirchengemeinde zu fragen, der Religion eine gewisse bestimmte Richtung zu geben sucht. Meine Herren! Sie haben die Folgen dieses Religionmachens in der jüngsten Zeit gesehen. Dieses Religionmachen hat in die protestantische Kirche ein tief eingreifendes Zerwürfniß gebracht. (Eine Stimme: Es hat Niemand Religion gemacht!)

Präsident: Ich muß bitten, den Redner nicht zu unterbrechen!

v. Beisler: In Bezug auf das Weltliche hat dieser Absolutismus der Kirche den Nachtheil, daß sie da und dort fortwährend zu weltlichen Zwecken gemißbraucht wird. Es liegt ferner ein großer Nachtheil namentlich darin, wo verschiedene Confessionen in einem Staate vereinigt sind, und die Ernen-

nung zu allen Kirchenämtern ohne entscheidende Mitwirkung der Gemeinden der alleinigen Bestallung des Souverains einer andern Confession anheimgegeben ist. Es kann da das Wohl der Kirche nicht gedeihen, das Vertrauen zur Regierung nicht aufkommen. In weltlicher Beziehung hat es noch den Nachtheil, daß die Kirche in sehr auffallender Weise zu weltlichen Zwecken mißbraucht werden kann. Ich mache Sie auf einen Vorgang aufmerksam, welcher unter unsern Augen vorgekommen ist, nämlich auf den italienischen Krieg. Wir haben da das unerhörte Scandal erlebt, daß die Truppen des Papstes sich mit dem Kreuz geschmückt haben, um einen Kreuzzug gegen einen christlichen Staat, und zwar gegen denjenigen christlichen Staat zu unternehmen, der von jeher die Hauptstütze des päpstlichen Stuhles war. Man sage nicht, der Papst sei gezwungen worden, er habe unter dem Drucke der Umstände gehandelt, er habe sich geweigert, den Krieg zu erklären. Nun ja, ich gebe zu, er hat sich geweigert, er hat sich aber gesträubt wie eine Braut. (Bravo. Große Heiterkeit.)

Präsident: Es ist dabei nichts zu lachen, im Gegentheil, ich möchte den Ausdruck tadeln.

v. Beisler: Ich nehme die Rüge hin. Meine Herren! einen Papst zwingt man nicht, man kann ihn tödten, aber nicht zwingen, am allerwenigsten zwingen, ein antichristliches Scandal unter seinen Augen vorgehen zu lassen. Es ist aber nicht der ernstliche Versuch gemacht worden, diesem Scandale Einhalt zu thun; es ist vom Papste dem Ministerium nicht befohlen worden, diese Kriegserklärung zurückzunehmen, es ist vom Papst den Truppen nicht der Befehl gegeben worden, über den Po zurückzugehen. Hätte der Papst diesen Befehl unmittelbar und direct an die Truppen ergehen lassen, hätte er sie für feldflüchtige Verräther erklärt, wenn sie demselben nicht gehorchten, so würden sie gewiß gehorcht haben. Zudem bestanden diese Truppen durchaus nicht bloß aus Italienern, sondern es waren viele Schweizer dabei. (Stimmen auf der Linken und im Centrum:

Zur Sache!) Ich billige es nicht, meine Herren! daß die Schweizer um Geld einer jeden Sache dienen. (Zuruf: Zur Sache!) Meine Herren! ich glaube hier auf den Uebelstand genügend aufmerksam gemacht zu haben, welcher nicht zum Wohle der Kirche dient, wenn ihr Regiment ein absolut monarchisches ist. Wollen Sie nun die Kirche vom Staate trennen, so werden Sie damit nichts Gutes machen, wie Ihnen dieß schon von dieser Stelle aus bemerkt worden ist. Sie werden entweder den Kampf verewigen, oder es wird dahin kommen, daß entweder die Kirche den Staat, oder der Staat die Kirche unterjocht. Auf diesem Wege ist nicht voranzukommen, um so weniger, als überhaupt die monarchischen Institutionen der Kirche sich mit den demokratischen Institutionen unserer Zeit nicht vertragen. Ich erblicke daher in dem Ruf nach Trennung der Kirche vom Staate, wenigstens von einer Seite, lediglich die Abwehr der demokratischen Einrichtungen. Wenn die Kirche mit dem Staat vereinigt bleibt, so werden natürlich die Reichsversammlungen, die Landtage der einzelnen Staaten in denjenigen Gegenständen, wo die Kirche mit dem Staat verwachsen ist, tagen und Beschlüsse fassen, sie werden darüber in Deliberation treten. Das will sich der Absolutismus nicht gefallen lassen, und darum mag man von einer Seite vorzugsweise die Trennung beabsichtigen, theils um den Monarchismus der Kirche rein von den demokratischen Einwirkungen der weltlichen Institute zu bewahren, theils um durch den Monarchismus der Kirche wieder auf die demokratischen Einrichtungen des Staats einzuwirken. Als einen weiteren Beweis, wie sehr dieser Gang, den die Kirche seit der Reformation eingeschlagen hat, zur Verweltlichung der Kirche führt, will ich Ihre Aufmerksamkeit nur auf die jüngsten Wahlen zum Parlament und zu den verschiedenen Landtagen lenken. Da haben wir gesehen, mit welcher Entschiedenheit, mit welchem Eifer überall die Kirche nach diesem mächtigsten Hebel der weltlichen Gewalt gegriffen hat. Die Vertretung im Parlament, die Vertretungen in den Ständeversammlungen der einzelnen Staa-

ten möchte ich das politischste aller politischen Rechte nennen. Nun wohl, die Kirche, deren Stifter der Meinung war, ihr Reich sei nicht von dieser Welt, hat sehr fest nach diesem Reich der Welt gegriffen. Das, meine Herren! ist die Folge der absoluten monarchischen Einrichtungen der Kirche, und in dieser Beziehung ist es nothwendig, daß etwas geschieht. Wenn Sie die Verfassung der Kirche lassen, wie sie ist, und die Kirche vom Staate trennen, wenn Sie, was ebenfalls verlangt wird, die Schule mit hinübergeben, wenn Sie, was wieder verlangt wird, ein Wahlgesetz auf breitester, demokratischer Basis bis in die unterste Hefe des Volks herab beifügen, wenn Sie noch das freie Associationsrecht und das Einkammersystem geben, dann, meine Herren! haben Sie die Priesterherrschaft fertig gemacht, Sie werden aber dem Christenthume eine Wunde geschlagen haben, wie sie ihm seit achtzehn Jahrhunderten nicht geschlagen worden ist. (Vielfache Zustimmung und Widerspruch.) Meine Herren! Es ist wahr, wir haben es hier mit einem Zustande zu thun, der vielhundertjährige Erinnerungen für sich hat, der glorreiche Erinnerungen für sich hat. Es ist schwer, einem solchen Zustande die Axt an die Wurzel zu legen, indessen unsere Zeit hat so manches tausendjährige Ungehörige beseitigt, sie mag auch die Hand daran legen. Das Heilmittel suche ich wo anders, als in der Trennung der Kirche vom Staate. Wenn Ruhe und Friede in der Kirche, wenn Friede zwischen Staat und Kirche werden soll, so muß das zur Zeit des Constanzer Concils gesprochene päpstliche Wort in Erfüllung gehen: „Die Kirche muß sich reformiren an Haupt und Gliedern!“ Damit will ich sagen: die Kirche muß ihre Verfassung ändern, sie muß ihre Verfassung ändern nach dem Geiste der Zeit, so wie die weltlichen Regierungen sie geändert haben. Man wende mir nicht ein, das könne die Kirche nicht, die Kirche sei stabil, wie sie jetzt sei, sei sie immer gewesen. Das ist nicht so, die Kirche hat zu verschiedenen Zeiten verschiedene Verfassungen gehabt, sie war ursprünglich demokratisch, sie ist dann aristokratisch geworden, dann

aristokratisch=monarchisch und endlich absolut=monarchisch. Ich sehe nicht ein, wie sie nicht zu der ursprünglichen edlen und würdigen Form, zu derjenigen Form zurückkehren kann, die ihre Meister haben wollte. Meine Herren! Man gebe uns die seit dreihundert Jahren schuldig gebliebenen ökumenischen Concilien, die Reichssynoden, die Landessynoden zurück. Die ökumenischen Concilien werden für die Einheit des Glaubens sorgen, die Reichssynoden werden uns die Nationalkirche geben, und der Zwiespalt zwischen Kirche und Staat wird sich auf einmal dadurch, daß die Kirche sich der Nation anschließt, in Humanität auflösen, von vielen Millionen Christen wird das drückende Gefühl, daß sie bei dem jetzigen Zustande befällt, von der Brust weichen, und sie werden sich wieder frei bewegen, sie werden sich wieder der Kirche mit Entschiedenheit anschließen, der Viele sich nicht mehr mit Liebe anschließen konnten. Meine Herren! Ich habe hier von Reichssynoden gesprochen; man hat bis jetzt in dieser Frage immer nur von der Kirche gesprochen, ich habe sehr wenig von der Kirchengemeinde gehört; unter Kirche verstehe ich aber nicht bloß die Clerisei, sondern die Clerisei und die Gemeinde. Die Gemeinde muß in diesen Synoden vertreten seyn, nicht die Clerisei allein, und es ist dieses eine Einrichtung, die wohl zu treffen ist. Wir haben uns mit Vielem beschäftigt in den Grundrechten, wovon ich wenigstens glaube, daß man Vieles zum Besten der Ruhe Deutschlands hätte hinweglassen können; ich meine, man sollte sich mit dem beschäftigen, in welchem Deutschland einig ist oder leicht einig werden kann, anstatt der Fragen, in welchen die Zwietracht liegt. Hier, meine Herren! ist Einigkeit zu erzielen, und die Sache ist zu machen. Es hat ein Redner vor mir von diesen Synodal=Versammlungen gesprochen, er hat mit einer Art Sehnsucht darauf zurückgeblickt, er hat es aber so gethan, als sei es unmöglich, zu diesem Gute zu gelangen. Dem ist aber nicht so; wenn Sie aussprechen, daß wir Reichs=Synoden haben sollen, so haben wir sie, denn Sie sprechen etwas aus, was im Wesen des deutschen Volkes tief

Volk tief begründet ist. Natürlich haben Sie ein Gesetz zuerst zu machen, wie diese Synoden beschickt werden sollen, und worauf ich jetzt nicht glaube, mich einlassen zu sollen. Ich will es nur andeuten, um den Antrag zu motiviren, den ich in dieser Beziehung stelle. Wenn eine solche Ordnung der Dinge eintritt, dann wird sich die Sache ganz anders gestalten. Das oberste katholische Kirchenhaupt wird nicht mehr der gefürchtete Gegner mancher Regierungen seyn, er wird der freie Leiter einer großen Weltgemeinde seyn; unsere Kirchenfürsten, unsere Bischöfe werden nicht mehr absolut regieren, sie werden nicht mehr Satrapen des Papstes seyn, sie werden aber constitutionelle Kirchenfürsten in der edelsten Bedeutung des Wortes seyn, und unsere Pfarrer werden nicht mehr der Willkühr der Bischöfe anheim gegeben seyn, sie werden wirkliche Pfarrherren seyn, welche im Vereine mit ihren freien Gemeinden ein entscheidendes Wort in ihren eigenen Angelegenheiten mitzureden haben. Dieses veranlaßt mich nun, folgenden Antrag zu stellen. Ich beantrage nämlich, an die Stelle des §. 14 folgenden Beschluß zu stellen:

„Die Angelegenheiten der christlichen Kirche Deutschlands, namentlich ihre Beziehungen zu dem Staate, werden durch eine Reichssynode geordnet."

Ich sage hier: „geordnet", nicht „festgestellt", weil eben Deutschland meiner Ansicht nach keine souveraine Kirche neben dem souverainen Staat haben kann. Die Synoden sollen die Gegenstände vorbereiten, es hat dann die Reichsgewalt im Vereine mit der Reichsvertretung die nöthigen Gesetze zu geben. Ich spreche hier von einer Reichssynode, obgleich Deutschland mehrere christliche Confessionen hat, und ich bleibe bei dieser Einen Reichssynode, und zwar aus dem Grunde, weil einige Gegenstände allen Confessionen gemein sind, nämlich die Stellung der Kirche zum Staate, dieses ist allen Confessionen gleich, und über diese Frage wird eine gemeinsame Reichssynode zu tagen haben. Handelt es sich dann um confessionelle Gegen-

stände, dann trennt sich die Reichssynode in confessionelle Synoden, und verhandelt und beschließt unabhängig, eine jede für sich. Meine Herren! unsere weltlichen Fürsten haben viel, sehr viel von ihrer Souverainetät ablassen müssen, zum Besten des Gemeinwohles. Machen wir dieselben Anmuthungen an unsere geistlichen Fürsten, machen wir sie an sie im Namen des Christenthums, im Namen des Friedens zwischen Kirche und Staat.

II.

Antwort.

(Eine Rede, die in der Paulskirche nicht gehalten worden ist.)

Mein Herr Vorredner*) hat von einem unzweifelhaften Rechte Gebrauch gemacht. Er hat seine Meinung offen und ohne Rückhalt dargelegt. Es versteht sich von selbst, daß ihn dabei wie ein eherner Schild jene Vermuthung des guten Glaubens und der Redlichkeit seiner Absicht deckt, die uns Allen zu Gute kommen muß, wenn nicht die Rednerbühne der Paulskirche ein Tummelplatz der wüthendsten Leidenschaften werden, und das deutsche Parlament jedweden Anspruch auf Achtung in den Augen der deutschen Nation und aller Völker Europas verlieren soll. Diese rechtliche Vermuthung wird freilich

*) Wir Deutsche haben eine unvertilgbare Naturanlage zum Zopfstyl, von welchem das Kanzleideutsch nur eine Spielart ist. Ein solches ist auch bereits auf bestem Wege, sich in der Paulskirche zu bilden. „Vorredner" ist nach dem dortigen Sprachgebrauche nicht der, welcher eine Vorrede geschrieben oder gehalten, sondern Jener, welcher zuletzt gesprochen hat. Spötter könnten dazu bemerken, daß wir, da Jeder nothwendig der Vorredner seines Nachmannes ist, niemals aus der Vorrede heraus und in Ewigkeit nicht zur Sache (d. h. zur Ordnung und Freiheit) kommen dürften.

nicht im Stande seyn, die Gefühle des Schmerzes, der Entrüstung und der tiefsten Besorgniß vor der Zukunft niederzukämpfen, Gefühle, die mein Vorredner leider in den Herzen aller Derer wach gerufen hat, die mit treuem Gemüthe an dem Glauben ihrer Väter hängen. Sie begreifen, meine Herren! daß nichts leichter wäre, als diesen Gefühlen Worte zu leihen, und dem Abgeordneten von Erding in einer Weise zu entgegnen, die ihn vielleicht beschämen, jedenfalls aber kränken und erbittern würde. Wahrlich, meine Herren! viel schwerer als jenen Ton zu treffen, ist eine Antwort, die jeden Anflug von Spott oder Zorn von dem fern hält, was um der Sache willen zu sagen heilige Pflicht des Gewissens ist. Meine Herren! ich wähle diesen schwerern Weg.

Suchen wir uns zuvörderst unsere beiderseitigen Stellungen klar zu machen. Mein Herr Vorredner fürchtet Uebergriffe und Beschränkungen der Freiheit Andersdenkender durch die Kirchlichgesinnten. Dieß scheint mir der rothe Faden, der durch seine Rede geht. Wir Andere, meine Herren! fürchten genau dasselbe von Denen, die wenig oder gar nichts glauben. In der That, nach einer Erfahrung, die wir Alle bereits gemacht haben, oder doch gemacht haben könnten, geht in Zeiten großer bürgerlicher Umwälzungen häufig die Gewalt im raschen Wechsel aus einer Hand in die andere. Wer sie heute hat, rechne nicht darauf auch noch morgen und übermorgen im Besitze zu seyn. Ist also die Kirche ein Mittel und Werkzeug im Dienste der Staatsgewalt, so kömmt es nur darauf an, in welchen Händen der lange Arm des Hebels liegt. Das leuchtet, dünkt mich, von selbst ein. Mein Herr Vorredner glaubt seiner Ansicht zu dienen, wenn er der Staatsgewalt das Recht und die Macht vorbehalten wissen will, nöthigenfalls, wie seine Partei es nennt, Vorkehrungen und Staatsmaßregeln gegen die Ultramontanen, Pietisten und Fanatiker aller Art zu ergreifen, oder, wie wir sagen würden, eine Verfolgung der gläubigen Christen aller Bekenntnisse in's Werk zu richten. Er irrt! Denn wenn die Woge der Zeit die Handhabe der Macht doch

wiederum den Kirchlichgesinnten zuwürfe, — und wer wollte Bürgschaft leisten, daß dieß nie geschähe, nie geschehen könnte! — dann könnten diese, mit demselben Rechte und nach eben den Grundsätzen, die der Abgeordnete von Erding so eben vor Ihnen ausgesprochen hat, — die umgekehrten Vorkehrungen gegen den antichristlichen Unglauben ergreifen, oder, wie Herr von Beisler es dann nennen würde: die religiöse Freiheit vernichten und die Tyrannei der Geister wieder herstellen. Sie sehen, meine Herren! wir kommen auf diesem Wege nimmer aus dem Labyrinth der kirchlichen Kämpfe und Verfolgungen heraus; ein Abgrund würde den andern anrufen. Will mein Herr Vorredner diesen Zustand? Gewiß nicht! Nun! dazu führt aber mit mathematischer Nothwendigkeit das System, welches die Kirche zu einem Gegenstande der Staatsgesetzgebung und weltlichen Regierung macht. Gegen diese Tyrannei der Extreme gibt es nur ein Mittel. — Das Gebiet der Religion und Kirche muß, in politischer Hinsicht, ein schlechthin neutrales werden; die Staatseinmischung in kirchliche Dinge muß allen Parteien entzogen werden; die Religion und was daran hängt, darf von keinem Wechsel der Träger der Staatsgewalt berührt werden. Dahin zu wirken, meine Herren! ist unsere Aufgabe. Sie haben, wenn Sie diesen Schritt zur Freiheit thun, ihn nicht für heute und morgen, Sie haben ihn für alle Zeiten gethan. Er gereicht auch nicht bloß, wie man wähnen könnte, den gläubigen Christen zum Vortheil; er kömmt auch ihren ungläubigen Gegnern zu Gute, wenn einst die Gewalt wieder in andere Hände gelangt seyn wird.

Nach dieser Vorerinnerung, meine Herren! gehe ich an das Geschäft: der Auseinandersetzung meines Herrn Vorredners, dem Faden seiner Rede folgend, einige Bemerkungen beizufügen, für welche ich Ihre geneigte Aufmerksamkeit in Anspruch nehme.

Es ist verdienstlich, wenn mein Herr Vorredner das Factum von vornherein bereitwillig anerkennt: daß der Ruf nach

Freiheit der Kirche nicht bloß von Einzelnen, oder von einer, sondern von allen Seiten her erschallt, aber es beruht auf einem Mißverständnisse, wenn er behauptet: daß Jeder sich unter der geforderten Freiheit etwas anderes denken müsse. Im Gegentheil, darüber sind Alle einverstanden, was die vom Staate verlangte Freiheit der Kirche sei und bedeute. Alle wollen: daß der Staat nicht mehr den Anspruch machen soll, die Kirche zu regieren; er soll sich um Religion und Kirche nicht mehr bekümmern; er soll jede der verschiedenen Religionsparteien auf ihrem Gebiete gewähren und walten lassen; er soll die Religionspolizei aufgeben; er soll in Allem, was Glauben, Cultus und kirchliches Leben betrifft, eine völlig neutrale Stellung nehmen. In allen diesen Punkten sind Alle, welche ehrlich und aufrichtig die Freiheit der Religion und Kirche verlangen, vollkommen einverstanden.

Dennoch liegt in der Aeußerung meines Vorredners ein großes Element von Wahrheit. Hätte er gesagt: jede der verschiedenen Parteien will die Freiheit aus einem andern Grunde, will sie zu einem andern letzten Zwecke, so wäre gegen seine Bemerkung nichts einzuwenden. Alle jene verschiedenen Zwecke lassen sich aber füglich auf einen einzigen zurückführen. — Jede der verschiedenen Parteien, welche Freiheit verlangen, glaubt und erwartet, daß mit Hülfe und unter dem Schutze der Freiheit, ihre religiöse (oder irreligiöse) Ueberzeugung werde zur allgemeinen werden. — Nun ist aber die allgemeine Geltung eines Glaubens, einer Meinung, einer Ansicht wirkliche Herrschaft, gleichviel ob diese bloß factisch besteht oder förmlich und gesetzlich anerkannt ist. In sofern kann man wirklich von Jedem, der ehrlich und aufrichtig einer religiösen Ueberzeugung zugethan ist, sagen: er will die Freiheit bloß um der dereinstigen Herrschaft willen. Aber dieser Vorwurf, — wenn es einer ist! — trifft den Katholiken wie den Anhänger Ronge's, den Altprotestanten wie den modernen Freikirchler aus Uhlichs Schule. — Die Frage ist nur: soll diese Herrschaft mit den Waffen der freien Ueberzeugung (Rede, Schrift und

Beispiel), oder soll sie mit List und Gewalt, mit dem Schwerte, mit tyrannischen Gesetzen, mit erdrückenden Polizeimaßregeln errungen werden?

Diejenigen, die das letztere nicht wollen, die überhaupt den Staat und seine Gewalt in Sachen der Religion und Kirche aus dem Spiele lassen, die keine Allianz zwischen ihrer religiösen Ueberzeugung und der Staatsgewalt bedürfen, die keinen Andersdenkenden mit directer oder indirecter polizeilicher Hülfe zu ihrem Glauben oder Unglauben bekehren wollen, — diese sind aufrichtige und ehrliche Freunde der Freiheit, welcher Religion sie auch angehören mögen.

Will man nun wissen und erfahren, woher dieser allgemeine Ruf nach Freiheit der Kirche entstanden sei, so kann darüber, wie über alles in der Zeit Entstandene begreiflicherweise nur die Geschichte Aufschluß geben. Wenn diese wirklich „nichts besonders Dienliche zu dieser Frage" berichtete, so wäre letztere eben nicht zu beantworten, mithin völlig müßig. Allein unseres Erachtens ließe sich die geschichtliche Nothwendigkeit des Rufes nach Freiheit jedem Redlichen und Unterrichteten sehr einleuchtend machen, wenn sich jeder derartigen Bemühung nicht ein Umstand entgegen stellte, den ich für ein großes deutsches Nationalunglück erklären muß.

Läugnen wir es uns nicht: auch die Geschichte, die große Lehrerin der Menschheit, das Surrogat der persönlichen Erfahrung, ist in neuester Zeit mehr als je Werkzeug und Mittel für radikale Parteizwecke geworden. Wer heute nicht in seinem Amte und Beruf, oder in seiner Privatneigung Veranlassung gefunden hat, die Quellen selbst zu durchforschen; wer im guten Glauben, und ohne ein heilsames Mißtrauen gegen die gangbaren Mittel der Belehrung gefaßt zu haben, seine historische Bildung aus der gewöhnlichen, rationalistisch-liberalen Literatur geschöpft, wer nicht Zeit gehabt hat, sich die Geschichte zu seinem praktischen Gebrauche im Geiste der Wahrheit selbst wieder herzustellen, dem kann man es wahrlich kaum

zum persönlichen Vorwurfe machen, wenn er unbarmherzig in die Irre geleitet, sich eine Geschichtsanschauung zu eigen gemacht hat, die ihn zu Allem, was Kirche, Religion und Geistlichkeit heißt, in den bittersten und feindlichsten Gegensatz bringt. Leider ist dieß auch dem Abgeordneten von Erding geschehen. Mit seiner Auffassung der Geschichte hier zu streiten, wäre eine Aufgabe, deren Lösung nicht in den Umkreis dieser Mauern gehört. Wahrlich, meine Herren! das Bedürfniß: Gegenstände von unserer Debatte auszuschließen, die nicht streng zur Sache gehören, ist hier noch vor Kurzem so laut und kräftig geäußert worden, daß es Ihre Geduld freventlich mißbrauchen hieße, wollte ich Herrn v. Beisler bitten, seine Behauptungen durch entsprechende Thatsachen zu beweisen und darzuthun: daß in Folge der Reformation der Papst wirklich absoluter Monarch der Kirche geworden; daß „von da an" der Streit zwischen Staat und Kirche „eine lange Zeit" ganz aufgehört habe, und daß die Kirche es gewesen sei, welche die Drachenzähne der französischen Revolution gesäet. Auch darüber will ich nicht mit ihm rechten, daß er an der ganz unschuldigen Thatsache so schweres Aergerniß nimmt: daß in früheren Jahrhunderten Fälle vorgekommen, wo Cardinäle Minister und Mönche Gesandte waren. Damals wie heute griff die Staatsgewalt, zumal in Zeiten der Noth, zu den Werkzeugen, welche sie am tauglichsten für den gerade vorliegenden Zweck erkannte. Dieß jedoch nur im Vorübergehen. Dagegen muß ich um die Erlaubniß bitten, der historischen Skizze des Herrn Vorredners gegenüber eine andere, von der seinen völlig abweichende Ansicht der Geschichte des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche andeuten zu dürfen.

Das Mittelalter ruht auf dem Princip: daß es die heiligste Pflicht der Staatsgewalt sei, die Reinheit des Glaubens und die Einheit der allgemeinen Kirche zu schützen. Diese war daher allenthalben Staatskirche im eminentesten Sinne des Wortes, in einer Ausdehnung, welche jede Toleranz unmöglich machte.

Diesem Zustande gegenüber konnte der Protestantismus nur durch lange, blutige Bürgerkriege Freiheit für sich und politische Anerkennung erringen.

Mit der Erreichung dieses Zieles beginnt die zweite Phase in der Geschichte des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat. In katholischen Ländern blieb die katholische Kirche eine, jedes andere Bekenntniß ausschließende Staatsreligion; in den protestantischen Staaten, da, wo das regierende Haus sich der neuen Lehre zugewandt hatte, war der Protestantismus eben so, und unter denselben Bedingungen wie früher die alte Kirche, Staatsreligion. Nur das Dogma und der Cultus hatten sich geändert, die Ausschließlichkeit gegen Andersgläubige war unter der Herrschaft des ältern Protestantismus gerade dieselbe geblieben wie im Mittelalter. Niemand duldete, in der Regel, andersgläubige Unterthanen. Nur in Deutschland hatte der westphälische Friede ausnahmsweise andere Verhältnisse zu Gunsten solcher Einwohner begründet, welche das Normaljahr schützte.

Eine dritte Periode beginnt in Deutschland mit den Veränderungen der ältern Territorialverhältnisse, welche die französische Revolution herbeiführte. Diese Umwandlung mischte die Glieder der verschiedenen Religionsbekenntnisse in den einzelnen, deutschen Ländern durcheinander, und führte allmählig dazu: den Mitgliedern sämmtlicher, im Reiche bereits vorhandenen Confessionen, in jedem einzelnen deutschen Lande, wenigstens auf dem Papier und nach dem Buchstaben des Gesetzes, gleiche bürgerliche Rechte zu gewähren.

Diesem Zustande mußte aber unvermeidlich eine viertes Entwicklungsmoment folgen, als diejenigen, die innerlich weder der katholischen Kirche noch dem Protestantismus angehörten, sondern sich mehr oder weniger offenkundig von jedem positiven Glauben losgesagt hatten, stark genug waren, auch für sich, als besondere Religionspartei, zuerst Duldung, dann Anerkennung und Gleichheit der bürgerlichen Rechte zu erzwingen.

Mit diesem letzten Schritte, der im Laufe der jüngst verflossenen Jahre und unter unsern Augen geschehen, hatte die Staatsgewalt stillschweigend das Bekenntniß abgelegt: es sei ihr gleichgültig, ob ihre Unterthanen noch irgend einer Religion angehören. — Sie hat sich damit der Pflicht entschlagen: irgend eine bestimmte Confession, oder auch die bestehenden Bekenntnisse überhaupt, gegen Neuerung und Abfall zu schützen. — Begreiflicherweise haben aber auch mit dem Erlöschen dieser Pflicht alle, aus solcher Schutzherrschaft fließenden Rechte ihre Grundlage und Bedeutung verloren. Ist es der Staatsgewalt gleichgültig, was die Staatsbürger glauben, so muß fortan jede Religionsgesellschaft oder Kirche lediglich für sich selbst sorgen, und der Staat kann über eine Religionsgesellschaft als solche keinerlei Rechte mehr in Anspruch nehmen.

Aber schon früher, und insbesondere seit dem Beginne des 17ten Jahrhunderts, hatten sich die meisten weltlichen Regierungen, katholische wie protestantische, in weitaussehende Kämpfe mit der Kirche und der religiösen Ueberzeugung ihrer Unterthanen verwickelt. Die Grundlage der Politik hatte sich geändert. Der Staat diente nicht mehr einer christlichen Idee, sondern war sein eigner, höchster, absoluter Zweck geworden. Die Staatsgewalt wollte den Glauben ihrer Unterthanen höchstens nur noch als Mittel und Werkzeug für weltliche, politische Zwecke benutzen, und zu diesem Ende die Kirche beherrschen und regieren; oder sie führte im Namen eines herrschsüchtigen Absolutismus Krieg gegen die christliche Ueberzeugung überhaupt, weil sie, bestrickt von den Lehren des Febronianismus und Illuminatismus, glaubte: daß die Omnipotenz des Staates wachsen werde, wenn nur erst jede Selbstständigkeit der Kirche vernichtet sei. Die Folge dieses Zustandes der Dinge war, wie schon öfter von neueren Geschichtschreibern ausführlich dargethan, tiefe Unzufriedenheit Aller und Jeder, die es mit ihrem, gleichviel ob wahren oder falschen Glauben ehrlich meinten. Diese nur allzu wohl begründete Unzufriedenheit, diese gerechte Abneigung gegen die Verpflanzung des weltlich-bureaukratischen Despotismus auf das

geistliche Gebiet, diese ist die Quelle, aus welcher der Ruf nach Unabhängigkeit der Kirche vom Staate entsprungen ist.

Diesen wahren Entwickelungsgang beachtet aber Herr v. Beisler nicht, wenn er sich, dem Rufe aller Parteien gegenüber, in diesem einen Fall, wo es sich um Beseitigung des bureaukratischen Einflußes in Angelegenheiten der Kirche handelt, auf einen bis zur Uebertreibung conservativen Standpunkt stellt, einen tausendjährigen (??) Zustand erhalten wissen will, und die Forderungen der „Neuzeit" mit mißtrauischem Blicke betrachtet. Ich achte diese Anhänglichkeit an das Herkommen, auch wo ich sie nicht theilen kann. Aber ich fordere dann auch, daß sie consequent festgehalten und daß das conservative Princip nicht aufgegeben werde, sobald sich eine Gelegenheit ergibt, wo es zu Gunsten der Kirche geltend gemacht werden könnte und sollte. Ferner fordere ich, wenn es sich um Beibehaltung oder Abschaffung von Regierungseinrichtungen handelt, daß den thatsächlichen Verhältnissen Rechnung getragen werde, wie sie in der Zeit entstehen und vergehen. Es ist freilich wahr, daß der Ruf nach „Trennung der Kirche vom Staate", wenigstens in der Form, wie er heute vernommen wird, erst der neuen Zeit angehört. Aber die Vermischung des Weltlichen mit dem Geistlichen ist auch erst in unsern Tagen auf die Spitze getrieben, und das freie, durch die That bekräftigte Eingeständniß: daß die Religion der Bürger dem Staate völlig gleichgültig sei, ist zumal erst vom neuesten Datum. Der Staatsindifferentismus kann sich darüber unmöglich beschweren, daß man ihn heute beim Worte nimmt, und aus seinen eigenen Grundsätzen die Freiheit der Kirche folgert. Der Ruf nach Unabhängigkeit der Kirche ist bloß der Rückschlag gegen die Tyrannei des Indifferentismus.

Auf dieser Basis ist es unmöglich: den „christlichen Staat", wie es mein Herr Vorredner will, wieder aufzurichten. So wie das Princip eingeräumt und als Ausgangspunkt angenommen wird: „daß Jeder nach seiner Façon seelig werde", ist der „christliche Staat" aufgegeben. Der Abgeordnete

von Erding erklärt: daß er gar nicht begreifen könne, wie dem Staate das Christenthum gleichgültig seyn solle. Aber er hat das Christenthum, welches er zur Grundlage des Staates machen möchte, nicht näher bezeichnet. Soll es die christliche Religion seyn, die soweit hinaufreicht, als das Christenthum in Deutschland bekannt ist? oder der Altprotestantismus? oder die Religion der Herren Ronge, Dowiat und Uhlich? oder, soll ein Mischmasch aus allen diesen, sich wie Satz und Gegensatz widersprechenden Elementen zur Staatsreligion erklärt werden?

Ein anderer Einwand meines Herrn Vorredners betrifft die mangelnde Legitimation Derer, welche die Unabhängigkeit der Kirche von der Staatsverwaltung fordern. „Hat denn", frägt er, „die Kirche durch ihre Organe die Trennung gefordert?" Ihm sei davon nichts bekannt geworden; er habe bloß Stimmen einzelner Mitglieder „dieser Kirchen" gehört. — Ich hoffe, der Abgeordnete von Erding wird bei näherer Erwägung diesen Einwand selbst fallen lassen; daß er ihn vorgebracht, kann nur auf einer Uebereilung des Augenblicks beruhen. Auf dem Reichstag zu Frankfurt ist eben gar keine Gemeinde, kein Stand, keine Corporation irgend einer Art vertreten. Je 50,000 Individuen haben einen Abgeordneten geschickt. Und in dieser Versammlung hätte die Kirche, als Körperschaft, durch ihre Organe sprechen sollen? Wohl aber hat in ihr das katholische Volk als solches, gesprochen, — ein wesentlicher und wohl zu beachtender Bestandtheil des hier als souverän anerkannten deutschen Volkes. — Es hat gesprochen durch viele seiner Abgeordneten und durch eine Menge, mit zahllosen Unterschriften versehener Adressen. Wird mein Herr Vorredner sich vor diesem Volkswillen hinter dem einstweiligen Schweigen der, von ihm sonst so wenig geachteten und so eifrig bekämpften Kirchengewalt verschanzen wollen?

Ich übergehe, meine Herren! aus den schon oben angeführten Gründen, die weitern Digressionen, die das ehrenwerthe Mitglied von gegenüber auf das Gebiet der Geschichte macht. Nur auf den, gegen die Kirche erhobenen Vorwurf der

Gewohnheit und Lust zu herrschen, die er aus der dereinstigen Eroberung Galliens herleitet, möchte ich mit einer Erwägung anderer Art antworten. Kraft eines Naturgesetzes, welches so alt ist wie die Welt, hat zu allen Zeiten der Gedanke, die Idee, der Geist die Materie beherrscht. — Nur der Inhalt dieses Gedankens, die Träger des Geistes haben gewechselt. Im Mittelalter war es der Priester, der direct oder indirect, der Welt Gesetze vorschrieb. In seine Stelle trat in protestantischen Ländern der Prediger, der theologische Professor. Ihn lösten die Adepten der macchiavellistischen Staatslehre, die Epopten des Illuminatismus ab. Die Hierarchen unserer Tage sind die vom Geiste der Wissenschaft der Negation trunkenen Literaten, die als Zeitungsschreiber und Volksredner die Massen bewegen, welche einst ein Werkzeug waren in der Hand von Peter von Amiens und Johannes Capistrenus. Ich will mit Herrn v. Beisler, der sich andern Autoritäten zu eigen ergeben als ich, über seinen Geschmack nicht rechten, aber er irrt, wenn er frei zu seyn glaubt, weil er die Kirche nicht hört. Wir Alle haben nur die Wahl, welchem Geiste wir gehorchen wollen. Der eine oder der andere Geist aber herrscht immer und allenthalben über die, welche ihm bewußt oder unbewußt dienen und schafft sich die Werkzeuge seiner Herrschaft, wie er sie braucht.

So entschieden ich die geschichtlichen Anschauungen meines Herrn Vorredners bestreiten muß, so wenig kann ich seine Folgerungen aus manchen Thatsachen der Gegenwart theilen. Allerdings verdankt Preußen, worauf Herr von Beisler augenscheinlich hindeutet, seine heutige Lage zum überwiegend größten Theile der Einmischung seiner drei letzten Regierungen in das Gebiet des Glaubens und der Kirche. Daraus kann aber meines Erachtens ein gewöhnlicher Verstand nur folgern: daß es heute nicht gut sei, „Religion zu machen", und daß jede Staatsgewalt dermalen wohl thun werde, vom Gebiete der Kirche so fern zu bleiben wie möglich. Umgekehrt mein Herr Vorredner! Ungewarnt durch „die Folgen dieses Religionsmachens in

jüngster Zeit", legt er, wie wir sehen, in derselben Rede dem Parlament den Plan zu einer neuen Monsterkirche vor, neben welcher alle mischkirchlichen Velleitäten Friedrich Wilhelms III., wie tief und gewaltsam sie auch in die Gewissensfreiheit der Lutheraner wie der Katholiken einschnitten, nichts als furchtsame Versuche eines schüchternen Neulings sind.

Nachdem der Spott, den der Abgeordnete von Erding in seinen Angriffen auf Pius IX. gelegt hat, ihm bereits eine Erinnerung von Seiten unsers Vorsitzers zugezogen, will ich im Interesse meines Herrn Vorredners über die von ihm gewählte Form schweigen. Zur Sache selbst aber muß ich Sie, meine Herren! bitten, von einem diplomatischen Actenstücke Kenntniß zu nehmen. Es ist die Note des Freiherrn v. Wessenberg an den Grafen Montani, Auditor der apostolischen Nunciatur zu Wien, vom 24. August 1848. (Abgedruckt in der Allgemeinen Zeitung vom 2. Sept.) Wir können aus diesem Schreiben eines Ministers einer Macht, welche jedenfalls ein größeres Recht hätte über die Angriffe der römischen Freischaaren entrüstet zu seyn, als der Abgeordnete von Erding, Manches lernen. Erstens nämlich: die, auf die Stellung Rom's zu Oesterreich bezüglichen Thatsachen, von denen, wie das Beispiel meines Herrn Vorredners zeigt, wohl nur eine verwirrte und entstellte Kunde bis in das größere Publikum gedrungen ist; zweitens: die Art und Weise, wie sich, wir wollen nicht einmal sagen Staatsmänner und Minister, sondern anständige und ehrenhafte Männer auszudrücken pflegen, wenn von dem Oberhaupte der katholischen Kirche die Rede ist.

Auf die Nachricht, daß der Feldmarschallieutenant Fürst Lichtenstein nach Ferrara vorgerückt sei, legte nämlich die päpstliche Regierung durch ihren Geschäftsträger in Wien Protest gegen diese angebliche Verletzung ihres Gebietes ein. Die hierauf von dem kaiserlichen Minister der auswärtigen Angelegenheiten ertheilte Antwort ist in Ausdruck und Inhalt ein Muster von Haltung, Würde und weiser Mäßigung. „Sobald die päpstliche Regierung", dieß sind die Schlußworte die-

ses Actenstückes, „in dem Geiste der Weisheit und Unparteilichkeit, welcher ihr eigen ist, sämmtliche Umstände der Thatsache, welche zu ihrer Beschwerde Anlaß gegeben haben, gehörig gewürdigt haben wird, wird selbige — der Unterzeichnete schmeichelt sich dessen — nicht anstehen anzuerkennen, daß es ein Erforderniß der Gerechtigkeit ist, die Verantwortlichkeit der in Rede stehenden Thatsache nicht auf dem, das kaiserliche Heer befehligenden Feldherrn lasten zu lasten, welcher lediglich der gebieterischen Dringlichkeit der Kriegsverhältnisse gehorchte, wohl aber auf den Urhebern einer so abnormen, schwer zu bezeichnenden Stellung, wie es jene ist, in welcher sich seit mehreren Monaten die beiden angränzenden Staaten einander gegenüber befinden, einer Stellung, welche die kaiserliche Regierung zu allererst beklagt, und deren Aufhören sie sehnlichst herbeiwünscht." In diesen wenigen eben so wahren und gerechten, als schonenden Worten liegt der Inbegriff alles Dessen, was irgend über die politische Lage gesagt werden kann, in welcher sich der Kirchenstaat Oesterreich gegenüber befindet.

Hat mein Herr Vorredner den Papst so wenig geschont, so dürfen wir uns auch nicht wundern, daß er die Kirche in Deutschland anklagt, bei den Wahlen zu diesem Parlamente nach der Macht gegriffen zu haben. Erlauben Sie mir darauf wenige Worte. Der gegenwärtige Zustand Deutschlands, meine Herren! ist ein Kampf verschiedener Ideen und Parteien. Er ist, namentlich in Beziehung auf das Verhältniß des Staates zur Kirche, ein Krieg zweier Religionen, der Staatsidolatrie gegen den christlichen Glauben. Was sollen wir, dieß vorausgesetzt, von der Forderung halten, die man so häufig hört: daß die Kirche und ihre Glieder, als die eine der kriegführenden Parteien, nicht fechten, sondern jeden Streich des Gegners wehrlos aushalten, von vornherein ohne Schwertstreich die Waffen strecken, noch vor dem Beginne des Kampfes dem Gegner den Sieg einräumen sollen? Darauf läuft ungefähr auch die Beschwerde meines Herrn Vorredners

hinaus. Bekanntlich aber macht der Apostel Paulus sein politisches Recht in sehr bestimmter Form geltend. — Civis Romanus sum! Ich habe das Recht, römische Bürger! — Wir aber, die wir die Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche, nicht um unserer selbst, sondern um Christi und unseres Glaubens willen verlangen, wir, so wollen es unsere Gegner, wir hätten uns aus Bescheidenheit und Delicatesse der Ausübung unserer politischen Rechte enthalten sollen. Wir hätten sehr Unrecht gethan, Vertreter, die uns gleich gesinnt, in das Parlament nach Frankfurt zu schicken; wir hätten den Herren Ruge, Vogt, Jordan, Giskra u. s. w. u. s. w., die es ja so gut mit uns meinen, dieses Geschäft allein überlassen sollen. Wahrlich, wo solche Lehre sich, Angesichts des hohnlachenden Auslandes, vernehmen lassen darf, da ist es um den Sinn für Recht und um die Fähigkeit zur Freiheit noch gar übel bestellt.

Ich komme nunmehr, meine Herren! zu den Reformvorschlägen, die mein Herr Vorredner in Beziehung auf die Verfassung der Kirche macht. Als davon die Rede war, daß der verderbliche und unberechtigte, bureaukratische Einfluß auf dem Gebiete der Kirche beseitigt werden sollte, war der Abgeordnete von Erding, wie wir vorhin sahen, mehr als billig ist, conservativ. Nun, da er die vielhundertjährige Verfassung der Kirche durch einen gewaltsamen Act des Staates geändert wissen will, nun ist es Zeit, „die Axt an die Wurzel zu legen“; nun wird hervorgehoben, daß „unsere Zeit schon manches tausendjährige Ungehörige beseitigt hat“, nun wird dringend gerathen, die Hand auch „daran“, nämlich an die Stiftung des Sohnes Gottes zu legen. Ich lege Berufung ein an sein eigenes Gerechtigkeitsgefühl. Es muß diesen Widerspruch anerkennen.

Wenn Herr v. Beisler die aus dem Geiste des Rationalismus geborne Forderung stellt: die Kirche solle ihre Verfassung nach dem Geiste der Zeit ändern, so spricht er hierin zwar im Geiste seiner Gesinnungsgenossen, berücksichtigt aber nicht den Glauben Derer, welchen die Zumuthung gemacht

wird. Die einfachste Folgerung aus dem Princip der Freiheit wäre die: wer einer nach dem jedesmaligen, wechselnden Geist der Zeit geformten Kirche bedarf, suche sich eine solche, oder stifte sie, wenn er keine ihm zusagende findet. Niemand hat heute das Recht, ihn daran zu hindern. Aber der Geist der Bureaukratie will gerade die Freiheit nicht. Dieser will uns, die wir unserer alten, katholischen Kirche treu bleiben, mit tyrannischer Gewalt in eine, nach bureaukratischem Schema von Staats wegen decretirte, zeitgeistige Kirche hineinzwängen. Dahin führt in letzter Entwickelung auch der Vorschlag des Hrn. v. Beisler. Käme diese Theorie je zur Anwendung, dann würde Deutschland dieselben Wege wandeln, auf welchen der Terrorismus der französischen Schreckensmänner Frankreich im Jahre 1793 der Militärdespotie entgegenführte. Dann würde aber auch das Andenken an die Gräuel des dreißigjährigen Krieges von den Blutströmen der Zeit hinweggeschwemmt werden, an deren Schwelle wir stehen.

Nach den oben ausgesprochenen Bemerkungen über den Geist und die Richtung der historischen Anschauung meines Herrn Vorredners, kann ich es nicht wünschen, mit ihm einen Disput zu führen über die Frage: welche Fundamente der Verfassung der katholischen Kirche unveränderlich und unwandelbar sind, welche Bestandtheile des kirchlichen Rechts im Laufe der Jahrhunderte einer allmähligen, durch die Kirche selbst gutgeheißenen Veränderung fähig und bedürftig waren, und wie und in welchem Sinne diese Veränderungen zu geschehen pflegten? Dieß Alles hieße die Geduld dieser hohen Versammlung mißbrauchen. Wer darüber Belehrung wünscht, findet sie, die nothwendigen Vorstudien (z. B. im Katechismus) vorausgesetzt, in tausend kirchenrechtlichen Werken. Unter den neuesten dieser Art sind die von Phillips und Walter zu empfehlen. Auch kömmt es hierbei auf canonistische Feinheiten und Einzelheiten nicht an.

Wer da verlangen kann: daß die für alle Jahrhunderte und alle Völker bestimmte Kirche sich der „Nation" anschließen

solle, verlangt eben nichts Anderes, als daß sie aufhöre die allgemeine (katholische) zu seyn. Sollte, ich wiederhole es, dieß Project in Deutschland je mit Zwang und Gewalt durchgesetzt werden wollen, so wäre ein neuer Religions- und Bürgerkrieg die unvermeidliche Folge dieses Beginnens, und dieser könnte in der heutigen Weltlage nur damit enden, daß der Name Deutschland von der Karte verschwände. Polens Schicksal liegt warnend vor uns. Auch Deutschland würde sich, wie mein Herr Vorredner es nennt, „in Humanität auflösen.“

Angesichts dieses Abgrundes, der uns Alle zu verschlingen droht, haben aufrichtige Freunde des Vaterlandes und der Freiheit aus allen kirchlichen Bekenntnissen, den einzig möglichen und denkbaren, friedlichen Ausweg in Vorschlag gebracht: der Staat soll sich von allen und jeden kirchlichen Conflicten so fern als irgend möglich halten, d. h. die Kirche jeder Religionspartei sich selbst überlassen, sie (als Kirche) für unabhängig von seiner Regierung und Verwaltung erklären.

Diesem Antrage steht diametral der Plan meines Herrn Vorredners entgegen, und in diesem schroffen Gegensatze, der die Frage deutlich macht, liegt sein Verdienst. Sein Vorschlag nämlich geht dahin: Alles, was Kirche, Bekenntniß, Glaube irgend einer Art genannt wird, zusammen mit allen negativen und atheiistischen Secten jeder Gattung zu einer „Reichssynode“ einzustampfen, welche dann unter Aufsicht, Leitung und vorbehaltener Sanction der Staatsgewalt (welche keine „souveraine Kirche neben sich haben kann“), ein neues Staats- und Polizeikirchenthum nebst zeitgemäßer Nationalreligion zu verfertigen hätte. Das deutsche Volk wird wählen zwischen diesem Plane und der Freiheit, die wir in Vorschlag brachten, und sich für das entscheiden, was seinem innersten Wesen zusagt. Ich habe gesprochen.

XXXV.

Die Kirche in Hinterindien.

Während in Europa, vornämlich in Deutschland, die Kirche mit ihren eigenen Kindern, oder mit denjenigen, die ihre Kinder seyn könnten und seyn sollten, zu kämpfen hat, daß sie ihr den dürren Boden, um darauf zu stehen, das Sonnenlicht und die freie Luft zum Athmen gönnen möchten, wird ihr in heidnischem Lande jener Boden freundlich gewährt, darf sie des Sonnenlichtes genießen, gleich den Eingebornen, und denkt Niemand daran, daß die freie Luft durch sie zersetzt werde, wenn auch sie derselben genieße. Zu keiner Zeit, wie in unsern Tagen, ist ein so helles Licht aufgegangen über jenes, von dem Propheten ausgesprochene, dann durch den Apostel zu seiner wahren Bedeutung erhobene Wort: „Ich will das mein Volk nennen, welches nicht mein Volk ist, und eine Geliebte, welche keine Geliebte ist, und eine Begnadigte, welche keine Begnadigte ist; und geschehen wird es an dem Orte, wo zu ihnen gesagt wurde: Ihr seyd nicht mein Volk! Da werden sie die Kinder des lebendigen Gottes genannt werden."

Tröstlich für jeden wahren Christen deutscher Zunge ist es, zu sehen, wie das Wort vom Kreuz in fernen Weltgegenden immer mehr seine Kraft Gottes zur Seligkeit bewährt, indeß er mit tiefer Bekümmerniß Zeuge seyn muß, wie es in seinem Heimathlande Tausenden zur Aergerniß oder Thorheit geworden ist.

Wie es unter treuer Pflege, bei apostolischem Eifer, mit immer segensreicherem Erfolg Licht auch in solchen Gegenden wird, über die sich bisher die Schatten des Todes mit voller Macht gelagert hatten, soll in nachfolgenden kurzen Mittheilungen dargethan werden.

Zur Zeit der Gewaltthaten der aargauischen Machthaber gegen die Ordensgeistlichkeit dieses Cantons verließ der P. Anastasius Hartmann, Kapucinerordens, seine Heimath und begab sich nach Rom, wo er in dem dortigen Missions-Collegium des Ordens zwei Jahre lang Vorlesungen über Controversen gab. Zu Ende des Jahres 1843 wurde er als Missionär nach Hindostan gesendet. Seine Hauptstation war Patna, eine Stadt von mehr als 300,000 Einwohnern, beinahe durchaus Muselmänner und Heiden, am Ufer des Ganges, unter dem fünfundzwanzigsten Grad nördlicher Breite gelegen.

Am 30. Sept. erhob Gregor XVI. Patna zu einem apostolischen Vicariat, ernannten den P. Anastasius zum Vicar, mit dem Titel eines Bischofs von Darbi.

Dieser schrieb unter dem 27sten Mai des vorigen Jahres an einen Landsmann in Wien: „Ich habe diese Mission in dem beklagenswerthesten Zustande gefunden. Die eine Hälfte der wenigen hier anwesenden Christen war vom Glauben abgefallen, die andere Hälfte bloß Namen-Christen, ohne geistliche Kenntniß, ohne höheres Leben. Die Hindernisse sind groß, indessen lebe ich der tröstlichen Hoffnung, mit Gottes Beistand dieselben zu besiegen. Meine vornehmste Sorge ist dahin gerichtet, durch eine gute Erziehung der Jugend ein neues Geschlecht heranzubilden. Gestützt auf Versprechungen von Wohlthätern, hoffte ich in diesem Jahre ein Collegium und eine Conventschule eröffnen zu können. Allein bald zeigte es sich, daß die Versprechungen nichtig waren, so daß ich beide Institute werde aufgeben müssen, wenn anders nicht Unterstützung von außen her mir die Ausführung möglich macht. Das zerreißt mir das Herz; um so mehr, da nach einstimmigem Urtheil aller Einsichtsvollen, wir hier wenig auszurichten im Stande sind, wenn wir nicht mit der Jugend beginnen können. Deßwegen sind alle Bischöfe in Indien auf christliche Erziehungsanstalten bedacht; und die Erfolge rechtfertigen diese Maßregel vollkommen. Denn

nur wenn die Kinder dem Einfluß ihrer Eltern entrückt, der Umgebung der Heiden und Muselmänner entrissen werden, lassen sich die Vorurtheile des Kastenwesens bekämpfen und die Einflüsse der Unsittlichkeit vermeiden. Mit acht- bis zehntausend Kronenthalern wäre ich im Stande, die Conventschule für die weibliche Jugend sogleich zu eröffnen; die Ordensschwestern, welche sie übernehmen sollen, sind verheißen und sollten im December hier eintreffen. Der König von Neapel hat letztes Jahr dem Bischof von Agra sechstausend Scudi zustellen lassen; der König der Franzosen bewilligt den kostenfreien Transport von zwei Missionären alle vierzehn Tage, und gewährt außerdem noch große Wohlthaten. Sollten nicht die kaiserlichen Majestäten, deren Frömmigkeit weltkundig ist, sich geneigt erzeigen, dem dringenden Bedürfniß eines Bischofs deutscher Zunge, durch welchen die deutsche Nation unter den Ungläubigen sich vertreten und geehrt fühlt, in ihrer angestammten Milde und Wohlthätigkeit entgegen zu kommen?"

Der Landsmann des Bischofs theilte dessen Schreiben Ihrer Majestät der regierenden Kaiserin mit, welche bald darauf den Beweis gab, daß P. Athanasius kein unbegründetes Vertrauen in die christliche Wohlthätigkeit des allerhöchsten Erzhauses gesetzt hatte. Auch die übrigen Glieder desselben, allen voran Seine Majestät der Kaiser, sollten angegangen werden; der Landsmann gab sich der zuversichtlichen Hoffnung hin, wenigstens so viel zu erwirken, um den Beginn des wohlthätigen Vorhabens möglich zu machen, als jene Ereignisse eintraten, welche so vielem Vortrefflichen der Vergangenheit unter Freudengejauchz der Bösewichte den Todesstoß drohen, die Begründung von neuem, zumal in fernen Weltgegenden, zwar nicht ganz vereiteln, aber doch verzögern werden. Einige Unterstützung ist dem eifrigen Bischof auch von Seite des bayerischen Vereins zur Verbreitung des Glaubens zugekommen.

Mit der Danksagung an diesen hat der erwähnte Landsmann vor ein paar Tagen von dem apostolischen Vicar folgendes zweites Schreiben aus Darjiling vom 25. Juni erhalten: „Seit meinem Schreiben an Sie hat sich in meinem Vicariat Einiges ereignet, was Sie vielleicht interessiren dürfte. Sie wissen, daß dasselbe erst vor drei Jahren errichtet und so zu sagen aus nichts

erschaffen wurde. Bei meinem Antritt desselben fand ich nur vier Missionäre, von denen drei der Sprache des Landes unkundig. Die Sitten und die Gebäulichkeiten zeigten den gleichen Zerfall; es herrschte die schreiendste, hoffnungsloseste Armuth; überall Zerrüttung, nirgends Zusammenhang, weder geistliche noch weltliche Beihülfe, Widerspruch von manchen Seiten, so daß ich des zeitlichen und des religiösen Zustandes ohne bittere Thränen nicht gedenken, und nur von einem Wunder der göttlichen Allmacht Hülfe erwarten konnte. Ich war darauf gefaßt, den endlosen Anstrengungen und den hundertfachen Schwierigkeiten erliegen zu müssen. Diesen hat wider all meine Berechnung der Herr mich enthoben. Ich erhielt voriges Jahr vier neue Missionäre aus Rom, welche bereits sehr segensvoll wirken. Zwei überaus tüchtige Männer aus einem andern Vicariate waren auf ihrer Heimreise begriffen; ich gewann sie für meine Mission; vier andere taugliche Subjecte sind in Rom zur Abreise gerüstet. Gott, in dessen Händen die Herzen der Könige stehen, verlieh mir die Gnade, mit meinen Bitten von einflußreichen Personen gehört zu werden; obenan steht das Oberhaupt der Kirche und der General des Kapucinerordens, welchem die Mission zugewiesen ist. Noch im vorigen Jahre war die Stimmung in Patna gänzlich gegen mich; ich wurde verfolgt und gewaltthätig vor den Gerichten herumgeschleppt. Das hat sich nun sowohl bei Katholiken als bei Protestanten in das Gegentheil und zu meinen Gunsten verwandelt, und ein guter Geist gewinnt in dem ganzen Vicariate immer mehr die Oberhand. Die zerrissenen Theile sind wieder zusammengefügt; die Aergernisse früherer Zeit, zum Nachtheil der Religion noch im frischen Andenken, sind durch das gute Beispiel der Missionäre gehoben. Bei allen meinen Visitationen werden mir durch augenscheinliche Segnungen neue Tröstungen zu Theil. So unverkennbar ist die Hand Gottes bei diesem Werke, daß ich mich verpflichtet finde, diese Leitungen der göttlichen Vorsehung in einer eigenen Schrift aufzuzeichnen. Kurz, ich kann nicht genug sagen, welche günstige Wendung alles nimmt; jeder, der davon unterrichtet wäre, müßte bekennen: das ist Gottes Finger."

„Verflossenen März kam ich in den Besitz eines Conventes für Erziehung der weiblichen Jugend und eines Institutes für Knaben

hier in Darjiling, von wo aus ich Ihnen schreibe. Diese zwei Erziehungshäuser standen bisher unter dem apostolischen Vicar von Calcutta, welcher irrig glaubte, auch der Ort gehöre zu seinem Sprengel; allein der heilige Stuhl entschied: derselbe stehe unter Patna. Auf den Wunsch des heiligen Stuhls verständigten wir beide Vicare uns dahin, daß die beiden Institute der Mission von Calcutta angehörten, alle übrige Jurisdiction hingegen derjenigen von Patna zustehe. Diese Trennung hatte die Folge, daß beide Institute zu sterben begannen und einer gänzlichen Auflösung entgegen gingen. Der apostolische Vicar von Calcutta ersuchte mich daher, dieselben unter mich zu nehmen. Mir leuchtete ein, daß dem apostolischen Vicar von Patna Vortheile zu deren Leitung sich darböten, welche derjenige von Calcutta niemals haben könne. Ich nahm daher den Antrag an. Da ich mich gerade in Calcutta befand, erhielt ich nicht ohne mancherlei Schwierigkeiten Ordens-Frauen, die mir besonders tauglich schienen; so daß Calcutta über meinen unerwarteten Erfolg staunte. Beide Institute gehen nun über alles Erwarten vorwärts; selbst Protestanten übergeben ihre Kinder denselben und ich hoffe, im Verlauf der Zeit, in beiden eine bedeutende Anzahl zählen zu können. Die Protestanten haben zweimal mit großen Geldopfern Schulen errichtet, allein sie sehen sich zum zweitenmal genöthigt, dieselben einzustellen. Freilich lasten auf unsern Instituten große Schulden, weil sie beide neu sind. Ich hoffe aber, durch milde Gaben aus Europa, mich in den Stand gestellt zu sehen, dieselben allmählig tilgen zu können."

„Darjiling ist ein durchaus neuer Ort, der vor wenigen Jahren noch gänzlich ungebaut, daher auch unbekannt war. Er liegt nur anderthalb Meilen über Calcutta, in einer durchaus bergigten Gegend, so daß man nicht einen Morgen flachen Landes findet. Ringsum ist alles mit Wald bedeckt. Der Sommer ist so kühl, daß wir täglich Abends Feuer anzünden müssen. Doch ist der Winter nicht hart; selten fällt Schnee. Die periodische Regenzeit beginnt Ende Mai und dauert bis zum August. Das Clima ist eines der gemäßigtesten und gesundesten in Indien. Der größte Theil der Einwohner hält sich hier der Gesundheit wegen auf, daher Besuchende immerwährend ab- und zugehen. Eine Menge

Gebäude erheben sich fortwährend. Vor wenigen Monaten haben die Behörden beschlossen, diesen Ort zu einem Gesundheitsaufenthalt für die Besatzung von Patna zu machen, so daß wir in Kurzem ein europäisches Regiment erwarten. Dieser Sommer, den ich hier zubringe, ist auch seit meinem Eintreffen in Indien der erste, in dem ich mich vollkommen wohl befinde, da ich hier die Temperatur des Aprils und Mais in der Schweiz genieße; daher ich in Zukunft jederzeit die beiden gefährlichen Monate Mai und Juni hier zuzubringen gedenke. Dem Landbau bieten sich hier große Aussichten dar; bis jetzt sind die Kartoffeln das vorzüglichste Produkt; doch beschränkt der periodisch eintretende Regen deren Gedeihen und Erträgniß."

Indem wir diese einfachen Nachrichten über das erfreuliche Gedeihen der Kirche in so ferner Weltgegend mittheilen, belebt uns zweifache Hoffnung, einmal diejenige, daß so Manche, die dieß lesen werden, mit uns die gleiche Ueberzeugung hegen dürften, daß der Arm des Herrn nicht verkürzt sei, Er vielmehr dem Beklagenswerthen aus der einen Weltgegend Ermuthigendes aus einer andern entgegenzustellen wisse; sodann, daß vielleicht christliche Gemüther sich bewogen finden dürften, einer neuen und vielversprechenden Pflanzung ihre werkthätige Theilnahme, deren sie so sehr bedarf, zuzuwenden. Damit tragen wir doch nur eine Schuld ab, deren Gültigkeit wir stets anerkennen müssen.

XXXVI.

Die barmherzigen Schwestern in München und ihre Schmäher.

In einer Zeit, wo von einer gewissen Seite her allem Religiösen mit so maßloser Feindseligkeit entgegen getreten wird, versteht es sich wohl von selbst, daß die barmherzigen Schwestern nicht auf gerechte Würdigung ihres wohlthätigen Wirkens, noch weniger auf billige Nachsicht menschlicher Gebrechlichkeit, am allerwenigsten aber auf dankbare Bewunderung ihrer hochherzigen Aufopferung rechnen dürfen; gleich dem Heiland, dem sie dienen, ist das Kreuz auch ihr Lohn, den ihnen die Welt, deren Eitelkeit sie entsagt haben, darbietet.

Es tragen in der Regel indessen die Angriffe und Schmähungen jener Seite so sehr ihre blinde Böswilligkeit und ungerechte Einseitigkeit an der Stirne, daß ihre Widerlegung verlorne Mühe wäre: denn wie die Angreifer in ihrem blinden Haß und ihren Vorurtheilen gegen jede Belehrung und Berichtigung taub sind, so vermögen auch ihre Angriffe nicht leicht Jemand irre zu leiten, der nicht schon im voraus ihre Gesinnung theilt. Wenn wir indessen hier eine Ausnahme machen, und eine Abweisung solcher Angriffe gegen das Krankenhaus in München mittheilen, so geschieht es einzig darum, weil sich die Widersacher in einem so zuversichtlichen Tone vernehmen

lassen, der den Einen oder Anderen, dem die Verhältnisse nicht näher bekannt sind, zu der Meinung verleiten könnte, ihre Angaben seien etwas Anderes, als die Eingebungen feindseliger Vorurtheile, denen der Sinn für Gerechtigkeit und Billigkeit abhanden gekommen.

Die Redaction der histor.-polit. Blätter.

In der Beilage zur Ziffer 99 der k. k. privilegirten Salzburger Zeitung von 1848 werden folgende angebliche Gebrechen im Krankendienste des Ordens der barmherzigen Schwestern aufgezählt *):

1. Als Hauptgrund aller übrigen Uebel: anstatt der unbedingten Unterwerfung der Schwestern unter den Willen der Aerzte, die zu selbstständige Stellung des Ordens und seiner „gewöhnlich hochadelichen" Oberin, weßwegen mehr das Interesse des Ordens als das der Kranken besorgt werde; und in Folge dessen
2. nicht bloß Ungehorsam, sondern ständiger, positiver Widerstand gegen die Aerzte und ihre Verordnungen.
3. „Unglaublicher, Ruhe und Krankheitsverlauf störender Unfug mit Beten, Fasten und Auflegen von Heiligenbildern, denen man die Heilungen zuschreibe, während man die Aerzte bekrittle.
4. Zurücksetzung der protestantischen Kranken in Kost, Pflege und durch scheele Gesichter.
5. Häufiger Wechsel, ja
6. häufige gänzliche Abwesenheit aller Schwestern in den Sälen.
7. Auf alle mögliche Weise versuchte Ueberredungen der weiblichen Kranken, ihre Leiden zu verheimlichen, und die physikalischen Untersuchungen der Studenten zu hindern.

---

*) Ein späterer Aufsatz in der „Juvavia" vom 24. Sept. (Num. 50) bestätigt die in der Salzburger Zeitung gemachten Vorwürfe, bringt aber keine neuen Beweise.

8. Die trotz Einführung der Schwestern unvermeidliche Nothwendigkeit der Zuziehung weltlicher Beiwärter, denen die Darreichung von Leibschüsseln, Uringläsern und Clystiren obliege, und von denen Viele unter der Last des ihnen Aufgebürdeten erliegen.

9. Die Verhinderung der Ablieferung der Leichen auf die anatomische Anstalt.

10. Der Mangel der bei weltlichen Wärtern erreichbaren Tugenden: der Uneigennützigkeit, Aufmerksamkeit, Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit zu allen Zeiten des Tages und der Nacht, so daß eine viel geringere Zahl weltlicher Wärter den Dienst viel besser versehen, als Schwestern.

11. Die Sucht, zu sparen in Kost, Wäsche u. dgl. auf Kosten der Kranken und zum Vortheil der Töchteranstalten.

12. Eine nur auf Täuschung der flüchtigen Beschauer berechnete Nettigkeit und glänzende Außenseite, die aber dem Münchener Spitale von jeher eigen gewesen.

13. Die Gefahr gegenseitiger Nähe der Schwestern und jungen Aerzte, wodurch diese schon in Unglück geriethen.

14. Die Unmöglichkeit oder Schwierigkeit, in solchen Anstalten große Aerzte zu bilden.

15. In Folge alles (1 bis 14) Erwähnten die Unzufriedenheit aller Ordinirenden mit den Schwestern,

16. das Austreten des geheimen Rathes v. Walther's aus dem Krankenhause, und

17. der erst seit dem Krankendienste der Schwestern herrschende Widerwille der Kranken in's Krankenhaus zu treten.

Erwiderung.

Ein Theil dieser Behauptungen ist offenkundig ganz falsch, der Andere gleicht der Wahrheit wie die Affenfratze dem Antlitz des Menschen.

Es ist ungeheuer schwierig und fast nur ein Glücksspiel, für eine kleine Krankenanstalt, aber völlig unmöglich, für eine große die nöthige Zahl tüchtiger weltlicher Wärter zu finden. Der Verfasser der erwähnten Rügen kennt zuverlässig diese Schwierigkeit weder aus eigener Erfahrung noch aus der Geschichte. Hören wir aber die Urtheile der zum Urtheil Berechtigten:

Der treffliche Percy, unter Napoleon Vorstand des ganzen Militär-Medizinalwesens in Frankreich, sagt (Dict. des sciences médicales, Band 24, Seite 499): „der größte Theil der weltlichen Wärter ist ohne Sitten, ohne Grundsätze, ohne Mitleid, nur durch Hunger, Elend, oder Mangel eines andern Erwerbszweiges dahingebracht, dieß Geschäft zu ergreifen; diese Wärter mißhandeln oder vernachlässigen die Kranken, von denen sie im Leben oder Tod nichts zu hoffen haben, schmeicheln aber denen, bei denen sie eine Uhr oder Geld wissen; jedoch war gerade bei den letztern die Sterblichkeit größer, als bei den Armen.“ Seite 500: „Um den Betrug dieser Wärter zu verhindern, gab man den Befehl, den zu Verbänden nöthigen Branntwein zu färben, oder mit Brechweinstein zu vermischen.“

In Kuranda's Grenzboten vom Jahre 1847, Seite 453 bis 557 heißen die Wärterinnen im Wiener allgemeinen Krankenhause „Magdalenen, die auch im Krankendienste um Liebhaber werben, die armen Kranken, die ihnen nicht Geschenke geben, vernachlässigen, sie bedrohen, einschüchtern, ja auf berechnete Weise reizen und quälen; mit Viktualien, Kaffee,

Wein, Bier, Weißbrod, verbotenen Speisen Handel treiben *), die Aerzte mit schamloser Frechheit belügen, von einer Abtheilung deßwegen entlassen, auf einer andern entfernten wieder aufgenommen werden."

Schon bei meinem einjährigen Aufenthalte im Wiener Kankenhause im Jahre 1812 bis 13 hörte ich diese Klagen, und in der Charité in Berlin, wo ich mich gleichfalls ein ganzes Jahr aufhielt, waren die Klagen des geheimen Rathes Horn über die Nichtswürdigkeit der Wärter ein ständiger, täglicher Artikel.

Auch in dem Jahresbericht über das Nürnberger Spital klagen die Aerzte über die große Schwierigkeit, tüchtige Wärter zu bekommen, über die Nachlässigkeit, Roheit, Widerspänstigkeit der meisten.

Was sind gegen solche, in jedem großen, von Lohnwärtern bedienten Spitale unvermeidliche Gräuel alle den barmherzigen Schwestern vorgeworfene Gebrechen, selbst wenn sie, was keineswegs der Fall ist, in Wahrheit gegründet wären? Solche Gräuel sind in einem religiösen Orden unmöglich. Weil man aber dergleichen an allen Klassen von Lohnwärtern, die man versuchsweise allmählig in Frankreich verwendete, selbst

*) Nicht bloß mit Viktualien handeln Lohnwärter, sondern selbst mit Arzneien, z. B. mit China, deren fieberstillende Wirkung sie kennen, und die sie den Kranken gegen Belohnung verabreichen, ohne Geschenke aber verweigern; so wie sie dagegen unruhige Kranke mit großen Gaben von Opium betäuben, um selbst nicht im Schlafe beunruhigt zu werden.

Dergleichen Unfug ist um so schwerer zu entdecken, wenn, was so häufig der Fall ist, weibliche Wärter in ein vertrautes Verhältniß mit Assistenten getreten. Eine ehemalige Wärterin an einer Krankenanstalt hatte die Frechheit, in meiner Gegenwart zu erzählen, wie sie ordinirende Aerzte und Assistenten belogen und getäuscht, mit Kranken und Andern Liebeshändel angefangen, die Nächte mit Schlafen oder Liebesbriefschreiben ꝛc. zugebracht, bei ihrem Austritt aus dem Krankenause aber gleichwohl ein treffliches Zeugniß erhalten habe.

bei militärischen beobachtet hatte, sah man sich endlich genöthigt, die durch die Revolution aus den Spitälern verbannten, religiösen Orden wieder in sie zurück zu führen. Der als Arzt und Chemiker und dann als Minister berühmte und eben so wenig als Percy des Ultramontanismus verdächtige Chaptal sagt (Dict. des sciences méd. Seite 500) im Eingange des Napoleonischen Decrets, wodurch sie wieder eingeführt wurden: „In Erwägung der Unmöglichkeit, die den Kranken nöthige Hülfe anders als durch den Enthusiasmus der christlichen Liebe, und eines dem Krankendienst besonders gewidmeten Standes zu leisten; in Erwägung ferner, daß unter allen Spitälern des Reichs die mit der größten Sorgfalt, Einsicht und Oekonomie verwalteten diejenigen sind, welche die noch am Leben gebliebenen, ehemaligen barmherzigen Schwestern wieder zum Dienste beriefen ꝛc. ꝛc." Percy selber äußert sich Seite 498: „Der christliche Philosoph Saint Paul machte der Menschheit das köstlichste Geschenk durch das Institut der barmherzigen Schwestern, die seit zweihundert Jahren die Kranken, Schwachen und Kinder in den katholischen Spitälern mit der rührendsten Ausdauer besorgen, überall die Zierde ihres Geschlechtes sind, und Beispiele einer heldenmüthigen Frömmigkeit geben. Diese durch den Strom der Revolution nach allen Seiten zerstreuten ehrwürdigen Dienerinnen der Menschheit, die nur gezwungen und mit Thränen ihren Dienst verlassen hatten, kehrten mit Freuden zurück, als man sich von der Unbrauchbarkeit ihrer Stellvertreter überzeugt hatte, und es macht dem Minister Chaptal die größte Ehre ꝛc. ꝛc."

In der reformirten Stadt Neufchatel besorgen, von einem Reformirten eingeführt, barmherzige Schwestern seit Jahrzehnten zur größten Zufriedenheit den Dienst im Spital.

Die berühmte Schwester Martha in Besançon erhielt wegen der außerordentlichen von ihr und ihren Schwestern den kranken Soldaten im Jahre 1814 und 1815 geleisteten Dienste Orden von den Kaisern in Oesterreich und Rußland, vom Könige in Preußen und vielen Andern.

Nach Rubichon (in seinem Buche: „Die Bedeutung und Wirksamkeit des Clerus in den modernen Staaten, aus dem Französischen, München 1830", Seite 56) minderten sich in den Pariser Spitälern die Kosten der Verpflegung um zwanzig vom hundert, und die Dauer der Heilungszeit von zweiundvierzig Tagen auf fünfunddreißig.

So die Franzosen, die zuverlässig nicht die letzten in der Erkenntniß und Anwendung dessen was nützlich und praktisch. Und war es denn etwas Anderes als die wiederholte Erfahrung einerseits von der Untüchtigkeit aller Arten gedungener Wärter, und andererseits von dem unvergleichlichen Vorzug der aus christlicher Liebe dienenden, wodurch auch die Protestanten sich veranlaßt fanden, ein dem Orden der barmherzigen Schwestern verwandtes Institut, die Diakonissinnen, für den Dienst der Kranken zu gründen? Schon vor vielen Jahren machte der Medizinalrath Doctor Ulrich von Koblenz, ein entschiedener Protestant, in einer Naturforscherversammlung dazu den Vorschlag, sich auf die trefflichen Dienste der barmherzigen Schwestern in Koblenz berufend.

Doctor Gedike in seiner Schrift: „Anleitung zur Krankenwartung, Berlin 1846", schreibt die Mißbräuche, die man den barmherzigen Schwestern vorwirft, nicht auf Rechnung des Ordens, sondern der Aerzte und der fehlerhaften Administration der Anstalten.

Geheimer Rath Doctor Schmidt verbreitete sich in einem Vortrage im wissenschaftlichen Vereine zu Berlin mit großem Lobe über die thatsächlich erwiesene Vorzüglichkeit der barmherzigen Schwestern.

Nachdem nun stimmberechtigte Franzosen und Deutsche, Katholiken und Protestanten im Lobe der barmherzigen Schwestern ganz einig, machen vielleicht die Münchener- und ihre Töchter-Anstalten eine unrühmliche Ausnahme? Denn Doctor Reyer belegt seine Verurtheilung der Schwestern nur mit Anführung der Gebrechen in den genannten Anstalten.

Darauf erwidere ich: Der Hauptbeschwerdegrund, die Unterordnung der Schwestern unter eine eigene Oberin, ist für alle Anstalten derselbe. Anderwärts aber gab, gemäß dem Angeführten, diese Unterordnung keinen Anlaß zur Klage. Die Schwestern haben die Verbindlichkeit, den Aerzten zu gehorchen, bezüglich auf Darreichung der Speisen, Getränke, Arzneien, Wäsche, und den Aerzten über das Befinden der Kranken Bericht zu erstatten. Was hat der Arzt anders zu wünschen? Diese, den Krankendienst durchaus nicht beeinträchtigende Unterordnung hat aber viele andere, bei geringem Nachdenken leicht erkennbare Vortheile. „Ja, aber in München u. s. f. zeigten sich die Schwestern nicht bloß ungehorsam, sondern selbst der Art widersetzlich, daß sie die Unzufriedenheit aller Aerzte erregten.“ — Also zeigten sich diese Schwestern in vollem Widerspruche mit ihrer Regel und ihrer ganzen Aufgabe? Und konnte eine in solchem Widerspruche mit ihrem Zweck handelnde Anstalt auch nur einen Tag lang bestehen? und waren alle Aerzte, alle geistlichen und weltlichen Vorstände so feig, so gewissenlos, oder ohnmächtig, um einen solchen Unfug Jahre lang zu dulden? Trägt nicht diese Beschuldigung das Brandmal ihrer Nichtigkeit schon an der Stirne? So unwahr und widersinnig diese Beschuldigung, so unwahr sind die meisten der Andern.

Unwahr ist, daß die Schwestern die physikalischen Untersuchungen hinderten; auf allen drei Abtheilungen geschahen und geschehen dergleichen. Unwahr, daß die Schwestern die Kranken beredeten, ihre Leiden zu verheimlichen. Unwahr, weil unmöglich, daß sie der Ablieferung der Leichen auf die Anatomie ein Hinderniß legten. Unwahr und elender Klatsch war und ist es, daß sie die Protestanten zurücksetzten. Unwahr, daß sie für Tochteranstalten sparten; da wie die Mutter- so auch jede Tochteranstalt durch die betreffenden Gemeinden erhalten werden muß. Unwahr, daß die Darreichung von Uringläsern, Clystiren &c. nur weltlichen Wärtern obliege; denn dieß geschieht nur bei männlichen Kranken; unwahr auch, daß dadurch die Kosten des Krankendienstes vermehrt werden; dieser Dienst ko-

stet jetzt fast ein Drittel weniger, als der Dienst durch weltliche Wärter. Unwahr, daß viele weltliche Wärter unter der Last ihrer Geschäfte zu Grunde gehen. Unwahr, daß die Reinlichkeit und Nettigkeit im Spitale zu München eben so groß gewesen vor Eintritt der barmherzigen Schwestern, als gegenwärtig. Vor ihrem Eintritte waren Hunderttausende von Wanzen im Spitale, und Niemand findet jetzt auch nur eine *). Unwahr, daß man die Reconvalescenten zu schädlichem Fasten veranlaßte. Nur einige minder schwer Kranke wurden bis zum Empfang des heiligen Abendmahls zum Fasten aufgefordert. Unwahr, daß die Oberin gewöhnlich eine Hochadeliche. Die vier bisherigen Oberinnen im Münchener Spitale waren aus dem Bürger- und Bauernstande. Unwahr ist, daß die Zahl der Kranken sich verminderte; sie vermehrte sich vielmehr um zweitausend des Jahres. Unwahr, daß alle Ordinirenden unzufrieden waren, und daß der geheime Rath v. Walther deßwegen aus dem Spitale getreten. Derselbe sagt vielmehr in einer lithographirten Abhandlung vom Jahre 1835, also kurz vor seinem Austritte, Seite 8, Ziffer 4: „durch Einführung des Ordens der barmherzigen Schwestern ward dem Krankenhause eine große Wohlthat zu Theil bezüglich auf bessere, liebreichere Krankenpflege und Sittlichkeit ꝛc.“

Lächerlich ist die Behauptung, daß in einem von Schwestern bedienten Spitale sich keine großen Aerzte sollen bilden können, und bis zum Herzbrechen rührend das Mitleid der Berichterstatter mit den angeblich unglücklich gewordenen jungen Aerzten, und den weltlichen Wärtern, die unter den großen,

*) Ein angesehener Wiener Spitalarzt, den ich im Münchener allgemeinen Krankenhause herumführte, fragte mich: „Haben Sie Wanzen?“ Ich. „Keine Einzige“ Er. „Wie wurden Sie frei?“ Ich. „Bloß durch unermüdliche Reinlichkeit der Schwestern; alle andern Mittel waren vergeblich.“ Er. „Ich stimmte gegen die Einführung der Schwestern in unserm Spital; hätte ich gewußt, daß sie die Wanzen zu vertreiben vermögen, so hätte ich schon darum für sie gestimmt.“

ihnen aufgebürdeten Lasten erlegen seyn sollen, während dieselben Berichterstatter keine Spur von Mitleid oder der allergewöhnlichsten Billigkeit zeigen für die armen Schwestern, von denen seit zwölf Jahren mehr als sechszig in München allein als Opfer ihrer Berufstreue gestorben. Was soll man vollends gegenüber den oben angeführten Thatsachen und Schilderungen der weltlichen Wärter sagen zur Behauptung, daß diese an Uneigennützigkeit, Aufmerksamkeit, Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit die Schwestern weit übertreffen? Risum teneatis amici! Wo machten denn die drei Referenten in der Beilage der Salzburger Zeitung ihre Beobachtungen über die Vortrefflichkeit der weltlichen Wärter? Sahen sie vielleicht niemal, wie dieß beim Referenten über das Münchener Spital, einem ehemaligen Assistenten, der Fall ist, genauer und längere Zeit ein Spital mit weltlichen Wärtern? Oder hatten sie weder Ohr noch Auge für die oben genannten Vergehen und Verbrechen derselben? Es ist wahr, diese Wärter quälten die armen Kranken keineswegs mit Beten, Fasten und Heiligenbilder-Auflegen, und entschädigten sie dadurch vollkommen.

Aber sind denn alle gegen die Schwestern vorgebrachten Beschuldigungen unwahr? Wozu denn solche maßlose Verläumdung?

Ja, es ist Einiges wahr. Es ist von vornherein begreiflich und zuzugestehen, daß in einer großen Krankenanstalt, und sei sie die Beste, im Einzelnen Fehler begangen werden, daß in einer zahlreichen, mit Ausnahme der zwei Vorsteherinnen ganz neu zusammengesetzten Schwester-Gesellschaft, wo man bei der Auswahl der neuen Mitglieder Anfangs nicht so strenge seyn konnte, als später, nicht alle Glieder gleich einsichtig, geschickt und willig, alle aber ohne Erfahrung und Uebung sind. Erwäge man ferner die Verschiedenheit der Verhältnisse und Gewohnheiten in Straßburg, woher, und in München, wohin sie gekommen. In Straßburg, wie in ganz Frankreich, genießen die Schwestern nicht bloß die achtungsvollste Behand-

lung von Seite der Aerzte und Behörden, und eine große Breite ihrer Befugnisse. Auch ist dort die Gewohnheit, die Arzneien nur alle zwei Stunden zu reichen. Bei mäßig gutem Willen von Seite der Aerzte wäre hierin die Ausgleichung und das Verständniß leicht möglich. Der Unterzeichnete mit seinen Assistenten hatte tausendmal weniger Anlaß, den Schwestern eine Erinnerung zu machen, als bei weltlichen Wärtern. Wünschte er etwas geändert, so erklärte er es den Schwestern, im Nothfall der Oberin, und fand stets willige Abhülfe. So verordnete er die Darreichung der Arzneien nicht selten alle Viertelstunden, und die Erneuerung der warmen Ueberschläge die ganze Nacht hindurch. Nur einmal fand er nöthig, um Entfernung einer Schwester aus seinen Sälen zu bitten; sie ward sogleich entfernt, und nachher ganz aus dem Orden entlassen.

Es gab wohl hie und da einen Unterarzt, der den selbst gegen gemeine Mägde unschicklichen, rohen und befehlshaberischen Ton auch gegen die Schwestern fortsetzen wollte, ihnen kein freundliches Wort gönnte und verlangte, dieselben sollen seinen Willen errathen, der lieber allen Aussagen böswilliger Kranken gegen die Schwestern, als ihren Versicherungen traute. Referent stellte öfters Kranke und Schwestern, so wie diese und Assistenten einander gegenüber, und fast ohne Ausnahme war das Recht auf Seite der Schwestern.

Wahr ist auch, daß die Unterwärterinnen öfters wechselten; das ist aber nöthig, um alle Zweige und Arten des Dienstes kennen zu lernen. Berichterstatter hatte seine Oberwärterinnen meistens drei bis sechs Jahre, bis sie erkrankten und starben, oder in Töchteranstalten, wo man Erfahrene braucht, als Oberinnen eingesetzt wurden. Wie die Kranken, die ja noch viel schneller wechseln, darunter leiden sollen, ist nicht einzusehen, wenn die neue Wärterin so tüchtig, als die vorige. Der Wechsel könnte nur den Ordinirenden und nur dann unlieb seyn, wenn er statt einer Tüchtigen eine minder Tüchtige

bekäme, in welchem Falle aber der Vortheil auf Seite derjenigen Kranken, welche die Tüchtigere bekamen. Der übrigens nur ein wenig Nachdenkende findet gewiß mehrere Gründe, aus denen es in der Regel nicht zweckmäßig ist, dieselbe Schwester immer im Dienste derselben Abtheilung zu lassen.

Wahr ist auch, daß früher manchmal während gemeinsamen Andachten alle Schwestern kurze Zeit aus den Sälen abwesend waren, und es genügte nicht die Entschuldigung, daß Reconvaleszenten beauftragt wurden, im Nothfall die abwesende Schwester aus der nahen Kirche zu holen, oder den Kranken Hülfe zu leisten. Dieß wurde abgestellt auf Verlangen der Aerzte.

Man sieht daraus und aus Anderm, daß Dr. Gedike Recht hat, die Mißbräuche in den von Schwestern besorgten Spitälern mehr auf Rechnung der Aerzte und der Administration als der Schwestern zu schreiben. Eben so verhält es sich auch mit dem Vorwurfe allzu großer Sparsamkeit. Daß die Schwestern als Glieder einer Corporation, von dem Corporationsgeist beseelt, für die Ehre und den Wohlstand ihrer Corporation bemüht sind, ist sehr natürlich. Nicht ihnen, sondern dem Ganzen kommen dabei ihre Ersparnisse zu gut. Es mag auch seyn, was unbedingt zugegeben werden kann, daß sie im Bewußtseyn ihrer Uneigennützigkeit einer Versuchung ausgesetzt sind, hierin zu weit zu gehen. Allein hier ist es gerade wieder an den Aerzten und den Directoren, denen sie zum Gehorsam verpflichtet sind, darauf zu sehen, daß diese Tugend haushälterischer Sparsamkeit nicht das Maß auf Kosten des Krankendienstes überschreite. Thue jeder seine Schuldigkeit an seiner Stelle, und die barmherzigen Schwestern werden es gewiß nicht fehlen lassen.

Vor etlichen Jahren reiste die Wittwe des Philosophen Hegel, selbst Vorsteherin einer Privatkrankenanstalt in Berlin, nach München, ausdrücklich zu dem Zwecke, den Krankendienst der barmherzigen Schwestern kennen zu lernen. Sie brachte

sechs Wochen von 6 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends im Spitale zu, und nahm Einsicht von allen Zweigen des Dienstes, und von Küche, Keller und Garten. Am Tage vor ihrer Abreise von mir gebeten, aufrichtig zu sagen, was sie zu rügen habe, sprach diese, mit den Aufgaben des Krankendienstes aus Erfahrung bekannte und für diesen Beruf begeisterte Frau mit dem größten Lobe von der Anstalt in München, und was rügte sie? Nur: daß man zum Trinken nicht für jeden Kranken ein besonderes Becherchen hatte.

Dr. Piskevich, Director des Pesther Bürgerspitals, bezeugte im Jahre 1846 in einer Pesther Zeitung, daß das Spital in München in Bezug auf Reinlichkeit, Verköstigung, Bekleidung, Pflege und Oekonomie sich auszeichne, und er es für das Vollkommenste nicht bloß in ganz Deutschland, sondern auch außer dessen Gränzen halte.

Zum Schluß. Wir Deutsche waren seit Ludwig XIV., besonders seit den letzten Jahrzehnten, in vielen schlimmen Dingen, auf höchst unrühmliche Weise, die Affen der Franzosen. Warum sträuben wir uns gar so hartnäckig, eines der wohlthätigsten Geschenke, das sie durch den heiligen Vincenz von Paul der Welt gegeben, aus ihren Händen zu nehmen?

München, den 10. September 1848.

Dr. v. Ringseis.

XXXVII.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Den 29. September 1848.

Die bekannten Correspondenten der Allgemeinen Zeitung bemühen sich seit einiger Zeit darzuthun: daß der eigentliche Grund des Uebermaßes von Unheil und Verwirrung, welches auf Deutschland lastet, in nichts Anderem liege, als darin, daß die Nationalversammlung sich zuerst mit den Grundrechten des deutschen Volkes beschäftigt habe, und nicht alsogleich zur Decretirung einer neuen, allgemein-deutschen Verfassung geschritten sei. „Werfet einen Blick auf unsere Zustände!“ sagt jenes Blatt in einem Artikel aus München vom 14. September. „Das erste Ministerium wird nach kaum mehr als Monatdauer gezwungen abzutreten, und zwei einflußreiche Männer zweier verschiedener Parteien geben sich nach einander mehrere Wochen lang vergeblich Mühe, ein neues zu bilden. In der Reichsversammlung schlägt die Majorität in einer Lebensfrage nicht allein des Ministeriums, sondern der Versammlung, ja von ganz Deutschland, in derselben kurzen Frist in die Minorität um, und die in der Paulskirche vertretene Einheit Deutschlands wird durch die thatsächliche Zersplitterung, Uneinigkeit und Verwirrung zu Traum und Schaum. Abgesandte der Centralgewalt wer-

den so wenig als diese selbst im Ausland anerkannt, und im Inland ihre Vollmachten weder befolgt noch geachtet; gleichzeitig erhebt die Rebellion ihr freches Antlitz und ihre mordbegierigen Hände; ja es gelingt ihr (nicht der Sieg, aber), einen" (mit Nothwendigkeit zu erwartenden) „Schandfleck in die Geschichte der Erhebung unsers Volks für Recht und Freiheit zu bringen, den keine Zeit und keine That vertilgt; denn die Geschichte ist souverainer, als selbst das souveraine Volk, und kennt weder Gnade noch Amnestie. Was ist die Ursache von all diesem Uebel? Wie wir die Erscheinungen auch drehen und wenden, die Endursache ist immer: die mangelhafte Anerkennung von Seiten der Einzelstaaten ...... Diese Anerkennung aber durch Adressen, Volksversammlungen und Petitionen" (oder gar durch Drohung mit Krawallen!) „erreichen wollen, heißt aller Geschichte und Staatslehre Hohn sprechen; selbst die Decrete der souverainen Reichsversammlung reichen nur so weit als ihre Macht, und sie wird bald inne werden, in welchen Zaubercirkel sie gerathen, wenn sie ihre gegenwärtige Macht von ihrer zukünftigen bedingt sieht. Hier gibt es nur ein einziges Mittel: die Verfassung. Nur durch die Verfassung wird das Reich ein Staat; ohne sie ist es ein Begriff, kein Körper. Ohne bestimmte Gränzen, ohne bestimmte Regierungsform, ohne Feststellung des Verhältnisses des Ganzen zu seinen Gliedern kann es wohl auf Sympathien und Acclamationen Anspruch machen, . . . aber die Regierungen dürfen und können ihre Capitalien nur gegen sichere Hypothek anlegen, und diese sichere Hypothek ist allein die Verfassung. Die Reichsgewalt bedarf Geld, Truppen, Flotte und zu alle dem Credit. Mit der vollen Anerkennung der Einzelstaaten hat sie Geld, Truppen und Credit. Die volle Anerkennung ist ohne Verfassung unmöglich; darum ist die unerläßliche, unaufschiebbare Aufgabe für die Paulskirche: die Verfassung."

Wir freuen uns der merkwürdigen Eingeständnisse, welche in dieser Erklärung liegen, aber wir bedauern zugleich, daß der

doctrinäre Liberalismus hier wie allenthalben seine absolute Unfähigkeit darthut: die wirkliche Welt zu begreifen, die richtigen Mittel zur Verwirklichung seiner eigenen Wünsche und Forderungen zu wählen, und aus seinen eigenen Aufstellungen auch nur die allernächsten und einleuchtendsten Folgerungen zu ziehen. — Es ist ein eigentlicher Mangel an natürlichem, politischem Verstande, der sich in der spezifisch liberalen Doctrin kund thut. Dieser Aberglaube: daß es mit rasch improvisirten Verfassungsurkunden gethan sei, ein Glaube, der den größten Theil der heutigen, gebildeten Deutschen gefangen hält, ist eine geistige Seuche, ähnlich dem Wahn, der die Hexenverfolger des siebenzehnten Jahrhunderts beherrschte. Er ist unheilbar und durch Vernunftgründe nicht zu widerlegen, wie dieser. Wie dieser muß er mit seinen Adepten aussterben.

Das eben Gesagte schließt begreiflicherweise keineswegs in sich, daß der Verfasser des mitgetheilten Artikels, nicht in vielen seinen Voraussetzungen Recht habe. Das Parlament steht heute, zusammt der Centralgewalt wirklich, wie er mit Recht annimmt, auf keinem genügenden Rechtsboden. Im staats- und völkerrechtlichen Sinne hängen bis jetzt beide immer noch, als politische Körper, in der Luft. — Um vom Auslande Anerkennung fordern zu können, müssen sie zuerst von den Einzelstaaten Deutschlands anerkannt seyn. Das ist schlechterdings unbestreitbar. Eine Anerkennung, wie sie das Staats- und Völkerrecht fordert, kann, wie der Correspondent der Allgemeinen Zeitung ungemein schlagend bemerkt, nicht in Petitionen und Acclamationen liegen; sie kann eben so wenig geliefert werden durch Katzenmusiken und Krawalle gegen die etwa Widersprechenden. Sie muß ausgehen von den zu Recht bestehenden Gewalten: den einzelnen Fürsten und Regierungen Deutschlands. Dieß Alles ist vollkommen wahr und richtig. Aber der Verfasser des Artikels merkt dabei zwei Dinge nicht. Wenn Alles so ist, wie er sagt, so hätte erstens: die Verhandlung, die nöthig gewesen wäre der Centralgewalt eine solche Anerkennung zu verschaffen, nie zu etwas Anderm führen können, als zu einer neuen,

wenn auch engern Conföderation der deutschen Fürsten und Freistaaten, mithin zu einem Zustande, der immer noch das Gegentheil von dem gewesen wäre, was einst die Leiter der Burschenschaft träumten und vorbereiteten, welche jetzt zum Theil an der Spitze des Parlaments stehen. Zweitens: wenn der Correspondent eine solche rechtliche Begründung der neuen Ordnung der Dinge fordert, so spricht er, ohne es zu wissen und zu wollen, das entschiedenste Verdammungsurtheil über die gesammte Entstehungsgeschichte des Parlaments und Vorparlamentes aus, als welches sich vom ersten Augenblicke seines Zusammentretens an, nicht auf den Boden der Geschichte und des bestehenden Rechts, sondern auf den des Princips der Volkssouverainetät stellte, wovon die nachmaligen, welthistorischen „kühnen Griffe" nichts als nothwendige Folgen waren.

Stand die neue Centralisation in Frankfurt einmal auf diesem Boden, so finden wir den weitern Gang, den sie wirklich nahm, sehr leicht erklärbar. Wir können es durchaus nicht bloß für einen zufälligen Mißgriff halten, daß die Verhandlungen über die künftige Verfassung Deutschlands nicht in den Beginn der neuen Ordnung der Dinge gestellt, sondern in den Hintergrund verlegt wurden. Im Gegentheil, uns scheint dabei eine tiefe, in ihrer Art ganz richtige Berechnung vorgewaltet zu haben. — Je weitwendiger und unersprießlicher die Debatten über die Grundrechte wurden, desto weiter waren die unangenehmen Erörterungen mit den einzelnen deutschen Regierungen hinausgeschoben, zu denen es früher oder später kommen mußte. Inzwischen aber ging die Absicht augenscheinlich dahin, still und unmerklich, durch weitere „kühne Griffe", rein auf dem Wege des Factums, die Centralisirung der Macht in den Händen der Frankfurter „Reichsbehörden" durchzusetzen. Hauptsächlich dahin zielte die bekannte, auf den 6ten August angesetzte Huldigung aller deutschen Truppen, der später, als der Anschlag im Wesentlichen mißglückt war, die Bedeutung einer bloßen Notification unterlegt werden sollte. War man, mit Vermeidung unzeitigen Aufsehens, einmal thatsächlich im wirklichen

Besitze der Macht, — dann ließ sich mit den Regierungen aus einem andern Tone sprechen. Wer also das Hinausschieben der Verhandlungen über die Verfassung tadelt, der hat augenscheinlich das ganze System nicht begriffen, wie es sich im Geiste jener Männer ausgebildet hatte, welche im März dieses Jahres, nach vieljährigen, geheimen Vorbereitungen, Hand an das Werk der Umformung Deutschlands nach dem Bilde der allgemeinen Burschenschaft legten. Darauf aber hatten sie freilich nicht gerechnet, daß die rothe Republik aus demselben Princip der Volkssouverainetät, worauf sie sich stützten, ebenfalls ihre, und zwar extraparlamentarischen Folgerungen ziehen werde.

Den 30. September 1848.

Das, durch den Angriff der Herren Dahlmann und v. Hermann gesprengte Reichsministerium ist definitiv wieder hergestellt. Nur die Herren Dr. Heckscher und Fürst Leiningen sind ausgeschieden und beseitigt. Dagegen kann Deutschland sich Glück wünschen, Herrn v. Schmerling wiederum an der Spitze des Innern zu sehen. Wir kennen dessen politische Grundsätze nicht näher; aber selbst wenn sie den unserigen diametral entgegen stünden, würden wir ihm das seltenste und deßhalb höchste Lob nicht versagen, welches in einer Zeit gespendet werden kann, wo die Pest der Feigheit selbst Jene ergriffen hat, welche die herrschende Seuche der weibischen Eitelkeit verschonte, das unscheinbare Lob: er ist ein Mann. Zu dieser seltnen Eigenschaft gesellt sich bei Herrn v. Schmerling noch der glückliche Umstand, daß sein früheres Leben rein und unberührt dasteht von dem Vorwurfe geheimer, verbrecherischer Umtriebe gegen die früher bestehende Staatsordnung. Er kann heute mit voller Kraft gegen die blutgierige Meute der Anarchisten auftreten, ohne vor den Enthüllungen und der Rache ehemaliger Bundesbrüder und Mitverschwornen jene Furcht hegen

zu müssen, die das mehr als sorgliche und leise Auftreten gewisser anderer Notabilitäten hinreichend erklärt, welche unsichtbar werden müssen, so oft von energischem Handeln gegen die Verbündeten der rothen Republik die Rede ist.

Der Rücktritt des Herrn Fürsten von Leiningen ruft uns die einzige Spur in's Gedächtniß zurück, welche dieser improvisirte Staatsmann der Periode seiner nominellen Wirksamkeit aufgedrückt hat. Wir meinen jenes, vom Juli dieses Jahres datirte und in der Frankfurter Oberpostamtszeitung mitgetheilte Programm, welches, wenn auch schwerlich seiner Feder entflossen, so doch mit der, ihn für den Inhalt verantwortlich machenden Namensunterschrift des Herrn Fürsten versehen ist. Diesem merkwürdigen Actenstücke ist bei seinem Erscheinen die öffentliche Aufmerksamkeit keineswegs im verdienten Maße zugewendet worden. — Es wirft ein merkwürdiges Licht auf die Absichten und Zwecke der Partei, von welcher es ausging. Von bayerischen, preußischen, sächsischen und andern Interessen im Gegensatze zu deutschen könne keine Rede mehr seyn, denn letztere seien, nicht etwa die Summe der erstern, wie jeder Unbefangene, der sich auf den Boden der Wirklichkeit stellt, meinen sollte, sondern die erstern „müßten in den letztern ihre Erledigung finden." Eifersucht zwischen einzelnen Staaten, oder gar Schmähungen des Südens gegen den Norden, oder umgekehrt, seien (als wenn sich Thatsachen durch einen Machtspruch wegdecretiren ließen!) frevelhafte Absurditäten, Widerspruch oder Ungehorsam gegen die Reichsgewalt oder die Nationalversammlung aber ein Verbrechen gegen die Würde der Nation selbst, Verrath am Vaterlande, welchem die Strafe auf dem Fuße folgen müßte. „Die dynastischen Interessen, so weit solche sich auf die Regierungsgewalt beziehen, können, so die Nation Einigkeit will, nicht in Betracht kommen; denn die Fürsten haben diesem Willen sich eben so gut zu fügen wie jeder andere Deutsche." Also vollständiges Einstampfen der gesammten, in Deutschland bestehenden, politischen Ordnung, und demnächst französische Centralisation, beides ver-

hängt im Namen des (vorausgesetzten) souverainen National-willens. Wer diesem widerspricht, wer seinen Antheil an dem souverainen Volkswillen im entgegengesetzten Sinne geltend machen will, ist ein Verräther. „Das Zusammenberufen von Bevollmächtigten der einzelnen Regierungen, wenn ihr Zweck ein anderer wäre als etwa den geschäftlichen Uebergang vom Alten zum Neuen zu erleichtern, wäre höchst überflüssig und schädlich." Natürlich! wozu bedarf der souveraine, omnipotente Nationalwille einer staatsrechtlichen Basis? die Rolle der Gleichheit muß über die Häupter der Fürsten, wie der Bauern und Bürger gehen. „Sollen dieselben" (Bevollmächtigten) „vielleicht mit der Reichsgewalt negociren? Dann müßte die Nationalversammlung ihre eigenen Beschlüsse wieder schlucken (sic), und die Kraft und das Ansehen der Reichsregierung wäre in der Geburt erstickt." Im entgegengesetzten Falle, wenn die souveraine Nation etwa fühlte, daß ihre bayerischen, oder hannoverischen, oder preußischen, oder andere Reminiscenzen und Sympathien, so wie manche damit zusammenhängende Interessen, zu vorwiegend seien, um dieselben deutscher Einheit zum Opfer zu bringen, im entgegengesetzten Falle bleibe freilich nur der Staatenbund übrig. (Das haben wir von jeher behauptet!) „Allein ein neues Reich zu construiren, und gleichzeitig unvermeidlichen Kampf um die Herrschaft mit den Einzelstaaten, Uneinigkeit statt Einigkeit, Schwäche statt Macht förmlich zu organisiren; ein Reich zu gründen, welches alle Mängel des Alten in erhöhtem Maße in sich schlöße, weil nun nicht nur wie ehedem Fürsten mit dem Kaiser und Fürsten unter sich streiten und kämpfen würden, sondern auch Ständeversammlungen, Associationen mit Associationen; Volksversammlungen mit Volksversammlungen, Clubbs mit Clubbs: das wäre denn doch ein zu unerhörtes Resultat einer Revolution, welche mit großen Opfern und Gefahren unternommen ist, um ein freies und einiges Deutschland herzustellen." — Wer könnte dem widersprechen? Wahrlich der Herr Fürst hat Recht, wenn er hinzusetzt: „Die Nation muß um so ernstlicher diese Frage erwägen, weil sie

sonst leicht in den Fall kommen könnte, sich für immer lächerlich zu machen, indem sie deutsche Einheit und Macht in die Welt posaunt, und in der That bald das Gegentheil darstellen würde." Allein daraus zieht der weise Staatsmann, der dieß geschrieben (oder unterschrieben) hat, nicht etwa die Folgerung, daß der halsbrecherische und phantastische Versuch: Deutschland zu centralisiren, sofort aufgegeben werden müsse, — sondern umgekehrt! — er will, daß die deutsche Nation nunmehr auf dem betretenen Wege voranschreiten müsse, „um ein einiges, starkes Deutschland im vollsten Gegensatze zu einem uneinigen, schwachen Bundesstaate" (aus den von ihm oben selbst aufgezählten Elementen) „herzustellen." — Er hat hierbei nur Eins nicht bedacht: daß nämlich diese Einheitsbestrebungen seiner Partei sehr bald zwischen zwei Feuer gerathen würden. Vor sich haben sie Jene, welche ihre Interessen und Rechte, die in der Gegenwart wurzeln, nicht einer nebelhaften und chimärischen Zukunft zum Opfer bringen wollen, Jene, welche der Meinung sind, daß Niemand über den Boden wegfliegen könne, auf dem er einmal steht, und daß alle nachhaltigen, politischen Bestrebungen, wir mögen wollen oder nicht, an den thatsächlichen Zustand anknüpfen müssen, den sie vorfinden, — als welches in Deutschland eben nur der Staatenbund ist. Hinter ihnen aber steht die rothe Republik, welche, auf dasselbe elastische Princip des nicht näher zu definirenden, souverainen Nationalwillens fußend, ihn etwas anders auslegt und versteht, als der mißvergnügte, mediatisirte Adel. —

Wir haben mit diesem Worte das Motiv berührt, welches allein geeignet ist, Licht zu verbreiten sowohl über das Programm des Herrn Fürsten, als über einen nicht unwichtigen Factor der deutschen Revolution des Jahres 1848. Der im Jahre 1806 mediatisirte hohe, deutsche Adel ist von Bureaukraten und Diplomaten in einer Weise mißhandelt worden, welche seine jetzige tiefe Erbitterung genügend erklärt und theilweise sogar entschuldigen mag. Ob er mit Hülfe der Demagogen gewinnen werde, was er an die Fürsten verloren, wird ja die

nächste Zukunft lehren. Einstweilen ist das eben beleuchtete Programm ein Manifest eines Theiles des mediatisirten, gegen den souverain gewordenen Reichsadel. „Ihr habt uns zu Grunde gerichtet, jetzt soll auch Euch der Abgrund verschlingen, in den Ihr uns gestürzt!" Das ist in offenes, klares Deutsch übersetzt die Summe und der Inhalt dieses Fehde- und Feindsbriefes. Darum die Berufung auf den souverainen Nationalwillen. Wir werden sehen, ob sich heute die adeliche Revolution besser aus dem bösen Handel ziehen wird, als es einst Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten gelang.

Den 1. Oktober 1848.

Während, wie wir bereits gesehen haben, der doctrinäre Liberalismus von seinem Standpunkte aus den bisherigen Gang der Parlamentsverhandlungen angreift, wird auch von einem andern praktischen Gesichtspunkte aus, die Entstehungsgeschichte jener Versammlung einer ziemlich herben und einschneidenden Kritik unterworfen und derselben eine keineswegs trostreiche Nativität gestellt. Ein höchst beachtenswerther Artikel in der Augsburger Postzeitung hebt schonungslos den Umstand hervor, daß es der Partei, welcher endlich nach vieljährigen Bemühungen die Märzumwälzung gelang, gegangen ist, wie es, seitdem es eine Geschichte gibt, bisher noch allen Parteien erging, denen je eine Revolution gelang. Ein Theil ihrer Mitglieder ist „zufriedengestellt", und will stehen bleiben; eine andere Fraction will weiter gehen, und auch zu ihren Früchten und „Errungenschaften" gelangen. Darum jetzt der Streit und das grimmige Zerwürfniß.

„Also", ruft der Verfasser des eben erwähnten Artikels, „„die demokratischen Vereine"" sollen unterdrückt werden! Wir sind nicht die Advokaten und Wortführer dieser Vereine, wir haben sie nicht hervorgerufen oder autorisirt; wenn wir's aber

wären, so würden wir das „„Parlament““ fragen, wer denn diese Vereine hervorgerufen hat, zu deren Unterdrückung man sich jetzt berechtigt erachtet? Sie haben nicht existirt, bevor die freisinnigen und patriotischen Herren zu Heidelberg und Frankfurt, die jetzigen Parlamentspräsidenten Gagern und Soiron an der Spitze, das Beispiel dazu gegeben, und die formelle Berechtigung dazu erlistet oder erbeutet haben. Meinen diese Herren, die jetzige Verfassung oder Nichtverfassung Deutschlands soll dem „„Volke““ heiliger seyn, als vor sechs Monaten die zu Recht bestehenden Verfassungen es ihnen gewesen sind? Diese Vereine sollen unterdrückt werden, „„wenn der Zusammenhang unter ihnen in ganz Deutschland nachgewiesen werden kann.““ War unter den „„wackern Männern der badischen Opposition““ und unter den „„der Volkssache ergebenen Männern““, welche seit 1839 alljährlich zu Hallgarten, Hattersheim, Leipzig, Weinheim u. s. w. den Umsturz der Verfassung Deutschlands beriethen und vorbereiteten, etwa nicht auch „„ein Zusammenhang?““ Freilich, jene „„wackern Männer““ sind jetzt Minister, Gesandte, Staatssekretäre, Präsidenten ꝛc. . . Nun, die Herren Metternich und Esselen sind auch nicht abgeneigt, es zu werden. Haben jene Herren, welche jetzt so „„conservativ““ sind, weil sie die Gewalt in Händen haben, nicht zu Heidelberg proclamirt, daß „„die Freiheit, Einheit und Ehre der deutschen Nation (im Zusammenwirken aller deutschen Volksstämme mit ihren Regierungen, NB. so lange auf diesem Wege Rettung noch möglich sei,) erstrebt werden müsse?““ Haben sie nicht selber das Princip der „„Volkssouverainetät““ auf das Feierlichste ausgesprochen, nachdem sie die Achtung für die bestehenden Regierungen Jahre lang durch jedes denkbare Mittel in den Gemüthern untergraben und vernichtet haben? Dreißig Jahre haben sie alles aufgeboten, um die Schleußen zu öffnen, und jetzt, wo sie sehen, daß der verheerende Strom nicht bloß die alten Zustände und Männer begräbt, sondern auch sie und ihre junge

Herrschaft bedroht und gefährdet, jetzt rufen sie nach Soldaten, nach Beschränkungen, nach Polizei! Glauben die Herren Bassermann und Mathy, die Herren von Gagern und von Soiron u. s. w. Achtung bei dem Volke zu genießen, weil sie es aufgeregt, weil sie den deutschen Bund vernichtet, weil sie das bestehende Regiment gestürzt haben? Sollen heute sie etwa diejenigen achten und vertheidigen, die von ihnen verhöhnt oder gestürzt wurden, und jener Theil des deutschen Volkes, dessen Ruhe und Wohlstand durch sie vernichtet oder gefährdet ist? Und welcher Achtung sie bei ihren bisherigen Gesinnungsgenossen sich erfreuen, können sie täglich in deren Blättern lesen, man sieht in ihnen nicht bloß politische Gegner, sondern treulos gewordene Bundesbrüder. Wie, haben Männer, die schon auf der Schulbank conspirirten, haben die Klubbisten von Hallgarten und Heidelberg, die Urheber und Mitglieder des „„Vorparlaments““ ein Recht, gegen einen Theil ihrer Genossen Blut- und Verbannungsdecrete zu erlassen, weil diese auf der betretenen Bahn noch weiter zu gehen Lust haben, als ihre „„zufriedengestellten““ Kameraden? Wie, müssen sie nicht besorgen, daß die Verurtheilten ihnen zurufen: Was wäret ihr ohne uns? Wer hat euch auf die Stühle, von denen aus ihr uns jetzt richten wollet, erhoben, als wir?“

Vielleicht erklärt sich daraus auch die überraschende Milde gegen die, so arg compromittirte, äußerste Linke.

In Beziehung auf das, was jetzt geschehen soll, entwickelt der nämliche Artikel ein vollständiges System, welchem wahrlich Mangel an Freimüthigkeit nicht vorgeworfen werden kann.

„Sollen nun aber die Dinge bleiben, wie sie zur Stunde sind, nur mit dem Unterschiede, daß 20,000 Bajonette den Verein der Herren Blum und Vogt, Gagern und Mathy ꝛc. schirmen und schützen? Wenn diesem Vereine wirklich an dem Wohle Deutschlands und des deutschen Volkes gelegen ist, so ist ihm nur zu rathen, daß er zu guter Stunde erkläre, wie

auf dem betretenen Wege ein wünschenswerthes Ziel nicht erreicht werden könne, und ein solches nur dann zu erreichen sei, wenn die deutschen Volksstämme in treuer Bundesgenossenschaft beharren, und wenn alle rechtschaffenen Bürger, anstatt sich von hinterlistigen oder verrückten Wortmachern zu unseligen Demonstrationen und Experimenten verleiten zu lassen, sich ihren Fürsten fester als je anschließen, nicht weil sie durch die Weisheit und Vortrefflichkeit ihres Regiments (über welches leider nur zu viel zu sagen wäre und in friedlichen Tagen auch gesagt werden soll), sondern durch ihre Stellung, ihr Amt und nach unsern Gesetzen und Gewohnheiten uns einen Rettungsanker bieten. Der Bundestag ist aufgelöset, seine Herstellung nicht nothwendig: aber der Bund besteht noch und soll erhalten werden. Die Leitung der Angelegenheiten desselben den Händen eines Einzigen anzuvertrauen, hat Inconvenienzen, die jeder in politischen Dingen Erfahrene kennt und zu würdigen wissen wird, ohne daß wir sie erörtern. Es wurde früher ein Triumvirat dazu vorgeschlagen, und zwar unter Modalitäten, die jene Inconvenienzen und Schwierigkeiten beseitigen. Diese Institution ist praktisch ausführbar und die Vortheile derselben mußten jedem wahrhaft patriotisch gesinnten Manne einleuchten: daß sie den Beifall der auf rein revolutionärem Boden stehenden und wurzelnden Fünfziger-Versammlung nicht fand, hätte kein Grund seyn sollen, sie nicht in's Leben zu rufen. Leider saßen die Revolutionäre nicht bloß auf den Bänken der Fünfziger und sitzen sie nicht bloß in den Klubbs der Demokraten! Wir haben nichts dagegen, daß in Bundessachen neben den Königen des Bundes auch noch die Fürsten Deutschlands und die Stände ihre Stimme haben, aber eine demokratische Versammlung, welche aus dem Princip der Volkssouverainetät eine unbeschränkte Gesetzgebungs- und Regierungsgewalt über Deutschland in Anspruch nimmt oder usurpirt, kann Deutschland nur in einen Abgrund von Revolutionen stürzen, und wer das nicht einsieht und erkennt, sondern in stolzer Verblendung dazu behilf-

lich ist, den treffen die Drangsale und Leiden wenigstens nicht unverdient, wie sie Millionen treffen."

„Wir sind weit entfernt, zu meinen, daß mit der Herstellung des Triumvirats zur Leitung und Ausführung des Bundes, wie es seiner Zeit vorgeschlagen worden, der Bildung eines Bundesrathes aus den Bevollmächtigten der Fürsten und Stände allen Uebeln und Leiden, die uns heute drücken, abgeholfen sei; wir gehören nicht zu jenen, welche die Unbedachtsamen verführen, indem sie ihnen bei jedem Schritte zur Zerstörung des Bestehenden goldene Berge verheißen; allein es wären damit wenigstens einige der gefährlichsten Quellen des Unheils verstopft. Die Sache der Fürsten und aller erfahrnen und denkenden Männer, so wie Aller, die aus Liebe zum Vaterlande oder aus Interesse bei der Erhaltung der Ordnung in der Staatsgesellschaft vorzugsweise betheiligt sind, ist es dann, in ihrem Kreise die gesetzliche Ordnung herzustellen und endlich, von den traurigen Erfahrungen der letzten Tage wie der vorhergegangenen Jahre gemahnt oder belehrt, nach den Ursachen des Uebels, wie nach den Mitteln der Heilung zu suchen und zu forschen. Wenn dieß nicht geschieht, so sagen wir jedem Afterpolitiker in's Gesicht, daß wir trotz der bisher bewiesenen Ehrenhaftigkeit und treuen Hingebung unserer Soldaten, trotz des Sieges der Rechten im „„Parlament““ und des „„Reichsministeriums““ über die Barrikaden, und trotz des friedfertigen Sinnes von Millionen ehrlicher Bürger einer unseligen Zukunft entgegen gehen, Ereignissen, welche weder ein Lager unter den Mauern von Frankfurt, noch das Verbot der demokratischen Vereine, selbst nicht die Polizei und Censur, womit man uns à la Cavaignac bedroht, abwenden werden. Wir sagen dieß nicht bloß von den Betrügern oder Betrogenen, welche die Revolution des Märzmonats herbeiführten oder ihr Vorschub leisteten, sondern auch jenen unglücklichen und hochmüthigen Regimentsmännern, welche bis dahin am Staatsruder gestanden und Begebenheiten, die jeder achtsame Beobachter sich vorbereiten

und kommen sah, nicht zu verhindern gewußt haben, und heute schweigen, als ob Deutschland in seinem Unglück von ihnen nicht wenigstens eine Verantwortung oder den Versuch einer Rechtfertigung zu verlangen berechtigt wäre. Verse zu machen und zu reimen kann Jeder erlernen, es ist eine jämmerliche Kunst; wer aber zu reimen versteht, ist darum noch kein Poet, und wer Verordnungen unterzeichnet, darum noch kein Staatsmann."

Wir haben hierzu nur die Bitte an den geneigten Leser hinzuzufügen: er wolle mit diesen Ansichten das vergleichen, was wir bereits am 12. Mai in diesen Blättern über denselben Gegenstand sagten.

Den 6. Oktober 1848.

Während jeder denkende und redliche Mensch in Deutschland sich nicht den geringsten Zweifel daran erlaubte, daß das von Verräthern durchwühlte, vom Aufruhr umtobte, von den Meuchlerbanden proscribirte Parlament nach den Erfahrungen des 18. September keinen Augenblick darüber im Unklaren seyn werde, daß zwischen ihm und der rothen Republik Krieg sei auf Leben und Tod, und daß es demnach gelte, ohne das geringste Zaudern, die Maßregeln zu ergreifen, welche der Krieg vorschreibt und das Gebot der Selbsterhaltung erheischt, — hat die hohe Versammlung allerdings einen Schlag geführt, aber nicht nach der Seite, wohin man es erwartet hatte. In der Sitzung vom 26. September wurde auf den, von bitterm Katholikenhasse dictirten Antrag eines Herrn Rheinwald — ein schweres Criminalurtheil gefällt, wenn anders, was unsers Wissens bisher noch Niemand bezweifelt hat, Verbannung eine der schwersten, peinlichen Strafen ist. So hat man denn endlich gegen Hecker, Struve, Metternich oder jene Deputirte ergehen lassen, was Recht ist, welche auf der Pfingstweide

einluden, die Wände der Paulskirche mit Blut zu bespritzen und am wirklichen Tage des Aufruhrs auf und hinter der Barrikade standen? Nicht doch! Der von der Mehrheit angenommene Antrag lautet dahin: „Der Orden der Jesuiten, Liguorianer, Redemptoristen ist für alle Zeiten aus dem Gebiete des Reichs verbannt.“ Das war nach der erleuchteten Ueberzeugung der parlamentarischen Mehrheit das Eine, was jetzt Noth thut und jedenfalls näher und dringender, als unpopulärer Widerstand gegen die Männer der Bewegung, welche ja ihre Mäßigkeit und Loyalität sattsam dadurch bekündet haben, daß sie dem Geiste, der sie treibt, nur zwei unantastbare Vertreter des souverainen Volkes als Opfer schlachteten, während doch hundert und zwanzig auf ihren Proscriptionslisten verzeichnet standen. Kann man noch stärkere Zeichen verlangen, daß von der Seite her keine Gefahr droht? Schafft nur die „Jesuiten, Liguorianer und Redemptoristen“ durch einen Act volkssouverainer Kabinetsjustiz aus dem Wege, mit jenen biedern, freisinnigen Volksfreunden hat es keine Noth; der praktische, deutsche Verstand, der in der Paulskirche thront, wird sich mit ihnen ja schon zu einigen wissen!

Wer Deutschland aufrichtig und redlich im Herzen trägt, hat den Beschluß vom 26. Sept. nur mit tiefstem Schmerze vernehmen können. Dieß ist, — der Mehrheit unbewußt, — einer jener entscheidenden Uebergänge über den Rubikon gewesen, die nicht mehr zurückgethan werden können; einer jener Schritte, die auf Generationen hinaus das Schicksal der Völker und Länder bestimmen. Nicht als ob wir den Beschlüssen, welche die Frankfurter Versammlung in Betreff der Grundrechte gefaßt oder nicht gefaßt hat, oder der praktischen Bedeutung und Wirksamkeit dieser Festsetzungen eine übertriebene Wichtigkeit beilegten. Wahrlich nein! Aber jene Verbannung ohne Urtheil und Recht wird deßhalb welthistorisch werden, weil mit ihr eine letzte Hoffnung, welche sich in vielen katholischen Herzen noch wie ein schwach glimmender Funke erhalten und an den großen Volksrath in Frankfurt geheftet

hatte, erloschen und für immer zu Grabe gegangen ist; weil das Parlament seinem Berufe und seiner Fähigkeit: die Zeit zu erkennen und deren Leiden zu heilen, das Urtheil gesprochen hat; weil dieser Schritt der erste war, aus der so ungemein leicht zu bewahrenden, allein vernünftigen, neutralen Stellung in confessionellen Dingen heraus und auf die Bahn der Religions- und Kirchenverfolgung; ein Schritt, dem nach dem natürlichen Gesetze der Bewegung mit immer wachsender Beschleunigung viele andere folgen müssen; endlich weil das Parlament, welches nicht viele Stützen zu verlieren hat, ohne Noth und ohne irgend einen Schein von Vortheil mit der katholischen öffentlichen Meinung in Deutschland gründlich und entschieden gebrochen hat. Das Weitere wird sich von selbst finden, und wir werden daran zu gelegener Zeit und am gebührenden Orte erinnern. Hier wollen wir nur bemerken, daß uns alle jene Gründe, welche man zur Begütigung der Katholiken, wie zur Entschuldigung des unheilvollen Beschlusses anführt, sehr wohl bekannt sind. Wir wissen es: einzelne Orden sind nicht die katholische Kirche; die Kirche hat viele Jahrhunderte ohne jene Gesellschaften bestanden, welche der Gegenstand dieser Verfolgung sind, und kann ohne sie bestehen, wenn es Gottes Wille ist. Wir wissen es (und besser noch als unsere Gegner!) über den Werth der, von den heutigen Jesuiten ausgehenden Erziehung ist die Meinung selbst unter Solchen getheilt, die sonst den Wahn des Pöbels in Betreff der Jesuiten eben so wohl zu würdigen wissen, als sie das Verdienst dieser glaubenstreuen Ordensmänner um die praktische Seelsorge nach seinem hohen Werthe anerkennen. Darüber ist schon früher und viele Jahre vor der jetzigen Verfolgung das Nöthige in diesen Blättern gesagt, die eben dadurch der Gegenstand des Unwillens mancher übereifrigen und unklaren Freunde der Gesellschaft Jesu wurden. Wir wissen es endlich: ein Anderes ist das Recht, ein Anderes die schonende Klugheit im Gebrauche desselben, und ein Redner der Katholiken (General von Radowitz) hat der letztern, fast mehr als solchen Gegnern

gegenüber nöthig gewesen, durch seine Erklärungen in der Paulskirche Rechnung getragen. Aber hier handelt es sich nicht um einzelne Orden, sondern um das Princip der rechtlichen Freiheit der Katholiken in Deutschland überhaupt, und dieses ist gebrochen, so bald es in einem einzelnen Punkte ungescheut durch gesetzgeberische Willkühr verletzt wird, gerade so wie die Ehre eines Mannes durch einen einzelnen Faustschlag in das Gesicht geschändet ist, wenn ihm auch tausendmal die Erklärung folgt: dieß sei der erste und letzte gewesen. — Ein solcher Faustschlag in's Gesicht vieler Millionen Katholiken war jenes Verbannungsurtheil. Man täuscht sich bitter, wenn man nach dem Glauben der Kaffeehäuser in einigen großen Städten die öffentliche Meinung des großen deutschen Volkes mißt. Anders urtheilt der Litterat, der Schreiber, der Handlungsdiener, der Professor, der Advokat in Wien, Berlin und Frankfurt, anders der Bauer in Tirol, Steyermark und Bayern, in den Rheinlanden, in Westphalen und Schlesien. Von den Gefühlen des slavischen Landvolks in Böhmen, Krain und Galizien wollen wir für dießmal nicht sprechen. Ihr werdet es ja erfahren, welchen Dank es Euch für eine Freiheit weiß, die ihm sein Heiligstes gefährdet. Ach! es war nicht einmal nöthig in das Pulverfaß der nationalen Abneigung den Funken des Religionshasses zu werfen. Die entsetzlichen, unabwendbaren Geschicke im Osten hätten sich ja auch ohnedieß erfüllen müssen.

Noch betrübender als das ungerechte, zum mindesten unnöthige Strafurtheil selbst, waren die Formen, in denen es gefällt wurde. Jedem Spruche, zumal wenn er ganze Körperschaften und Menschenklassen trifft, muß nach dem nothwendigen, in sich selbst gerechtfertigten und natürlichen Gebote der Gerechtigkeit Anklage, Untersuchung und Vertheidigung vorausgehen. Das deutsche Parlament hat es in diesem Falle nicht für nöthig erachtet, sich an die metaphysischen Gesetze jedes Processes zu binden, und, nachdem es den Antrag des Anklägers gehört, auch der Gegenrede der Vertheidiger ein geneigtes Ohr zu leihen. Der Ankläger selbst aber war so gründlich in

Betreff der Opfer seines Hasses unterrichtet, daß er nicht bloß die durch Regel, Zweck und Einrichtung beider Orden gänzlich verschiedenen Jesuiten und Redemptoristen in eine Klasse warf, sondern auch Redemptoristen und Liguorianer für zwei verschiedene Orden hielt. O tiefe Wissenschaft und gewissenhafte Gründlichkeit deutscher Professoren! Der einzige Entschuldigungsgrund, den man zu Gunsten dieser neuen Form des Strafverfahrens (richtiger: dieses Mangels an allem und jedem Verfahren) anführen kann, ist die leidige Wahrheit: man hatte, nachdem so viel Zeit mit unnützen, doctrinären Erörterungen verloren war, eben Eile und machte das Bedürfniß nach Zeitersparung geltend in einer Sache, deren ungeheure, inhaltschwere Wichtigkeit für Gegenwart und Zukunft man nicht begriffen hatte. In der denkwürdigen Sitzung vom 26. September sagt der Präsident (wir referiren nach den stenographischen Berichten):

> „Jetzt der Antrag von Rheinwald: „„Der Orden der Jesuiten, Liguorianer und Redemptoristen ist für alle Zeiten aus dem Gebiete des deutschen Reiches verbannt.““
>
> „Diejenigen, die diesen Antrag annehmen wollen, bitte ich aufzustehen. (Ein Theil der Versammlung erhebt sich.) Ich bitte um die Gegenprobe. — Diejenigen, die diesen Antrag nicht annehmen wollen, bitte ich aufzustehen. (Die Minderheit erhebt sich.) Der Antrag ist angenommen. (Beifall auf der Linken.)“

Sie hatte recht zu jubeln. Dieß sind die gesammten Acten eines Processes, der, wie hoch oder gering man auch die verbannten Orden anschlagen möge, dennoch, wir wiederholen es, vielleicht für alle Zeiten über Deutschlands Freiheit und Einheit das Loos geworfen hat. Wie müssen neben dieser expeditiven Kürze die Franzosen sich schämen, die, selbst in den Zeiten der wildesten, leidenschaftlichsten Gährung, die Jesuitenfrage, wahrlich nicht aus Vorliebe für diesen Orden, aber

wegen der ungeheuern Folgen, die daran hängen, stets mit der weitwendigsten, scrupulosesten Gründlichkeit behandelten. Dafür sind wir aber auch „das Volk von Denkern!"

„Vater Jahn's Bart", so schreibt die Kölner Zeitung vom 1. Oktober, „ist der Revolution zum Opfer gefallen. Am Samstag Abend bei dem Angriffe des Pöbels auf Westend-Hall rettete sich der Vater der Turner vor seinen ungerathenen Söhnen unter ein Sopha" (wohin ihn, wie wir aus seiner „Schwanenrede" ersehen, „Entschlossenheit und Gegenwart des Geistes" geleiteten). „Am Montag aber hielt er sich an keinem Zufluchtsorte sicher, so lange er sich seines ehrwürdigen, weißen Bartes nicht entledigt hätte. Er wurde nicht", erzählt nun die Reichszeitung, „wie vielfach gesagt ist, mißhandelt und verstümmelt, sondern er verstümmelte sich selbst und entkleidete sich desjenigen Schmucks, welcher seit Jahren sein größter Stolz gewesen. Sein weltberühmter, bis weit auf die Brust herabwallender Bart existirt nicht mehr; auch er ist als ein Opfer des 18. September gefallen. Das soll der Grund seyn, weßhalb Vater Jahn noch immer unsichtbar bleibt; ja man behauptet sogar, er werde dieses Verlustes wegen gar nicht wieder im Parlamente erscheinen." — Von anderen Seiten her wird diesem Berichte freilich widersprochen und behauptet: daß Jahn mit dem Leben auch die schöne Zierde seines Kinnes gerettet habe. Wie dem auch sei, jedenfalls freut es uns herzlich, daß der alte Mann den mörderischen Klauen der ihnen verfolgenden Turnerbande lebendig und mit gesunden Gliedern entgangen, und nicht von dem Balkon des Hauses, wo er versteckt lag, herabgestürzt ist, wie man es beabsichtigte. Allein wir können unmöglich, so in dem Unfall wie in der Rettung, einen mit wunderbarer Genauigkeit abgewogenen Act

einer gerecht vergeltenden Nemesis verkennen. Als Jahn vor dreißig Jahren mit einer, damals noch in Deutschland unerhörten Maßlosigkeit und Leidenschaftlichkeit gegen alle Andersdenkenden durch die Straßen von Berlin berserkerte, als er seine Turner auf der Hasenheide den Wurfspieß nach dem Bilde wirklicher oder eingebildeter Feinde des „Turnstaates“ schleudern lehrte, als er unreifen Knaben den wahnsinnigen Dünkel in den Kopf setzte, daß sie, weil sie an der Kletterstange emporzuklimmen und über den Stock zu springen gelernt hatten, auch berufen seien, auf die Ruinen alles Herkommens in Deutschland eine neue Gesellschaft zu gründen, — da ahndete er gewiß am wenigsten, welche für Leib und Leben gefährlichen Früchte ihm selbst einst noch aus dieser Saat erwachsen würden. Diejenigen, die es gut mit ihm meinten, entschuldigten ihn damals schon durch die mildere Auslegung seines Treibens: daß hinter der grießgramenden Leuengeberde im Grunde doch eine höchst friedfertige Seele stecke, vor der Niemand zu erschrecken brauche, daß das Donnergepolter seiner neuerfundenen, urdeutschen Redeweise nichts weniger als einen Ueberschuß von Wagehalsigkeit, eher noch das Gegentheil derselben decke, und daß wenn es zur That komme, er am wenigsten irgend wem ein Haar krümmen werde. Deßhalb, und weil er es innerlich niemals so böse gemeint und keinerlei Mordgelüsten gehegt hat, ist ihm bei der Abrechnung kraft der barmherzigen Fügung der Vorsehung das Leben geschenkt worden. Aber weil er hauptsächlich es war, der in die nützlichste, nothwendigste und vernünftigste Sache (die Wiedereinführung von Leibesübungen für Deutschlands Knaben und Jünglinge —) einen Beisatz von häßlichem Fanatismus, politischer Verrücktheit und unausstehlichem Maulheldenthum mischte, hat der Versteckte, zur Buße für seine Verschuldung, die Rathschläge der Mörder mit anhören und die schwerere Hälfte jeder Hinrichtung (die volle Todesangst) ausstehen müssen. Wenn, was wir nicht wissen, Herr von Kampß noch lebt, so kann er, zur Rechtfertigung seiner Abneigung gegen das Turnwesen

von 1819, Jahn's „Schwanenrede" von 1848 in sein Familienarchiv legen.

„Der Belagerungsstand", so schreibt ein Korrespondent der Allgemeinen Zeitung aus Köln vom 30. September, „und eine allgemeine Heiterkeit haben sich hier geschwisterlich die Hand gegeben — Jedermann fühlt sich wohl und athmet auf, denn das Gewitter hat die Luft gereinigt, man ist einmal wieder sicher, wie man im vorsündfluthlichen Jahre 1847 sicher war. Auf den Straßen herrscht lebhafterer Verkehr als je während des verflossenen Sommers, keine Raufereien, kein wüstes Toben Betrunkener stört die nächtliche Ruhe mehr, wie sonst allnächtlich. Dauerte der Belagerungszustand doch nur den ganzen Winter hindurch, hörte ich einen frühern Hauptredner des Liberalismus ausrufen! Leider aber heißt es, daß er schon am 9. Oktober wieder aufgehoben werden soll." — Wahrlich dieser Correspondent hat ein großes Wort gelassen ausgesprochen, und ein herberes Urtheil über die deutsche Revolution von 1848 kann wohl nicht leicht ausgesprochen werden. Denn wehe unsern „Märzerrungenschaften", wenn dieß die Stimmung ist, welche sich schon nach so kurzer Herrschaft der volksbeglückenden Freiheitsmänner aller Derer bemächtigt hat, die noch Etwas zu verlieren haben!

XXXVIII.

Tiroler Adressen.

Es ist bekannt, daß vor einiger Zeit die österreichische Regierung den Ministerialrath Dr. Fischer nach Tirol gesendet hat, um über die Zustände des Landes und die Gesinnungen seiner Bewohner einen ausführlichen Bericht zu erstatten. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so hat Herr Fischer sich in seinen Erwartungen in dieser Hinsicht völlig getäuscht gesehen, denn er hat sich überzeugen müssen, daß das wackere Tirolervolk seinem Glauben getreu, mit diesem auch die Verfassung des Landes aufrecht erhalten sehen will. Insbesondere hat sich das Volk durch die bereits ausgesprochene Aufhebung der Jesuiten und Redemptoristen auf's Tiefste verletzt gefühlt, und es wäre ein gefährliches Wagstück, wenn die Regierung auf dieser Bahn weiter fortschreiten wollte. Zeugniß dessen sind die beiden nachfolgenden Adressen, welche überhaupt eine klare Anschauung der Tiroler Verhältnisse gewähren.

I.

Adresse vieler Bürger Innsbrucks.

Hohe Landesstelle!

„Es ist so eben der Bürgerschaft dieser Stadt zur Kenntniß gelangt, daß in Folge des am 4. Mai d. Js. allerhöchst genehmigten Beschlusses des Ministerrathes, kund gegeben am 12. des-

selben Monats, womit die Körperschaften der Jesuiten und Liguorianer aufgehoben werden, nun ihr Vermögen verzeichnet und dem Staatsvermögen einverleibt werden soll, den Mitgliedern dieser Körperschaft aber nur mehr die Wahl zwischen der Auswanderung und der Säcularisation freigestellt bleibe."

„Die gefertigten Bürger erkennen in dieser Verfügung einen widerrechtlichen Eingriff in die jedem Staatsbürger zustehenden Rechte."

„Seine Majestät der Kaiser hat seinen Völkern eine Constitution verliehen: durch diese Constitution ist die persönliche Freiheit, die Freiheit des Besitzes, die Freiheit der Association gewährt und diese Freiheit allen Staatsbürgern ohne Unterschied verbürgt. Wäre aber diese Freiheit in den erwähnten Beziehungen nicht schon ausdrücklich ausgesprochen, so müßte sie doch in einem constitutionellen Staate volle Geltung haben, weil sie zu den wesentlichsten Grundlagen jeder freien Constitution gehört."

„Ist nun aber das Associationsrecht frei gegeben, so ist die Aufhebung der Eingangs genannten Körperschaften, welche überhin schon auf die rechtmäßigste Weise begründet worden, eine arge Verletzung der Freiheit: Ist der Besitz von Habe und Gut verbürgt, so ist die verfügte Einverleibung des Vermögens zum Staatsschatze eine widerrechtliche Handlung. Ist die persönliche Freiheit zugesichert, so ist der Zwang zur Auswanderung die gesetzwidrigste Anwendung der Gewalt."

„Die gefertigten Bürger legen hiemit gegen diesen maßlosen Eingriff in die constitutionellen Rechte feierlichst Verwahrung ein; sie legen diese Verwahrung ein im Namen des Rechtes, der Freiheit, des Vaterlandes, der Menschlichkeit."

„Die verfolgten Körperschaften bestehen aus Mitgliedern, welche sämmtlich österreichische deutsche Staatsbürger sind; sie sind mit vollem Fuge begründet worden, mit vollem Fuge bestanden; sie haben sich keines Verbrechens, keines Vergehens schuldig gemacht; selbst nicht eine Inzicht dessen liegt vor; keine Untersuchung ist eingeleitet worden; kein berufener Richter hat über sie eine Erkenntniß geschöpft; ihr Walten war tadellos, ihr Wirken war wohlthätig und gut; wir wissen aus eigener Erfahrung es zu be-

zeugen, und bezeugen es laut, und sie, sie sollen demungeachtet ihres Vermögens entblößt, von ihrem Vereine getrennt, ihrer Freiheit im Wirken und Beschäftigung beraubt, und des Inbegriffes aller Rechte des Staatsbürgerthumes verlustig, vogelfrei erklärt und gleich den Heloten gestellt, über die Marken der constitutionellen Monarchie geworfen werden!“

„Man nenne uns einen bittereren Hohn der Freiheit, einen ärgeren Mißbrauch der Gewalt, eine schändlichere Entehrung der Civilisation und jedes edlen, menschlichen Gefühles. Wer von uns allen mag nur eines seiner heiligsten Rechte bei solchem Walten gesichert glauben? Es wäre Wahn, ein toller Wahn! Und solches Walten erlaubt man sich in Tirol, dem Land der Treue und des Glaubens, wo Recht und Biederkeit nicht auf den Zungen bloß, wo sie noch tief im Herzen wurzeln, dem Land der Freiheit und des Muthes!“

„Was es geleistet für das Kaiserreich, für Deutschland, wer ist so blöde, daß er es nicht wüßte? Kaum sind noch jetzt die Stutzen abgekühlt, die unsere Gränzen frei bewahrt, die Oesterreichs Heer geschirmt und gerettet, und die mit ihm die Kämpfe fochten, wie selten nur sie die Geschichte kennt. Und dieses Land, das bei dem Aufruhr rings in allen Marken der Ordnung und Gesetzlichkeit stets treu geblieben, es soll das Schauspiel solcher Aechtung aller Rechte, aller Freiheit, aller Menschlichkeit im Angesichte aller Völker bieten? Das sagt wohl nimmer dem Tiroler zu.“

„Hohe Landesstelle! Die gefertigten Bürger dieser Stadt, begütert, Gewerbe treibend, opferwillig zu den gemeinsamen Zwecken, sie lieben die Ruhe, den Frieden, die Ordnung; doch auch das Recht, die Gesetzlichkeit und Freiheit: Ihnen gleich fühlen und leben noch Tausende in diesem Lande. Möge ihre warnende Stimme nicht ungehört und ungeachtet bleiben. Sie erklären hiemit feierlich alle jene, welche die gerügten Beschlüsse gefaßt, und welche sie vollführen, für verantwortlich für alle ihre Folgen! Möchte doch von demselben Umgang genommen werden, und sollte auch die Auflösung der erwähnten Körperschaften unabänderlich beschlossen bleiben, so möge doch ihren Mitgliedern die geringe ei-

gene Habe und die freie Wahl ihres Aufenthalts und der Beschäftigung in den Staaten dieser Monarchie gewährt und erhalten werden. Es ist keine Gnade, es ist nur das klare, das nicht zu bezweifelnde Recht, um welches die Gefertigten hiemit bitten: das Gewicht dieser Bitte möge diese hohe Landesstelle selbst nach Gebühr zu würdigen, sohin aber dem hohen Ministerium dringendst zu empfehlen geruhen. Wir hoffen mit Zuversicht ihre Gewährung."

Innsbruck, den 27. September 1848.

II.

Adresse mehrerer Tiroler Landgemeinden.

Hochlöbliches K. K. Gubernium!

„Bei Gelegenheit der Reise des Herrn Ministerialrathes Dr. Fischer in unser Vaterland erging an uns Bauern der Aufruf: Wir sollen unsere Wünsche aussprechen und zur Kenntniß des hohen Ministeriums bringen."

„Dadurch aufgemuntert, stellen gehorsamst Unterzeichnete zwei Bitten an das hochlöbliche Gubernium mit dem Ersuchen, selbe dem hohen Ministerium vorzulegen, und haben dabei die volle Ueberzeugung, daß die hier ausgesprochene Gesinnung und Wünsche, ebenso die Gesinnung und Wünsche aller übrigen Landgemeinden Tirols seien."

„Die erste Bitte geht auf die Beibehaltung aller Klöster und Orden, wie selbe vor der Constitution bestanden haben."

„Wir sind Freunde der Klöster und Orden aus guten Gründen. Die Ordensgeistlichen in Tirol sind fromme Männer, eifrige Gehilfen in der Seelsorge und gute Erzieher unserer Kinder. Ihre Güter sind gering, und ihre Bezüge beschweren uns nicht, daher können wir uns keine Ursache ihrer Aufhebung denken; um so weniger, da man uns gesagt hat, in der Constitution sei das Recht zu allen Vereinen und Verbrüderungen gegeben, die dem Staate nicht schädlich sind."

„Männer aber, die still und gutgesittet leben, Religionsbekenntniß und Religionsübung beim Volke befördern, und nach guten christlichen Grundsätzen die Jugend unterrichten, können dem Staate nie schaden, sondern nur Nutzen schaffen."

„Darum sprechen wir das Recht der Constitution an, das jedem Staatsbürger zusteht, auch für die Orden der P. P. Liguorianer und Jesuiten, daß Sie ungehindert ihren Fortbestand haben sollen; auch sie sind nicht ausgeschlossen, und sollen zu keiner Auswanderung oder Sekularisation gezwungen werden, oder ihr Eigenthum als Staatsgut eingezogen werden können, da selbe ohnedem von dem Staate nichts genießen."

„Ist das vielleicht der Lohn, den wir verdient haben, daß wir für Oesterreich unsere Söhne aufs Schlachtfeld schickten, und unser Geld zum Opfer brachten, — daß man uns jetzt nehmen will, was unsere Freude und unser Nutzen ist? Man spricht von Begünstigungen für die wälschen Rebellen, und, uns will man beeinträchtigen, betrüben, verkürzen, und dadurch drücken;"

„Gedenkt man mit solchen Maßregeln die Tiroler absichtlich zu reitzen, wie es die bayerische Regierung gethan hat? Zu welchem guten Ziele soll das führen?"

„Sind die Kriege alle schon beendigt und braucht man unsern Arm und unsere Stutzen für die Zukunft nicht mehr?"

„Welchen freudigen Muth zur Vertheidigung des Landes soll aber ein solches Verfahren mit Tirol für künftige Ereignisse einflößen?"

„Man spricht besonders seit der Constitution in Einemfort von der Beglückung der Völker und von der Beförderung der Wohlfahrt der Länder. Nun wird aber ein Land selbst am besten wissen, was ihm zum Wohle ist, und dieses nicht erst von fremden Rathgebern hören müssen."

„Wir Tiroler Bauern erkennen es für ein großes Glück und wahre Wohlfahrt für's Land, daß wir Orden und Klöster haben. — Nun so gönne man sie uns, wenn man uns wohl will."

„Unsere zweite Bitte ist um den alleinigen Fortbestand der katholischen Religion im Lande."

„Wir Bauern sind nicht so einfältig und unerfahren, daß wir nicht wüßten, welches Unheil durch die Religionsspaltung einem Lande drohe. Wir sind einmal überzeugt, daß nur die katholische Religion die wahre sei, und wollen darum keine andere.

„Unser Land bekannte sich auch nie zu einer andern Religion als zur katholischen. Sie ist die Religion unserer Väter, und die Regenten selbst haben sie als die allein berechtigte in Schutz genommen. Warum soll dieß nun jetzt anders werden?"

„Wir wissen, daß nur Einigkeit in der Gesinnung die Ruhe und den Frieden im Lande erhalte, und haben so viel in der Geschichte gelesen, daß die Glaubenstrennung jederzeit nur Zwietracht und Händel gestiftet habe. Man erinnere sich einzig nur an die Bauerntumulte zu Luthers Zeiten."

„Wir sind immer bereit mit Gut und Blut fürs Vaterland und das ganze Oesterreich, einzustehen, aber die Nichterfüllung dieses unseres gerechten Wunsches der Glaubenseinheit würde uns den Muth nehmen, und unsere Kraft lähmen."

„Tirol ist zudem ein armes übervölkertes Land, weßhalb wir nie fremde Ansiedler, wenigstens nicht in größerer Anzahl aufnehmen können."

„Wir haben bisher noch um wenig gebittet, und werden auch unsere Bitten nie hoch spannen, und uns jederzeit zufrieden und gehorsam zeigen gegen die Anordnungen der Regierung; dafür erwarten wir aber auch mit ganzer Zuversicht, daß die hohe Regierung unsern Wünschen willfahren, und die beiden Bitten den treuen Tirolern gewähren werde."

XXXIX.

Die Freigebung der Kirche betreffend.

(Von einem Protestanten.)

Wie es mit der Freiheit überhaupt in unsern Tagen der Umwälzung gehalten wird, so insbesondere und folgerecht auch mit der religiösen und kirchlichen Freiheit. Denn auch diese wird im falschen und verneinenden Sinne begriffen, die wahre dagegen verkannt und zerstört, mit andern Worten die politische und kirchliche Freiheit der Revolutionäre gleichen einander auf ein Haar.

Es soll nach den Bestrebungen derjenigen, welche für den Fortschritt zu wirken glauben, die ächte kirchliche Freiheit offenbar untergehen.

Religiöse und kirchliche Freiheit, sie kann nur bestehen in der Kirche und durch die Kirche, — selbst für die, welche ihr nicht angehören. Die wahre Freiheit des kirchlichen und religiösen Lebens kann stets nur eine christliche seyn, und wenn sie von Christen den Andersgläubigen gewährt wird, so kann es nur in einer vom Christenthum anerkannten, ja geforderten Intention seyn. Sonst ist sie ein widerchristliches Moment im Staate, ja das widerchristlichste, welches er aufnehmen könnte.

Wenn der Christ seines Namens irgend noch werth seyn soll, so darf er auf dem Standpunkte der Gesetzgebung stehend, es nicht für gleichgültig erkennen, ob die Staatsbürger Christen sind oder nicht, und darf nicht aus dem Princip dieser Gleichgültigkeit die Gleichberechtigung der Confessionen in und außer der christlichen Kirche aussprechen. Sonst gelangt er dahin, je nachdem er mehr oder weniger seine ganze Herzensmeinung kund gibt, mehr oder weniger deutlich erkennen zu lassen, daß er die Kirche hasse, daß er ihren Untergang wünsche, — und leider ist jetzt das zerstörende und vernichtende Princip bis zu dem Entsetzen erregenden Punkte vorgeschritten, daß es die Blasphemie gegen die Kirche sich zur Aufgabe macht.

Daß nur unter diesen, wie die Verhandlungen der „deutschen" Nationalversammlung zeigen, — auf einen höchst betrübenden Grad gestiegenen Umständen die Kirche vom Staate unter jeder Bedingung frei und unabhängig seyn will, das kann Niemand in Verwunderung setzen, so wie auch daß sie um diesen Preis endlich die völlig gleiche Berechtigung aller Religionsparteien zugibt, wie sie auch immer Namen haben mögen.

Es fragt sich aber dennoch: wie kann der christliche Staatsbürger, wie kann der germanische Staat ein solches Zugeständniß mit der Christenpflicht vereinigen?

Denn es wird und muß immer noch geboten seyn, da die immense Mehrheit der Deutschen denn doch aus Christen besteht — wie frech auch die Fahne der unchristlichen Gesinnung, ja der Gottlosigkeit entfaltet wird — darüber nachzudenken, wie sich eine solche das Gebiet des Gewissens ergreifende Frage zum christlichen Glauben verhalte? — Die Antwort kann nicht zweifelhaft seyn.

Soll die bürgerliche Gleichstellung aller Bekenntnisse stattfinden, so muß für die christlichen Kirchen (jede hat diesen Anspruch für sich) alle und jede Abhängigkeit vom Staate bis auf die letzte Spur verschwinden.

Es kann aber diese Unabhängigkeit, wie jene Gleichstellung nicht auf den verneinenden und falschen, namentlich auch unchristlichen Begriff von Freiheit gegründet seyn, sondern — zum Wohle der freigegebenen und freigestellten Bekenntnisse selbst ist dieses nothwendig — es muß die eine wie die andere auf einem positiven Boden erbaut seyn. Dieser positive Boden kann aber nur der christliche seyn.

Für die Freiheit der Kirche sowohl, als auch für die Freiheit und Gleichstellung der Bekenntnisse jeder Art kann ein wahrhaftes Fundament **gerade nur** im Christenthum gefunden werden!

Diese Wahrheit ist so groß und so unaussprechlich folgereich, daß es wohl der Mühe lohnt, auf diejenige Schrift hinzuweisen, worin dieselbe öffentlich ausgesprochen und zugleich der Nachweis dafür in theoretischer und praktischer Durchführung auf unübertreffliche Weise gegeben ist. Wir meinen den Abschnitt, welcher in dem jüngst erschienenen Werk von Link, „das deutsche Bundesreich", hierüber enthalten ist, und von welcher wir hier ein Bruchstück folgen lassen.

„Unwiderlegbar ruhte die bisherige staatsrechtliche Gemeinschaft und sociale Coexistenz der christlichen Confessionen und Bevölkerungen Deutschlands — ihre vormals reichsgesetzliche und reichsstaatsrechtliche und nunmehr bundesgesetzliche und territorialstaatsrechtliche Anerkennung und Gleichberechtigung — geschichtlich und naturgemäß auf der aller confessionellen Unterschiedenheit ohnerachtet in ihnen noch bewahrten dogmatischen Concordanz und Glaubensgemeinschaft. Und sind wir gewiß, so lange der rechtlich ethische Typus des deutschen Staats- und Staatenverbandes seinem höheren Ursprung und Charakter getreu und die Nation ihres weltgeschichtlichen Berufes eingedenk bleibt, wird die confessionelle Rechtsgleichheit der Deutschen — ihrer Ausdehnung auf die nicht christlichen Elemente der Nation ohnerachtet, auch fernerhin auf der substantiellen Glaubensgemeinschaft und Glaubenskraft ihrer christlichen

Bevölkerungen und Religionsparteien basirt seyn. Es dürfte jedoch keineswegs hiemit im Widerstreit seyn, daß der letzteren gegenseitige staatsrechtliche Anerkennung als bürgerlich und politisch Gleichberechtigter und darauf gebauter politischer Rechts- und Friedenszustand derselben, als eben so zusammengehöriger denn einander gegenüberstehender Parteien, den Charakter der Ausschließlichkeit hinfüro abzulegen sich gedrungen fühlen könne. Dieser Charakter der Ausschließlichkeit beruht zwar allerdings wesentlich auf jenem ihnen gemeinschaftlichen und sie hinwieder eben deßhalb gegen Andersgläubige abschließenden dogmatischen Grundelemente. Und ohne reale Beziehung auf die Gemeinschaft der Menschen in Ansehung dieser höchsten Seite ihrer Bestimmung möchte auch jene Gleichstellung ihres substantiellen Fundamentes entbehren. Die Frage ist aber die: ob nicht zu der letzteren die zwar noch nicht gegenwärtige aber in Beziehung auf das Geschlecht im Ganzen doch gewisse künftige, weil von der Vorsehung selbst vorbestimmte und verheißene, Gemeinschaft des Glaubens alsdann genüge, sobald und soferne hieraus für die, mit der dereinstigen Realisirung dieser Verheißung in einem mittelbaren Zusammenhang stehenden, Zwecke des Staates keinerlei Schaden weiter zu befahren ist? Und diese Frage dürfte affirmativ zu beantworten seyn; denn alle zeitlichen nnd weltlichen Zustände und Institutionen können vernünftiger Weise ihre letzte Begründung und tiefere Rechtfertigung nur in ihrer Relation zu der ewigen überweltlichen Bestimmung des Menschen finden *)."

---

*) „Eben darum sind wir aber auch der Ueberzeugung, daß die vorzugsweise Aufgabe des kirchlich-religiösen Lebens in Beziehung auf das **sociale Wechselverhältniß** der christlichen Bekenntnisse und Religionsparteien in Deutschland nun und nimmer durch eine einseitige Ausbildung des sich in ihnen manifestirenden Momentes gegenseitiger Verwerfung und Verneinung, son-

„Und dürfte es daher keinem gerechten Zweifel unterliegen, daß es in jener Bestimmung des Christenthums als

---

dern vorzugsweise gerade durch die gleichzeitige gewissenhafte Pflege und allmählige Erstarkung jenes beiden Theilen noch erhaltenen, jedenfalls auch außer ihrer Relation zu einander hochwichtigen, Restes ihrer ursprünglichen Glaubenseinheit gelöst werden könne. Hieraus folgt ferner mit Nothwendigkeit, daß beider Parteien wohlverstandenes Interesse schon aus Gründen der einzig wahren, weil gerechten und daher im eminenten Sinne des Worts nachhaltigen Klugheit, weder in einer Verkürzung oder Verkümmerung ihrer vollkommenen, aber eben deßhalb freilich für das Individuum, so lange es sich zu einer bestimmten Kirche bekennt, mit Recht durch die Verfassung dieser Kirche modificirten, staatlichen Rechtsgleichheit — noch etwa in Symptomen innern Verfalls und Zwiespalts zu suchen ist, die man bei'm andern Theile wahrzunehmen glaubt. Das Letztere nicht, weil Keime eines solchen Verfalls auf keiner Seite tiefere Wurzeln schlagen könnten, ohne daß hiedurch, mindestens für die zunächst betheiligte Generation, jene innersten beiden Theilen gemeinsame Grundfesten ihres religiösen Glaubens und Lebens beiderseits erschüttert oder doch bedroht würden. Mögen daher auch hier und dort alles Positive zersetzende Glaubensrichtungen mehr oder minder um sich greifen! — Sie sind ihrem intellectuellen Charakter nach die jüngsten Früchte einer Zeitphilosophie, deren negative Productionskraft in unsern Tagen mit ihrem Kulminationspunkt auch ihre Erschöpfung erreicht haben dürfte. — Und mögen immerhin derartige, alle confessionelle Unterschiede verblassende und verwischende, subversive Richtungen — in ihrem Erfolg für eine christliche Religionspartei und ihre Bevölkerung im Ganzen aus dem Standpunkt einer göttlichen Weltlenkung erfaßt — theils schon jetzt als Momente einer Art von Ausscheidungsproceß, theils dereinst als die ganze Partei afficirende Durchgangsphasen sich erweisen! Wenn schon bei'm Individuum ein gewisser Grad von intellectueller und sittlicher Verkehrtheit bloß deßhalb, weil er nicht selten zugleich eines umgewandelten geistigen Daseyns Anfang ist, noch kein Gegenstand unseres Strebens und Wirkens seyn darf — um wie viel weniger könnte

Weltreligion liege, den Eintritt aller Glieder der Menschheit in seine Gemeinschaft auf jede mit seiner Ausbreitung selbst nur irgend verträgliche Weise zu begünstigen. Eines der größten Hindernisse dieses Eintritts in die christliche Gemeinschaft für Nichtchristen und insbesondere für Juden muß man nun aber gewiß in dem ihnen hiebei vielfach hemmend entgegentretenden Verdachte erkennen: daß vorzugsweise oder doch mehr oder minder weltliche Motive ihrem Uebertritt zu

---

und dürfte er dieses bei der ganzen Bevölkerung einer Religionspartei seyn, von welcher hier augenfällig, auch abgesehen von der damit verbundenen Gefahr für die eigene Partei, stets eine größere oder kleinere Partikel für den Gewinn des Ganzen, wer kann ermessen bis zu welchem Grade, einzustehen hat!"

„Soferne daher von destructiven Bewegungen im Bereiche der Religion und der Kirche als einem Werke menschlicher Freiheit und als einem Ziele menschlichen Trachtens und Wirkens die Rede ist, darf von ihnen — man fasse nun bloß die Anforderungen der christlichen Carität für den zunächst davon berührten Theil oder auch die Rücksicht für den Vortheil der eigenen Partei in's Auge — zuverlässig kein Heil erwartet werden. Die Erfüllung des den Menschen zugewiesenen Antheils an der dereinstigen Lösung der religiösen und kirchlichen Spaltungen kann vielmehr wohlverstandenermaßen zunächst und vornehmlich nur von solchen Kräften und Bestrebungen gehofft werden, die unbeschadet nicht nur sondern auf der Grundlage jenes gemeinsamen dogmatischen Elementes der Parteien ihre positive Annäherung anzubahnen geeignet und berufen sind."

„Es versteht sich freilich darum nicht minder von selbst, daß dieses Ziel auch nicht etwa durch ein gegenseitiges Pactiren über Gegenstände des Dogmas und der Kirchenverfassung zu erringen ist, sondern allein durch die innere allbezwingende, allbefreiende Macht der Wahrheit selber, der bei ihrer im rechten Sinne Gottvertrauenden Vertretung mit den Waffen christlicher Wissenschaft und Tugend der endliche Sieg so gewiß nicht entstehen kann und nicht entstehen wird, als die Hoffnung desselben auf die oben erwähnte göttliche Verheißung der dereinstigen Versammlung aller Völker der Erde zu einer Gemeinde gestützt ist!"

Grunde liegen. Zu diesem Hinderniß gibt die bisherige privat- und staatsrechtliche Zurücksetzung aller nicht zu den christlichen Religionsparteien gehörigen religiösen Bekenntnisse — namentlich in Ansehung der Juden — nicht etwa eine gespensterhafte, bloß eingebildete, sondern eine allerdings sehr offenliegende, greifbare Veranlassung — nicht zu gedenken der weitern beherzigenswerthen Erfahrung, daß diese gesetzliche Zurücksetzung mit der socialen Kluft zwischen Christen und Juden nothwendig auch der letzteren Unempfänglichkeit für die Wahrheiten der christlichen Heilslehre zu mehren und zu perenniren beiträgt. Diese Wahrheit an sich selbst erfaßt, und ungetrübt durch Motive des Indifferentismus, bringt uns daher als ein Postulat nicht etwa bloß der christlichen Caritát, sondern zugleich und speciell des durch sie nur getragenen christlichen Glaubenseifers das Gebot auf: jenes Hinderniß der Bekehrung für jede, in ihren sittlichen Grundsätzen mit der christlichen als der öffentlichen Moral in allen wesentlichen Punkten übereinstimmende Religionspartei baldmöglichst aus dem Wege zu räumen. Und dürfen wir uns hierfür, wie bereits angedeutet, ohne eine Widerlegung scheuen zu brauchen, in mittelbarer Weise wenigstens auf die höchste christliche Autorität — auf die heilige Schrift selbst berufen. Denn in ihr ist die Vollendung des messianischen Reiches, nachdem vorher „„die Fülle der Heiden““ in dasselbe eingegangen, durch die allgemeine große Bekehrung der Juden am Ende der Zeiten — die Errettung von „„ganz Israel““ — vorhergesagt *). Mit welchem Fuge wollte oder könnte man der weltlichen Gesetzgebung das Recht einräumen, die wenn auch vorläufig nur partielle Erfüllung dieser Vorhersagung durch die bürgerliche und politische Zurücksetzung von Staatsangehörigen um ihres Glaubens willen auch dann noch zu beinträch-

*) „Siehe Röm. 11, 25 und 26. 8, 9. Lucas 21, 24. Joan. 10, 16. Isaias 2. 2—4. 11, 10. 59, 20. Michäas 4, 1—3.“

tigen, sobald das Hinwegfallen dieser Zurücksetzung weder dem Christenthum noch dem Staate eine Gefahr mehr zu bringen im Stande ist?" *) Nun möchte es aber allerdings kaum zu beanstanden seyn, daß unsere Zeit einen Grad von religiöser Freiheit vertrage — ohne daß hieraus eine Gefahr für das geoffenbarte Christenthum und sein Ethos oder für den Wohlbestand des Staates zu befürchten wäre — welcher der Vergangenheit fremd war und nothwendig fremd bleiben mußte. Es verbürgen dieses: die Jahrhunderte alte rechtliche Coexistenz der schon reichsgesetzlich als solche anerkannt und in Ansehung auf das Reich, seine Glieder und Angelegenheiten einander gleichgestellt gewesenen christlichen Religionsparteien — die nun schon über ein Menschenalter bundesgesetzlich bestehende Ausdehnung jener früher bloß reichsbürgerlichen Gleichberechtigung auf die einzelnen deutschen Territorien — endlich die in den älteren und besonders in den neueren theologischen Controversen der beiden christlichen Religionsparteien untereinander und mit rationalistischen Strömungen unsers Zeitalters gewonnene Erstarkung der religiösen Ueberzeugung und wissenschaftlichere Begründung der confessionellen Lehrbegriffe."

„Dagegen dürfte als Cardinalbedingung — als Conditio sine qua non der bürgerlichen und politischen Gleichberechtigung eines religiösen Bekenntnisses mit den bisher anerkannten christlichen Religionsparteien mit aller Consequenz und Strenge der Grundsatz festzuhalten seyn, daß die Angehöri-

---

*) „Dieses deucht uns der einzige richtige Gesichtspunkt, aus welchem die in der neuern Zeit so vielfach und auf dem ersten allgemeinen preußischen Landtag mit so großem Aufwand von Geistes- und Gemüthskräften ventilirte Frage der Judenemancipation zu beurtheilen und zu entscheiden seyn möchte, und wonach dieselbe gewiß als eine Anforderung der Gerechtigkeit und Maßregel einer gesunden, das christliche wie das jüdische Interesse — freilich aus dem christlichen als dem universalhistorischen Standpunkt — gleichmäßig wahrenden Staatsweisheit erscheint."

gen desselben nicht bloß den allgemeinen und respectiven besonderen Bürgerpflichten, sondern namentlich auch den Postulaten der in Deuschland als maßgebend für die öffentliche Sittlichkeit anerkannten christlichen Moral und zwar ohne Ausnahme in soweit satisfaciren, als ihre Aufrechthaltung Sache der weltlichen, öffentlichen Autoritäten ist, wonach also z. B. nicht bloß Polygamie ausgeschlossen, sondern auch die bloße Civilehe höchstens in Nothfällen legislativ zu rechtfertigen ist."

„Wenn daher auch hienach die staatliche Gleichstellung von religiösen Bekenntnissen nicht mehr, wie jene der christlichen Confessionen es war, durch ihre Anerkennung als solche, — als christliche Religionsbekenntnisse, so ist sie doch durch die stillschweigende Voraussetzung bedingt: daß sie ihren Bekennern nichts anmuthen, wodurch sie mit den Gesetzen der christlichen Sittenlehre, als dem Fundamente nicht nur der öffentlichen Moral und Sittlichkeit, sondern auch des Geistes aller germanischen Verfassungen und Gesetzgebungen in Widerstreit geriethen."

„Dagegen bildet die dogmatische Gemeinschaft der christlichen Religionsparteien nicht bloß die Basis für ihre eigene, sondern in gewissem Sinne auch die geschichtliche Voraussetzung und praktische Vorbedingung für die staatliche Gleichberechtigug der andern religiösen Bekenntnisse und Parteien. Und bleibt ihnen sonach vor den letzteren der große Vorzug gesichert, daß ihre Gleichstellung geschichtlich auf der gegenseitigen Anerkennung als christlicher, wenn auch von einander abweichender Religionsparteien beruht; indeß die Gleichstellung der andern Religionsparteien vielmehr wesentlich nur auf ihrer vorläufigen rechtlich und ethisch socialen Harmonie mit dem Christenthume und auf ihrer endli-

chen Totalbestimmung für dasselbe basirt und durch beide legislativ gerechtfertigt ist *)."

„Mit einer derartigen Freigebung und Gleichberechtigung aller religiösen Bekenntnisse und Culte ist nun aber die Fortdauer der Kirchenhoheit oder der Jura circa Sacra des Staates nach ihrem bisherigen Charakter und Umfang

---

*) „Weit entfernt, daß der Staat durch diese Gleichstellung der nicht christlichen Religionsparteien aufhören müßte, seinem Wesen nach ein christlicher zu seyn, dürfte demselben wohl hiedurch gerade eine neue Veranlassung gegeben seyn, es in geistigerer Weise zu werden, als er es bisher gewesen ist. Es ist nämlich auch hier an eine bekannte, in einem anderen Gebiet des menschlichen Geistes — jenem der Poesie und darstellenden Kunst nämlich — gewonnene Erfahrung zu erinnern, daß diejenigen Bestrebungen desselben, welche sich die unmittelbare Erfassung, Darstellung und Geltendmachung des Christenthums zum Ziele setzten, zu allen Zeiten minder glücklich gewesen sind, denn jene andern, die, wie namentlich die Romantik des Mittelalters, ein Werk seines mittelbaren Einflusses waren. Also möchte denn auch der Staat, ein christlicher zu seyn, wohl am sichersten und besten erreichen, „„wenn der Geist des Christenthums mit der Kraft und Demuth seines Glaubens, mit der Hingebung und Reinheit seiner Liebe"" die Gesetzgebung, Verwaltung und Organe desselben wie die mannigfachen Gliederungen und Grundbestandtheile seiner Bevölkerung beseelt."

„Wenn dagegen einerseits das Bekenntniß eines bestimmten christlichen Lehrbegriffs die eben so unentbehrliche als zureichende Vorbedingung der vollkommenen bürgerlichen und politischen Rechtsfähigkeit bildet, andererseits aber die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten und der ganze Organismus und das öffentliche Leben des Staates von der Art sind, daß die vom wahren Christenthum untrennbare innere Ehrenhaftigkeit und Gediegenheit des Charakters bei der Besorgung der öffentlichen Geschäfte für etwas mehr oder minder Untergeordnetes wenn auch nicht gelten muß, doch gelten kann — welche Bürgschaft ist da dem Staate dafür gegeben, daß seine Organe und Gliederungen der Geist des Christenthums durchdringe?!"

einer ausgebildeten Bevormundung der Kirchen und religiösen Genossenschaften durch die Staatsgewalt nicht länger mehr verträglich. Es ist vielmehr die Befreiung der Kirchen und religiösen Gemeinschaften von der bisherigen Bevormundung des Staates und die Reduction seiner Kirchenhoheit auf die oberste Beaufsichtigung der kirchlichen Behörden und Anstalten in Ansehung ihrer Betheiligung am öffentlichen Unterrichts-, Sanitäts- und Armenwesen, auf den allen Religionsparteien zu gewährenden gleichen Rechtsschutz und die durch sie etwa hervorgerufene sitten- oder strafpolizeiliche und strafrechtliche Thätigkeit der Staatsgewalt eine unabweisbare Consequenz jener staatlichen Gleichstellung aller Religionen und ihrer Bekenner. Eine Advocatia Ecclesiarum nämlich, welche den Staat nicht bloß zum allgemeinen Schirmherrn in dem ebenbezeichneten beschränktern Sinne, sondern zum Curator der Kirchen und religiösen Gemeinden macht, ist offenbar nicht bloß überhaupt mit der wahren Freiheit der letzteren unvereinbar, sondern bei ihrer Ausdehnung auf a l l e Religionsparteien, die deren Gleichstellung bedingen würde, wäre sie namentlich auch mit dem hiedurch begründeten gleichen Anspruch aller auf unparteiische Gerechtigkeit nicht zu vereinigen. Denn die mit dieser Curatel betrauten Organe der Staatsgewalt würden bei einer völligen Indifferenz gegen alle Bekenntnisse offenbar eben so unfähig zu ihrer für alle gleich zweckmäßigen und gleich gerechten Handhabung seyn, als sie dieses bei ihrer entschiedenen Hingebung an ein bestimmtes Glaubensbekenntniß seyn müßten."

„Und so bleibt denn zur wirksamen Sicherstellung der allgemeinen Religionsfreiheit nichts übrig als ihre consequente Erweiterung zur allgemeinen Kirchenfreiheit, d. h. die innerhalb der durch die Gesetze der öffentlichen Sittlichkeit, die Strafpolizei- und Strafgerechtsgesetze wie durch die wohlerworbenen Rechte Dritter gezogenen Schranken möglichst freie Bewegung und Autonomie aller religiösen (gleich allen weltlichen) Gemeinden und Corporationen: sowohl in Gegenständen ihrer Ver-

fassung als in jenen ihrer Verwaltung. Diese allgemeine Kirchenfreiheit hat sich sonach zu erstrecken: auf Lehre, Cultus und Disciplin wie auf die ohnehin durch die Preßfreiheit bedingte, völlig censur- und placetfreie Verkündung der auf sie bezüglichen Anordnungen und den freien Verkehr der verschiedenen kirchlichen Oberen unter sich und mit den Gläubigen — auf die Besetzung der kirchlichen Aemter, vorbehaltlich der gesetzlichen Ausübung der dem Landesherrn und Privaten zustehenden Patronats-, Nominations- und Installationsrechte *) mit ihren Ausflüssen — auf den unbeschränkten Erwerb, die Selbstverwaltung und Unantastbarkeit des kirchlichen und Stiftungsvermögens, wozu auch die vom Staate für eingezogenes Kirchengut übernommenen oder sonst eines rechtlichen Titels wegen von ihm zu leistenden Renten gehören **) — endlich auf den gesetzmäßigen Gebrauch von dem allgemeinen Associations- und Versammlungsrecht zu religiösen, kirchlichen, politischen, ökonomischen und Wohlthätigkeitszwecken."

„Wohl war man früher in Deutschland darauf bedacht, die reichsbürgerliche Gleichberechtigung der reichsgesetzlich, und zwar Stylo publico schon damals als zwei Parteien, anerkannten christlichen Religionsparteien in Beziehung auf das Reich, seine Glieder und Angelegenheiten durch reichsgesetzliche

*) „Und dürfte der Staat Behufs der Gleichstellung der protestantischen mit der katholischen Kirche den protestantischen Consistorien entweder das Recht ihrer theilweisen Selbstbesetzung oder doch ein deßfallsiges wirksames Vorschlagrecht zugestehen."

**) „Alle aus Staatskassen fließenden Gehalte katholischer und protestantischer Kirchendiener, so weit dieselben bereits einen anerkannten privatrechtlichen oder staatsrechtlichen Titel für sich haben oder künftig für sich geltend machen können, müßten natürlich als rechtsbegründete Reichnisse des Staates an die betreffenden Religionsparteien und Kirchengemeinden unter den Schutz der Gesetze und hiedurch die ökonomische Unterlage der Kirchenfreiheit sicher gestellt werden."

Garantieen vor gegenseitiger Beeinträchtigung zu schützen. Diese Garantieen bestanden bekanntlich theils in einem Gleichgewicht der beiderseitigen Stimmen bei den Reichsdeputationen und den Reichsgerichten, theils, so weit dieses nicht hinreichte, in dem für gewisse Fälle bei den Reichsgerichten und allgemein auf dem Reichstag wie in allen reichsständischen Versammlungen beiden Theilen reichsgesetzlich zugestandenen Recht der Paritas Votorum ficta oder der Itio in Partes. Die Bundesacte hat von solchen Bestimmungen gänzlich Umgang genommen, ohne Zweifel, weil die Anwendung jener Garantieen auf die von ihr gewährleistete territoriale Gleichstellung der christlichen Religionsparteien allzuviel Schwierigkeiten und Inconvenienzen in der Ausführung gehabt haben würde."

„Nun hat aber nicht etwa bloß die Verwickelung der preußischen Regierung in der Kölner Angelegenheit — es haben auch die mannigfachen analogen Conflicte, in welche die Verwaltung der Jura circa Sacra des Staates die deutschen Regierungen mit den protestantischen wie mit den katholischen Religionsgemeinden ihres Landes brachte, bis zur Evidenz herausgestellt, daß schon die vollkommene staatliche Gleichstellung der bisher als solche anerkannten christlichen Religionsparteien mit einer unparteiischen Handhabung derselben schwer zu vereinbaren ist. Und ist dieß um so begreiflicher, wenn man erwägt, daß sich der herkömmliche Umfang dieser Jura circa Sacra in Deutschland hauptsächlich unter dem Einfluß des Territorialsystems der dem Landesherrn neben jener weltlichen Kirchenhoheit in Ansehung der protestantischen Kirche zustehenden eigentlichen Kirchengewalt ausgebildet hat, und daß derselbe einer sehr ausgedehnten Bevormundung und tief eingreifenden positiven Influenzirung der Kirchen und religiösen Genossenschaften gleichkommt *). Wenn nun ein solches vormund-

*) „Mag man Behufs der historischen und positiv rechtlichen Begründung dieser eigentlichen Kirchengewalt der deutschen Landesherren über ihre protestantischen Kirchengemeinden dem oben genannten,

schaftliches Polizeistaats-Regiment schon mit einer freien Entfaltung des corporativen Lebens der weltlichen Gemeinden und Genossenschaften unvereinbar ist und darum auch in Ansehung ihrer aufgegeben werden muß und aufgegeben werden kann, ohne daß die eigentliche Bestimmung der Staatsgewalt und des Königthums hiedurch beeinträchtigt würde. Um wie viel mehr ist dasselbe unverträglich mit der freien Entfaltung der kirchlichen und religiösen Corporationen, sobald einmal in Folge des Grundsatzes der Religionsfreiheit alle Religionsparteien auf gleiche Behandlung von Seite der Staatsgewalt Anspruch haben."

„Die Ausübung der bisherigen Kirchenhoheit des Staates, weit entfernt, die schützende und oberaufsehende Thätigkeit in Ansehung derselben vorzugsweise auf die Wahrung ihrer gleichen Rechtsfähigkeit und des gleichen Rechtsschutzes für alle Religionsparteien und auf die Verhütung und Bestrafung eines sittenpolizei- und strafrechtswidrigen Gebrauches ihrer corporativen Freiheit zu richten, macht vielmehr, wie bereits bemerkt, eine in den innern Lebensbereich ihrer Genossenschaften positiv eingreifende Sorge für das Gedeihen derselben zur Aufgabe und Prärogative der Staatsgewalt."

„Wenn es aber überhaupt die Kräfte des Menschen überschreitet, mit seinem besseren Theile mehreren Herren zugleich

---

dem Episcopal- oder dem Collegial-System den Vorzug einräumen, und mag man als Protestant der orthodoxen oder einer lichtfreundlichen Richtung zugethan seyn; so wird man doch jedenfalls darin mit uns übereinstimmen, daß die protestantische Kirche eben so sehr der gesetzlichen Befreiung von jenem weltlichen, ob auch durch unabhängige Consistorien ausgeübten, Kirchenregiment wie überhaupt von der bisherigen Bevormundung des Staates zur Erinnerung ihrer inneren Unabhängigkeit und einer gemeinsamen Kirchenverfassung bedarf, als die Befreiung von der letzteren der katholischen Kirche zum unverkümmerten Genuß und zur Erhaltung dieser Güter unentbehrlich ist."

zu dienen, so überschreitet es um so mehr die Kräfte der verantwortlichen Organe der Staatsgewalt, allen religiösen Bekenntnissen und Parteien zugleich auf gleich einsichtige und gleich theilnehmende Weise eine regiminale Fürsorge zu widmen, wie sie dieselbe höchstens derjenigen Kirchengemeinde zu leisten im Stande wären, der sie durch ihr eigenes religiöses Bekenntniß angehören."

„Man könnte zwar hiegegen einwenden, daß diesem Mißstand dadurch abzuhelfen wäre, daß vom verantwortlichen Departementschef ganz unabhängige aus Geistlichen oder auch andern Angehörigen der betreffenden Religionsparteien gebildete centrale Collegialbehörden mit der Kirchenhoheit des Staates über die respectiven Kirchengemeinden und religiösen Genossenschaften betraut würden. Hierauf wäre aber zu entgegnen: einmal, daß diese Einrichtung mit dem Princip der Verantwortlichkeit und der durch sie bedingten nothwendigen Centralisation der Verwaltung in ihren höchsten Spitzen unvereinbar und dann, daß wenn diese Collegien vom Staate unabhängig gestellt werden wollten, wahrlich kein Grund abzusehen ist, weßhalb die ihnen anzuvertrauende Gewalt, so weit dieselbe nämlich jenen vormundschaftlichen, der corporativen und individuellen Freiheit der Religionsparteien Gefahr drohenden, Charakter an sich trägt, nicht lieber consequent den verfassungsmäßigen Organen der Kirchengemeinden selbst zur Ausübung überlassen werden sollte?"

„Mit der staatlichen Eingliederung der Kirchen und religiösen Genossenschaften in den Organismus der Staatsgesellschaft ist dagegen die Autonomie, die wir für sie in Anspruch nehmen, sehr wohl vereinbar. Denn — abgesehen von einer relativen Unterordnung ihrer Behörden unter die Staatsgewalt Behufs der Wahrung der Interessen des Staates in Ansehung des ihnen einzuräumenden allgemeinen und durch geistliche Anstalten vermittelten besonderen Einflusses auf das Unter-

richts=,*) das Sanitäts= und Armenwesen — genügt zu dieser Eingliederung ihrerseits die Uebernahme der allgemeinen und respectiven besonderen Bürgerpflichten und von Seite des Staates der ihnen wie allen Gliedern desselben zu leihende allgemeine Rechtsschutz in Verbindung mit der Pflicht und Befugniß der Staatsgewalt zu einer obersten weltlichen Aufsicht. Diese letztere hat aber ihren bisherigen bevormundenden, einmischenden und präventiven Charakter abzulegen und sich auf eine vorzugsweise repressive strafpolizeiliche und strafrechtliche, von den zuständigen Strafpolizeibehörden und ordentli=

---

*) „Die jetzt vielfach geforderte Befreiung der Volksschule von dem Einfluß der Pfarrgeistlichkeit oder, wie man's nennt: die Emancipation der Schule von der Religion und Kirche, würde die letzteren offenbar um eine heilige, zugleich ihren Zusammenhang mit Recht und Staat am gründlichsten darthuende, Pflicht und Aufgabe bringen und die künftigen Geschlechter um so mehr um die fundamentalste sociale Bürgschaft ihres zeitlichen Wohles und ewigen Heiles betrügen, als Religion und Sittenlehre in Beziehung auf beide den Mittelpunkt jedes ächten Volksunterrichtes bilden. Jene Emancipation der Schule von Religion und Kirche wäre daher für die Schuljugend ungefähr das, was in analoger Anwendung auf die Erwachsenen eine Emancipation der bürgerlichen Freiheit von Gesetz und Ordnung seyn würde."

„Hiebei kann aber auch andererseits nicht verkannt werden, daß die oberste Aufsicht in Ansehung des Volksschulwesens ein eben so unveräußerliches Hoheitsrecht des Staates und daher ganz besonders geeignet ist, denjenigen, welche in einer maß= und rücksichtslos durchgeführten Trennung der Kirche vom Staate das Heil der ersteren zu finden wähnen, über die mit einem solchen Streben verbundene Gefahr die Augen zu öffnen. Die wahre Freiheit kann nur bestehen bei ihrer naturgemäßen Vertheilung unter die Einzelnen, die Corporationen und die Organe der sie alle umschließenden beiden höchsten socialen Gemeinwesen — des Staates und der Kirchen — und hinwieder bei dieser aller und insbesondere der letzteren Einigung und harmonischem Zusammenwirken zu den höheren Zwecken der Menschheit."

chen Gerichten in den gesetzlichen Formen auszuübende Thätigkeit zu beschränken."

„Nur durch diese Entlassung der Kirchen- und religiösen Genossenschaften aus ihrem bisherigen so natur- als zeitwidrigen Zustand einer engherzigen staatspolizeilichen Ueberwachung, Bevormundung und Influenzirung jeder ihrer Bewegungen ist die freie corporative Entfaltung derselben und nur durch diese Kirchenfreiheit ist die Religionsfreiheit wahrhaft verbürgt und gesichert."

„Die gegenwärtig hiefür beliebte Bezeichnung einer: „„vollkommenen Trennung der Kirche vom Staate"" ist gleichwohl nicht die der Sache und dem Zwecke adäquate Bezeichnung, da sie auch eine schiefe Auffassung derselben zuläßt. Es handelt sich nämlich zwar allerdings um eine zeitgemäß und consequenter durchgeführte Scheidung dessen, was des Kaisers oder des geistlichen Regimentes und dessen, was der Kirche oder des geistlichen Regimentes ist. Aber die Folge hievon soll und kann nichts desto weniger eine nur um so segensreichere, wenn auch vorzugsweise innere, geistige gegenseitige Einigung und Ergänzung beider Gewalten seyn, je freier dieselbe von jeglichem äußeren Zwang einzig auf der tiefen Ueberzeugung der Gemüther von ihrer durch das beiderseitige Interesse bedingten innern Nothwendigkeit beruht. Und wer vermöchte zu läugnen, daß diese innere Einigung nicht bloß um der beiderseitigen nächsten zeitlichen Zwecke, sondern weit mehr noch um der höchsten ewigen Ziele der Menschheit willen, in deren Dienst ja zuletzt auch der Staat, nicht bloß die Kirche, wenn auch in verschiedenem Verhältnisse steht, — eine unabweisbare ist? Mit einer solchen Einigung der beiden Schwerter Gottes auf Erden ist aber natürlich ein auf staatspolitische oder philanthropische Gründe sich stützendes Uebergreifen des Staates in das Bereich der Kirche und Religion wie auch ein eigensüchtiges

Verwenden ihrer heiligsten Kräfte als bloßes Mittel zu Erreichung vermeintlicher oder auch wahrer Staatszwecke eben so unverträglich, als die bei allzu äußerlicher Ausprägung ihrer Verbindung und gegenseitigen Abhängigkeit nahe liegende Gefahr eines unheilvollen Strebens der Kirche nach der Gunst der Staatsgewalt und nach vorzugsweise weltlicher Macht und Herrlichkeit." —

Jene äußere Emancipation der Kirchen und religiösen Genossenschaften von dem bisherigen bevormundenden Einflusse des Staates und diese überhaupt naturgemäßere und bei den obwaltenden Verhältnissen überdieß hinfüro einzig erreichbare vorzugsweise innere Verbindung beider ist aber zugleich auch der einzige Weg, auf dem es der Zukunft vorbehalten seyn dürfte, der unter den Edelsten der Nation gewiß allgemeinen Sehnsucht nach jener endlichen Einigung der Gemüther in zeitlichen wie in ewigen Dingen vorzuarbeiten, die durch alle religiösen und politischen Dissonanzen und Extravaganzen unseres, in allen diesen Beziehungen zu einer Art von Durchbruch gekommenen, Zeitalters eben so wenig zu übertäuben als zu befriedigen ist. Nur wo die wahre Freiheit ist, kann auch die wahre Einigung gedeihen und erstarken!"

„Die Freiheit also und zwar die volle ächte Freiheit — sie allein ist wie im Bereiche des Staates, so auch in jenem der Kirche und in dem Wechselverhältniß beider zu einander alles Segens und alles Gedeihens Anker! Ihr allein kann und möge es auch mit Gottes Gnade gelingen, die annoch mit ihr im Kampfe liegenden finstern Mächte der Gegenwart — die falsche Freiheit sammt ihren Erzeugern, Abkömmlingen und Genossen zu bewältigen: durch eine nachhaltig positive Pacification aller politischen wie religiösen Bekenntnisse, Parteiungen und Bestrebungen — durch einen Land- und Religionsfrieden derer, die da kommen werden!"

So weit Link. Seine Auffassungsweise steht so sehr allein, und ist dennoch die betreffende Ausführung so vorzüglich, daß es wohl nur mit Dank anerkannt werden wird, wenn wir das hieher zu Beziehende wörtlich aus derselben angeführt haben *).

---

*) Die zu Frankfurt gefaßten Beschlüsse hinsichtlich des Eides sind wahrhaft grauenhaft.

Die deutsche Staatsgesellschaft, welche sich vom Rechtsboden entfernt hat, verläßt nun auch den christlichen. Es gibt nun nichts mehr im Staate, das dem Ganzen heilig wäre. Verordnungen, Gesetze, insbesondere Gesetze dieser Art wird man wohl dahin nicht zählen wollen. Es ist um so mehr die höchste Noth, daß die Kirche in allen ihren Gliedern sich gegen die Bestimmungen erhebe, welche dem unchristlichen Staat die christliche Kirche unterwerfen wollen.

In Nordamerika ist der Staat auch unchristlich — und das tiefste Merkmal ist die fortdauernde Sklaverei — aber die Kirche ist frei, und es ist nur zweierlei möglich: die christliche Religion durchdringt den Staat und erhebt ihn zum christlichen, oder das Christenthum erlischt in Nordamerika. Das Letztere ist nicht gedenkbar, denn dort ist jugendliches Voranstreben. Mit der Wiedervereinigung der christlichen Bekenntnisse werden die Grundlagen dieses Staates christianisirt werden.

XL.

Zeitpredigten.

Die Macht der Rede ist größer als die der Schrift, weil das gesprochene Wort lebendig, das geschriebene nur lebensfähig und gleichsam scheintod ist. Die Sprache (das Wort) ist dem Menschen gegeben, damit er sein Verhältniß zu Gott und dem Nächsten in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft erkenne, und dieser Erkenntniß gemäß sein Wollen und Wirken zu Gottes Ehre und zum Heil der Gesellschaft verwende. Daher sind Priester und Staatsmänner zu allen Zeiten die berufenen Redner gewesen, und die ersteren werden vorzugsweise Diener des Wortes genannt. In diesem Berufe liegt eine Auszeichnung, mit welcher die höchsten Privilegien den Vergleich nicht aushalten können.

Seit undenklicher Zeit hat Deutschland der politischen Beredsamkeit kein Feld geboten, und die einzige öffentliche Tribune ist hier die Kanzel gewesen, deren Inhaber, hätten sie alle das Wort gehabt und zu brauchen gewußt, und wären sie des Vorzuges der ihnen zustehenden Befugniß immer eingedenk gewesen, eine Wirkung hervorbringen konnten, die von unberechenbaren Folgen für das Leben, jedenfalls viel größer und heilsamer hätte seyn müssen, als das thatsächliche Ergebniß zeigt. Die wenigsten Priester scheinen gewußt zu haben, wie oft sie um das Vorrecht der öffentlichen Rede von den Laien

beneidet worden sind, besonders von Jenen, die neben der geistlichen eine politische Tribune zu errichten wünschten, aber nicht konnten und durften, so lange die alte Staatsform nicht zerbrochen war. Diese Leute hatten richtig erkannt, daß eine Predigt, die nicht allein das Himmelreich, sondern auch die irdischen Verhältnisse betrifft, und außer der Vergangenheit und Zukunft auch die naheliegende Gegenwart umfaßt, der mächtigste Hebel zur Bewegung und Lenkung des Volks ist; sie wußten, daß die That dem Willen folgt, diesem aber stets die Lehre vorangeht, welche verkündet, gepredigt und verbreitet werden muß. Um daher ihre Lehre zu predigen, blieb ihnen nur übrig, anstatt der öffentlichen Rednerbühne sich des Surrogates derselben, der Presse, zu bedienen, und nebenbei ihre Grundsätze in Conventikeln, bei Gelagen und gelegentlich auch in Vorlesungen oder bei'm Unterricht der Jugend an den Mann zu bringen. Durch solche Mittel gelangten die Apostel des Unglaubens des Radikalismus und Communismus unstreitig zu großen Erfolgen; das Ziel jedoch konnten sie weder vollständig noch mit der gewünschten Schnelligkeit erreichen, so lange sie nicht, wie die Geistlichen, als Volksredner auftreten durften. Sie bezweifelten keineswegs, daß das Gesprochene viel wirksamer als das Geschriebene ist; sie hatten es erfahren und konnten es in Schlesien bei Gelegenheit der katholischen Mäßigkeitspredigten mit Händen greifen, welche gewaltige Wirkung noch jetzt die Kanzel zu erzeugen vermag; sie wünschten ihrer Lehre denselben reißenden Erfolg, und hofften, daß dieser nicht ausbleiben werde, wenn es ihren Talenten gelänge, neben der christlichen Kanzel die ihrige zu begründen, oder, wo möglich, sich selbst an die Stelle der Prediger zu setzen. Die Rongerei ist in Schlesien ursprünglich nichts anderes, als ein Versuch des Radikalismus gewesen, durch Benutzung und Aussendung clerikalischer Genossen die Kanzel zu erobern, unter der Maske der Religion politische Zwecke zu verfolgen und durch die Predigt der neuen Lehre den Umsturz des Bestehenden vorzubereiten. Daß dieses die wahre Absicht gewesen, wissen jetzt

sogar die eifrigen Polizeimänner und blöden Fanatiker, die früher in unglaublicher Verblendung sich zu Gunsten des Spektakels hatten gebrauchen und düpiren lassen. — Der Radikalismus ließ die ungeschickten Prediger bald fallen, und fand viel tüchtigere Werkzeuge, seitdem in Folge der Pariser Februar-Revolution allen Deutschen gestattet ist, dem Drange zur Rede in Volks- und National-Versammlungen unter freiem Himmel und in geschlossenen Räumen Luft zu machen; heute ist jeder Tisch und jeder Balkon eine Kanzel, jeder Saal und jede Straße eine Kanzel, und der Clerus um sein Monopol gebracht.

Die allgemeine Redefreiheit hat den Stachel des Neides abgestumpft und einen tief liegenden Grund zu der Mißgunst entfernt, mit welcher in den letzten Jahren die christliche Kanzel betrachtet worden ist. Die Aufgabe der Prediger ist aber noch größer und schwieriger geworden, seitdem sie mit ungläubigen Rednern concurriren müssen, und dem, was sie in der Kirche geredet, auf offenem Markte widersprochen werden darf, in einer Zeit und einem Welttheil, wo die Zerstörung aller alten Institutionen an der Tagesordnung ist, die Zahl der falschen Propheten mit jeder Stunde zu wachsen scheint, die Verführung überall ihre Netze ausgespannt hält, eine leidenschaftliche Verblendung und Begriffsverwirrung fast allgemein herrscht, und selbst unter denen, deren Stirn das Taufwasser benetzt hat, der gottlose Ruf vernommen wird: die Kirche muß vernichtet werden! — Wir glauben und wissen, daß alle Anstrengung der Hölle Nichts gegen die Kirche vermag, und sind deßhalb ohne Furcht; wir glauben und wissen auch, daß die Kirche stets zur Erbauung dient und deßhalb ihre Hoffnung nie verlieren kann. Noch mehr. Was Pius IX. als Oberhaupt und im Namen der allgemeinen Kirche feierlich verkündet, was die edelsten Priester und Laien geglaubt, die erfahrensten Staatsmänner und Philosophen eingesehen, und was noch unlängst der letzte Ritter von Frankreich (Chateaubriand) auf seinem Sterbebett bekannt hat — davon sind wir im In-

nersten überzeugt und halten es für untrügliche Wahrheit: daß allein die wahre Religion im Stande ist, die Menschen zu befreien und die Welt aus den gegenwärtigen Irr- und Trübsalen zu erretten.

So viel ist aber gewiß, daß diese Befreiung durch menschliche Kräfte nicht gelingt, und dem Verstande der Verständigen bei der jetzigen Lage der Dinge als baare Unmöglichkeit erscheint. Und wenn wir in dem Meere des Unglaubens die noch lebendigen Fischlein zählen, die Schwäche, den Leichtsinn und die Rathlosigkeit der sogenannten Wohlgesinnten betrachten; wenn wir sehen, wie das Unterste zum Obersten verkehrt wird, und in der allgemeinen Verhältnißlosigkeit und Auflösung nur selten noch Jemand auf dem rechten Platze sich befindet; wenn wir beobachten, wie heftig auf allen Seiten der Angriff, wie gering der Widerstand ist, und wie selbst unter den Berufenen das Unkraut üppig emporschießt und die verzagte, lauwarme, mehr oder minder geist- und kraftlose Mittelmäßigkeit so vorherrschend ist, daß selbst die Besten verdrängt und übersehen werden, und Wenige von diesen nur noch durch einen glücklichen Irrthum oder Zufall sich erheben und behaupten können, — wenn wir dieses Alles vor Augen haben und die verderblichen Folgen täglich erfahren, dann wird die gewöhnliche Klugheit uns rathen, abzustehen von dem ungleichen Kampf, und im Angesicht des Feindes ohne Zögern die unmächtigen Waffen zu strecken. Denn was der unten zu lobende Zeitprediger sagt, ist vollkommen wahr: „Nie hat das Christenthum so viele Glaubensprediger ausgesendet für seine heilige Sache, als der Unglaube jetzt Verkünder zählt unter allen Ordnungen, Ständen und Geschlechtern, und nie war der thätige Eifer für den Aufbau des Gottesreiches ein so allgemeiner, als er seit Jahrzehnten sich offenbart für die Zerstörung dieses Reiches. Und die Aussaat war keine vergebliche; sie ist aufgegangen allum und treibt ihre Halmen und Früchte, und die frühreifen kommen bereits zu Tage.“ — Sollen wir deßhalb an der Zukunft verzagen? Mit Nichten! „Jeder

Mensch und jede Gesellschaft, wie jeder Staat trägt seine Zukunft in sich und hat sie in seinen eigenen Händen; guter Wille und Zutrauen, übler Wille und Unglauben bestimmen sie, und einem Jeden geschieht nach seinem Glauben, nach seinen Grundsätzen, Einrichtungen und Handlungen. So lange noch Leben da ist, ist auch noch Hoffnung da für denjenigen, der da glaubt und vertraut; es ist nie zu spät, das Rechte zu thun, denn wir wissen nie, wann die Rechnung geschlossen ist, und so lange das Gericht nicht begonnen hat, kann man wohl bangen, aber darf nicht verzweifeln. In Zeiten, wie die unserigen, wo so viel Samen reif geworden ist, wo das Gericht schon hier und da über die Gesellschaften ergangen ist und sie beinahe alle zu leicht und zu todt befunden worden sind, wo es scheint, als ob jede Lehre ihre Frucht, jede That ihre Folge, jede Einrichtung ihren Nutzen aufweisen müßte, wo jetzt auch das allgemeine und letzte Gericht über alle Gesellschaft und alles Gesellschaftliche herangekommen zu seyn scheint, gilt es vor Allem, daß diejenigen, die noch Leben und Athem haben, vertrauen und hoffen, und sich nicht mehr wie in ruhigen Zeiten allein um das Wie und Wann, um die Form, sondern auch um den Kern, um das, was zu thun sei, bekümmern." — So hat ein Seher gesprochen, der bewiesen, daß er zu weissagen versteht, weßhalb er auch, wie jeder seines Gleichen, im eigenen Vaterlande nie verstanden worden ist *). Mittlerweile sind die Aspecten noch klarer geworden, und wenn die Wächter, denen das Wort gegeben und die Lehre anvertraut worden, heute sich umschauen in der Welt, so werden sie schon deutlich den Bundesgenossen erkennen, der zu ihrem Beistande heranzieht, und die Dinge zur Entscheidung bringt. Wohl hat die Kirche lange vergebens gemahnt und ihre Lehre hat immer taubere Ohren gefunden; jetzt aber ist

*) Man sehe das merkwürdige Buch: Spanien und die Revolution. Zweite, unveränderte Auflage. Wien, 1848. 8.

der ewige Lehrmeister selbst herabgestiegen, um den Rufenden in der Wüste zu Hülfe zu kommen und zu predigen, nicht mit Reden und Schriften, sondern mit Thaten und Ereignissen, nicht mit beschränkter, sondern mit unendlicher Macht. Er ist es, vor dem die Throne wanken, die alten Staatsgebäude zusammenbrechen, die Bande der gesellschaftlichen Ordnung zerreißen, die Völker mit Noth und Hunger, mit Aufruhr, Krieg und Seuchen geschlagen werden, und dessen furchtbare Lehrweise sich noch ferner offenbaren und bewähren wird. Es ist der Geist Gottes, „der, so lange verkannt, so lange verhöhnt, so lange zurückgewiesen und bekämpft, nun wie ein gewappneter Mann über die Erde schreitet, und das Schwert des Gerichtes in seiner Hand hält, und es täglich höher und drohender erhebt, und nicht eher niederlegen wird, bis die Völker wieder um das verachtete Kreuz des Welterlösers sich sammeln und Den anbeten, den sie verworfen haben, und bis von Neuem das Wort sich in seiner Wahrhaftigkeit erwiesen: wenn der Geist kommt, wird er die Welt überzeugen vom Gericht, weil der Fürst dieser Welt schon gerichtet ist."

Das Evangelium ist ein Heilmittel gegen jedes Uebel, die Anwendung aber nach Zeit und Umständen sehr verschieden. Ein Seelenarzt, der helfen will, muß nicht allein das Heilmittel, sondern auch die Krankheit kennen, und diese um so gründlicher, je complicirter und gefährlicher sie ist. Daher ist ein christlicher Prediger heut zu Tage mehr als jemals genöthigt, die schwer erkrankte Zeit verstehen und beurtheilen zu lernen, damit er ihr bieten könne, was heilsam wirkt und dem Bedürfniß entspricht. „Er muß hinweisen auf die Gefahren und Segnungen einer solchen Zeit und das, was in ihr Noth thut; er muß aufmerksam machen auf die Erscheinungen, die sich als Folge der Sünde, als Gerichte Gottes, als Wege offenbaren, die der Vater im Himmel mit uns geht zur Lehre und Mahnung, zur Buße und Errettung. Er muß den sinkenden Muth aufrichten, die schlummernde Tugend wecken, das

niedergehaltene oder erkaltete kirchliche Bewußtseyn heben und erwärmen und nachweisen, wie in Christus und seiner Heilsanstalt allein die Hülfe liegt und die Errettung aus der Noth dieser Zeit, auf daß mitten in dem Toben des Weltgeistes das Reich Gottes wachse und gedeihe in uns und um uns."

Auf dieses Ziel sind die geistlichen Reden gerichtet, welche der Domherr Dr. Förster neuerlich in der Kathedrale zu Breslau gehalten hat und jetzt unter dem Titel „Zeitpredigten" auf Verlangen seiner vielen Verehrer der Presse übergibt. (Erster Band. Breslau bei Hirt, 1848.) Sie bedürfen unserer Empfehlung nicht. Der Verfasser ist durch seine homiletischen Schriften auch außerhalb seines Vaterlandes als einer der ersten jetzt lebenden Kanzelredner rühmlich bekannt, und würde diesen Ruf verdienen, hätte er auch nur jene einzige Predigt gehalten „Der Feind kommt, wenn die Leute schlafen", die vor einigen Jahren mit unerhörter Schnelligkeit in eilf verschiedenen Auflagen über ganz Deutschland verbreitet worden, und für Schlesien ein Ereigniß gewesen ist. Wir wollen nur auf das vorliegende Werk die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken, und zwar aus zweifachem Grunde: einmal, weil dasselbe in musterhaften Beispielen zeigt, wie der Prediger die Begebenheiten, Meinungen und Stimmungen der Gegenwart im Lichte des Evangeliums betrachten und mit großem Erfolge benutzen kann, ohne der Würde und Bestimmung der Kanzel das Mindeste zu vergeben; dann aber, weil der Inhalt dieser Reden selbst in dem schwächeren Nachbild des Druckes so sehr geeignet ist, nicht bloß zu trösten, sondern auch Muth und Einsicht zu geben Allen, die noch auf christlichem Boden stehend in der heutigen Zeit und Welt sich orientiren wollen, und auch denen, die auf diesem Standpunkt schon wankend geworden. Der Redner hat zur rechten Zeit, und auch am rechten Orte gesprochen, in einem Lande nämlich und in einer Stadt, wo schon längst die streitenden Gegensätze schärfer als irgendwo hervorgetreten sind, und die zerstörenden Kräfte zwar die Oberhand gewonnen haben, aber die erbauenden noch

nicht völlig überwältigt sind. Er kennt die ganze Bedeutung des Kampfes, der sich in diesen Tagen vollbringt; er fürchtet nicht, die List und die Stärke des Feindes zu enthüllen, noch die Schwäche und den Verrath der Seinigen zu strafen; belehrend und verweisend, klagend und tröstend weiß er stets alle Hörer zu fesseln, Viele zu erwecken und nicht Wenige bis zur Begeisterung emporzuheben. Um aber diese Wirkungen zu erklären, müssen wir noch des eigenthümlichen Charakters und der schönen Form gedenken, durch welche sich Förster's Predigten von Andern unterscheiden. Man erkennt sehr bald, daß solche Reden nicht zu extemporiren, oder bloß nach einer kurzen Vorbereitung zu halten sind; denn alle hängen durch ein organisches Band zusammen und jede stellt wieder für sich ein abgerundetes Ganze dar. Der Verfasser liebt die Ordnung und Consequenz, und geht nach einem wohlüberdachten Plan zu Werk. Das Evangelium des Tages gibt ihm jedesmal den Text, der in Beziehung auf die Zeitereignisse der fruchtbarsten Anwendung fähig ist. Dabei ist die Eintheilung immer regelrecht, die Ausführung der Gedanken bewegt sich in jener gemessenen Folge, die nur selten eine Abschweifung erlaubt, die Hauptpunkte stehen mit einander in strengem Zusammenhang. Anfang, Mitte und Ende jeder Rede bilden ein symetrisches Erzeugniß, welches durch geistigen Inhalt und äußere Form den Eindruck eines Kunstwerkes hervorbringt, während es zugleich durch ein lebendiges, warmes, nicht selten überströmendes Gefühl wie ein freier, natürlicher Erguß erscheint. Die Darstellung ist kräftig und klar, der Ausdruck edel und gewählt, das Ganze in ein Gewand gekleidet, welches das logische Gerippe nur fühlen aber nicht durchblicken läßt. Die Bilder und Gleichnisse, die dem Verfasser zu Gebote stehen, und eben sowohl zum Schmucke als zur Erläuterung dienen, gehören zum Ganzen wie die Farben zur Blume, und gehen ungesucht aus dem Wesen und der Eigenthümlichkeit seines Geistes hervor, sind aber auch deßhalb eine Klippe, an welcher ein Nachahmer am leichtesten scheitern kann. Die Wirkung wird noch erhöht durch eine Eigenschaft,

die man bei Kanzelredner seltener findet, obgleich sie zu den Mitteln der Redekunst gehört; wir meinen die lebendige Biegsamkeit, mit welcher der Redner seinen Ton und Styl den verschiedenen Gegenständen anzupassen weiß, und dadurch die Eintönigkeit ausschließt, ohne in den Fehler der Uebertreibung zu fallen. Diese Fähigkeit, die Worte mit dem entsprechenden Ausdruck zu begleiten, und zwischen der ruhigsten Betrachtung und dem höchsten Affect die richtigen Modifikationen des Ausdruckes anzuschlagen, setzt eine Naturgabe voraus, und kann nicht durch Kunst allein erworben werden. Und wenn unser Prediger sich oft in traurige Klagen versenkt, zuweilen auch mit schmerzlicher Ironie und nicht ohne Bitterkeit hinweist auf die Sünden und Thorheiten dieser Zeit, und seine Stimme sogar bis zu dem Ton einer gerechten Entrüstung erhebt, so ist der so bewegte Vortrag nur um so mehr geeignet, die Festigkeit der Ueberzeugung, die Redlichkeit des Willens und die wahrhafte Gottes- und Menschenliebe erkennen zu lassen, die aus dem Grunde seiner Seele sprechen. Denkt man sich noch eine würdige Haltung und ein starkes, wohlklingendes Organ hinzu, so ist begreiflich, warum allsonntäglich seit vielen Jahren Katholiken und Protestanten die Domkirche zu Breslau erfüllten, um die Vorträge des trefflichen Mannes zu hören, der jetzt im Parlament zu Frankfurt sitzt. — Allein wir wiederholen es; auch in Buchform werden die Zeitpredigten ihre Wirkung nicht verfehlen.

XLI.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Den 7. Oktober 1848.

Der Triumph des Radikalismus in der Schweiz öffnet uns trotz der anscheinenden Ruhe jenes Landes einen tiefen Blick in die Absichten und Zwecke der Partei, welche dort bereits vollständig gesiegt hat, bei uns aber noch um die Herrschaft ringt. Es ist eben so betrübend als lehrreich, die Parallele zu ziehen, wie beide, die conservative und rechtliche Ordnung auf der einen, und die radikale Zerstörung auf der andern Seite eine gewonnene Schlacht zu benützen wissen. Während in Frankfurt viele Männer der Ordnung nach dem 18. September vor ihrem eigenen Siege erschrocken scheinen, während dort die äußerste Linke und der noch vom Blute der Gemeuchelten triefende Radikalismus nach der Niederlage frecher als je ihr Haupt erheben, während sie die erlittene Schlappe wie einen Hauptsieg auszubeuten wissen und es uns kaum wundern würde, wenn wir nach kurzem Verzuge Struve mit einem reichen Schmerzensgelde, zur Entschädigung für den gehabten Schreck, entlassen, und ihn nebst Hecker in das Parlament berufen sähen, während heute schon die, zur Aburtheilung des erneuerten schmachvollen Attentats im badischen Oberlande niedergesetzte standrechtliche Commission den, durch seine eigenen

Gesellen festgehaltenen und ausgelieferten Hauptanstifter des Unheils nicht zu richten wagt, — sehen wir, daß der siegreiche Radikalismus in der Schweiz die Uebermacht, welche das Kriegsglück in seine Hände gelegt, mit einer Folgerichtigkeit, einer Unerschrockenheit und einer Beharrlichkeit ausbeutet, von welchen wir den kleinlauten Vertheidigern des Rechts und der Ordnung in unserm deutschen Vaterlande nur einen homöopathischen Bruchtheil wünschen möchten. Im Canton Freiburg ist den Haupturhebern und Begünstigern des (bekanntlich nur an dem alten, geschriebenen Rechte der Eidgenossenschaft festhaltenden) Sonderbundes in jenem Kanton eine Contribution von 1,600,000 Franken auferlegt. Dem durch die Willkühr und Uebermacht der Sieger eingesetzten Staatsrath wurde es überlassen, die contributionspflichtigen Personen zu bezeichnen, und nach Gutdünken diese oder jene Person zehn Jahre lang ihrer politischen Rechte zu berauben, ohne daß den Betreffenden irgend ein Recurs an die Gerichte offen gelassen wurde. In Folge dessen hat der Staatsrath die Strafsumme auf 210 Individuen, zum Theil ganz unbedeutende, und außerdem auf 140 Gemeinden (die Hälfte des Kantons) vertheilt. Die Familie Maillardoz und die Mutter dieses Anführers der freiburgischen Truppen haben 200,000 Franken zu bezahlen, ein Herr Wick und sein Tochtermann 80,000 Fr. Ammann und seine Frau 30,000 Fr. So benutzt der Radikalismus (nicht bloß in der Schweiz!) den Vortheil der Gewalt, von welchem die Conservativen, wo sie Sieger bleiben, keinen Gebrauch zu machen wagen. Wo aber zwei Parteien mit so ungleichen Waffen kämpfen, kann es leider kaum einem Zweifel unterliegen, welche von ihnen das Feld behaupten muß. Die rothe Republik wird, wie oft sie auch im freien Felde geschlagen werde, dennoch immer siegreich seyn, bis endlich ihre loyalen Gegner sich selbst und die Feinde der heutigen europäischen Gesellschaft zählen, und beschämt über ihre eigene ungeheure numerische Ueberlegenheit ohne Furcht und Halbheit ihre Kraft gebrauchen.

Nicht minder lehrreich als die eben beleuchteten Thatsachen ist das, was aus der Schweiz über die Lage der Kirche verlautet. Bekanntlich war der Vorwand zum Kriege gegen die alten katholischen Kantone kein anderer, als die Vertreibung der Jesuiten aus Luzern. Jetzt, nachdem dieser Zweck erreicht ist, lautet die Sprache anders. Fünf in der Diöcese von Lausanne gelegene Kantone (Freiburg, Waadt, Genf, Lausanne und Neuenburg) haben sich zu einer Conferenz vereinigt, deren Zweck es seyn sollte, die Kirche zum Staate in ein neues Verhältniß zu bringen. Sie haben sich, mit Ausnahme von Neuenburg, über einen Anschlag geeinigt, der, wenn er, so wie er gemeint ist, in's Werk gerichtet werden könnte, der Kirche selbst den Schein der Freiheit rauben und sie willenlos der Allgewalt des revolutionären Staatsthums unterwerfen würde. Die Regierung von Freiburg wird den Bischof auffordern, allen seinen verfassungswidrigen Ansprüchen zu entsagen, namentlich der Einrichtung: daß Diejenigen, welche kirchliche Beneficien in Anspruch nehmen, ein bischöfliches Placet vorweisen müssen. Dadurch würde der Clerus vom Bischofe unabhängig. Die Regierung wird dem Bischofe, um ihn von ihrer Laune abhängig zu machen, erklären: daß seine Befehle, Mandate und Veröffentlichungen der Genehmigung des Staates unterliegen, und wenn er etwa dieser Anordnung nicht nachkäme, so wird sein „Widerstand dem Vororte angezeigt, welcher die wirksamsten Maßregeln treffen wird, um der aus diesem Widerspruche hervorgegangenen Verwirrung ein Ende zu machen." Zur Erreichung dieses Zweckes behalten sich die Stände das Recht vor, dem Bischof für weitere Ausübung seines Amtes ihre Bewilligung zu entziehen. Bei der ersten Erledigung des bischöflichen Stuhles wollen die contrahirenden Stände „von ihrer Souverainetät Gebrauch machen, indem sie sich die Wahl des Bischofs vorbehalten." Die Sorge für den in dieser Weise Erlesenen wird bis auf den Punkt getrieben, daß sogar die Wahl der Mitglieder des bischöflichen Hofes von der Regierung des Kantons genehmigt werden soll, wo der Bischof seinen Sitz haben

wird. Eben so wird die Wahl der Decane in jedem Kanton der Genehmigung der respectiven Regierungen unterworfen seyn; selbst die Kandidaten zum geistlichen Stande werden vor dem Eintritte in die Weihen „vor einer gemischten Commission" ein Examen bestehen, nach einem gemeinschaftlichen Programm. Die Kantone wollen sich ferner der Mühewaltung unterziehen, mit dem heiligen Stuhle Unterhandlungen anzuknüpfen über die kanonische Abschaffung der Feste oder ihre Versetzung auf den Sonntag, und für die Aufhebung der Fast- und Abstinenztage. Sollten aber, wie allerdings zu vermuthen ist, diese Unterhandlungen nicht den gewünschten Erfolg haben, so verpflichten sich die Stände, „denjenigen Festtagen die Sanction zu verweigern, welche nicht durch das Staatsgesetz eingesetzt oder bestätigt sind." — Uns nimmt es dabei nur Wunder, daß vorläufig noch „der Sonntag im Allgemeinen" anerkannt bleiben soll, eine Mäßigung, bei welcher es jedoch voraussichtlich unmöglich lange sein Bewenden haben wird. Dafür werden aber die Vorbehalte, welche vor Zeiten gegen die Annahme der Beschlüsse des tridentinischen Concils gemacht worden sind, erneuert und dieß zwar zu dem Zwecke, um „den Regierungen den Fortbestand ihrer ehemaligen Rechte und Freiheiten und ihrer Souverainetät in Sachen der Disciplin, der Polizei und der Oberaufsicht des Cultus zuzusichern." Endlich werden die Stände, trotz der Preßfreiheit, für jede vom heiligen Stuhle kommende Veröffentlichung das Exequatur fordern, und um die Freiheit der Gewissen und des Cultus recht augenfällig zu bethätigen, „auf ihrem Boden das Tragen einer besondern Kleidung für die Geistlichen nicht gestatten." Sollte aber ihrerseits die Kirche, wie sie es, wenn sie katholisch bleiben will, nicht anders kann, entschlossen seyn, sich dieser vormundschaftlichen Beflissenheit zu entschlagen und etwa die offene Verfolgung der dicht neben eben den genannten Maßregeln liegenden, wahrhaft teuflischen Verhöhnung vorziehen, so zeigt die waadtländische Regierung durch ihr Verfahren gegen ihre protestantischen Dissenters schon jetzt, wozu der regierende Radikalismus

vollends erst in Betreff der Katholiken fähig seyn würde. „Außer dem Druck", schreibt ein dortiger Correspondent der Allgemeinen Zeitung unterm 28. September, „und den Abscheulichkeiten, die sich unsere Regierung mit ihrem Pöbel und ihren Gendarmen gegen religiöse Versammlungen und Geistliche der freien" (protestantischen) „Kirche erlaubt, gefällt sie sich auch darin, selbst solche Versammlungen, die nicht freikirchlich sind, zu stören und zu verfolgen. So geschah es kürzich in Vevey, wo sogar schwere Verwundungen vorfielen. In Payerne ist der englische Vorsteher eines Pensionats des Landes verwiesen worden, bloß weil er einer religiösen Versammlung beigewohnt hatte. Wie die Sachen jetzt bei uns stehen, gehört Muth dazu, sich auf directem oder indirectem Wege diesem Wüthen der Regierung und ihrer Getreuen entgegenzusetzen." — Und es wird noch ärger kommen, nicht bloß in den kleinen Republiken der ehemaligen Eidgenossenschaft, sondern eben so wohl in andern, ihrem Untergange zueilenden, ehemals monarchischen Staaten. Dort wie hier haben sich alte febronianische und territorialistische Bureaukratie und rother Radikalismus, wie ingrimmig sie sich sonst auch unter sich hassen und bekämpfen mögen, dennoch die Hand gereicht zum Bunde gegen jede christliche oder dem Christenthume sich annähernde, unabhängige Ueberzeugung. Es scheint im Plane der Vorsehung zu liegen, daß der antichristliche Staat in Deutschland zur vollen Evidenz und auf eine kurze Zeit zur Herrschaft gelange, damit die Elemente sich erkennen lernen und in scharfer Sonderung einander gegenüber treten. Gott will der Kirche durch die Verfolgung zur Freiheit, und durch die Freiheit zur Glorie führen. Darauf deuten alle Zeichen der Zeit. Die Schweiz war seit Langem schon immer der Spiegel und das Vorspiel dessen, was in Deutschland bald darauf geschehen sollte.

Nach einer beinahe sechszigjährigen Revolution begiebt sich in Frankreich das Unglaubliche, daß diesem unläugbar geist-

reichen und wohlredenden Volke der politische Verstand nicht nur still gestanden, sondern auf den Punkt zurückgegangen ist, von welchem aus kurz vor dem Sturme auf die Bastille die Bewegung ihren Anfang nahm. Ist dort im Laufe von fast zwei Geschlechtsfolgen die Freiheit und das materielle Wohlseyn der Nation gegründet, sind durch die Revolution nachhaltige, dem Sturme der Zeit trotzende, unantastbar fest im Boden des Volksbewußtseyns wurzelnde freie Institutionen durch die Deliberationen aller seiner Staatsrechenkünstler geschaffen worden? Leider Nein. Während die hungernde Proletariermasse, von verrückten Theoretikern aufgestachelt, die Aufhebung des Eigenthums fordert, rathschlagt das souveraine Volk in einem, durch das allgemeine Stimmrecht erwählten Convent heute noch, wie wenn seit dem 14. Juli 1789 nichts Erhebliches geschehen wäre, über die Erfindung der besten Staatsmaschine. Der ganze Cursus der Experimentalpolitik, den das Geschick ihnen (wahrlich nicht gratis!) gelesen, ist an dieser Gesellschaft von Sophisten rein verloren gegangen. Sie haben, was sie gestern noch erlebt und mit ihren eigenen Sinnen wahrgenommen, rein vergessen, und nach dieser Erfahrung steht zu befürchten, daß sie in Ewigkeit nichts lernen werden.

Wahrlich, wir sind nicht im Stande, die Phrasen jener beiden Schönredner, die am 27. September in der französischen Nationalversammlung mit glänzenden Worten über die Vorzüge des Ein- oder Zweikammersystems stritten, ohne tiefen Ekel zu lesen. Wären wir berufen, jenen Solonen unser Gutachten rund und deutsch vorzulegen, es würde in ungeschmückten Worten folgendergestalt lauten: Die Freiheit, meine Herren, ist ein von der Gunst des Himmels geschenktes Kleinod, welches die Nationen aus ihrer Wiege mitbringen. Sie können den Edelstein bewahren, vertheidigen, ihm eine neue Fassung geben, aber ist er durch Unverstand der Fürsten oder eigene Verschuldung der Völker verloren, so ist es Wahnsinn, ihn zurückdecretiren zu wollen. Eben so ist es mit der Macht. Man besitzt sie oder besitzt sie nicht; aber nur der, welcher sie hat, regiert.

Durch Debatten, Beschlüsse, papierene Gesetze wird weder die eine noch die andere erschaffen; eben so wenig, wie dieß irgend eine politische Doctrin vermag. Die Theorie kann nur analysiren und erklären. Auch die Chemie kann die Heilquelle nur in ihre Bestandtheile zersetzen; an ihren eigenen Zusammensetzungen fehlt immer das Beste — der lebendige Geist. Das hätte Jeder von Euch aus eigener Erfahrung wissen können. Gebt nach so vielen fehlgeschlagenen Versuchen endlich den kindischen Wahn auf, plötzlich eines Morgens das gedeckte Weihnachtstischchen mit den himmlischen Geschenken der Freiheit und des allgemeinen Wohlstandes vor Eurem Bette zu finden. Gebt Euch die undankbare Mühe nicht länger, durch Eure Weisheit einen neuen Staat aufbauen zu wollen, nachdem Ihr durch drei Revolutionen mit der Tradition der Geschichte gebrochen und am 24. Februar zum hundertsten Male den Beweis geliefert habt, daß Ihr mit dem Leichtsinn der Gleichgültigkeit Eure beschwornen Verfassungen und politischen Einrichtungen wechselt, wie Eure Moden. Beschließt zwei Kammern oder eine, erfindet deren fünf oder sieben. Die Lage, in die Ihr durch Eure und Eurer Väter Sünden gerathen, wird dadurch nicht um eines Haares Breite geändert. Einer Eurer Redner selbst hat sich vergebens umgesehen: ob Ihr eine Aristokratie, eine Theokratie, einen Militärstand hättet? Er hat überall nur dieselbe Flüchtigkeit gefunden, „dasselbe, vorübergehende, bloß persönliche Leben, die Schätzung bloß des individuellen Werthes durch das Tribunal der Wahl, der Meinung, wo die Gesammtheit der Bürger, ohne Kategorien, ohne Privilegien, ausnahmslos richtet." Als Ruinen aus einer besseren Vorzeit sind dem Einzelnen von Euch noch manche unläugbar gute und schätzenswerthe Eigenschaften geblieben. Ihr habt ein chevalereskes Wesen vor der rohen Gemeinheit unserer Radikalen, einen feinen, praktischen Verstand vor unserer doctrinären Gelehrtenzunft voraus. Aber als Gesellschaft seyd Ihr ein altes, ausgelebtes, aufgelöstes Volk; auch ein in neue Barbarei untergehender Culturstaat. Ob Euch als Nation noch eine Wiederauferstehung

blühen wird, oder ob es Euer und unser Aller Loos ist, in dem Schmelztiegel einer großen und allgemeinen Völkerkrise unterzugehen, dieß weiß ich nicht. Was ich aber weiß, ist: daß Euch keine Debatten über die beste Verfassung vom Untergange retten können. So wie Ihr seyd, seyd Ihr der politischen Freiheit gar nicht mehr fähig und habt heute nur noch die Wahl zwischen der wilden, blutigen Tyrannei des hellen Haufens und seiner wechselnden Führer, oder der despotischen Militärherrschaft. Somit gibt es für Eure Krankheit nur ein Recept, und für Euren geselligen Zustand nur eine mögliche Constitution: den immerwährenden Belagerungszustand.

Dieses und dergleichen hätten wir beiden Parteien gesagt, sowohl Denen, welche heute noch an Herrn Lamartine glauben, als Jenen, die zu Odilon Barrot's Fahne schwören. Aber wir sind nicht eitel genug, um uns über uns selbst zu täuschen, oder läugnen zu wollen: daß die französische Antwort auf diese Anrede auch uns viele, das dermalige deutsche Selbstgefühl nicht minder tief demüthigende Vorhaltungen machen könnte.

„Die süd- und mitteldeutschen Staaten“, so lesen wir in der Allgemeinen Zeitung vom 6. October, „auch Preußen ist eine Zeit lang in dem Mißverstande befangen gewesen, daß eine Einigung mit dem Parlament ihre Macht und ihr Ansehen vernichte; sie haben diesen Mißverstand aufgegeben, nachdem erkannt war, daß die neue Verfassung Deutschlands zwischen Fürsten und Parlament **vereinbart** werden müsse, und daß der Weg nicht unauffindbar sei, auf dem die Wohlthat einer allgemeinen Leitung und die Kraft der Einzelregierungen zugleich erreicht werden kann.“ Dieß ist eben so erfreulich als neu. Denn noch vor Kurzem lautete das Programm des Fürsten von Leiningen im entgegengesetzten

Sinne sehr kategorisch: entweder — oder! Jetzt also soll eine Vereinbarung zwischen der Centralgewalt und dem Parlamente auf der einen, und den Fürsten des deutschen Bundes auf der andern Seite erfolgen. Das entgegengesetzte Project: unsere Fürstenhäuser in Deutschland aufgehen zu lassen, welches uns so lange als das wesentlichste Hinderniß dieser Vereinbarung erschien, war nichts als ein „Mißverständniß." Hoffentlich wird sich die Linke der Paulskirche bei dieser Erklärung beruhigen, und Rechte und Linke werden nach der dann eintretenden Versöhnung mit neu beflügeltem Eifer an das große Werk der Lösung ihrer Aufgabe gehen. Es ist wahrlich Zeit dazu; die Correspondenten der Allgemeinen Zeitung, der Hauptstütze des neuen, einheitlichen Deutschlands, werden immer dringender, und halten der, in ihren Vertretern versammelten souverainen Nation ein keineswegs erfreuliches Spiegelbild vor. „Es thut mir leid, es sagen zu müssen", schreibt einer derselben aus Frankfurt am 2. October, „aber ich kann es nicht länger verschweigen, die Reichsversammlung ist nicht bloß auf einem falschen Wege, sondern sie schreitet auch mit einer Saumseligkeit vor, die Angesichts der tausend Aufforderungen zur Thatkraft, welche in der Zeit und den Umständen liegen, mit einem milden Ausdruck unbegreiflich genannt werden kann. Was ist innerhalb dieser fünfthalb Monate geleistet? Wenig mehr als nichts. Lange Reden ohne Wirkung, zahllose Anträge ohne Ergebniß, müßige Anfragen an das Ministerium und namentliche Abstimmungen über die unbedeutendsten Punkte haben Zeit und Kräfte nutzlos aufgerieben. Es ist wahr, daß die Schuld der Zeitverschwendung auf eine gewisse Opposition fällt, die planmäßig darauf hinzuarbeiten scheint, die Wirksamkeit der Reichsversammlung zu lähmen, in welcher sie nun einmal keine Stimmenmehrheit hat, noch erlangen wird." (Ganz sicher dürfte dieß doch nicht anzunehmen seyn.) „Wie viel herrliche Stunden und Tage sind verloren mit Anträgen, mit denen man von vornherein gewiß war, nicht durchzudringen, und mit Abstimmungen durch Namensaufruf, deren Ergebniß

nicht dem mindesten Zweifel unterlag. Nächst diesem niederträchtigen" (sic) „System der Verzögerung fällt aber die Verantwortlichkeit für die vergeudete Zeit auf die Pedanterie und die Geschwätzigkeit einer großen Anzahl von Mitgliedern aus allen Abtheilungen der Versammlung. Die Wuth, seine eigene kleine Meinung geltend zu machen, die schulmeisterische Haarspalterei, welche man auf politische Begriffe und Worte anwenden zu müssen glaubt, und die rabbulistische Geschäftslogik, welche manche Abgeordnete wie ein Gewerbe betreiben, all dieser Unfug geht über das Maß alles Erlaubten hinaus. . . . Es ist die äußerste Zeit für die Versammlung, sich zusammenzuraffen, den planmäßigen Widerstand durch kräftige Entschlüsse zu brechen, der Mittelmäßigkeit Schweigen aufzulegen, und mit raschen Schritten auf das Ziel loszugehen. . . Wenn die Versammlung nicht sofort, mit rücksichtsloser Beseitigung aller Nebenfragen, an das Verfassungswerk Hand legt, so zeigt sie, daß sie weder ihre Stellung noch die Zeit begreift, und daß sie das Vertrauen der Nation nicht verdient." — So lautet der Bannfluch des zornerbrannten Correspondenten der Allgemeinen Zeitung. Uns aber will es fast bedünken, als hätten wir das Alles schon früher und bei ganz andern Gelegenheiten gehört. Ist es doch, als ob zu diesem, nicht mit Vorliebe entworfenen Porträt unsers nationalen Parlaments der verlebte Bundestag gesessen hätte. Nur ist der Schattenriß in das Fratzenhafte und Ungeheure ausgewachsen. Wir begegnen sogar weit gewichtigern Vorwürfen, als sie dem vielgeschmähten Congreß der fürstlichen Gesandten in der Eschenheimer Straße jemals, so lange er bestand, gemacht sind, und es scheint, als wenn der „kühne Griff" nach der Volkssouverainetät und dem französischen Vote universel nicht viel geholfen habe. Ob sich auf die Verweise der Allgemeinen Zeitung Besserung spüren lassen wird? Wir zweifeln daran. Denn die gerügten Fehler sind theils von der Natur jeder großen, deliberirenden, rein demokratischen Körperschaft unzertrennlich, theils liegen sie in dem Wesen des deutschen Gelehrtenstandes, welchem die über-

wiegende Mehrheit der Glieder des souverainen Reichstages angehört.

Den 17. October 1848.

Nachdem der Schlag verunglückt war, den die rothe Republik am 18. September in Frankfurt führte, hat dieselbe Partei am 6. October einen Angriff in Wien gewagt, der in seinen Folgen Oesterreichs und Deutschlands Schicksal auf die Spitze stellt. Indem wir beide Attentate zusammenstellen, dürfen wir jedoch nicht unterlassen, gleich von vornherein auf einen erheblichen Unterschied aufmerksam zu machen. In Frankfurt war der Vorwand zum Aufstande die angebliche Beleidigung, welche der Nationalehre durch den Waffenstillstand von Malmoe widerfahren sei. In Wien dagegen hat dasselbe Magyarenthum, welches Jahrzehnte lang jeden erdenklichen Hohn und Spott auf den deutschen Stamm gehäuft und sich gewöhnt hatte: den Namen „Schwab" als Ausdruck der tiefsten Verachtung gegen uns Deutsche im Munde zu führen, es hat dieselbe halb durch falsche Civilisation zu Grunde gerichtete, halb noch in dumpfer Barbarei modernde Adelskaste, welche dort so lange regierte, — den Aufruhr des Pöbels und den Abfall einer deutschen Truppenabtheilung mit Kossuthischen Banknoten bezahlt, und die siegreiche Anarchie in der Residenz des Kaisers von Oesterreich hat sich beeilt, es der gräuelhaften Wildheit der Pesther gleich und zuvor zu thun. Eine bitterere Ironie auf jene Politik: welche den Nationalitätsdünkel zur Grundlage der innern und äußern Politik machen möchte, gibt es nicht. Unsere Leser werden uns die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß wir von jeher hinter den falschen, künstlich gemachten, angeblich nationalen Bestrebungen die einfache Wahrheit erkannten. Wo sich die Partei des Umsturzes der volksthümlichen Interessen zu bemächtigen sucht, ist es nicht die ächte, reine Liebe zum Volke, auch nicht die Begeisterung für die Ehre der

Nation und ihre Geltung in der Geschichte, welche sie treibt, sondern die reine, abstracte Lust und Freude an der Revolution als solcher. Noch schmutzigerer Leidenschaften zu geschweigen, wird dem Moloch dieses Gelüstes jede Regung von Vaterlandsliebe, jedweder Anspruch auf Nationalehre geopfert.

Es wäre eben so unmöglich als müßig nach den, zur Stunde vorliegenden Berichten irgend eine Wahrscheinlichkeitsberechnung in Betreff der Ereignisse in und um Wien anzustellen, über welche uns vielleicht schon der nächste Tag Gewißheit bringen wird. Jedenfalls werden sie Oesterreichs und Europa's Zukunft in dem einen oder andern Sinne entscheiden. Nur aus dem, was als vollendetes Factum vorliegt, sei es uns erlaubt, einige Folgerungen zu ziehen.

Was in Wien am 6. October und seitdem geschehen, ist nichts als die nothwendige Folge des hartnäckig wiederholten Versuchs: die Gewalt, welche die Vorsehung in die Hände der frühern Regierung gelegt hatte, nicht zu gebrauchen, ohne Ernst und Strenge zu regieren, und die strafende Gerechtigkeit, als ein der Mündigkeit der heutigen Völker nicht mehr angemessenes Mittel, aus der Hand zu geben. Dieser Vorwurf trifft Jene, welche vor dem 13ten März, wie die, welche seitdem regierten. Diejenigen, welche den kindischen Wahn hegten, daß die Anarchie auf der Mitte ihrer Siegesbahn anhalten, daß sie nicht zur vollen Entwickelung streben, und daß sie von selbst zur Ordnung, Ruhe und Vernunft zurückkehren werde, diese haben jetzt Gelegenheit gehabt, sich Angesichts der schmählich verstümmelten Leiche des Grafen Latour von der Nichtigkeit ihrer Hoffnungen zu überzeugen.

Eine weitere Lehre, die jene Gräuelscenen predigen, ist die Antwort auf die Frage: welche Achtung vor der Freiheit sich von der siegreichen Revolution erwarten lasse? Die Revolution hatte im März dieses Jahres die Forderung der Preßfreiheit zum Banner gewählt. Angesichts des Terrorismus, der heute in Wien durch blutigen Schrecken jedes freie und un-

abhängige Wort mit einer Rücksichtslosigkeit unterdrückt, von der, selbst nach dem Zeugnisse der Allgemeinen Zeitung, die Verwaltung des Grafen Sedlnitzki keine Spur aufweist, läßt sich jene Frage ohne Mühe beantworten.

Die politische Doctrin, aus welcher die Märzrevolution hervorging, lief im Wesentlichen darauf hinaus: daß Oesterreich mit seiner gesammten geschichtlichen Vergangenheit brechen, seinen wirklichen Zustand nicht berücksichtigen und seine Verfassung auf die Fictionen der Delolme'schen Theorie des englischen Staatsrechts gründen müsse. Denjenigen, welche, — trotz aller Einsicht in die Schwäche und Nichtigkeit des frühern „Systems", der Meinung waren, daß dieß ein widersinniges, unmögliches und verderbliches Beginnen sei, — diesen steht es, statt aller weitern Erörterung und Beweisführung, heute frei: auf die constitutionelle Geschichte Oesterreichs seit den Märzerrungenschaften hinzuweisen. Der doctrinäre Liberalismus ist auch hier mit seinem, so oft wiederholten und immer mißglückten Experimente in kürzerer Frist als sonst irgendwo zu Schanden geworden. Er hat Oesterreich nicht die englische Freiheit, sondern die Anarchie und den Bürgerkrieg gebracht, und dieses blühende und reiche Land in einen Abgrund gestoßen, aus welchem, wenn es überhaupt eine baldige Erlösung aus solcher Lage gibt, der Ausweg nur durch Kriegsrecht, Belagerungsstand und Militärherrschaft geht. Dieß ist überaus traurig, aber es ist eine Thatsache.

Endlich ist der heutige Zustand Oesterreichs ein Bild der Früchte, welche die auf Aufstachelung eines unchristlichen Stammeshochmuths fußende Nationalitätspolitik aller Orten bringen muß, wo sie mit Beseitigung der bisherigen, geschichtlichen Grundlagen des Staatsrechts, zur Basis des geselligen Zustandes gemacht werden soll. Dem mit unbegreiflicher Nachsicht in Wien gehegten und geförderten Nationaldünkel der Magyaren, — welche, obwohl der Zahl nach eine kleine Minderheit, allen andern den Boden Ungarns bewohnenden Völkern ein Joch auflegen wollten, welches keine europäische Nation

je für andere geschmiedet oder selbst getragen hat, -- diesem antwortet jetzt der Ingrimm und die Erbitterung der Slaven, und der Sprachenkampf wird, was nicht ausbleiben konnte, zur Stunde auf dem Schlachtfelde in Kanonendonner und Kleingewehrfeuer übersetzt. Kraft innerer Naturnothwendigkeit mußte und muß ein Vertilgungskrieg der Raçen die Folge jenes Cultus der Nationalitäten seyn, den die Wortführer der Tagesmeinung für die erste und heiligste Pflicht der Völker erklären. Was, wie wir oben gesehen, in den deutschen Zeitungen so häufig bloß als heuchlerische und leere Phrase lärmt, ist bei jenen östlichen, halbrohen Stämmen bitterer, blutiger Ernst geworden. Und gleichzeitig wird die geistige Macht der christlichen Kirche, welche hier allein vermitteln und versöhnen könnte, wie sie Jahrhunderte lang versöhnt und ermittelt hat, mit dämonischer Wuth zurückgestossen und befehdet!

Den 21. Oktober 1848.

Was einst die Nachwelt zu den heutigen Ereignissen in Deutschland sagen wird? Sie wird sagen: „die Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts waren ein grundgelehrtes Volk. Aber ihr Wille hatte sich in Speculation verflüchtigt; ihr klarer Blick in die wirkliche Welt war durch nebelhafte Phantasiegebilde getrübt; ihre Thatkraft war in Wissen aufgegangen. Sie wußten Alles, sie hatten Alles gelesen; sie hatten von der Ceder bis zum Ysop Alles durchforscht, und Alles zu Buch genommen. So hatten sie denn in Erfahrung gebracht und wohlerwogen, wie einst die Engländer des siebenzehnten Jahrhunderts sich gegen die, durch die Doctrinen Heinrichs VIII. und seiner Nachfolger auf die Spitze getriebene absolute Fürstenmacht ihrer Stuart's schützten. Sie hatten sich hieraus eine Theorie abgezogen, und diese als kostbares Universalmittel nebst Gebrauchszettel gewissenhaft verwahrt. Unglücklicherweise war

aber diese Gefahr bei ihnen gar nicht vorhanden, sondern die entgegengesetzte. Von Foltern und heimlichen Hinrichtungen, von Sternkammern und willkührlichen Verbannungen, von Aechtungen Einzelner oder ganzer Menschenklassen, von Confiscationen oder sonstigem blutigen Wüthen ihrer Dynastien haben ihre Chroniken in den letzten Jahrzehnten vor der großen Revolution von 1848 nichts gemeldet. Die Abscheulichkeiten der Lolaperiode waren eine kurze Anomalie, die mit den Persönlichkeiten, aus welchen sie hervorgingen, spurlos verschwanden. Seitdem wenigstens drohte dem deutschen Volke ein entgegengesetztes Uebel, die Tyrannei der Anarchisten, die absolute Gewalt der Pöbelmassen. — Erschlaffung aller Bande des Gehorsams, Verweichlichung, Ermunterung zu Verbrechen, durch beinahe völlige Straflosigkeit jeder, auch der rohesten und unsinnigsten Gewaltthat, wenn sie nur unter dem Schein und Vorwande der Freiheit begangen wurde, diese Zeichen haben jenes furchtbare Unheil lange voraus verkündet. In Folge aller dieser bedrohlichen Symptome war die Auflösung der geselligen Ordnung mit allen ihren Schrecken lange und leicht als unvermeidlich vorherzusehen. Aber diese einfache thatsächliche Wahrheit war den Deutschen jener Zeit nicht aufgegangen; sie war, möchte man sagen, zu einfach und klar, um von diesem philosophischen Volke verstanden zu werden. Sie begriffen nicht, daß Tyrannei eben Tyrannei ist, möge sie ausgehen von Königen und Ministern, oder von Wühlern, radikalen Zeitungsschreibern und wüthenden Rednern in fanatisirten Volksversammlungen. Trotz ihres gänzlich verschiedenen und diametral entgegengesetzten Uebels glaubten die Deutschen nur getrost nach ihrem abstrakten, englischen Verfassungselixir greifen zu müssen. Das helfe gegen Alles. Sie ahmten also den brittischen Stammesvettern nach, aber leider am verkehrten Orte und zur unrechten Zeit. Sie schützten sich gegen eine Gefahr, die ihnen wenigstens zu jener Frist nicht von fern drohte, bauten Dämme und Wälle gegen die Willkühr der Höfe und öffneten die Schleußen, welche die Wasser der Tiefe

gefangen halten. In Folge dessen führten sie ängstliche Formen ein, welche die Regierungen im Kampfe gegen den Aufruhr lähmten, aber die tyrannische Frechheit der ohnedieß schon übermächtigen Demagogen auf den Gipfel trieben. Sie hoben im Namen ihrer Theorien jene Bürgschaften auf, welche die Strafgesetze bisher der Sicherheit des Lebens und des Eigenthums gewährt hatten, und dieß zwar zu einer Zeit, wo das Bedürfniß nach Sicherheit und Ordnung bei ihnen größer war, als in irgend einer frühern Periode ihrer Geschichte. Zu Ehren ihrer Doctrin ließen sie sich von einer kleinen, aber zu jedem Mittel entschlossenen, und vor keinem Verbrechen zurückschaudernden Minderheit im Namen der Freiheit knechten und plündern, während sie auf das Geheiß eben dieser Dränger, in gespanntester Wachsamkeit gerüstet dastanden, um Gewaltthaten ihrer Regierungen abzutreiben, wozu diese in ihrer damaligen Schwäche, Bedrängniß und Trostlosigkeit weder die Macht, noch den Muth und den Willen besaßen. — Kraft eines gerechten Spruches der Nemesis ist ihnen also geschehen, wie Sultan Mahmud dem Zweiten, der als Mittel gegen die Lungenentzündung, an welcher er krank lag, eine Bowle Glühwein zu sich nahm, weil er vernommen, daß dieses Getränk zum Comfort der Franken gehöre. Er ist aber kurz nach solchem Genusse Todes verfahren. Auch die Deutschen sind in Folge ihres Mißgriffs die Beute der Anarchie geworden, und ihre Nachbarn haben ihnen darauf gethan, wie es aufgelösten und in sich zerrissenen Völkern zukömmt." So wird das Urtheil der Geschichte über uns lauten, wenn wir nicht unsere gesammte moralische Kraft zusammenraffen, und augenblicklich zur nüchternen, wachen Besinnung zurückkehren. Gäbe Gott, daß es dazu noch Zeit sei!

Es ist betrübend, daß ein gesundes, nüchternes und unbefangenes Urtheil über die europäische Politik sich größtentheils vom Continent in englische Blätter hat flüchten müssen. „Wir

sind nicht gemeint zu behaupten", schreibt das Morning Chronicle, „daß die österreichische Regierung weise und gerecht ohne Fehl war; aber die gewöhnliche Vorstellung von dem kaiserlichen Regiment, als sei es eine drückende Tyrannei gewesen, ist, namentlich was die Erblande und Ungarn betrifft, das Uebermaß von Widersinn und Unwissenheit. Die untern Klassen unsers freien Englands dürften sich Glück wünschen, wenn sie so viel Wohlstand und Comfort besäßen als — nach dem Zeugnisse aller unparteiischen und selbst vieler befangenen Männer — der Normalzustand nicht bloß der deutschen und ungarischen, sondern auch der italienischen Unterthanen Oesterreichs war. Die einzige gegründete Beschwerde, welche diese Völkerschaften gegen ihre Machthaber hatten, war, daß die Regierung zu viel für sie that, sie allzu ängstlich hofmeisterte, und in der Vorsorge für ihre materielle Wohlfahrt es unterließ, sie auf den Genuß und die Uebung der politischen Gewalt vorzubereiten, die nicht immer ein Segen für die sie Besitzenden, und welche jedenfalls nicht nothwendig synonym mit Freiheit ist. Die argen Gefahren, welche jetzt den friedlichsten und bestverwalteten Continentalstaat bedrohen, entspringen nicht aus schreienden und enormen Fehlern und Sünden der Regierung, sondern aus den eigenthümlichen, ethnologischen Verhältnissen Oesterreichs und aus dem Impetus, den die Ereignisse dieses Jahres jeder Art von revolutionärem Fanatismus gegeben haben. Wenigstens ist nichts gewisser, als daß die unverkümmerte Integrität und Stätigkeit des uralten Kaiserstaats jedem Freunde des europäischen Friedens theuer seyn muß." Der Ton der Mäßigung und der Billigkeit, der aus diesen Worten klingt, spricht inmitten der verwirrten Leidenschaften unserer Tage, wie eine Stimme aus einem fernen Jahrhundert. Daß keinerlei grausame Gewaltthaten der Regierung die Revolution in Oesterreich hervorgerufen haben, ist eben so gewiß, als daß sie nicht die Folge etwaigen Elendes der Bevölkerung seyn konnte. Der gegenwärtig vielleicht auf Jahrhunderte zu Grunde gerichtete materielle Wohlstand war

dortlandes vielmehr blühender, als in irgend einem andern europäischen Reiche. Dagegen muß dem nur allzuwohl begründeten Vorwurfe der Zuvielregiererei die nothwendige Beschränkung beigefügt werden, daß Ungarn und seine Nebenländer seit den Zeiten Leopold's II. gar nicht regiert und größtentheils schlecht verwaltet wurden. Die nothwendige, vom Morning Chronicle nicht in Anschlag gebrachte Folge des Zuvielregierens war aber der Kampf gegen die Kirche und das auf diesen gegründete, spezifisch österreichische System der Staatserziehung, welche beide, in ihrer Vereinigung, zu jener Demoralisation und intellectuellen Verkommenheit führten, deren Früchte Oesterreich heute ärndtet.

Den 24. October 1848.

Die Wiener Ereignisse haben, wie zu erwarten stand, alsbald auch in Berlin ihr Echo finden müssen. Es ist am 16. October zwischen den Proletariern, die im übermüthigen Unverstande eine kostspielige Maschine zerstörten, und der Bürgerwehr, welche sie daran hindern wollte, zu einem blutigen Kampfe gekommen, der, obwohl neun Todte als Opfer der Gesetzlosigkeit fielen, dennoch zu keinem entscheidenden Ergebniß geführt hat. Bezeichnend für die Stimmung und Geistesrichtung des Mittelstandes in Deutschland sind aber die Urtheile der Presse über diese Zustände. Statt die Anarchie, welche nicht mehr bloß droht, sondern über den größten Theil von Deutschland bereits hereingebrochen ist, als die nächste und die dringendste aller Gefahren zu erkennen, statt in Folge dieser Erkenntniß sich eng an die noch vorhandenen Elemente der Ordnung anzuschließen, statt gemeinschaftlich mit den Regierungen, wo von diesen noch eine Spur und Erinnerung vorhanden ist, der Auflösung aller Bande zu wehren, und dadurch wenigstens den kommenden Geschlechtern die Grundlage einer möglichen Freiheit zu überliefern, — statt dessen läßt sich zum großen Theile der deutsche Stadtbürger von wühlerischen Literaten zu dem unmög-

lichen und verderblichen Versuche verführen, gleichzeitig die Monarchie und den Proletarieraufstand bekämpfen zu wollen. Ein Correspondenzartikel der Allgemeinen Zeitung aus Berlin vom 18. October lautet wie folgt: „Der gestrige Tag ist ruhig vorübergegangen, nachdem den Arbeitern die bescheidene, ja edle Bitte bewilligt worden war, daß ihren Gefallenen ein anständiges Begräbniß zu Theil werde. Die Bürgerwehr hat sich nach zwei Seiten hin trefflich benommen: sie hat den Arbeitern gegenüber Entschlossenheit, mit aller Mäßigung gepaart, entwickelt, und hat eben so mit Entschlossenheit den hinter ihrem Rücken thätigen, reactionären Intriguen die Waffen gebrochen. Ein sogenannter Sicherheitsausschuß glaubte schon der Augenblick sei da, um die Säbelherrschaft zur alten Herrlichkeit zurückzuführen, aber die Bürgerwehr erklärte mit Entrüstung: daß so wie ein Soldat auf dem Kampfplatz erscheine, sie mit dem Volke gemeinschaftliche Sache machen werde, und die blutige Verantwortlichkeit müsse dann auf die Häupter der Veranlasser fallen.“ — Ließe sich mit diesem Maße von Intelligenz und praktischer Einsicht noch rechten, so würden wir im Interesse der politischen Freiheit der Staatsweisheit dieses Mitarbeiters der Allgemeinen Zeitung einfach erwiedern: daß dieser Weg, nach zwei entgegengesetzten Seiten hin zugleich Krieg zu führen, gerade der kürzeste und sicherste zur „Säbelherrschaft“ sei. — Aber an der Politik der liberalen Klubbs dergleichen Worte der Warnung zu verschwenden, ist die unersprießlichste Mohrenwäsche, die gedacht werden kann. Sie werden nüchtern werden, aber erst wenn es *zu spät* ist. Dann „merkt Euch, wie der Teufel spaße!“

Ein anderer Correspondent desselben Blattes scheint doch zu ahnen, daß der Krieg zwischen der wilden Barbarei der Proletarier und unserer Bildung und Cultur kein ganz gutes Ende nehmen werde. „Das traurige Ereigniß“, meint er, „wird aber hoffentlich die gute Wirkung haben, daß man sich hier, etwas ernstlicher als es bisher geschehen ist, nicht nur mit den Mitteln zum Unterhalt, sondern auch mit der Mora-

lisirung der niedern Klassen beschäftigen wird. Die Regierung kann hiezu in diesem Augenblick nicht viel thun, da ihre Zeit und Kraft anderweitig in Anspruch genommen wird. Es muß dieß von der Bürgerschaft und den städtischen Behörden ausgehen. Es ist hierzu ein erfreulicher Anfang gemacht worden, indem am Geburtstage des Königs ein Verein zusammengetreten ist zur Gründung eines Invalidenhauses oder Asyls für bejahrte, kranke und verstümmelte Arbeiter. Die Sorge für diese Klasse sollte jetzt die erste Aufgabe jedes Gemeinwesens seyn. Dann hätte dieses auch ein Recht, den Uebergriffen der arbeitenden Klassen mit Energie entgegen zu treten, so bald es seine Pflicht gegen sie erfüllt hat." — Fern sei es von uns, irgend eine wohlthätige Absicht verkleinern, oder dieses gute Werk der beabsichtigten Gründung eines solchen Asyls gering schätzen zu wollen. Aber die Humanität, welche aus den eben vernommenen Aeußerungen spricht, ist kein politischer Fels, auf dem sich ein neuer, gefälliger Bau aufführen ließe, sondern lockerer Flugsand, den der nächste Windstoß in alle Lüfte führen wird. Wenn eine gottesläugnerische Aufklärung seit Friedrich II. Tagen rastlos daran gearbeitet hat: dem Volke seinen Glauben an einen Gott und eine vergeltende Ewigkeit verächtlich zu machen, so wird die „moralisirende" Bürgerschaft mit ihren philanthropischen, jetzt in der Eile unternommenen Versuchen wenig ausrichten. Das Haus brennt und der Feind steht vor den Thoren. Es scheint kein ganz praktischer Gedanke, von einer durch Aftercultur verwilderten Schichte der Bevölkerung, welche bereits mit erhobener Keule die Theilung des Eigenthums fordert, nachdem sie jeden Zügel des altgewohnten Gehorsams abgestreift, das Recht zur Nothwehr und zum Widerstande durch Gründung wohlthätiger Anstalten erkaufen oder erbetteln zu wollen, welche im günstigsten Falle erst nach Generationen irgend eine Frucht tragen könnten. Einem Menschen, der in's Wasser gefallen, liest man im Augenblicke des Ertrinkens kein Collegium über Statik, und wer Eicheln in die Erde steckt, um daraus Bäume zu ziehen, aus welchen dereinst

die deutsche Flotte gezimmert werden soll, hat wenigstens keine sehr gegründete Aussicht auf große Erfolge, wenn der Seekrieg mit den Dänen im nächsten Frühjahre wieder beginnen sollte.

Den 25. October 1848.

In mitten der chaotischen Verwirrung, welcher der größte Theil von Deutschland zur Beute geworden, hat uns die Versammlung der Abgeordneten der Piusvereine in Mainz wie ein Zeichen eines mitten aus den Trümmern hervorsprießenden, neuen gesunden Wachsthums überrascht. Hier regt sich das, was die Gewähr des Lebens und die Dauer für alle Zeiten in sich trägt. Denn bei dem Zerfall der politischen Gesellschaft ist die Kirche vielleicht das Einzige, was in Deutschland, trotz aller Verfolgung und giftigen Anfeindung, bleiben und bestehen wird, und dieß zwar, weil die Menschen nur zerstören können, was von Menschen gegründet ward. Es war naturgemäß und nothwendig, daß die lebendigen Glieder der Kirche das Bedürfniß empfanden, sich zu sehen und zu besprechen, und aus diesem Verkehr haben sie gewiß Trost und Ermunterung in schwerer Zeit mit sich nach Hause genommen. Da der Glaube sie vereinigte, haben auch Liebe, Eintracht und Mäßigung auf ihrer Versammlung den Vorsitz führen können. — Der Gegensatz gegen jene Zusammenkünfte, die im Innern von grimmigem Hasse zerfleischt, nach außenhin ringsum Zerstörung und Verderben drohen, hebt sich dadurch von selbst hervor, und der Vergleich zwischen beiderlei Arten der Vereinigung kann bei jedem Denkenden und Redlichen nur zum Vortheil der katholischen Sache ausfallen. Abgesehen hiervon können wir es nur billigen, daß auch die Katholiken von dem Rechte der freien Vereinigung, welches die Revolution allen Deutschen gewährte, sofort in großem Maßstabe Besitz ergriffen. Noch erfreulicher war für uns jene gesunde Einsicht in die gegenwärtige

Lage der Welt und unsers Vaterlandes, welche aus den meisten der dort gehaltenen Reden spricht, an denen wir sowohl die Abwesenheit alles heutzutage so beliebten Phrasenschmucks und hohlen Wortgeklingels, als die Wahrheit und Innigkeit des Gefühls, und die Redlichkeit und Treue der Gesinnung dankbar anerkennen. Hier haben Buß, Ruland, v. Kettler, v. Andlaw u. s. w. sich auf's Neue als jene Vorkämpfer für Recht und Wahrheit bewährt, als welche sie das katholische Deutschland längst kannte. Der verständige und gläubige Sinn, der sich in Mainz aussprach, war gleich weit entfernt von fruchtlosem, beschränkten Bedauern einer Vergangenheit, die wir Katholiken zurückzuwünschen wahrlich am wenigsten Ursache haben, als von Ueberschätzung und sanguinischer Täuschung in Betreff unserer schreckenvollen Gegenwart und einer, uns allem menschlichen Ansehen nach drohenden, noch entsetzlichern Zukunft. — Die Mainzer Versammlung war, nach den dort geäußerten Ansichten, wenn es erlaubt ist, uns der gangbaren, technischen Bezeichnungen zu bedienen, weder reactionär noch radikal, sie war katholisch; das ist das höchste Lob, welches wir ihr beilegen können. Hoffen wir nunmehr auch, daß sie ringsum in ihrer Peripherie, durch ganz Deutschland hin, in der Befestigung des Glaubens, in dem Wachsthum einer ächt-katholischen, opferfähigen Gesinnung, und in einer Handlungsweise, die dieser Gesinnung durch Thaten entspricht, Früchte tragen werde, die allein vor Gott einen Werth haben. Daß es auch dießmal wieder, wie es leider so vielfach die Art der Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts ist, beim Reden halten und Zweckessen sein Bewenden haben sollte, wollen wir nicht fürchten. Noch weniger geben wir der Besorgniß Raum, daß dieser Verein seine irdischen Kräfte überschätzen und sich über die ihm drohenden Gefahren täuschen werde, über Gefahren, denen der Katholik nur dann gefaßten Muthes entgegen gehen kann, wenn er seine Hülfe allein im Namen des Herrn sucht.

Den 27. October.

Nach dem Straßenkampfe vom 16ten October hat es in Berlin zwischen Bürgerwehr und Arbeitern am 18ten eine Versöhnung gegeben. Die demokratische Partei bot alles auf, um die Thatsache zu verschleiern, daß es bereits zu einer feindlichen Scheidung zwischen dem liberalen Stadtbürgerthume und dem Volke der Arbeiter (dem vierten Stande) gekommen sei. Das stattgefundene Blutvergießen sei bloß durch ein „Mißverständniß“ herbeigeführt. — Gäben die demokratischen Führer zu, daß der Bürgerkrieg zwischen dem dritten und vierten Stande bereits begonnen habe, so wäre damit freilich auch anerkannt, daß eine unangenehme und bedrohliche Phase in der Entwickelungsgeschichte der Revolution eingetreten sei. Es frägt sich nur, ob die Natur der Dinge und insbesondere jene eigensinnigen Wesen, die man Facta nennt, sich durch Nichtanerkennen, Verschweigen und Bemänteln aus der Welt schaffen lassen. — Einstweilen haben die Mitglieder der äußersten Linken nach dem Aufhören des Gefechtes mit ungemeiner Heftigkeit dafür gesprochen; „daß Arbeiter und Bürger sich versöhnen und ihre Kräfte gegen den gemeinschaftlichen Feind, die Reaction“ (d. h. gegen jeden Rest von Ordnung und Regierung) „vereinigt halten möchten.“ Einige Mitglieder des Reichstags beantragten sogar, den Arbeitern noch mehr zu gewähren, als sie forderten: gemeinschaftliche Beerdigung der gefallenen Bürgerwehrmänner und Arbeiter auf Staatskosten, eben so auf Staatskosten Sorge für die Verwundeten und Hinterbliebenen, endlich Ersatz für den Verlust von zwei Arbeitstagen, deren Lohn durch den Krawall verloren war. „Die Rechte“ (der souverainen Constituante zu Berlin), sagt ein Correspondenzartikel der Allgemeinen Zeitung, „befindet sich bereits in einem sehr bedenklichen Verhältnisse zu unsern aufgeregten Volksmassen. Jeder Bummler führt jetzt hier „„die Rechte““ im Munde; alte Weiber ergießen sich auf der Straße in Schmähungen über

dieselbe, und schreien oft in ungemein spaßhafter Weise aus, daß es nicht eher besser mit uns werden könne, als bis die ganze Rechte aufgehängt sei." Als daher die obigen Forderungen der Linken in der Minderheit geblieben waren, rottete sich die Menge vor der Thür desselben Reichstages zusammen, welcher eine Verfassung erdenken und Preußens Zukunft dadurch für alle Zeiten sicher stellen soll. „Die heraustretenden Abgeordneten wurden mit schreiendem Hohn von der Volksmenge begrüßt, welche sich in einem Spalier aufgestellt hatte. Es fielen dabei höchst verdächtige Reden, und ein Arbeiter trug ein ganzes Packet von Stricken unter dem Arm, welche er mit höchst unangenehmen symbolischen Gebärden mehreren Abgeordneten vorwies." Mit dem Kunstausdrucke der „Neuzeit" nennt man dergleichen Zustände: Freiheit der Berathungen. Werden diese Lebensbilder aus der neuesten constitutionellen Geschichte Deutschlands jene Liberalen, welche geschworen haben, ihr Phantom von englischer Verfassung nach Deutschland zu verpflanzen, und wenn darüber die Welt zu Grunde ginge, im Geringsten irre machen in ihrem Concept? Wer dieß wähnen kann, kennt den doctrinären Liberalismus der Deutschen nicht, und weiß nicht, welcher souverainen Verachtung der Thatsache wir fähig sind. Der deutsche Doctrinär glaubt nur dem Buche und nie dem Leben, mit wie empfindlichen Schlägen und Püffen es auch auf ihn einstürmen möge. Er „setzt" sich die Welt in seinen Gedanken, was geht ihn das brutale Nicht-Ich an?

XLII.

Kabinetsstücke.

Dürfte man nicht dem Geschrei nach allgemeiner Volksbewaffnung, der Errichtung von Nationalgarden aus allem was schnauft und lauft, den richtigen Takt desjenigen Volks entgegenhalten, bei welchem warme Vaterlandsliebe und wahre politische Bildung einzig sich durchdringen — der Engländer? — Als sie im Jahre 1798 ihre Insel vor einem Einfall der Franzosen bedroht glaubten, griff eines Schlages die Gesammtheit der Besitzenden zu den Waffen, aber den Anschluß der Proletarier wollten sie nicht. Keiner wurde zu einem Corps dieser Freiwilligen zugelassen, der nicht einem Hause vorstand, oder zwei Vorsteher von Häusern als Bürgen aufzuweisen vermochte. Die Engländer halten fest an dem Fundamentalstatut, daß in die Miliz nur derjenige dürfe aufgenommen werden, der in jeder Beziehung seiner selbst Herr sei.

Es sind nun bald sechszig Jahre, seitdem der vormalige Finanz-Controleur aus Anlaß der Einberufung der Stände in Frankreich seinem Bruder schrieb: „Immer werden in derglei-

chen Versammlungen eher blendende Projecte als wahrhaft gute Absichten zum Vorschein kommen. Es ist zu befürchten, daß Abgeordnete, welche durch Ränke gewählt, oder ihres Ansehens wegen berufen, oder um ihres Wissens willen herausgehoben werden, mehr Ehrgeiz als Patriotismus mitbringen, mehr von Seite ihres Geistes, als ihrer Redlichkeit sich auszeichnen werden." Was sagt nach sechszig Jahren, und besonders am Schluße dieser sechszig Jahren, die überreiche Erfahrung zu dieser Aeußerung?

In der französischen Ständeversammlung (etats genereaux) vom Mai 1789 saßen unter 621 Abgeordneten des dritten Standes nicht weniger als 214 Advokaten. Ein französischer Schriftsteller, welcher den Wirkungen der Revolution nichts weniger als abhold ist, bemerkt hierüber: „Diese vielen Advokaten waren für Frankreich ein großes Unglück. Die Abgeordneten dieses Berufes zogen die nachherige Constituante in alle die Mißgriffe und politischen Fehler hinein, deren sie nachher sich schuldig machte. Die Advokaten waren unter dem Convent, unter dem Directorium, dem Consulat und dem Kaiserreich die Urheber aller schlechten Gesetze, die auf Frankreich lasten. Dessen darf man sich nicht verwundern. Den Advokaten zwingt sein Beruf, viel zu schwatzen, um gewöhnlich nichts zu sagen; die Nothwendigkeit, einen breiten Wortschwall loszulassen, hindert ihn am Denken. Hat ein Advokat eine gewisse Anzahl Rechtsformeln in seinen Kopf aufgenommen und geordnet, so hält er sich für einen Staatsmann, und behandelt in einer gesetzgebenden Versammlung die Politik gleich einem Rechtshandel. Bei seiner Geschäftsverrichtung genöthigt, jetzt das Für, dann das Wider zu unterstützen, Gründe, Beweise, Auslegungen zu Gunsten des Irrthums wie der Wahrheit aufzutreiben, hat er immer ein angefülltes Magazin von Argumenten und Auseinandersetzungen im Vorrath, die er auf alle

Gegenstände anzuwenden bereit steht. Er weiß den Sinn und Geist jedes Gesetzes jetzt zu verengen, dann zu erweitern, je nachdem es der Sache, die er verficht, zuträglich oder nachtheilig ist, und betrachtet sich bei der Behandlung eines Rechtsfalls als eine Art Gesetzgeber. Wehe jedem Staat, der in seine gesetzgebenden Kammern oder in seine höhere Verwaltung so wortreiche, eitle und nach Ruf und Gewinn gleich gierige Subjecte sich einschleichen läßt, dergleichen die Advokaten gewöhnlich sind. Hierüber haben wir bittere Erfahrungen gemacht und machen sie noch täglich. Berufe man sich nicht auf England, wo im Unterhaus und in der Staatsverwaltung Advokaten einen so großen als meistens wohlthätigen Einfluß üben. In England haben die größten Staatsmänner ihre Laufbahn mit dem Advokatenstand begonnen. Dort aber ist er die Vorbereitungsschule für die später gesetzgeberische, ministerielle und diplomatische Laufbahn; denn die jungen Leute verlegen sich mit großem Eifer auf das Studium der Verfassung und der politischen Einrichtungen, wodurch die drei vereinigten Königreiche geleitet werden." In Frankreich (und man darf mit dem vollsten Rechte hinzusetzen — in Deutschland) ist's nicht so. Da begnügen sich diejenigen, welche Advokaten werden wollen, mit dem Studium der Jurisprudenz und der bürgerlichen Gesetze (heutzutage noch mehr mit den Rechts formen), und alle höhern Fragen bleiben ihnen fremd. Das Mangelnde muß durch Keckheit und Redseligkeit ersetzt werden.

Aristoteles sagt in seinem vierten Buche von dem Staat: „Die Volkssouverainetät hat alle Eigenschaften der Tyrannei. In der absoluten Demokratie waltet dieselbe Willkühr wie unter der Tyrannei. Die Volksbeschlüsse gleichen vollkommen den Erlassen eines Tyrannen. Die Höflinge der Tyrannen und die Höflinge des Volks haben Vieles gemeinsam; beide üben den gleichen schädlichen Einfluß."

Revolutionen haben einen Werth: denjenigen, das Menschengeschlecht in seiner vollen würdelosen Blöße zu zeigen, die Seltenheit wankelloser Grundsätze und eines fleckenreinen Charakters anschaulich zu machen. Wer von Zweifeln und Täuschungen durch sie nicht geheilt wird, dem ist durchaus nicht zu helfen. Welches Gezüchte stellt sich als ekelhafter dar, dasjenige der Dutzbrüder der allgemeinen Gleichheit, oder jenes angebliche Emigrantenvollblut des Feudalstaates und der absoluten Monarchie? Wie behaglich wußten nicht die vormaligen Bürger Fouché und Cambaceres in ihren Herzogstiteln, die gründlichen Republikaner Pastoret, Sieyes und Röderer, mit ihren Sternen und Ordensbändern zu stolziren? Wie geschmeidig stellten sich nicht dagegen die ritterlichen Heldenherzen in Kurzem zu der durch die Revolution mächtig oder reich gewordenen Rotüre? Um deren Fürwort buhlten sie, an deren Tafel setzten sie sich, kein Grauen schreckte sie von Familienverbindungen mit Jacobinern ab, die einst Verbannungsbefehle wider sie erlassen, ihre Verwandten zur Richtstätte geschleppt hatten. Gab doch die Prinzessin von Vaudemont dem Abgesandten des Directoriums Leonhard Bourdon, den einst die Emigranten seines Blutdurstes wegen Leopard Bourdon genannt hatten, zu Hamburg die glänzendste Abendgesellschaft, von welcher nicht einer der dort anwesenden Emigranten wegblieb. Stehen die Antecedentien so mancher Sprößlinge der erlauchtesten Geschlechter Frankreichs mit ihrer nachherigen Rückengelenkigkeit gegen den Bezähmer und Erben der Revolution in grellem Widerspruch, so tritt doch unter ihnen einer heraus, dessen wahrhaft adeliches und edles Benehmen gleich einem Solitär leuchtet: der junge Marquis von Vaudreuil. Diesen ernannte Bonaparte zu seinem Kammerherrn und ließ ihm die Weisung zugehen, unverweilt nach Paris sich zu verfügen, um seinen Dienst anzutreten. Aber nicht allein wagte es Vaudreuil, nicht zu kommen, sondern zugleich seine unerschütterliche Anhänglichkeit an das Haus Bourbon zu bekennen. Die Gesetze der Ehre und Lojalität, bemerkte er, gestatteten ihm nicht die zu-

gedachte Gnade anzunehmen; nie werde er den Staatsgesetzen zuwiderhandeln, fühle aber keine Neigung, in den kaiserlichen Dienst zu treten. — Bonaparte war nicht fühllos gegen eine so seltene Seelengröße. „Herr von Baudreuil thut wohl hieran", sagte Bonaparte, „wäre ich an seiner Stelle, ich würde eben so handeln. Das nenne ich einen ächten Edelmann, verstehe ich mich anders auf die Sache. Er ist der einzige Emigrant, der meines Dienstes sich geweigert hat."

Wer außer oder über dem jetzigen Treiben der Parteien steht, dem kann es nicht verborgen seyn, daß heutzutage mehr als zu irgend einer Zeit der Lügengeist das europäische Menschengeschlecht bewege, durchdringe und beherrsche. Wenn er aus den öffentlichen Blättern und den vielfach schattirten Klubbs mit Sturmesgebrause daherfährt, so säuselt es aus den Verhandlungen und Acten der gesetzgebenden Versammlungen wie ein Zephir, dort gewaltig mit sich fortreißend, hier sanft und lind einlullend. Die „constituirende Reichsversammlung" der österreichischen Staaten versichert in einem Schreiben vom 8. October dem Kaiser, und zwar vornämlich im Hinblicke auf Wien: „daß die aufrichtige Liebe der Völker für Ihn unerschütterlich ist." Es ist den Reichstagsgliedern um so weniger zuzumuthen, unter den Gruppen auf den österreichischen Plätzen der Hauptstadt von dem Maß dieser „Unerschütterlichkeit" mit eigenen Ohren sich zu überzeugen, als mehrere derselben sich wohl Rechenschaft darüber werden geben können, in welcher Weise sie durch andere Verbindungen auf dieselbe dürften eingewirkt haben. „Diese Liebe", heißt es ferner, „fordert Vertrauen zu dem Volke, welches sich um den Thron schaaren soll und will." Da dürfte die Form, sollte, zweckmäßiger angewendet worden seyn, denn die wohlbekannten Reden, welche vor nicht langer Zeit in Gegenwart einer ungarischen De-

putation unter den Fenstern der Stadt Frankfurt, bald darauf vor einem zusammengetriebenen Haufen Bauern, auf dem neuen Markt gehalten wurden, dienten doch zu nichts weniger, als dazu, jenes „soll und will" den Gemüthern lebendig einzuprägen. Konnte es dem Kaiser unbekannt bleiben, daß bei beiden Gelegenheiten auch solche Individuen sich betheiligten, die zu denjenigen gehören, welche nun auf dasselbe „Vertrauen als Vertretern, die dieses freie (durch welche Umtriebe bearbeitete?) Volk als den Ausdruck seiner Gesinnungen gewählt habe", Anspruch machen. „Diese Vertreter", wollen sie dem Kaiser glauben machen, „erfüllen die heilige Aufgabe — dem Throne jene unerschütterliche Grundlage zu geben, welche ihm Gewalt und Willkühr nicht geben können." Sollte es denn nicht zu seiner Kenntniß gekommen seyn, unter welcher unsäglichen Anstrengung, und sogar nur durch Drohung des Rücktritts des gesammten Ministeriums, der Grundsatz, daß berathene Gesetze erst noch der landesherrlichen Genehmigung bedürften, mußte durchgefochten, nur mit herber Noth konnte aufrecht erhalten werden. Oder läßt sich von einer unerschütterlichen Grundlage des Thrones sprechen, wenn demjenigen, welcher darauf sitzt, das erste Recht: berathene Gesetze gutheißen oder verwerfen zu dürfen, mit solcher Zähigkeit, wie geschehen ist, streitig gemacht wird? Davon, daß derselbe Reichstag früher den Antrag, den Kaiser um Rückkehr zu bitten, verworfen hat, und in starrem Hochmuth dieselbe *fordern* zu dürfen glaubte, wollen wir nicht einmal sprechen.

Daß Undank der Welt Lohn sei, bewährt sich niemals einleuchtender, als in großen Katastrophen, ob nun dieselben den Einzelnen oder die gemeinsamen Zustände berühren. Wer die wenigsten Wohlthaten je geübt hat, der wird in solchen Erlebnissen die wenigsten Feinde zählen; denn das Bewußtseyn, einem Andern etwas verdanken zu müssen, ist für viele Men-

schen eher peinigend als erhebend. Einer der giftigsten Feinde Ludwigs XVI., der sich nicht damit begnügte, für dessen Tod zu stimmen, sondern ihn noch mit teuflischer Kälte persönlich zu höhnen, war Cambaceres. Er bekleidete früher die Stelle eines Raths in der Finanzbehörde von Languedoc. Da er in sehr dürftigen Umständen sich befand, gewährte ihm der König auf Empfehlung des Commandanten dieser Provinz im Jahre 1786 eine Gnadenzulage von zweihundert Livres, so wie der Monarch früher schon seinem Vater einen Gnadengehalt von zweitausend Livres zuwendet hatte. Dieser Cambaceres war es, der nach der Abstimmung über den Tod des Königs auf die Rednerbühne sprang und rief: „Bürger, ihr habt einen Beschluß gefaßt, welchen die Geschichte mit unvergänglichem Griffel in die Jahrbücher der Völker schreiben wird. Tragen wir dem Vollziehungsrath auf, das Urtheil binnen vierundzwanzig Stunden zu vollziehen!“ — Dieser Antrag verschaffte seinem Urheber die traurige Auszeichnung, dem schuldlosen Schlachtopfer die empörende Schlußnahme eröffnen zu dürfen, wobei er mit durchdachter Bosheit zu Werke ging. Unmittelbar aus dem Gefängniß begab sich das Scheusal in die Oper am St. Martinsthor und kündigte frohlockend die vollzogene Großthat an. Da man die Umstände wissen wollte, erwiderte Cambaceres höchst selbstvergnügt: „Ich wurde in Ludwigs Gemach geführt; er hatte sein Mittagmahl zur Hälfte vollendet. Ich redete ihn weder mit Herr, noch mit Bürger an, denn der letzteren Benennung wäre er doch nicht würdig. Ich sagte zu ihm: Ludwig Capet, der National-Convent, allzeit groß, allzeit edelmüthig, selbst gegen seine Feinde, gestattet Euch freien Verkehr mit den Eurigen. Im weitern hat mich der Convent beauftragt, Euch anzuzeigen, daß er für Eure Familie sorgen werde.“ Eben dieser Cambaceres beantragte hierauf im März die Niedersetzung jenes Revolutionstribunals, welches in zwei Jahren so viele Tausende metzeln ließ. Wenige Tage später war er der Urheber eines Gesetzes, welches die sofortige Hinrichtung der Priester, der vormaligen Edel-

leute, aller Emigranten und ihrer Diener bloß auf die schriftliche Erklärung eines oder auf die mündliche zweier Zeugen verfügte. Eben so war er es, der vorzüglich die Maßregel durchsetzte, daß an jedem Ort, der über dreitausend Einwohner zähle, an sämmtlichen Häusern der Name, das Alter und die Begangenschaft ihrer Bewohner müsse angeschrieben werden. Denn, sagte er, es sei unerläßlich, daß die Republik ihre Feinde kenne lerne und es durch jedes Mittel verhüte, daß die Verborgenheit sie dem Schwert des Gesetzes entziehe. Und dieses Ungeheuer wurde nachher mit dem Herzogstitel geschmückt, schwelgte mit einem jährlichen Einkommen von anderthalb Millionen, bot nach dem Fall desjenigen, der ihn damit ausgestattet, Ludwig XVIII. seine Dienste an (der so charakterlos war, sie anzunehmen), um bald darauf wieder der Erste zu seyn, der abermals Bonaparten huldigte.

Zu richtiger Beurtheilung der Lage Wiens seit den März- und Mai-Errungenschaften ist ein Symptom vorhanden, welches bisher vielleicht noch wenig beachtet worden ist, aber einen untrüglichen Fingerzeig gibt: die wöchentliche Uebersicht der Einlagen und Rückzahlungen bei der Sparkasse. Letztere verhalten sich seit vier Monaten ununterbrochen wie 2, häufig aber wie 3 zu 1; in den ersten sechs Tagen des Octobers wurden 155,986 fl. herausgezogen und nur 39,547 fl. eingelegt, was in den nächstfolgenden sechs Tagen sogar zu 179,525 und bloß 26,343 fl. sich stellte, weil in diese Tage die Bezahlung der Miethzinse fällt. Dieser Zubrang zu der Sparkasse kann nicht (wie bei der Umsetzung der Bankzettel in klingende Münze) aus Mißtrauen hervorgehen, da diese Anstalt an Solidität nichts zu wünschen übrig läßt, sondern er ist Folge einschleichender Verarmung, die bei der errungenen Stockung alles Verkehrs und bei dem sich mindernden Erwerb auf furchtbare Weise überhand nehmen muß. Wohin, sind erst die früher zurückgelegten Sparpfennige aufgezehrt, wohin wird

man alsdann greifen? Das ist die Reaction brüllen, bei Klagen über die Gegenwart und die Zukunft, die Brüller; das ist Reaction, heulen die Bedrängten zurück, und fallen darob um so leichter den Hetzern und Anarchisten als Beute zu.

Fände sich unter den Weltrüttlern, unter den Staatenerneuerern, unter den Menschheitsbeglückern, wie sie auf den linken Seiten der vollmächtigen, über alles beschließenden Kammern sich zusammenschaaren, fände sich unter ihnen insgesammt auch nur Einer, welcher es über sich vermöchte, der christlichen Lehre und That, wie sie in achtzehnhundertjährigem, ununterbrochenem Bestehen in der katholischen Kirche sich darstellt, einen reellen Werth zuzugestehen, so ließe sich noch einige Hoffnung schöpfen, daß das Rütteln minder verderblich werden, das Erneuern ersprießliche Folgen haben, und das Beglücken zuletzt doch noch seinen Fortgang gewinnen dürfte. Aber allenthalben sehen wir das gleiche Bestreben, jedem Wahn Schutz zu gewähren, Allem, was feindlich der Kirche sich gegenüberstellt, brüderlich die Hand bieten, die Freiheit, welche fortan keine Schranken mehr kennen soll, nur ihr verkümmern, und das menschliche Wohlseyn durch das möglichst baldige Verschwinden jeder gemeinsamen religiösen Ueberzeugung zu bedingen. Kommt je noch an diese ein Appell vor, so geschieht es bloß als Mittel zu einem momentanen Zweck, wie dessen die sechsundfünfzigste Sitzung des constituirenden Reichstages von Oesterreich einen Beweis geliefert hat, der bei näherer Würdigung peinliche Gefühle wecken muß. In dieser Sitzung las Borrosch einen an Seine Majestät den Kaiser gerichtete Adresse vor. Darin findet sich der Ausdruck: „Die von Gott Euer Majestät anvertrauten Völker.“ Diesen rügte ein Mitglied, und wollte ihn, als der Vergangenheit angehörend, ausgetilgt wissen. Der Adressenverfertiger vertheidigte ihn aber mit der Bemerkung: „Da unser Monarch religiös ist, könnten diese Worte doch einen guten Erfolg haben, und den wünschen wir.“ Ist das nicht Heuchelei und höhnende Ver-

abwürdigung des Heiligsten, was denn sonst verdiente diese Benennung? — Betrachten wir aber, was seit längerer Zeit innerhalb unseren deutschen Gränzmarken offen gelehrt, seit kürzerer da und dort geübt ward, können wir wohl sagen, wir ständen so ferne von jenem schauervollen Bilde, welches Mallet-du-Pan in folgenden Worten, mit Bezug auf das damalige Frankreich, entwirft: „Große Unthaten hat bald jedes Jahrhundert gesehen, aber in keinem je ist die Theorie öffentlicher und geheimer Verbrechen zu einem System des Staatsrechts erhoben worden. Diese Verschwisterung von Heuchelei und Fanatismus war der Vergangenheit unbekannt. Es bedurfte des Bundes jetziger Lehren mit den Sitten ihrer Verkündiger, um ein durch Atheismus, Mord, Brand, Raub und Tempelschänderei wiedergebornes Volk zur Anschauung zu bringen; eines Volkes, dessen Vertreter das Verbrechen nicht in einem Wuthanfall vollführen, sondern es erst schulgerecht erörtern, dann in Rednergabe verherrlichen, und ist es gelungen, ihm zujauchzen, in feierlichem Wort es ankündigen, mit kaltem Blut es vollführen, und dem Wehklagen der Schlachtopfer schallendes Gelächter entgegensetzen.“ — Sind wir zwar noch nicht ganz soweit gekommen, so läßt sich doch nicht verhehlen, daß es nicht an Leuten mangelt, welche große Regsamkeit einsetzen, um uns dahin zu führen.

Verwandte Zustände treiben Einzelne zu verwandten Narrheiten. Man weiß, wie zu Cromwell's Zeiten manche Puritaner ihren Kindern ganze biblische Sprüche als Taufnamen beilegen ließen. Aehnliches wurde zur Zeit der ersten französischen Revolution, zwar nicht mit biblischen Sprüchen, aber mit berüchtigten Namen getrieben. So nannte Einer zu Paris seinen neugebornen Knaben Mirabeau-Pethion-Pique; der Minister Lebrün (nicht der nachmalige Herzog von Piacenza, sondern Minister des Auswärtigen nach dem 10. August 1792) gab einem Mädchen die Namen: Civilis Victoire Jemmapes Dumouriez Republique.

XLIII.

Münchener Adresse des Vereins für constitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit.

Leider nur zu bekannt sind die am 16. bis 18. October in München vorgefallenen betrübenden Ereignisse, und als deren Folge die von vielen Wehrmännern und verschiedenen anderen Personen unterzeichnete, an den König gerichtete Adresse in Betreff der Sicherheit des Eigenthums und der Person.

In Bezug hierauf haben die Mitglieder des oben genannten Vereins in ihrer Sitzung am 26. October einstimmig beschlossen, sich über jene Vorkommnisse, so wie über ihre Stellung zu den gesetzlichen Organen gleichfalls dem Könige gegenüber auszusprechen.

Da wir fest überzeugt sind, daß die daselbst dargelegten Gesinnungen und Wünsche nicht vereinzelt stehen, sondern nur der Ausdruck dessen sind, was der gesunde Kern des „Volkes“ verlangt: so glauben wir dieselbe hier mittheilen zu müssen.

Tief betrübt über die Vorfälle vom 16. bis 18. October können es sich die treugehorsamst Unterzeichneten um so weniger versagen, von dem Eindruck Zeugniß zu geben, welchen jene Vorgänge auf sie gemacht, als darüber eine Adresse an

Eure Königliche Majestät gerichtet wurde, welche sie der Form nach ganz, dem Inhalte nach theilweise mißbilligen müssen.

Gewaltsamer Friedensbruch hat, nicht ohne Verschulden der betreffenden Behörden, die ersten aller Rechte und Güter, — das Eigenthum und die persönliche Sicherheit, — in Mitte der Hauptstadt Eurer Majestät, verletzt. Während wir das Gebäude unserer Staatsverfassung seiner Vollendung immer näher gerückt vermeinten, mußten wir dasselbe in seinen Fundamenten — Achtung vor dem Gesetz und Schutz des Rechtes — bedroht sehen.

Wenn wir im Hinblick auf solche Scenen und ihre Folgen wünschen müssen, daß deren Wiederholung unmöglich gemacht werde: so glauben wir dennoch, daß Schutz des Rechtes und der Gesetze nur auf verfassungsmäßigem Wege erreicht werden könne.

Unser Vertrauen auf die gesetzlichen Organe ist nicht so erschüttert, daß wir außerordentliche Mittel, am wenigsten aber solche, wie jene Adresse sie andeutet, für angemessen erachteten.

Keines Falls möchten wir den Wunsch theilen, daß Eurer Königlichen Majestät entfremdet werde, was ein nothwendiger Bestandtheil der Rechte und Pflichten der Krone ist.

Aus der Mißachtung der verfassungsmäßigen Rechte Eurer Königlichen Majestät würde den unserigen kein Heil erwachsen. Die Hand, welche uns die neuen Freiheiten gewährt, ist auch am besten geeignet, dieselben zu schützen.

In der Ueberzeugung, daß das treue Bayernvolk die hier ausgesprochenen Gesinnungen und Wünsche mit uns theilt, verharren wir in allertiefster Ehrfurcht ꝛc.

XLIV.

Die Juden.

War das Volk Gottes vor der Geburt Christi ein Leuchtthurm in der Nacht des Heidenthums, ist seine Geschichte bis zur Verwerfung ein Vorbild des Lebens der Kirche, so bleibt es auch als von Gott verstoßenes Geschlecht ein, durch alle Jahrhunderte bis zum Ende der Zeiten dastehendes Denkzeichen der Rache. Die Erfüllung der göttlichen Drohung durch Moses und die Propheten, die Oede des einst blühenden Landes, die Zerstreuung seiner Kinder in alle Welttheile, der bis auf die Fundamente zerstörte Tempel sind die beredtesten Zeugen für die Wahrheit des alten und neuen Bundes.

Aber noch ist die Geschichte dieses Volkes nicht geschlossen. Denn einerseits haben dieselben Propheten, deren Weissagungen von den Strafgerichten Gottes über ihr halsstarriges Geschlecht sich so schrecklich erfüllten, am Ende der Zeiten einen Moment der Erbarmung vorausgesagt, wo sich die Ueberreste Judah's sammeln, wo sie an den Verheißungen des neuen Sions, an der Erlösung Theil nehmen werden, und es hat der Völkerapostel mit rührender Liebe für seinen verblendeten Stamm diese Verheißung bestätigt. Andererseits erwarteten und erwarten die Juden, jene Prophezeiungen mißverstehend und in derselben sinnlichen und hoffärtigen Vorstellung vom Messias beharrend, welche sie den in Knechtsgestalt erschiene-

nen Sohn Gottes verwerfen ließ, einen andern Messias, welcher am Ende der Tage kommen und ihnen die Weltherrschaft verleihen soll. Und es wird ihnen nach der Verblendung des Herzens werden. Sie werden nach den eignen Worten des Heilandes einen falschen Messias erhalten, sie werden die begeisterten Anhänger des Antichrists seyn, der nach der einstimmigen Lehre der Tradition den jüdischen Cultus herstellen, sich aber selbst im Tempel anbeten lassen wird.

Derjenige also, welcher wissen will, welche Stunde der Weltgeschichte der Zeiger weist, der muß vor Allem betrachten, wohin der Schatten der Wahrheit fällt, d. h. welches die Stellung der Juden in der Zeit ist.

Daß sie die Hoffnungen auf Weltherrschaft und falsche Messiase durch alle Jahrhunderte bewahrt haben, beweisen die Versuche so vieler Schwärmer, die sich von Zeit zu Zeit erhoben, aber ein klägliches Ende nahmen, weil die Stunde noch nicht gekommen war. Der christliche Staat, die christliche Wissenschaft, das jedem Christen eingepflanzte Bewußtseyn von der Stellung, welche dieses Volk nach den Rathschlüssen Gottes einzunehmen hat, bildeten unüberwindliche Bollwerke gegen jüdische Gelüste nach Herrschaft. Und waren diese hie und da durch augenblickliche Erleichterung des Looses der Juden einigermaßen befriedigt, so brach in neuer Demüthigung und Erniedrigung der alte Fluch bald wieder hervor.

Anders ist es jetzt.

Vor Allem sehen wir die Juden selbst in zwei Heerlager getheilt; die einen, jenen Abtrünnigen zur Zeit der persischen und syrischen Könige ähnlich, wollen zwar die Befreiung ihres Volkes und die Herrschaft der Welt, aber sie sind dem Gott ihrer Väter untreu geworden, sie verachten das Gesetz und die Propheten, und laufen jedem Idol der Zeit und jedem Irrthum nach. Sie wollen sich mit den entchristeten Christen mischen, um desto sicherer zum Ziele der Zerstörung des verhaßten Christenthums zu gelangen. Sie sind reif, die Satelliten des Antichrists zu werden. Die andern, in großer Min-

derzahl, so daß sie mit Recht, nach dem Worte des Propheten, die Ueberreste des Volkes genannt werden können, hängen noch an dem Gesetz, halten sich getrennt von jenen Buhlern mit den Goim, und verabscheuen den Unglauben der Neuzeit. Möge über sie der barmherzige Gott den Tag der Gnade hereinbrechen lassen und endlich den Schleier von ihren Herzen hinwegnehmen!

Dem so entzweiten Judenstamme gegenüber hat die vordem christliche Welt ein andere Stellung eingenommen. Statt Glaube, Hoffnung und Liebe sind in ihr Hoffart, Mammon und Unzucht Herren geworden. Die von dem Juden Spinoza ausgegangene Philosophie des Pantheismus ist von abtrünnigen Christen und Juden zur neuen Weltreligion ausgerufen. Juden führen in der Wissenschaft und Tagesliteratur das große Wort. Juden sind die Prediger der Unzucht in der Poesie. Juden beherrschen den Mammon und durch ihn die Welt. Der christliche Staat hat aufgehört und die ganze Tendenz der vereinigten Feinde des Christenthums ist dahin gerichtet, jene Schmach auszulöschen, die der Stirne des treulosen Volks von Gott eingeprägt ist, durch Verschmelzung von Juden und Unchristen zu einer antichristlichen Masse und durch völlige Knechtung der christlichen Kirche die von Gott gewollte Ordnung umzukehren und der Stimme der Propheten zu spotten.

Mit einem Worte: der Zustand und die Macht der Juden, ihrer abtrünnigen Mehrzahl nach, ist jetzt schon so beschaffen, wie wir sie uns denken müssen am Vorabende jener letzten Zeit, wo sie mit ihrem Messias, dem Antichrist, den furchtbaren Kampf gegen die Kirche Gottes wagen, zu kurzer Herrschaft gelangen und dann in ewiger Zerstörung enden werden.

Es wird also ein furchtbares, und doch zugleich für den Gläubigen tröstliches Zeichen seyn, wenn dieser schon vorhandenen antichristlichen Verfinsterung des Judenvolkes gegenüber der Strahl der Gnade die Reste seiner Treuen erleuchtet, und diese in die Kirche Gottes eingehen werden. Dann wird der letzte Tag dieser Zeit nicht fern seyn.

XLV.

Ein wahrer Reformator des sechszehnten Jahrhunderts.

Reformation, Regeneration sind zwei Schlagwörter, deren das eine vor bald vierthalbhundert Jahren die Welt in Bewegung gesetzt hat, wie sie das andere in unsern Tagen in Bewegung setzt. Es sollte mittelst derselben das letzte Ziel der Bewegungen: der Umsturz des Bestehenden beschönigt oder verhüllt werden. Denn der Verbesserung, nach langem Verlauf der Wiederherstellung, sind alle menschlichen Dinge bedürftig; und wer liehe nicht gerne sein Ohr, wenn er von Abstellung der Mißbräuche, von gründlicher Erneuerung desjenigen reden hört, was ihm werth ist, damit es, von Schlacken gereinigt, schöner hervortrete, seine Bestimmung vollständiger erfülle? Aber hinter dem einnehmend klingenden Wort hat sich, damals wie jetzt, das Vorgeben des Verbesserns mit dem Bestreben des Zertrümmerns identificirt. Denken wir uns Benvenuto Cellinis berühmtes Salzfaß, das er für Franz I. von Frankreich gefertigt, von Staub bedeckt, durch Unrath unkenntlich gemacht, — derjenige wäre doch allein dessen Reformator, der es von diesem allem reinigte und so dem Meisterwerke den ursprünglichen Glanz wieder verlieh; nicht derjenige, der es zu-

sammenschlüge und das Metall zu ordinären Waschbecken umgestaltete. Der Mann, welcher jenes unternähme, müßte nothwendig Kunstsinn besitzen, Fleiß, Sorgfalt, Ausdauer anzuwenden verstehen, mit erhaltenden Eigenschaften wesentlich begabt seyn; dieser dagegen könnte dessen alles entbehren; etwas physische Gewalt oder das mechanische Hilfsmittel des Feuers genügte, um sein Werk auf's Gründlichste zu vollführen. So ist's mit kirchlichen Reformatoren, oder mit Regeneratoren der staatlichen und gesellschaftlichen Zustände. Sehen wir uns diejenigen, welche diesen Namen zu irgend einer Zeit mit Recht verdient haben, näher an, so werden wir in ihnen Männer finden, die mit einem tiefen religiösen Glauben die reinste Sittlichkeit verbunden, vor allem durch Bescheidenheit, Demuth, milde Gesinnung und die unverbrüchlichste Pflichttreue nach jeglicher Beziehung sich ausgezeichnet haben. Starrsinn, Hochmuth, Trotz, Härte befähigen zwar den Menschen zum Umstürzer, nicht aber zum Hersteller und Erneuerer. Wo diese Eigenschaften dem Charakter das Gepräge verleihen, da mag der Mensch allerdings im Stande seyn, eine größere Wirksamkeit zu üben, als der andere, in welchem jene sich vereinigen; wie denn die destructiven Kräfte rascher und umfangsreicher an ein Ziel zu gelangen vermögen, als die erhaltenden und bauenden. Da aber die Mittel, deren sie sich bedienen, nur edle und preiswürdige seyn können, so ist einzig dasjenige, was durch diese bezweckt wird, wahrhaft segensreich. Man vergleiche die sittlichen Eigenschaften, das Wesen und die Bestrebungen eines Carl Borromeo, Franz von Sales, Vincenz von Paul, Camill von Lellis und so vieler Anderer jener Zeit mit denjenigen eines Luther, Zwingli, Bucer, Beza, Calvin und ihrer Genossen! Welche Verschiedenheit in Allem!

Von einem Zeitgenossen der ersteren, der als wahrer Reformator ihnen sich anschließt, soll hier ein gedrängtes Bild folgen.

Am 21. Juli des Jahres 1515 wurde dem Franz Neri, einem redlichen (die Geschichte findet es nothwendig, dieses Zeugniß ausdrücklich beizufügen) Sachwalter zu Florenz von seiner Frau, Lucrezia, aus edlem Geschlechte, ein Sohn geboren, der in der Taufe den Namen Philipp erhielt. Mit schönen Geistesgaben verband derselbe von Kindesbeinen die tiefste Ehrerbietung und den willigsten Gehorsam gegen den Vater, die er beide nach dem Tode der Mutter in nicht minderem Grade der Stiefmutter erwies. In seinem Betragen bewährte er sich so tadellos, im Verhalten gegen Andere so mild, daß ihm insgemein der Name Pippo der Gute beigelegt ward. Er zeigte frühzeitig ein ungemeines Verlangen, das Wort Gottes zu hören, eine brennende Begierde, die Psalmen und andere Gebete zu beten; aber nie hörte man ihn, wie andere Knaben, sagen, er wolle ein Priester, nur ein Bruder wollte er werden. Von den Kirchen seiner Vaterstadt pflegte er am häufigsten diejenige der Dominikaner von San Marco zu besuchen, weßhalb er auch später dieselben als Gründer alles Guten in ihm seit seiner frühesten Jugend zu bezeichnen pflegte. Schon damals zerriß er ein Blatt, auf welchem seine Vorfahren verzeichnet standen, mit den Worten: „nur zu denjenigen, welche in dem Buche des Lebens geschrieben stehen, mag ich gezählt werden!"

Mit dem achtzehnten Jahre sandte ihn der Vater zu einem reichen Oheim, der in San Germano Kaufmannschaft trieb. Dieser fand den Neffen so liebenswürdig, daß er denselben zu seinem Erben einzusetzen gedachte. Gott aber hatte es anders bestimmt. Unfern von San Germano, nahe bei Gaeta, liegt ein Berg, von dem die Sage geht, er sei einer derjenigen, die bei dem Tode des Heilandes sich gespalten hätten. In der Mitte des Bergspaltes steht eine Kapelle unter Obsorge der Benedictiner von Monte-Casino. Dorthin begab sich Philipp öfters zum Gebet und zur Betrachtung der Leiden seines Herrn. Da stärkte er sich in dem Gedanken, von den Gütern der Welt sich abzuwenden, um desto gewisser Christum

zu gewinnen. Umsonst bot der Oheim Alles auf, ihn an jene zu fesseln. Philipp erzeigte sich zwar dankbar für seine Absichten, erklärte aber, bei seinem Vorsatze bleiben zu wollen.

Nach zweijährigem Aufenthalt in San Germano brach er nach Rom auf. Ein florentinischer Edelmann öffnete ihm sein Haus und gab ihm einen Jahresgehalt, den aber Philipp einem Bäcker überließ, damit er ihn täglich mit Brod versehe; dagegen unterwies und bildete er zwei Knaben des Edelmannes. Sonst führte er in dessen Haus ein einsiedlerisches und streng ascetisches Leben; selten fügte er seinem Brod ein anderes Nahrungsmittel bei. In seinem Gemach duldete er bloß eine einfache Lagerstätte und einige Bücher; seine Kleider hiengen in einem an der Mauer befestigten Strick; selbst die Lagerstätte diente nur zur Rast unter Tags, sonst schlief er auf der Erde. Aber neben dem Gebet verlegte er sich auf das Studium der Philosophie und Theologie, und gewann bald allen Mitschülern den Vorrang ab. Schon damals eröffnete er Zusammenkünfte, in welchen er mit Jünglingen theologische Gegenstände erörterte; bisweilen fanden sich auch ältere Personen dazu ein, die sich über seine klare und bündige Darlegung der in Frage stehenden Gegenstände nicht wenig verwunderten. Er selbst bewährte bei diesem Allem die größte Bescheidenheit. Man verglich ihn dem angestaunten Pico von Mirandolo; und weil dieser in eben dem Jahre gestorben war, in welchem Philipp geboren wurde, meinten manche, die pythagoräische Seelenwanderung wäre doch mehr als eine Hypothese. Mit so reichen natürlichen Anlagen verband er eine staunenswerthe Kenntniß der heiligen Schrift, die er immer in den Händen führte. Er bewährte sich auch als Dichter, sowohl in der lateinischen als in der Muttersprache. Es haben sich aber bloß ein paar Erzeugnisse seiner Dichtkunst erhalten, weil er vor seinem Tode alle zu verbrennen befahl. Zwischenein unterwies er das gemeine Volk in katholischer Lehre, und gewann in Rom als Jüngling, wie einst in Florenz als Knabe, den Beinamen des Guten.

Schon stand er allgemein in dem Ruf, unter den Schülern der Sapienza der Gelehrteste zu seyn, als er den Vorsatz faßte, nichts anderes zu wissen, als Jesum und zwar den Gekreuzigten. Deßwegen verkaufte er alle seine Bücher, um deren Erlös den Armen auszutheilen. Fortan lag er Gebet, Bußwerken ob, zog sich in die Einsamkeit. Manche Nacht pilgerte er durch Roms sieben Basiliken. Während mehrerer Jahre verweilte er häufig in den Katakomben von St. Sebastian.

Nachdem er bis in sein neunundzwanzigstes Jahr diese Lebensweise geführt, trat er mit einmal auf öffentlichen Plätzen und an andern zahlreich besuchten Oertern als Prediger auf. Er besaß eine eigene Gabe, die Menschen zu gewinnen. Viele wurden durch ihn bewogen, Christo zu dienen. Besonders wendete er sich an Leute eines schlechten Lebenswandels, vornämlich an dergleichen Weibspersonen. So wird erzählt, der Kassier einer der vornehmsten Banken in Rom, ungerechten Gewinnes und daneben unerlaubter Verbindungen schuldig, sei ganz trostlos zu Philipp gekommen, weil ihm sein Beichtvater, ein Priester der Gesellschaft Jesu, die Lossprechung verweigert. Er wolle ihm doch, habe er unter Thränen gebeten, von Gott die Gnade erflehen, seinem Beichtvater gehorchen zu können. Philipp habe ihn freundlich aufgenommen, eben so zu ihm gesprochen, dabei dessen Kampf zwischen Einsicht und Gewohnheit wahrgenommen, und ihn mit den Worten entlassen: „Geht, ich will zu Gott für Euch bitten; und dergestalt werde ich ihn anflehen, daß Ihr ohne weiters dieser Gefahr entrinnen möget.“ So begab es sich auch. Der Kassier gab in Kurzem sein verwerfliches Gewerbe auf, beichtete jenem Pater und wurde losgesprochen. Hernach stellte er sich unter Philipp's Leitung, und konnte denjenigen allen, die in ähnlichem Lebenswandel sich verstrickt sahen, zum Vorbild dienen.

Philipp's Bemühungen, andere von schlechten Wegen zurückzurufen, hatten solche Erfolge, daß ihm der heilige Ignatius den Namen die Glocke beizulegen pflegte; rufe ja diese ebenfalls in das Haus Gottes. Einzig von Philipp begleitet,

sagte er ferner, wollte er es unternehmen, die ganze Welt zu bekehren. Es ist auch bemerkt worden, daß viele derjenigen, welche der Ermahnungen Philipp's kein Acht haben wollten, ein böses Ende nahmen. Mit diesem vereinigte er die aufopferndsten Dienstleistungen in den Spitälern, und bewirkte, daß manche adeliche Laien ihm nahe darin nachahmten. Der ehrwürdige Camill von Lellis, Stifter der Krankenwärter, war ein geistlicher Sohn Philipp's.

Um seine wohlthätigen Bemühungen an armen Pilgern und Genesenden noch weiter auszudehnen, stiftete er im Jahre 1548 die Bruderschaft von der allerheiligsten Dreifaltigkeit. Sie trat bei dem Jubiläum im Jahre 1550 zum erstenmale in Wirksamkeit. Nicht nur wurden den müden Pilgrimmen die Füße gewaschen, die Speisen gekocht, die Betten hergerichtet, alle Dienste geleistet, nicht als gälten sie ihnen, sondern dem König der Könige, dem Herrn der Herren; es wurden auch die Unwissenden belehrt, alle zur christlichen Tugenden ermahnt. Nach dem Vorbilde von Rom traten ähnliche Bruderschaften auch in andern Städten zusammen. Die Uebung christlicher Liebe wirkte heiligend auf die Mitglieder zurück. Bei den nachfolgenden Jubiläen wurden manches Tages ihrer drei Tausend, ja noch mehr, während des ganzen Verlaufs bei dreißig Tausend aufgenommen, zu deren Bedienung Cardinäle und Prälaten, Fürsten und Edelfrauen, ja die Päpste selbst sich einfanden. Manche Unkatholische, die bloß Neugierde oder Spotts wegen bei diesen Veranlassungen nach Rom gekommen waren, fanden sich durch diesen Liebeseifer so überwältigt, daß sie in den Schloß der Kirche förmlich zurückgezogen wurden.

Bei allem Studium der Theologie, bei allem Eifer, anderen den Weg des Heils zu zeigen, bei aller Thätigkeit in Werken christlicher Liebe, war Philipp bis dahin immer Laie geblieben. Lange Zeit mahnte ihn sein Beichtvater vergeblich, die Priesterweihe zu nehmen. Zuletzt willfahrte er aus Gehorsam, da er schon sechsunddreißig Jahre zählte. Von da an

wohnte er mit andern frommen Priestern in San Girolamo della Carità, welcher Congregation bald der berühmte Cäsar Baronius beitrat. Dieselbe hatte damals noch keine besondern Vorschriften oder Satzungen, auch keinen Obern; in Liebe und Achtung des einen gegen den andern sollten alle Satzungen begriffen seyn, das Alter die Rangordnung bestimmen, nicht das Wahl, nur das Gebet sie täglich vereinigen. Aber hier bedurfte es wieder der Erinnerung an den Gehorsam, um Philipp zu vermögen, Anderer Beichte zu hören.

In Bezug auf christliche Uebungen ging damals zu Rom ein sehr laues Leben im Schwang. Viele meinten, was Bedeutendes sie gethan hätten, wenn sie des Jahres mehr als einmal zur Beichte gingen. Darin erkannte Philipp das Verderben so vieler Menschenseelen. Darum dachte er im Verein mit seinen Gefährten, das öftere Beichten und Communiciren wieder in Aufnahme zu bringen. Er begann damit, daß er selbst öfter in dem Beichtstuhl sich einfand. Da er die Früchte hievon bald wahrnahm, begnügte er sich nicht allein des Tages Beichte zu hören, sondern nahm selbst die Nacht dazu, so daß er manchmal schon vor der Morgendämmerung deren vierzig gehört hatte. Darauf begab er sich in die Kirche und verließ den Beichtstuhl nur, um Messe zu lesen; hatte Niemand zu demselben sich eingefunden, so las er doch das Brevier oder betete den Rosenkranz in dessen Nähe, um alsogleich bei der Hand zu seyn. Er fühlte einen solchen Drang Beichte zu hören, daß er oft sagte: „im Beichtstuhl zu sitzen, ist mein einziges Vergnügen.“ Nur ein Verbot des Arztes konnte ihn von demselben zurückhalten. Nach Tisch, um dem Schlaf zu entgehen, ließ er einige seiner Gefährten auf sein Zimmer kommen, um irgend einen Gegenstand der Moral oder aus dem Leben der Heiligen zu erörtern. Anfangs waren es sieben oder acht Personen, die an diesen Besprechungen theilnahmen, bald mehrten sie sich so, daß seine Celle nicht mehr für Alle Raum bot, und er auf seine Kosten ein größeres Gemach mußte einrichten lassen.

Der Ruf, wie er in seinem Beichtstuhl auf die Gemüther zu wirken verstehe, verbreitete sich bald durch ganz Rom. Einer, der ganz seiner Leitung sich anheimstellte, war Johann Baptist Salviati, Bruder des Cardinals und Vetter der Königin Katharina (von Medici) von Frankreich. Dieser ging eines Tages in das Spital della Consolazione und traf da einen Kranken, der vormals sein Diener gewesen war. Diesen hieß er aufstehen. Der Kranke fragte: „wozu?“ „Um dir das Bett zu machen“, sagte Salviati. — „Aber Herr Johann Baptist“, versetzte dieser, „ist's jetzt Zeit, mit einem armen Kranken Spaß zu treiben? Laßt mich, ich bitt' Euch.“ — Darauf jener: „Aber ich sage dir, daß ich dir jetzt das Bett machen will, wie sich's gebührt, und zwar mit aller Besonnenheit, nicht um dich zu foppen.“ Je größern Respect der Diener vor dem ehemaligen Herrn hatte, um so mehr widersetzte er sich, und längere Zeit dauerte der Wettkampf, bis endlich die christliche Liebe und Demuth des Herrn den Sieg davon trug. Sein Umgang mit Philipp bewirkte auch, daß er die köstlichen Gewänder, die er sonst liebte, bei Seite ließ und nur der einfachsten sich bediente. Auch Porzia von Massimi, dessen Gemahlin, ward ähnlicher Lebensweise gewonnen. Franz Maria Taruci, Vetter der Päpste Julius III. und Marcellus II., wurde durch ihn bewogen, nach abgelegter Generalbeichte dem Hof und der Welt zu entsagen, und während dreiundfünfzig Jahren, die er noch als Cardinal und Erzbischof von Avignon verlebte, ganz die Mahnung, die Philipp an ihn gerichtet hatte, zu befolgen. Prälaten, Gelehrte, Leute aller Stände ersahen sich denselben als ihren Seelenarzt, freuten sich, seine Räthe zu befolgen, zeichneten sich durch gottseeliges und an christlichen Tugenden fruchtbares Leben aus. Unter diesen befanden sich neben dem erwähnten Camillo Lellis, ein anderer Ordensstifter, Johann Leonardi, Gründer der Regularcleriker der Gottesmutter, und Johann Baptist Vitelli, Stifter des Oratoriums vom Guten Jesus zu Fuligno.

Zu denjenigen, welche durch ihn zu frommem Leben ge-

führt wurden, gehörte auch der Schuster Stephan von Rimini, der lange Zeit Soldat gewesen, gegen Manche mit Feindschaft erfüllt und bösem Wandel ergeben war. Dieser kam einst nach Rom und wollte in San Girolomo eine gute Predigt hören. Aber aus Achtung vor Andern setzte er sich auf eine der hintersten Bänke. Da ging Philipp ohne ihn zu kennen, oder zu wissen, wer er sei, auf ihn zu und nöthigte ihn auf einer der vordersten Bänke Platz zu nehmen. Nach der Predigt verkehrte er so liebreich mit ihm, daß Stephan sich bewogen fand, öfters den Predigten beizuwohnen. Darauf begann er auch die heiligen Sacramente zu empfangen und wurde dadurch ganz umgewandelt. Die Liebe gewann in ihm dergestalt die Oberhand, daß er von seinem Wochenverdienst nur die unentbehrlichsten Bedürfnisse bestritt, das übrige um Gotteswillen verschenkte, und täglich auf seinen Tod sich bereitete. So lebte er einsam in einem kleinen Häuschen noch dreiundzwanzig Jahre, wobei er oft sagte: „Sollte ich bei meinem Tode auch Niemand um mich haben, so setze ich mein volles Vertrauen auf die allerseligste Jungfrau.“

Durch sein bisheriges segensreiches Wirken ermuthigt, faßte Philipp den Vorsatz, ein ausgebreiteteres Erndtefeld aufzusuchen. Wie einst den heiligen Franz, so drängte es auch ihn, Christum den heidnischen Völkerschaften zu verkünden. Er las in seinen geistlichen Conferenzen die Berichte, welche die Väter der Gesellschaft Jesu aus Indien sandten. Ihn schmerzte, daß die Zahl der Arbeiter dort so gering sei. Zwanzig seiner Beichtkinder, unter diesen der nachmalige Cardinal Taruci, zwei ausgezeichnete Aerzte, andere Männer von Bedeutung waren bereit, ihm zu folgen. Schon hatten sie für ihr Vorhaben den apostolischen Segen erhalten; ihre Abreise stand nahe.

Aber Gott hatte Philipp zum Apostel Roms, nicht Indiens, ersehen; durch das Leben, nicht durch den Tod sollte er Christum bekennen. Gewöhnt, nichts ohne Bedacht, Gebet und Rath zu vollführen, theilte er sein Vorhaben noch einem frommen Benedictiner zu St. Paul mit. Dieser sprach sich

darüber nicht aus, sondern rieth ihm, einen heiligmäßigen Cistercienser im Convent von St. Vincenz und Anastasius zu befragen, dieser werde sein Ananias seyn. Ihm entdeckte sich Philipp. Der Cistercienser hieß ihn nach einigen Tagen wieder kommen. Da vernahm er von demselben, der Evangelist Johannes habe ihm geoffenbart, er müsse Indien in Rom suchen, hier fände er den ersehnten Wirkungskreis. Von dieser Zeit an verlegte er sich vorzugsweise darauf Juden die christlichen Wahrheiten bekannt zu machen, und hatte die Freude, manche derselben der Kirche zu gewinnen. Daneben predigte er in seinem Oratorium täglich den Gläubigen und trug einem seiner Gefährten auf, Vorträge über die Geschichte der Kirche von ihrer Gründung bis auf die Gegenwart zu halten. Hiezu bestimmte er den Cäsar Baronius, den er somit zu gründlicher Erforschung aller alten Documente verpflichtete und gleichsam der geistige Vater seines unsterblichen Werkes wurde. Baronius wollte aber (wie aller großen Geister und dabei gewissenhafter Männer Art von jeher gewesen ist) nicht an das Werk gehen; er schützte das geringe Maß seiner Kräfte vor, und es bedurfte eines förmlichen Befehls von Seite Philipp's. Wie er auch da noch zögernd und zaghaft sich erwies und hundert Entschuldigungsgründe hervorsuchte, auch Onofrio Panvino, der hiezu weit eher sich eignen würde, in Vorschlag brachte, sagte ihm Philipp: „Gehorche, und schlage alles Andere aus dem Sinn. Dir scheint das Unternehmen gewagt und schwierig. Hoffe auf Gott, Er wird's machen!" Aber jetzt noch ging Baronius nur mit großer Zaghaftigkeit an das Werk. Er hat darauf während dreißig Jahren die Kirchengeschichte siebenmal vorgetragen, sie auf Philipp's Befehl niedergeschrieben und dem Druck übergeben. Baronius hat ihm am Anfang des achten Bandes seiner Annalen ein rührendes Denkmal der Dankbarkeit gesetzt, auch die Bulle der Canonisirung nicht mit Stillschweigen übergangen, daß Philipp's Betreiben vornämlich dieses wichtige Werk zu verdanken sei. Auch zur Herausgabe des römischen Martyrologiums wurde Baronius durch seinen Mei-

ster veranlaßt. Jener überlebte diesen nur zwölf Jahre; als er in Frescati von den Aerzten vernahm, seine Krankheit könne bedenklich werden, rief er: „Auf, nach Rom! Es ziemt sich nicht, daß ein Cardinal auf der Landschaft sterbe.“

Vom Jahre 1558 an mehrten sich die Theilnehmer an den geistlichen Erörterungen und Uebungen in San Girolamo della Carità. Die Kirchenvorsteher räumten Philipp dazu ein Seitenschiff der Kirche ein. Jene Conferenzen begannen jeden Tag nach Tisch; nach deren Beendigung führte Philipp die Theilnehmer in's Freie, an Festtagen in eine Kirche, zur Vesper, Complet oder Predigt. Später pflegte er mit der Jugend, besonders zur Carnevalszeit oder nach Ostern, in die sieben Kirchen zu ziehen. Dazu folgten ihm anfangs bloß fünfundzwanzig, höchstens dreißig, später waren es bisweilen über zwei Tausend. Dieses Alles übte auf Rom einen erstaunlichen Einfluß. Glaubenseifer, Sittenreinheit kehrten zurück, Geistliche und Weltliche, Männer und Weiber beflissen sich eines gottseligen Lebens, wetteiferten in Werken christlicher Liebe.

Da gedachten die Florentiner ihren weit umher gefeierten Mitbürger für sich zu gewinnen. Eine Deputation lud ihn im Jahre 1564 ein, ihrer kürzlich erbauten Kirche von St. Johann zu Rom vorzustehen. Da er zur Trennung von San Girolamo sich nicht entschließen konnte, wendeten sich die nach Rom geordneten Deputirten an Paul IV. Philipp fügte sich des Papstes Willen und bat nur, bei San Girolamo verbleiben zu dürfen, wogegen er dreien seiner ausgezeichnetesten Schüler, unter denen auch Cäsar Baronius, zu St. Johann zu wohnen, auftragen wollte. Diese wurde ihm von dem Oberhaupte der Kirche bewilligt. Dort war es, wo Baronius an das Camin schrieb: Caesar Baronius, coquus perpetuus, und er Manchem, der geistlichen oder wissenschaftlichen Verkehrs wegen ihn aufsuchte, in der Küchenschürze entgegentrat, oder bei dem Reinigen der Schüsseln sich finden ließ. Die Zeit während des gemeinsamen Mahls bei St. Johann war in drei

Theile getheilt, zwei davon dem Lesen, einer der Lösung eines Zweifels oder der Behandlung eines Gewissensfalles gewidmet. Jeden Tag aber kamen die Brüder mit Philipp irgendwo zusammen; von Ostern an auf dem Hügel von San Onofrio, vom November an in dem Oratorium. Nach zehn Jahren baten ihn die Florentiner, dieses zu ihrer Kirche zu verlegen, damit jene Geistlichen nicht jeden Tag und bei jeglicher Witterung genöthigt wären, nach San Girolamo zu gehen. Diesem Wunsch entsprach Philipp; die Florentiner sorgten für eine angemessene Räumlichkeit.

Wie vieles er gewirkt, wie großes Vertrauen er gewonnen, wie einen freudigen Aufschwung zu so vielem Guten Rom ihm zu verdanken hatte, an Haß und giftigen Bestrebungen gegen den edlen Mann fehlte es eben so wenig. Schon im Jahre 1552 verband sich ein Kirchenvorsteher von San Girolamo, ein Arzt, mit zwei abgefallenen Mönchen, die sich als Weltpriester dort eingeschlichen hatten, in der Absicht, denselben zu vertreiben. Da die Beiden über die Sacristei gesetzt waren, ersannen sie allerlei Chikanen, wenn Philipp Messe lesen wollte. Er trug dieß Alles mit Geduld und sagte nur: „ich muß Gott für Euch bitten." Je gelassener aber er sich erwies, desto wüthender wurden jene. Bei einem Gang, auf welchen sie ihn begleiten mußten, brach der Eine wider Philipp in die heftigsten Scheltworte aus; die Geduld, mit der er auch dieses ertrug, wandelte den Andern um, so daß er ihm beichtete und um seine Verwendung anging, um wieder in seinen Orden eintreten zu dürfen, in welchem er reumüthig sein Leben beschloß. Eben so wurde der Arzt in der Folge dergestalt zu ihm hingezogen, daß er sein geistlicher Sohn ward, und selten ein Tag verging, an dem er sich nicht bei ihm eingefunden hätte. Später wurde Philipp vorgeworfen, er veranstalte den Besuch der sieben Kirchen nur in der Absicht, um von sich reden zu machen, oder dem Wohlleben nachzugehen; wieder andere ahneten darin die Möglichkeit von Volksaufläufen. Es gelang selbst, den päpstlichen Generalvikar wider ihn

einzunehmen, der ihn deßwegen vorforderte und über diese Gewohnheit hart anließ. Am Ende sagte er zu ihm: „Euch stachelt der Ehrgeiz; was Ihr da unternehmet, geschieht nicht Gott zu Ehren, sondern um eine Secte zu stiften.“ Da wendete sich Philipp zu einem Kreuzesbild und rief: „Du, Herr! weißt es, ob, was ich thue, in Deinem Dienst, oder um eine Secte zu gründen, geschieht“ — und ging fort. Nicht minder gelang es, Vielen unter dem Volke eine schlimme Meinung von ihm beizubringen. Er aber, immer gewohnt, den Obern zu gehorchen, verbot seinen Beichtkindern ihn ferner zu begleiten, ja er sagte ihnen nicht einmal mehr, nach welcher Kirche er sich wenden werde. Wie denn bald darauf jener Prälat beim Herausgehen aus dem päpstlichen Pallast todt niederfiel, wollte Philipp nicht, daß hievon gesprochen werde. Nach kurzer Zeit ließ ihm Paul IV. sagen: er möchte nur seine Züge fortsetzen, und da er selbst nicht Theil daran nehmen könne, werde er Gott für ihn anrufen.

Pauls Nachfolger Pius V. wurde hinterbracht, bei den Verhandlungen in San Girolamo käme viel Läppisches zur Sprache, was entweder von großer Unbesonnenheit oder noch größerer Unkenntniß zeuge. Der Papst befahl, zwei Dominicaner sich dahin zu verfügen, und zu hören, ob etwas vorkomme, was wider die Glaubenslehre oder die guten Sitten wäre. Keiner wußte etwas von dem Andern, aber beide berichteten dem heiligen Vater übereinstimmend: nicht nur seien sie von dem Vorgegebenen nichts inne geworden, sondern wären erstaunt gewesen über Philipp's klaren Vortrag, über die Antworten, welche er auf gestellte Fragen ertheilt, über die Klarheit und Unbefangenheit, womit er Alles behandelt habe. Der erstattete Bericht befriedigte den Papst in solchem Maße, daß er bald darauf Philipp's Gefährten, Franz Maria Taruci, zum Begleiter seines Neffen ersah, den er als Legat nach Frankreich, Spanien und Portugal sendete. Die in San Girolamo gehaltenen Vorträge, bei denen bisweilen auch Ordensgeistliche sprachen, übten eine große Wirkung auf die Gemüther.

XLVI.

Die Mainfahrt.

Von den Wachtfeuern der Soldaten auf dem Paradeplatze zu Frankfurt stiegen noch einzelne Wölkchen Rauch auf, als ich um neun Uhr durch die Katharinenpforte in die Paulskirche ging, wo Antworten der Minister auf gestellte Interpellationen angekündigt waren. Interpelliren heißt mit dem schlechten Witze der Bettelzungen, die mit Murillo's göttlichen Melonenessern nichts gemein haben, die Reichsminister necken, und auf blanke Kosten der deutschen Nation die Zeit verderben. Der breitgeschulterte Herr Vogt von Gießen mit dem rothen Bart, der nicht mehr weiter wachsen will, mit der tief gefühlten Bewunderung seiner Selbst, die allein aufrichtig und natürlich ist, während sonst Wort und Geberde, Zorn und Lächeln, Witz und Unwitz des Physiologen so falsch und gemacht sind wie das Lockengeringel einer verblühten Modistin, treibt es in solchen Nationalkomödien der Paulskirche besonders stark, nach jedem Schimpfwort hüstelt er vor Entzücken, und ruht eine Weile aus von der Sysiphusarbeit für die Freiheit des deutschen Volkes. Und fällt in solche Momente göttlicher Ruhe und Hüstelei das wiehernde Beifallsgelächter seiner Freunde, braust das Klatschen der Gallerie, sitzt die feige Mitte verdutzt, so erfolgt mit gehörigen Schnellblicken auf's vorliegende

Papier ein neuer Sprudelguß aus der untersten Region des Leibes schlammig und unrein, wahrhaftig nicht um die deutsche Einheit und Freiheit zu bauen, sondern das frivole Männer- und Frauenvolk im kläglichsten Mißbrauch unzweifelhaften Talentes mit Frivolitäten zu amüsiren. Nie, so lange die Welt steht, ist diese Komödie fratzenhafter, bübischer, höhnischer vor der deutschen Nation, die auf Grundrecht und Verfassung wartet, gespielt worden, als es Vogt und seine Genossen thun, und thun dürfen, weil das allerwärts grassirende Erbübel unserer Zeit, die Feigheit, das Schwanken, die Koketterie alle Kraft und Entschiedenheit deutscher Männer lähmt.

Unter solchen Gedanken und Bildern, die trotz des Frankfurter Kaufmannshaßes gegen die unfriedliche Linke doch durch ihre vorgebliche Derbheit und Rücksichtslosigkeit mehr als ein zärtliches Gemüth unsanft berühren werden, war ich von Seiten der Börse, wo ein ältliches Weib an durstige Parlamentsmitglieder Trauben verkaufte, in die Versammlung getreten, und stellte mich bescheiden im männlichen Zuhörerraum an eine Säule über den Köpfen der Journalisten, die eben im Begriffe waren, eine köstliche Perle aus Vogt's Munde mit ihrem Griffel zum Gemeingut der deutschen Völkerschaften zu machen. Der Redner erlitt einen Rückfall in seine epileptischen Zustände. Die Namen „Fürsten, Reichsminister, deutscher Bund, Reichsverweser, Gott und Ewigkeit“ jagen ihm alles Blut im regellosen Andrang gegen die Kehle, sie machen ihn keuchen, Fäuste ballen, drohen, schäumen, und ein gräßliches Roth überläuft sein breites, von Sinnlichkeit strotzendes Gesicht, daß es wie eine düstere Mondscheibe auf dem kurzen, starkgebauten Rumpfe steht, und eher alles verspricht, als deutsche Einigung und deutsche Größe. Es war, glaub' ich, die Beschneidung der Civilliste, welche Schober eingebracht an der Tagesordnung. Der wichtigste Grund, den Vogt dafür vorzubringen wußte, war die unbeschreiblich erhabene Vorstellung, daß durch diese Fürstenplünderung die Mittel fehlen würden zu Ordensbändern, womit man ganz kluge Leute über den „Gänsedreck“ führen

könne. „Der Gänsedreck in der Paulskirche!“ rief ein uniformirter Bürgergardist neben mir aus, und wischte sich eine Freudenthräne aus den Augen. Alle Hände der Journalisten arbeiteten aus Leibskräften die allgemeine deutsche Bewegung ob „des Gänsedrecks“ schnellstens in den nahen Briefkasten zu bringen. Parterre und Gallerie frohlockten einstimmig nicht über den „kühnen Griff“, sondern über den „kecken Wurf“, welchen der „Gänsedreck“ so mir nichts dir nichts den delikaten Nasen in Frankfurt näher gebracht hatte. Nur die Professoren par excellence, Beseler, Dahlmann und Weitz fuhren eiligst mit ihren seidenen Sacktüchern vor Mund und Nase, und hoben unwillkührlich ihre Füße auf, um nöthigenfalls ihre schwarztuchenen Beinkleider vor jeder Befleckung sicher zu stellen, ungeachtet sie vom zornigen Schicksale Deutschlands berufen sind, die Stoffe vorzubereiten und in die Versammlung zu werfen, welche die Linke so meisterlich benützt, Deutschland zu zerreißen und in Anarchie zu stürzen. Sie haben keinen Begriff, wie unsäglich überrascht die meisten schwankenden Mitglieder des linken Centrums über den „Gänsedreck“ waren. Sie konnten sich lange gar nicht fassen über diese unerhörte Art des Herrn Vogt, Weltgeschichte in der Paulskirche zu machen, und ich weiß nur noch einen einzigen Fall in den Annalen des Menschengeschlechtes, wo das Erstaunen größer gewesen ist, damals nämlich, als der phönizische Fuhrmann ganz vernichtet dastand, weil Herkules nicht erscheinen wollte, seinen umgefallenen Wagen aus dem Koth zu ziehen.

Mir war die Wirthschaft in der Paulskirche nicht im gleichen Maße willkommen, als gewissen Volksmännern der Meuchelmord an Lichnowsky und Auerswald, an Lamberg und Latour, ich entzog mich hastig den saftigen Folgesätzen des Herren Vogt, und trat mit einem tiefen Seufzer auf die deutsche Zukunft in's Freie, um einen Landausflug nach Hochheim zu machen. Am Börsenplatze balgten sich die Buben, welche sich durch die mit einiger Gourmandise vorgehenden Abgeordneten anlocken lassen, indem sie die schlechten Traubenreste

zum Abnaschen bekommen, und warfen ihre Mützen jubelnd in die Luft mit den Worten: „Es lebe Herr Vogt von Gießen und sein Gänsedreck! Es lebe der alte Turnvater Jahn und sein schöner weißer Bart!" So rasch dringt hier zu Lande ein Wort der redlichen Ueberzeugung in's Volk, kaum gesprochen lebt und schallt es schon in Tausenden! Dießmal freilich mit einiger Dissonanz, einer nothwendigen Folge der Reaction, welche zum Umsturze jeder wahren Volksfreiheit konspirirt. Denn ein schwarzlockiger Judenknabe mit pechfunkelnden Augen schlug seinem Mitgespielen, welcher rief: „Es lebe der Turnvater Jahn und sein schöner weißer Bart!" in's Gesicht, daß dem Getroffenen Mund und Nase bluteten, und ballte ihm die kleine Faust unter das Kinn mit den grimmigen Worten: „Warte, ich will dich lernen rufen, es lebe Vogt und sein Gänsedreck!" Die Höckerfrau lächelte mit inniger Zufriedenheit über diese Zurechtführung des irregeleiteten Knaben, den die übrigen mit ächtfrankfurtischer Weichherzigkeit tröstend umstanden und ihm erläuterten, jeder ächter Frankfurter Gassenbube würde seine deutsche Ehre besudeln, wenn er nicht riefe: „Es lebe Vogt und sein Gänsedreck." Jahn habe die deutsche Freiheit verrathen durch seinen weißen Bart und seine Schwanenrede, die auch auf weiße Farbe deute, welche nur dem Großherzog von Hessen angenehm seyn könne und seinen lumpigen Soldaten, die auf's Volk geschossen.

Ich fühlte leider einen unwiderstehlichen Drang, wie die österreichische Regierung und der König von Hannover, zum Partikularismus, und eilte an den Mainkai, wo so eben das Dampfschiff Delphin im Begriffe stand, nach Mainz abzusegeln. „Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen, Wind und Wellen nicht mit meinem Herzen!" lispelte ich mir in die Seele und trat auf's schwanke Bret, um an's Verdeck zu gelangen. „Die Augen auf!" rief mir der Schiffskapitän zu, „Sie kommen gewiß aus der Paulskirche, wo einem christlichen Herzen oft Sehen und Hören vergeht. Da könnten sie leicht in den Main platschen. Ich bin von Frankfurt geboren, und

weiß unsere Gassen und Gäßchen so ziemlich zu finden. Aber da gerathe ich vor fünf Tagen das erste Mal in die Paulskirche, ich meinte, sie machten Grundrechte, Verfassung, einen deutschen Kaiser und derlei nothwendiges Hausgeräthe. In Teufels Namen, wie hat's da gebellt und gezischt, geschimpft und gepoltert. Ein Ostindienfahrer mit fünfhundert Mann Besatzung am Bord, mit seinem Ale und Branntwein, mit seinen Räuschen und Flüchen, mit seinem Knarren und Stiegenauf und Leiterab ist eine ganz anständige Versammlung gegen die Fünfhundert in der Paulskirche.

Zimmermann von Stuttgart, eine hagere, gebräunte Gestalt mit spitzaus fahrendem Kinn, und einem unleidlichen Kapuzinerton hielt keine Rede, so wahr mir Gott helfe, es war das Knirschen eines alten, zornigen Weibes, das mit spitzem Zeigefinger dem Worte nachsticht und nachgestikulirt, als sollte jedes Wort in ein Mauerloch hinein und man könnt's nicht fest genug einstoßen und vernageln, und als müßt' am Ende gar noch die Brühe heraus von allen zerquetschten Worten. Und dieses vertrackte, stelzenhafte, stolprige Wesen am Redner hätte schön seyn sollen, die Linke klatschte und rief Bravo, anderei schüttelten andächtig mit Kopfverneigen ihre Locken, schade daß die Zöpfe nicht mehr äußerlich tanzen, einen schönen Tanz hätt' es abgegeben von wenigstens dreihundert Zöpfen in graziöser Bewegung, und viele Gesichter, sonst ganz menschlich mit geraden Linien, wurden kraus wie beim Magenweh, es kam mir vor, sie wären Masken wie der König Ludwig von Bayern im pompejanischen Haus zu Aschaffenburg malen läßt. Die Handwerksbursche von Bockenheim und Apenrade, die seit dem Sonntage nicht mehr heimgekommen, standen oben auf einem runden Söller als sogenanntes deutsches Volk und machten ihren Lärm dazu; der Präsident läutete fast närrisch mit einer Glocke und rief zur Ordnung, und es wurde immer bunter und krauser; nur Zimmermann krähte wie ein tapferer Hahn siegreich aus dem Gesetzgebungstumult. Und warum alles das? Weil man dem Zitz, dem

Simon von Trier und dem Schlöffel für ihr böses Maul auf der Pfingstweide den Pelz waschen will. Darüber war doch von Leuten, die Gesetzgeber und bei Troste sind, kein Wort zu verlieren. Ein Jeder esse die Suppe, wie er sie selber angerichtet! Mir war über diesem Parlamentsscandale das klare Bewußtseyn dergestalt aus der richtigen Schwebe gerathen, daß ich den Heimweg verfehlte und mein Haus nicht mehr antraf. Hätte mich nicht eine Soldatenpatrouille vom Regimente Rainer zurecht geleitet, ich hätte mich im alten heiligen Frankfurt nicht mehr ausgekannt. Geht das so fort, so, fürchte ich, werden anderer Leute Köpfe auch warm, und allgemeines Irrsal reißt in Deutschland ein, und dazu bringen uns diese Herren Linken mit dem ewigen Lied von Freiheit, die sie nur für sich verstehen und mißbrauchen."

Interpellandi locus hic erat. Das Dampfschiff führte größtentheils Kaufmannsgut und Holz vom Spessart. Außer dem nöthigen Schiffsgesinde waren nur der Herr Kapitän, ein alter kurhessischer Offizier von der Mainzergarnison und ich zur Weiterfahrt. Der heiterste Sonnenschein spielte auf der Fluth und schimmerte in dem buntlaubigen Herbstschmucke von Feld und Wald. Leise Lüfte mit erquickender Frische wehten vom Taunus her, jenem sagenreichen, launisch wechselnden Gebirge, das uns mit der Burg Falkenstein und mit dem Feldberg fernher begrüßte, während vom linken Rheinufer das Gezwitscher unzähliger Wandervögel in die Ohren schallte. Der hessische Offizier, ein fettes, kurzes Männchen, das seinen Säbel ob dem vorspringenden Bauche quer über dem Nabel angeschnallt hatte, und in zwei spitze Füßchen stelzenartig auslief, war nur zwei Spannen länger als sein Schwert, und seine vorquellenden grauen Augen unter buschigen schwarzen Wimpern blinzelten schalkhaft, und mit sichtbarem Beifall auf den gegen die Paulskirche eifernden Kapitän. Ich war offenbar bei zwei Einverstandenen, und daß ich ihnen in meiner Verstimmung beifiel, können Sie sich ohne meine ausdrückliche Bemerkung denken. Wir setzten uns auf den Hinterverdeck um

einen kleinen runden Tisch zu Kaffee und Cigarren nieder. Ich fühlte mich so frei und selig in Gottes schöner Welt voll Ebenmaß, Frieden und Liebreiz, daß mir aller weltliche Zwist, alle quälerische Politik, alle Niedertracht der Linken weitweg gerückt schien. Während der Offizier mit der linken Hand die rauchende Cigarre in gehöriger Ordnung hielt, und mit der Schnupftabaksdose in der rechten zu jedem Worte den Takt schlug, konnte der Kapitän mit der Tasse Kaffee nicht fertig werden. Milchweiße Tropfen glänzten in den Haaren seines langen Schnurbartes, und regneten im Blaseeifer des Redners auf uns herüber wie ein Spritzbad zur Erfrischung.

„Wie verkehrt die Ordnung jetzt in der Welt ist", bemerkte er mit Nachdruck, „beweist nicht bloß die Paulskirche zu Frankfurt, die ja nur die allgemeine Confusion und Zersetzung der Gesellschaft repräsentirt, sondern Alles, was bisher ruhig, arbeitsam, bescheiden und ebenmäßig im zugewiesenen Kreise thätig war, streckt jetzt die Glieder länger, als es gut, und trägt den Kopf höher, als er reichen kann. Früher waren wir bloß an den Professoren der Hochschulen insolente Ansprüche auf Unfehlbarkeit gewohnt. Sie hatten das Bettelkönigthum der griechischen Cyniker als ausschließlich deutsches Eigenthum in Anspruch genommen, und thaten als Pedanten in deutschen Lustspielen, Rührstücken und Lokalpossen die ersprießlichsten Dienste. Auch will ich keineswegs läugnen, daß nebst Zopf und Perrücke, Collegienheft und Selbstgenügsamkeit viel deutsche Gutmüthigkeit in den Doctoren steckte. Aber diesen privilegirten Schwärmern, die im Reiche der Einbildung und logischen Consequenz so zopfsteif handirten, eifern jetzt alle Schullehrer nach, leider nur im Schlechten, und mit der Unverschämtheit, die der Philisterhaftigkeit und Halbbildung stets anklebt; sie werfen so ungeberdig ihr Maul auf, daß unsere deutsche Geduld dazu gehört, den Nonsense zu ertragen. Ich war vor ungefähr drei Wochen in Eisenach, um meinen Bruder, welcher dort als Kaufmann ansässig ist, nach achtzehn Jahren wieder einmal zu besuchen. Mein dortiger Aufenthalt

fiel gerade in die sogenannte allgemeine Schullehrerversammlung (28., 29. und 30. Sept.), die durch Frechheit und Uebermuth mein Herz empört hat. Nach den daselbst entwickelten Grundsätzen besteht im deutschen Reiche, mit Ausschluß jeder andern Anstalt, nur die Volksschule ganz und ungetheilt von der Kleinkinderwartanstalt bis zur Universität einschließlich, wenn auch in verschiedenartigen Ausstrahlungen für verschiedene Stände der menschlichen Gesellschaft. Diese Volksschule ist souverainer als das deutsche Volk, souverainer als die Reichsversammlung in Frankfurt, nicht bloß von Menschen, sondern sogar von Gott emancipirt, und zwar unter der Aufsicht des Staates, dessen Macht jedoch gegen den großen Gedanken der Einheit aller deutschen, engverbrüderten Schullehrer sich einzig und allein dadurch äußert, daß er die Schullehrer aus der Staatskasse gut bezahlt und für ihre Wittwen und Waisen sorgt. Die Eltern haben in diese große Einheit der deutschen Schullehrer nichts einzureden, noch weniger die Gemeinden, am wenigsten die Kirche und Bureaukratie. Der einzelne Schullehrer sammelt sich zur Ganzheit in Provinzialsynoden, die Provinzialsynoden im alljährlichen allgemeinen deutschen Nationalverein zur Autonomie über das gesammte Schulwesen, das sich in enggemessener Zwangsjacke über ganz Deutschland spannt. Aus dessen Mitte wird eine Schulcommission nach Frankfurt gesandt auf Kosten des Reiches mit ordentlichen Diäten, welche aus Schullehrern besteht und der Reichsversammlung vorlegt, was über das deutsche Schulwesen zu denken, zu beschließen und auszuführen ist. Ueber dieser Schulcommission steht ein Reichsministerium des Unterrichts aus lauter Schullehrern, die man jedoch aus gebührender Hochachtung Erziehungsräthe des jungen Menschengeschlechtes nennt.

Die aus dem Zustande der bisherigen Despotie entwickelte Schule bildet den nothwendigen, in ihrer absoluten Freiheit gegründeten Gegensatz zum kirchlichen Dogma, von welchem sie gar keine Kenntniß nimmt, weil es ein Hemmfessel des Menschengeistes ist und den Unterricht unmöglich macht. Moral ohne Dogma,

oder was das nämliche ist, religiös-sittliche Anregung des Gefühls mit Ausschließung jeder Glaubensformel kann allein aus dem vielfach zerrissenen Menschengeschlechte eine Heerde unter einem Hirten machen, welcher letztere offenbar kein anderer seyn kann, als der verbrüderte deutsche Lehrerstand, dem die auf solch' indifferentem Wege einzig mögliche Verarbeitung und Durchführung der Menschenpflanze zum Ebenbilde Gottes und der weitere Fortschritt dieser göttlichen Ebenbildlichkeit zum nationaldeutschen Standpunkte obliegt. Wem confessioneller Unterschied wichtig scheint, der kann die besondere Farbe später nach Belieben auftragen. Die Schullehrer sind unantastbar durch irdische Willkühr, und stehen nur unter Gesetzen, welche ihre Amtsbrüder machen, auslegen, anwenden. Sie sind als Beschuldigte Richter in der eigenen Sache, die vor kein anderes Tribunal als das der Schwurgerichte gezogen werden können, versteht sich, daß dieselben aus Schullehrern zusammengesetzt seyn müssen. Alle Aufsicht des Staates über die Schullehrer kann nur durch Schullehrer geübt werden, welche aus freier Wahl der Amtsbrüder hervorgehen. Alle irdischen Nahrungssorgen, welche Freiheit, Heiterkeit und Fassung der verbrüderten Erzieher des Menschengeschlechts trüben könnten, müssen vom Staate ohne alle Acht auf Eltern, Gemeinden und Kirchen ohne Widerspruch in solchem Maße befriedigt werden, als die Schullehrer selbst es angemessen finden werden.

„Das werden Sie mir eingestehen müssen", fuhr der Kapitän mit erhabener Stimme fort, „eine solche Theorie des Schullehrerwesens kann nur in Deutschland erfunden und aufgetischt werden. Anderwärts würde man die Tollköpfe, welche sich eines solchen Widersinns schuldig machten, ohne viele Umstände in's Irrenhaus einsperren, schon aus dem allgemeinen Grunde, um die Schmach, welche dadurch über die Nation kommt, dem verbrannten Hirn Einzelner auf die Rechnung zu setzen, und unauslöschliches Gelächter fremder Zuschauer auf Kosten deutscher Nation fern zu halten. Bei uns findet dieser

Fiebertraum insolenter Halbheit und Unverschämtheit sogar in der Paulskirche zu Frankfurt seine Vertreter."

So wenig ich sonst geneigt bin, der Richtung der Reichsversammlung das Wort zu reden, glaube ich doch diese nur halbverdiente Beschuldigung in besseres Licht stellen zu müssen. „Allerdings," wendete ich ein, „gibt es in der Paulskirche eine Partei, welche dieses Bedlam bornirter Schulmeister in Schutz nehmen und in Länder verpflanzen will, wo es noch nicht besteht. Das Haupt derselben ist Ruge, ein leichtfertiger Sachse, von philosophischen Ideen in Hegel'scher Manier gestreift, und so aufrichtig, daß ich seine Grundsätze nicht für gefährlich halte. Er sagt es trocken, diese zu Eisenach aus dem revolutionären Ei geschlüpfte Volksschule müsse in der ganzen Welt einheimisch werden, als unerläßlicher Grund aller wahren Freiheit und aus derselben alle Religion, allen Gottesglauben, alle Träume von Seelenunsterblichkeit, und alles Priesterthum mitsammt den Königen wegfegen. Nach ihm ist ein Wort von Gott in der Schule Lästerung der reinen Menschheit, ein Schimpf auf die Freiheit der Völker. In der Schweiz sei diese seine Ansicht zuerst zum Durchbruch gekommen und hat gegen das Jesuitenthum des religiösen Unterrichtes zu Gunsten der Revolution ohne Gott entschieden, welche jetzt die Reise durch die Welt mache und deren Träger der verbrüderte Lehrerstand werden müsse, dem er in der atheistischen Hochschule zu Frankfurt am Main einen innigen Vereinigungspunkt zur Entgöttlichung und Republicanisirung der Welt stiften werde. Mit Ruge sind allerdings einige Schullehrer der Paulskirche thätig, aber keineswegs in gleichem Maße und in der Anerkennung der Konsequenz seiner Grundsätze. Im Grunde fraternisiren mit ihm nur die Lehrer Paur aus Neiße, den der Fürstbischof Diepenbrock von Breslau in ächt hirtensorglicher Weise gekenntzeichnet als Wühler gegen christliche Ordnung und Sitte, Roßmäßler aus Tharand bei Dresden, ein würdeloser Schwätzer mit den kenntlichsten Spuren verrotteter Gesinnung und zum Theile Haßler aus Ulm, noch der beste von den Dreien,

aber voll Eigendünkel, Eitelkeit und Unzusammenhalt in Fassung und Urtheil. Alle drei sprechen schlecht und selbst der bestellte Beifallsklatsch der linken Seite kann ihnen nicht aufhelfen. Alle übrigen Lehrer und Professoren der Versammlung ziehen sich scheu vor jeder Berührung mit ihrer Lehre und der daraus nothwendig hervorgehenden Befleckung zurück. Aus diesem Grunde nützt ihnen selbst der Anhang der äußersten Linken nichts, weil dieser in solcher Lebensfrage die Sache dergestalt brandmarkt, daß sich alle schwankenden Stimmen zur Mehrheit schlagen gegen die Entsittlichung Deutschlands, die von ihnen angestrebt wird.

Ich kann mich daher über die Geburt des Lehrervereins nur freuen. Er ist mit seiner Absicht offen hervorgetreten, alle Gewalt des Staates, der Kirche, der Gemeinden, der Aeltern und der Individuen in seiner freimaurerischen Einheit zu konzentriren und in seinen prahlerischen Saturnalien die menschliche Gesellschaft zu verschlingen. Diese wird sich einen solchen Verzehrungs- und Vernichtungsplan nicht gefallen lassen, da ich wenigstens der Mutterliebe soviel Zärtlichkeit für ihr größtes Gut, ihre Kinder, zutraue, daß sie nie und nimmer gestatten werde, die letztern rettungslos diesem schamlosen unersättlichen Moloch in die glühenden Arme zu legen. Auch die ehrlichen deutschen Männer, die heute noch diesen Sanscülotten sogenannter Erziehung zuhören, werden nur zu bald merken, daß die Strebnisse der verbrüderten Schullehrer im Grunde nichts anderes bezwecken, als die menschliche Gesellschaft nicht bloß zu unterwühlen, sondern diese Unterwühlung zur stehenden Tagesordnung zu machen. Die socialistischen Fraktionen der Gegenwart mit ihrem Communismus, mit ihrer Volksmajestät, mit ihrer cynischen Unsitte haben sich den rothen Mantel der deutschen Schulmeisterschaft umgehängt, und spielen mit der Frechheit des dünkelhaftesten Standes auf Erden die Tragokomödie allgemeiner Verbrüderung, um die Zukunft in ihre Hand zu nehmen und derselben die Fäulniß des Lebens in möglichster Allgemeinheit zu vermitteln. Obgleich der protestantische Haß gegen die

ewigen Grundsäulen der katholischen Kirche leider auch hier für seine eigenen Zwecke thätig ist, so kann es doch nicht gelingen, in der Reichsversammlung eine Majorität für den Lehrerverein zu Eisenach zu gewinnen. Dazu ist sie trotz ihrer heterogenen Elemente zu gesund, und aus dieser erfreulichen Erscheinung ist es zu erklären, daß die Paulskirche durch ihre Beschlüsse im Schulwesen sogar in erster Lesung wenig geändert hat an dem bisherigen Bestande, insbesondere in der Verbindung der Schule mit den religiösen Genossenschaften, wofür sich nicht bloß die Katholiken, sondern auch die norddeutschen Akatholiken, und die süddeutschen Pietisten, wie man gläubige Protestanten zu nennen liebt, entschieden ausgesprochen haben. Hat man einige Halbheit zu beklagen, so steht zu erwarten, daß die zweite Lesung auch darüber verbessernd entscheiden wird."

Während ich also redete, erheiterte sich das Angesicht des hessischen Offiziers wundersam, ein strahlendes Wohlbehagen leuchtete aus den lebhaften Augen wie Hoffnung, die mit ihren Blüthen jeden Menschen liebenswürdig macht. Er streckte sich aus seiner entenhaften Watschelfigur so straff empor, daß die Schnalle seines Degengehenkes losging und das Schwert klappernd zu Boden fiel. Er ließ es liegen, faßte mich hastig mit beiden Händen an dem Halszipfel meines Rockes und rief leidenschaftlich: „Süßes Lästermaul auf Kaiser und Reich, ungezogener Liebling der deutschen Schulmeister und Doktoren! Nun habe ich dich ertappt bei deinen verborgenen Schätzen, erzähle mir von deutschen Hoffnungen für die Zukunft, von Blüthen voll Duft und Frische auf unsern demokratischen Mistbeeten und trotz des lästigen Nasenreitzes, von unbeachteten Berglilien in der Reichsversammlung, daß ich den Frühling deutschen Lebens ahnen und begreifen kann." Der Kapitän hatte während dieser Anrede des Offiziers erwartungsvolle Blicke auf unsere handgreifliche Stellung geworfen, und näher tretend, seinen rechten Arm ausgestreckt, als wollt' er mir an die Kehle rücken, und die Knospen der deutschen Zukunft mit liebender Gewalt aus meiner Seele treiben. Der Steuermann, dessen

ganze Aufmerksamkeit dem seichten Fahrwasser gelten sollte, schenkte unserer humoristischen Gruppirung mehr Zeit als er übrig hatte, und übersah eine felsigte Untiefe. Das linke Schaufelrad quetschte auf einmal krachend zusammen in so fühlbarer Erschütterung, daß sich der Knoten unserer Persönlichkeiten unwillkührlich entwirrte. Wir fürchteten einen Leck des Schiffes, der allen unsern deutschen Zukunftshoffnungen ein kurzes Ende machen konnte; bei näherer Untersuchung fanden wir jedoch, daß das Schiff unverletzt, und bloß zwei Speichen am Schaufelrade zertrümmert waren. Man warf den Anker aus, der Schiffsschmiedemeister machte sich eifrig daran, neue Speichen einzufügen, was uns höchstens einen Aufenthalt von einer Stunde bringen konnte, da man für solche Nothfälle bereits vorgearbeitet hatte.

So lagen wir mitten im Main zwischen Höchst und Flörsheim, jenen wundersamen Hügeln gegenüber, welche sich vom höheren Taunus wie erstarrte Schlammwellen an den Main heruntergesenkt und unter eifriger Menschenhand mit köstlichem Rebgelände und Obstbäumen überzogen hatten. Aus dem tiefern Taunusboden lachten weiße Kirchthürme herüber, und das wellige Forst- und Laubgehänge mit seinen dunklen Tinten um verlorne Vorhügel der Wetterau, die nebelhaft in grauer Ferne verschwand. Tiefer am Main, da wo er einzumünden beginnt in den Rheinstrom, erblickten wir jenseits die stolzen Häusermassen der Festung Mainz, die im jungen Sonnenstrahle glitzerten und tanzten vor unsern Augen wie die orientalischen Mährchen aus Tausend und einer Nacht. Gegenüber am rechten Mainufer lag das Dörflein Hochheim vor uns in freundlicher Nähe auf grünem Hügel, der sich wie ein vorwitziges Berghuhn mit emporgerecktem Halse an's Stromufer vorgewagt mit einer alterthümlichen Kirche und zerstreuten Landhäusern, die wundersam glühten in den rothen, herbstlich farbigen Rebengewinden vom Boden bis an die Dachrinne mit dem zweifelhaften Ausdruck von Lenz und Herbst, vom Blühen und Erblassen der Natur.

Wir trugen unsere Stühle auf das hohe Verdeck, welches sich über der Schiffsküche wölbte, in's frische Flattern der Luft mit weiter Rundsicht in die rings geöffnete Welt. Unbemerkt hatte der Kapitän eine Flasche Hochheimer hervorgeholt vom Jahre 1834, dem homerischen göttlichen Tranke vergleichbar, von dem sich zu enthalten jetzt so schwer war, wie in den Zeiten des trojanischen Kriegs, „voll lieblichen Duftes und süß zu trinken." Welche Toaste wir ausgebracht auf die deutsche Reichsversammlung, auf den künftigen constitutionellen Kaiser deutscher Nation, auf die historisch-politischen Blätter, können Sie sich leicht denken, und wenn ich sie nicht namentlich aufführe wie bei den Zweckessen der deutschen Demokraten, so geschieht es aus Furcht vor Ihren Anmerkungen, die Sie in wundersamer Befangenheit gern unter die schönsten Stellen meiner Schilderungen machen, um nach den Eingebungen des Journalistenneides ihren Glanz zu verdunkeln. Kurz, ich mußte der süßen Gewalt nachgeben, und von deutschen Hoffnungen schwärmen, die Sie nicht theilen, aber aus alter Zärtlichkeit für mich doch auch in Ihren etwas zimpferlichen Blättern zu verlauten gestatten werden.

„Allerdings", sagte ich unter Anderem, „ist es nur zu leicht der Fall, daß man um der schlechten Beimischung willen das Gute in der Reichsversammlung entweder übersieht oder mißachtet. Aber nichts destoweniger ist es vorhanden, und der wäre kein guter Deutscher, welcher es läugnen, verdächtigen und entkräften wollte. Die Reichsminister sind zum Beispiel Männer vom besten Schrott und Korn, fast sämmtlich aus der Versammlung gewählt, aus dem Kern unseres Volksthums geschnitten, selbst durch Drohungen gegen ihr Leben nicht zu entmuthigen. Herr Schmerling ist einzig in seiner Art. Der alte österreichische Polizeistaat hat seine äußeren Ecken und Schroffheiten abgeschliffen wie einen Achtzehner des Kaisers Leopold des Ersten, aber die tüchtige Kraft der Seele unberührt gelassen. Je stiller sie früher im Schneckengehäuse beamtlichen Rückhalts gelegen, um so jugendlicher streckt sie jetzt

ihre Triebe in's frische deutsche Leben, und die selbstgenügsamen Nordländer stehen verwundert, wie es möglich war, daß in Oesterreich solche Jungfräulichkeit der Männerkraft rüstig bleiben konnte, während tausend Journalstimmen rufen: „Oesterreich, das faule Oesterreich, geht seiner Auflösung entgegen!" Im Vortrage schnarrt Schmerling einen so süßen Oesterreicher Nasenlaut, daß man ihm gern zuhört, und er drückt bei jedem Witze auf die Linke so züchtig die Aeuglein zu wie frauenhafte Unschuld, die bemerkt seyn will. Sein Periodenbau spinnt sich so blank und zierlich aus der innern Werkstätte, daß man den kunstreichen, vollständig entwickelten Organismus dieses entschiedenen Geistes nur bewundern kann. Da mag es um ihn quacken und quicken wie Froschlaich, brummen und brüllen wie ein Bärenzwinger, knurren und zähnfletschen wie ein Kneuel von Tigerkatzen, Schmerling merkt es nicht, sein Lächeln erlischt nicht, seine Farbe wechselt nicht, sein Redefaden verliert sich nicht, er könnte uns Allen als ein Olympier erscheinen, dessen Herz bei der Knetung von aller Menschlichkeit frei geblieben, wenn seine kurze, schmächtige Figur in gewählter Kleidung nicht zu sehr gegen diese Täuschung Einsprache thäte. Nur bisweilen flammt sein Blick stolz gegen die Linke, ein fallender Stern, der sogleich erlischt, und in die heiterste Ruhe des irdischen Lebens verschwindet. Er ist fast der einzige Mann in Frankfurt, der die wühlerische Linke von Herzen haßt und diesen Haß auszusprechen wagt mit der Festigkeit, die in allgemeiner Feigheit als Hoffnung erscheint, mit der Leidenschaftslosigkeit, welche nur der tiefsten Ueberzeugung von der Güte seiner Sache und ihrem endlichen Siege in Deutschland einwohnen kann. Seine Thätigkeit und Arbeitsleichtigkeit übersteigt allen Glauben und ist wenigstens eben so groß, als seine schweigende Verachtung gegen das Unmaß von Cynismus der Linken gegen ihn, die er selbst beim Belagerungszustande ungestraft lästern ließ. Und dieser Vielbeschäftigte, die erste und vorzüglichste Säule der deutschen Centralgewalt, ist der heiterste, geistreichste, klarste Mann in Frankfurt, ohne Wolke

auf der Stirne, ohne leises Zittern von Furcht, mit der sizili=schen Fertigkeit eines witzigen Lächelns im bedenklichsten Momente, so daß seine Magd nicht umsonst ihren Freundinnen bemerkte, es komme ihr schrecklich vor, daß ihr Herr allzeit so lustig sei. Und geht er mit seiner liebenswürdigen Familie auf den Gassen der Stadt, im Parke, welcher sich um Frankfurt schlingt, so ist er eben auch nur einer von uns, kein Mensch erkennt den Reichsminister Schmerling, der mit Haut und Haar zu den Acten gelegt ist, wir sehen nur den Deutschen, der die Gleichheit vor dem Gesetze persönlich darstellt. Sein Gesicht hat etwas von Sokrates, und ich will nicht weitere Vergleichungen anstellen. Sie wissen, mit wem die Alten den Gemahl der Xantippe verglichen haben. Aus diesem Grunde hat Schmerling's Rede einen unverwischbaren Zug von Ironie, und es ist begreiflich, daß die Linke sich dagegen durch Karrikaturen rächt, die dem Karrikirten am meisten Spaß machen.

Noch etwas kleiner als Schmerling stellt sich der Kriegsminister Peuker, ein Preuße, unseren Augen dar, fast wie ein Bruchstück aus dem Riesenleibe des trojanischen Ares, von dem ihm nur die eindringliche Stimme und die kecke Tapferkeit gegen jeden Feind einigermaßen geblieben zu seyn scheint. Der schrille Ton seines Tenors segelt über die Köpfe hin wie ein Storch, als gält' es einem Zweigespräche mit den Leuten hinter Amerika, und die Drolligkeit seiner Gestalt stimmt ganz zum eigenen festen Sinn, der ihn auszeichnet und den Blousenmännern vom 18. September so verderblich gewesen ist. Man rühmt seine wissenschaftlichen Kriegskenntnisse, die er in der Verbesserung der Zustände des deutschen Heerwesens mehrfach und zur Anerkenntniß von Seiten aller Sachverständigen bewiesen hat.

Stämmiger, aber noch immer die mittlere Höhe nicht überschreitend, zeigt sich der Reichsjustizminister Robert Mohl, den man nicht verwechseln wolle mit Moritz Mohl, von dem ein großes Vertrauen zu Augsburg und Stuttgart rühmliche

Dinge zu erzählen weiß, ohne daß es ihm in der Reichsversammlung gelungen wäre, sie zu rechtfertigen. Der Erstere gehört zu jenen Männern, die noch unlängst von deutschen Regierungen wegen ihrer liberalen Gesinnung verfolgt wurden, gegenwärtig jedoch der republikanischen deutschen Jugend und hündischen Schmeichlern des bewaffneten deutschen Straßenpöbels zu conservativ ist, ein furchtloser, ehrfurchtgebietender, liebevoller Geist trotz der Schärfe in Form und Ausdruck, trotz einer gewissen Sprödigkeit, die unendlich weit absteht von der holdeinschmeichelnden Rede, die widerwillige Herzen zum Nachgeben besticht ohne zu überzeugen. Sein heller, scharfbegränzter Gedanke, der in allen Muskeln seines ausgewetterten Gesichtes lebt, will nur erreichen, so viel er aussagt und beweist, und löst sich selbst im Eifer für die gefühlte Wahrheit nie von liebevoller Schonung oft selbst unwürdiger Gegner. Mohl gehört zu jenen glücklichen Leuten, deren ganze Erscheinung und Haltung der Lauterkeit seiner Absichten, der Gerechtigkeit seiner Handlungen, dem Wohlwollen seines Herzens ein unüberwindliches Zeugniß gibt, und jeglichen Zweifel an seine Ehrenhaftigkeit niederschlägt. Wenn ihm die Linke Unfähigkeit in der mündlichen Rede vorwirft, so hat sie den Schein des Rechtes für sich; Mohl ist kein Freund von Absurditäten, die auf der linken Seite in so köstlichem Andenken und so rastloser Uebung stehen, er will nie glänzen mit Schlagwörtern und Ueberschwänglichkeiten, er ist so überzeugt von dem, was er spricht, daß ihm jeder Versuch ferne liegt, es auszuschmücken.

Beckerath von Crefeld, der Finanzminister, ein Protestant, den größtentheils strenge Katholiken in's Parlament gesendet, der längste Mann des gesammten Ministeriums, ist das gerade Gegenbild zu Robert Mohl in Wort und Haltung, obgleich an innerer Ehrenhaftigkeit ihm wenigstens ebenbürtig. Er spricht meistens schwunghaft, und es ist schade, daß seine Stimme hohl und unausgiebig wie verlornes Donnergeroll aus weiter Ferne tönt. Er repräsentirt als Redner trotz seines Geschmackes an Ziffern und Zahlen im Ministerium die Romantik,

und schwärmt nicht ungern in kühnen Bildern, die warm sind von Begeisterung, mit der unentweihten Seele eines Jünglings. Ueber die Blumen seines Gartens ist noch kein Gifthauch gefahren, der an Robert **Blum** die Rede so unerquicklich und trostlos macht; noch hangen an Laub und Blüthen die Tropfen himmlischen Thaus, in denen sich Hoffnung und Liebe spiegelt für Recht, Wahrheit, Tugend im schneidenden Gegensatz zu Herren **Vogt**, dessen dürrem Strauche nur studirte polternde Phrasen entwachsen, der nicht fühlt und noch weniger denkt, sondern reine Negation ist ohne weiteren Beweis, Glauben und Trost. Ein solcher Finanzminister an der Wiege der deutschen Einheit hat für mich eben so viel Rührendes, als für die Partei der rothen Republik Lächerliches, es liegt etwas Unbegreifliches besonders in seinen Ansätzen der Geldbedürfnisse für die einzelnen Reichsministerien, die so gering sind, daß die sparsame Linke selbst darüber erschrack, weil so wenig Mittel zum Angriffe gegen die Centralgewalt vorliegt und ein heimlicher Vorwurf für Herren **Vogt**, welcher mit der edelsten Uneigennützigkeit von der Welt dem Vorparlament und Fünfzigerausschuß die Diätennachzahlung aus der Reichskasse erwirkte. Bei **Struve** ist das Gesetz natürlich nicht rückwirkend, aber beim Volksvertreter **Vogt** im Vorparlamente und Fünfzigerausschuße wirkt es zurück, und die Reichsversammlung bestätigt diesen „kühnen Griff" des Physiologen in den Seckel des Volkes.

Der Handelsminister **Duckwitz**, Senator aus Bremen, von zartestem Körperbau und feiner Gesichtsbildung, den ein Witzbold den Zaunkönig des Ministeriums genannt, hat für den Finanzminister alle Kürze und Trockenheit des Geschäftsmanns, der mit Zahlen und Interessen zu thun hat, aber, wie es scheint, nur im Geschäftsleben; denn aus seinen Augen leuchtet ein weiches Gemüth, welches den Verstand wohl zum Hausgenossen, aber nicht zum Gebieter will, und die milden Linien seiner Gesichtszüge und die Molltöne seiner Stimmen

geben Zeugniß für ein Herz, das weiter reicht als die Wege des deutschen Handels.

Diese deutschen Reichsminister, deren keiner die volle Mannsgröße erreicht, ohne den Zorn der Kleinen, ohne die Eitelkeit der Großen, eine Fünfzahl in unbedingter Einigung und Hingabe, mit der Aussicht auf werkthätigen Undank ohne Lohn, mit Einsetzung ihres Lebens zum Pfand für deutsche Einheit und Freiheit, diese unermüdlichen, treuen, wahrhaftigen Baumeister am deutschen Reiche, umstrudelt von den faulsten Stoffen deutscher Mißwirthschaft, und doch nie entmuthigt, mit der unverkümmerten Hoffnung einer schönen großen Zukunft ihres Volkes, ich gestehe es, diese Männer haben mich in den dunkelsten Stunden dieses Jahres erfreut, erbaut und langathmig gemacht für die geduldige Erwartung einer neuen besseren Zeit!"

Der Kapitän, welcher während meines Redens emsig die Gläser gefüllt, wurde gegen den Schluß desselben schalkhaft wie ein Liebhaber auf einem niederländischen Küchenstück, der heimlich vor der Herrschaft das gebratene Huhn aus der wohlbekannten Mauerlücke holt, und dafür einen Jasminstrauß als beredte Herzenssprache hineinsteckt. „Wie pfiffig ihr Männer von den historisch-politischen Blättern seyd, das begreife nur ich in seinem ganzen Umfange", hub er an, „da ich Gelegenheit hatte, euch ein wenig in die Karten zu blicken, die ihr sonst nicht allzu freigebig herzeigt. Euer Lob und Euer Tadel wechselt wie Licht und Schatten in einer schönen Landschaft. Im Grunde habt Ihr aber rühmend oder zürnend, immer die gleiche Absicht, die Leute zu Eurer Meinung herüberzuziehen, und die Tugend der Unparteilichkeit ist eben nicht Eure größte. Daher muß zu Euren verdienstlichen Schilderungen immer der Advokat des Teufels hinzukommen als spiritus rectificator. In der Regel führt dieses Amt die Allgemeine Zeitung von Augsburg; da sie jedoch im gegenwärtigen Augenblicke gegen den Wiener Aufruhr und Windischgrätz mit der löblichsten Unparteilichkeit beschäftigt ist und die Segel ausspannt zum Vollzuge des be-

rühmten Spruches: victrix causa diis placuit, so kann sie Euch nicht gehörig auf die Finger sehen. Ich will einstweilen für sie eintreten, und zu Euern Ministerbildchen, die meinetwegen ruhig in der Mitte und im Regimente bleiben mögen, einige Staffage im Vordergrund, und rechts und links anbringen.

Ihr kennt das Hôtel Donnersberg am Mainkai zu Frankfurt, oder es ist auch kein Hôtel, kurz ein Ort, wo die Linke eine ihrer Abendniederlagen hat. Dort saßen am vergangenen Freitag bärtige Abgeordnete zehn Uhr Nachts um einen runden Tisch; Schlöffel, der schlesische Besitzer, welcher bei der Zehentablösung so viel verliert und aus lauter Liebe zum Volke doch für die Ablösung ist; Joseph vom jüngsten Gericht, der nie den Mund aufthun kann, ohne eine Blasphemie zu sagen; der Deutschkatholik Schmid von Löbenberg ebenfalls aus Schlesien, vor dessen Rede die Abgeordneten die Flucht ergreifen, als triebe sie ein Engel mit flammendem Schwerte zur Thüre hinaus. Wiesner, der Jude aus Wien, dem keiner nahe tritt, welchem frisches Leben werth ist; Berger desgleichen aus Wien, eine plauderselige, gedankenarme Kreatur, die wie eine Blattlaus im Kelche der Linken sitzt; Mayfeld aus den nämlichen östlichen Regionen, ein junger Spaßmacher mit runden, rothen Backen, Kinderseele in Wort und That von so zweifelhaftem Eindruck, daß man ihm eine Ohrfeige und einen Kuß in einem Athem für sein tolles Geschwätz geben könnte, und dazu noch eine Guirlande von Duodezabgeordneten, die um die Vormänner läuten und klappern wie Schellen am hüpfenden und tanzenden Schalksnarren auf der Leipziger Büchermesse. Sie hatten bereits eine halbe Stunde getrunken und die goldenen Blüthen der Hoffnung, durch die Insolenz des alltäglichen deutschen Lebens zurückgedrängt, öffneten wieder ihre duftreichen Augen und drohten zum Fenster hinauszuwachsen in das Blaue des gestirnten Himmels.

Man war eben an's Vertheilen der Ministerportefeuilles unter dem Herren Vogt, dem Minister der Zukunft, gekommen,

es setzte Streit ab, die Candidaten waren nicht alle unterzubringen, jeder wollte ein artiges Aemtchen unter oder über dem Minister, wenn er nicht Minister selbst seyn konnte. In solcher Aufregung trinkt man oft hastiger, als einem lieb ist; alle Ordnung entwich, die Rathschlagenden rückten einander vor und an die Leiber; Haarlocken flogen im Zimmer umher, Prügel regnete es, die Gläser und Stühle wurden zerschlagen, die Kerzen fielen unter den Tisch, selbst die bekannte Parole: „Danton soll hochleben!" that keine Wirkung mehr. Man trennte sich mühsam aus der Verwirrung und taumelte, sichtbar gerührt über das Unglück des deutschen Volkes, nach Hause. Es war ein eigener Anblick, den andern Morgen die rüstigen Kämpfer zwar etwas verspätet, aber demüthig und friedlich neben einander wie Mahnsteine an den ewigen Frieden durch französische Vermittelung, wie Blum es beantragt, auf den Bänken der Paulskirche sitzen zu sehen. Ein Mann mit einem großen Bart und weißem Halskragen hat mir diese idyllische Scene im Donnersberge vertraut, und weil er eben oft ausschwätzt, so ist er jetzt Abends genöthigt, still daheim zu sitzen und Briefe zu schreiben, um aller Nachtunbequemlichkeit auszuweichen, die Leute mit Recht trifft, welche Mysterien und Orgien der Linken profanen Ohren überliefern. Ich bemerke dieß ausdrücklich, damit man nicht etwa meint, meine Mittheilungen seien nicht ganz verläßlich; ich sage zwar nicht Alles, was ich weiß, aber das Gesagte muß objective Wahrheit haben.

Ueberhaupt kennt man die humoristischen Talente der Paulskirche noch bei weitem weniger, als sie verdienen. Ein süddeutscher Abgeordneter zum Beispiel erhielt von einigen seiner Wähler ein Mißtrauensvotum, weil er in der Schleswig Holstein'schen Frage für die Minister und den Reichsverweser gestimmt hatte, und fast zu gleicher Zeit eine Dankadresse von anderen Wählern für seine Stimme zu Gunsten des abgeschlossenen Waffenstillstandes in dieser Angelegenheit. Er schrieb mit umgehender Post an seine Wählerschaft folgenden Brief wesentli-

chen Inhalts: „Ihr macht die Confusion des allzeit uneinigen deutschen Reiches wo möglich noch größer. Wollt ihr in diesem sinnlosen Zwiespalt und bei euren Einwendungen gegen meine Abstimmungen beharren, so seyd ihr leibhaftige Esel. Schreibt mir, ob ihr's bleiben wollt; dann lege ich euer Mandat nieder, denn Esel senden keinen Abgeordneten in's Parlament, am wenigsten hätte ich Lust, sie hier zu vertreten. Ich wünsche euch heitere Herbsttage und hiemit Gott empfohlen!"

Aus diesem Grunde ist es auch den hiesigen Karrikaturenzeichnern möglich, so überaus geistreich und unerschöpflich an frappanten Bildern zu seyn, weil der Stoff selbst einen unermeßlichen Reichthum bietet und mit jedem Tage wächst anstatt abzunehmen. Besonders ist es Minister Schmerling und sein Gegenfüßler Robert Blum, die schon seit Monaten dem conservativen und radikalen Witze zur Zielscheibe dienen.

Unsere Barrikaden und die Redner der Pfingstweide erinnern mich an ein Abenteuer, das Simon von Trier am 18. Sept. zu Frankfurt mit nicht geringem Herzdrücken überstehen mußte. Die Linke wollte mit den Aufständischen vermitteln, Simon von Trier ward ausersehen, mit einigen preußischen Haudegen an die Barrikaden zu gehen, weil er auf der Pfingstweide so übermenschlich tapfer gekräht und gebrüllt hatte. Als jedoch der Redner in die Nähe des Straßenkampfes kam, sank er zusammen wie ein Mehlsack, der seines Inhaltes baar geworden, ein Preuße faßte ihn beim Nacken und schleppte ihn erbarmungslos an die Stätten, wo die Schüsse krachten, deren Pulverdampf so widerlich auf die Nerven des guten Simon wirkte, daß er alle Besinnung verlor und ganz die Gestalt einer abnormen Fehlgeburt annahm, die man in Spiritus zum ewigen Andenken aufgehängt *).

---

*) Obschon wir nicht zu den zudringlichen Interpellationsräthen gehören möchten, die in unseren Nationalversammlungen ihre Diäten verzehren, so wird uns unser geehrter Freund, Mitglied der Akade-

Da sind die Weiber in und um Frankfurt weit beherzter, in der That mit nachdrücklicher Betonung für eine glückliche

---

wie der Menschenkenner, erlauben, Ergänzungshalber einige andere Thatsachen anzuführen, die ein Licht auf den eigenthümlichen Muth der wüthigen Eisenfresser unserer bartumbuschten Linken werfen, und wie sie die armen Arbeiter als demokratisches Kanonenfutter ansehen, das sie im Augenblicke des Kampfes und der Noth schmählich im Stiche lassen. Da führt z. B. ein Berichterstatter der Karlsruher Zeitung (Num. 286, 5. Nov.) die zornerfüllte Anklage an, welche der todesmuthige Professor Vogt von Gießen in der Reichsversammlung gegen Welker und seinen Collegen geschleudert, daß sie, statt aus ihren Leibern Barrikaden zu machen, sich bei Hofe zur Tafel hätten laden lassen. Allein welchen Muth zeigte denn dieser gelehrte Berserker selbst? Der Correspondent fährt wörtlich also fort: „Am 18. September hat Vogt nicht nur unterlassen, was er hier Andern anempfiehlt, sondern er wagte es nicht einmal, wie ich selbst mit ansah, sich als Parlamentär den Barrikaden zu nähern.“ Man sieht, legen manchmal Wölfe Schafskleider an, so ist der umgekehrte Fall auch nicht selten. Eben so erlaubt sich der bekannte MW Correspondent der Allg. Zeit. bei der Schilderung der jüngsten Kämpfe in Wien folgende tröstliche Bemerkung: „Von unsern Journalisten und Klubbhelden ist keiner gefallen. Das Genie setzt sich nicht gerne den Schüssen und Hieben „„verthierter Sölblinge““ aus, hetzt aber gern jene Hefe des Volks voran, die selten weiß, wofür sie kämpft.“ (Allg. Zeit. Beilage Num. 312, 7. Nov.) Derselbe, nichts weniger als reactionaire Correspondent, beginnt eine andere Schilderung der dortigen Zustände, als der Tag der Entscheidung gekommen, und das verführte und verrathene Proletariat hier wie anderwärts blutete, mit folgender verdrießlicher Apostrophe: „Wo waren gestern am Kampftage die Wühler und Hetzer, welche seit sieben Monaten einer permanenten Revolution das Volk verführt, die revolutionären Leidenschaften der Massen bis zum Paroxysmus gesteigert, und alles dazu beigetragen haben, das Gespenst der Reaction wirklich zu verkörpern? Wo sind heute die Missionäre der deutschen Demagogenvereine? Wo sind die Maul- und Federhelden unserer Klubbtribünen und Gassenzeitungen, welche gestern noch so großartig geprahlt und dem bethörten Volk glauben gemacht, man könnte mit rothen Mützen und wüthenden Declamationen à la Marat und He-

deutsche Zukunft muß ich es anführen, und den Acten der historisch-politischen Blätter dringend empfehlen, es macht sich eine heldenmüthige Stimmung im zarten Geschlechte geltend, die uns weit über den Ruhm der gebildetsten Nation Europas zu erheben verspricht. Als die ersten Schüsse von den Barri-

---

dert Dynastien stürzen, alte geübte Armeen vernichten und neue, wohlgeschulte Heere aus der Erde stampfen? Alle diese Helden verkriechen sich heute kleinlaut und zitternd in die Tiefe des Schlammes, aus dem sie gestern noch so tapfer das Haupt erhoben, um nicht bloß die „„schwarzgelben Aristokraten““, sondern alle Anhänger des gemäßigten Fortschrittes, alle ächten Freunde einer vernünftigen Freiheit mit ihren schmutzigen Verleumdungen zu überschütten. Wir haben uns sorgfältig erkundigt, wo diese Herren in den Stunden der Schlacht gewesen. Nur wenige standen in der Nähe der Barrikaden, keiner hatte Lust, zum Märtyrer für seine Sache zu werden, keiner hatte auch nur ein Tröpfchen Blut für die Octoberrevolution verspritzt. Unsere ultra-radikalen Journalisten waren gestern sämmtlich ultra-conservativ, d. h. sie conservirten ihren theuren Leib, und zeigten bloß, wie Herwegh, eine radikale Kugelscheu. Dr. Tauffenau, der Hauptredner des demokratischen Klubbs, ist nach Ungarn davongelaufen. Füster und Häfner haben sich ebenfalls entfernt. Herrn Robert Blum, den Ehrenhauptmann des freiwilligen Elitencorps, sahen wir heute frisch, wohl und unversehrt, ein lächelndes Silengesicht, im Bierhause. Dr. Schütte war gestern krank und nahm keinen Antheil am Gefecht. Der kleine Dr. Jellinek, der gar zu gern ein großer Mann wäre, wenn ihn nur Jemand dafür halten möchte, war schamlos genug, das Amt eines Polizeimannes zu übernehmen „„zur Ueberwachung der Schwarzgelben und der conservativen Presse.““ Mit diesem Amt ist das kostbare Privilegium verbunden, sich von den Kugeln fern halten zu dürfen und wider die Gegenpartei eine kleinliche Rache zu üben.“ So ist es in Wien, und in Berlin, wo Ruge die Sturmpetition kommandirte, ist es schwerlich anders. Wie lange aber wird sich unser Volk noch von solchen feigen Aufwieglern, deren Hyänengebrüll die deutsche Geschichte mit schmachvollem Meuchelmord befleckt hat, in sein Verderben hetzen lassen?

Anm. d. Red. d. histor.-polit. Blätter.

laden Frankfurts auf die Soldaten fielen, waren alle Dachfenster von den wohlgekleideten Damen besetzt, und jeder Schuß, welcher ein Menschenleben niederstreckte, weckte den Beifall dieser Amazonen. Ich stand in verwegener Annäherung auf der Zeil, wo die tapferen Helden vom Ferdinand Rainer in die enge Gasse anrückten mit einer Heiterkeit, als wär's ein Einzug in die Geburtsgasse der Heimath zu lieben Bekannten. Der Offizier an der Spitze sank am Eingang in die Gasse von einer Kugel aus der Barrikade in den Unterleib. Eine Dame, welche vom höchsten Fenster des gegenüberliegenden Hauses dem blutigen Schauspiele zusah, zog in heller Freude die gelben Handschuhe ab und klatschte mit ihren kleinen Händen lebhaften Beifall. Ein junger Mensch neben mir an einem Laternenpfahl sagte mit edlem Zorn: „Nun sehen Sie einmal diese junge Stadtgans, die über den Fall eines getödteten Menschen frohlocken kann!" „Sie wird es mit den Barrikadenmännern halten?" erwiederte ich. „Bei Leibe nicht!" versetzte der junge Mann, „wie sie unlängst beim Einzug des Reichsverwesers aus Sentimentalität geweint hat, so weidet sie sich jetzt zur Abwechselung am Menschenblute, das auf die Pflastersteine spritzt. Ich kenne sie nur zu gut. Sie hält es mit Niemand, als mit sich selbst, und ernsthaft wird sie nur, wenn ein Tröpfchen Thee auf ihre rothe Brustschleife fällt. Ein eigenes Blut, dieses Frauenblut, man könnte es für Judenblut halten, wenn es nicht nach christlichem Ritus getauft wäre."

Unter solchen Umständen in der zartfühlenden Kaiserstadt Frankfurt fand ich das Wesen der alten Sachsenhäuserin gar nicht mehr auffallend. Sie war keineswegs so gebildet wie Fräulein Sonnenschein und Frau Spätherbst, und ihre lorgnettirenden Schwestern in stets reiner Wäsche. Ihre Runzeln waren so grob und wirklich gerathen wie die Kartoffelhaut, die sie als Bescheidessen mitsammt dem Mehlstoff verzehrt. Aus ihrem protestantischen Jugendunterrichte war ihr nur das Wort „Humanität" geblieben, das nach ihrer Ansicht so viel bedeutete

als: „Aug' um Auge, Hand um Hand!" Als sie daher auf der Leinwandbleiche unweit des Mains die Kanonenschüsse in Frankfurt hörte, zog sie ihre groben Winterschuhe an, die mit Nägeln reich besetzt waren, und als man sie um die Ursache dessen fragte, gab sie kreischend zur Antwort: „Ich denke man hängt jetzt die Minister in Frankfurt auf. Da will ich auch mit bei seyn, und das Hirn aus der Schale treten helfen. Bis das nicht glücklich vorüber ist, kann auf Erden keine Humanität grünen." Es ist wahr, das Mädchen, das neben ihr stand, zitterte bei diesen Worten, und weinte noch Abends über ihre tapfere Tante, aber ohne Beispiel ist diese heroische Frauennatur bei uns keineswegs.

Denn als ich gestern an einem Buchladen der Zeil vorüberging, war der Tod des Fürsten Lichnowsky und des Generals Auerswald in seiner ganzen Gräßlichkeit zur Augenweide des Volkes, wie es hinter Zitz, Schlöffel und Blum steht, in einer Lithographie ausgestellt. Eine alte Bettelfrau mit einem schmutzigen Knaben, dessen Kopf eben so dick als sein übriger Körper schmächtig war, amüsirte sich an diesem köstlichen Bilde und erläuterte mit ihrem langen dürren Zeigefinger den überreichen Schmaus der interessanten Scene. Auerswald lag bereits zusammengesunken im erborgten Schlafrocke mit der tödtlichen Wunde durch den Leib, und das Blut quoll stromweise über seine Brust. „Der hat's gekriegt, stehst du," sagte die Alte mit funkelndem Auge, „Gottlob, wieder ein falscher Teufel weniger auf Erden!" Bei diesen Worten küßte sie den schmutzigen Knaben leidenschaftlich und flüsterte: „Kätzche! nimm dir's zu Herzen!" Lichnowsky wehrte sich unter den Händen bärtiger Turner und Sensenmänner, obgleich das Blut bereits über sein Gesicht rieselte. Er trug noch seine weißen Handschuhe als wollte er harmlos in eine Abendgesellschaft gehen, dieser edle ritterliche Mann, vor dessen Jugend, Kindlichkeit und Wohlwollen für alle Menschen selbst eine grimmige Tigerkatze zurückgewichen wäre. Hinter ihm spannt ein Räubergesicht mit kaltem Blute das Gewehr, um ihn durch den Rückgrath zu

schießen, während die Mordgier Aller Augen feurig verklärte wie das Thranlicht die Gesichter der Banditen in einer Grotte der norwegischen Meeresküste. „Schätzche!" brummte die Alte, „wie gefällt dir dieses Gesicht? So ein appetitliches Morde ist mir noch nie vorgekommen. Schade, daß ich nicht auch dabei war. In dieses kußliche Gesichtche hätte ich gar zu gern meine Nägel eingehackt. Nun hat das rothe Lippenpaar süße Ruhe vom Lästern auf die Linke!" Und ein grausenhaftes Wohlgefallen spielte bei diesen Worten um die humane Bornheimerin, welche eine Reihe verwitterter Zähne bleckte, die ich in meinem Leben nie vergessen werde. Der Knabe war entzückt über die liebenswürdige Großmama, und wickelte sich in ihre braungestreifte Schürze mit dem angelernten Refrain: „Wieder ein Preuße todt, das mindert die deutsche Noth!" Dieser Spruch fiel gerade auf den Tag, wo die Paulskirche die Zerreißung Oesterreichs für einen Kaiser aus dem Hause Hohenzollern dekretirte. Ich war abermals auf eine halbe Stunde in der Reichsversammlung, da mein Schiff zufällig einer Reparatur bedurfte und einen Tag über die festgestellte Frist stille liegen mußte. Wie leicht man über diese Lebensfrage deutscher Einheit und Kraft hinauskam, mag Ihnen folgender Umstand beweisen.

Während Heinrich von Gagern für Oesterreich sprach, las der mir zunächst sitzende Abgeordnete, ein blasser düsterer Mann mit einem gestutzten schwarzen Barte und einer frühzeitigen Glatze auf dem Scheitel in Rochow's Kinderfreund Theil I. Seite 99, das Kapitel „der Taschenspieler und Bauer" in so andächtigem Behagen, daß ich seine mystische Sammlung nicht genug bewundern konnte. Als er an die Stelle kam, wo der Bauer dem hungrigen Taschenspieler ein Stück Brod schenkt, legte er das Buch auf die Bank und sagte: „Wir haben unsere Diäten, und damit Punktum!" und als Gagern unter rauschendem Beifalle endete, klatschte er mit, und sagte kalt: „Das geht nicht! ich stimme mit Waitz und Konsorten, so haben wir's im Kasino ausgemacht. Man muß konsequent bleiben."

Der Kinderfreund lag noch vor ihm, und zeigte das Titelblatt in schlechtem Holzschnitt, worauf ein Elephant ruhig in die Welt blickte mit dem Ausdruck von Verstand und Ueberlegung, die man diesen Thieren zuschreibt. Ueber ihm stand ein Baum, auf dem ein Affe saß, gefräßig an einem Apfel nagend, mit der possierlichsten Konsequenz, die man nur beim Affengeschlecht in solcher Vollkommenheit und Güte antrifft. Ich hatte bei diesem Anblick einen unbeschreiblich frechen Gedanken, welcher den üppigsten Wuchergewächsen dieser Art bei Schmid von Löbenberg und Wiesner von Wien wenigstens sehr nahe kam, und einen Frechheitsausschuß zu seiner Züchtigung wohl verdient hätte. Ich sprach ihn nicht aus, weil originelle Einfälle von einiger Schärfe auf dem feigen Erdboden keine dankbare Stätte finden. Aber der Affe und seine Aepfeldiäten werden mir noch lange vor der Seele stehen, und den Kinderfreund, den der Kaplan Andreas Winter zugeschnitten und mundsam gemacht, habe ich mir zum ewigen Andenken nach dem Vorgange der ewigen Zeiten für die Verbannung der Jesuiten in der Paulskirche selbst angeschafft als Sorgengift und Friedenstifter in dieser schreibseligen Zeit. Und da man in München, wo erwiesener Maßen viel elegante Boßheit gegen Frankfurt und die Paulskirche besteht, glauben möchte, meine Frankfurter Bemerkungen seien übertriebene poetische Fiktionen, so erkläre ich ausdrücklich, daß ich nur das erzählte, was ich selbst mit meinen eigenen Sinnen wahrgenommen habe.

Denn ich bin nicht der geniale Doktor Hobes von Bornheim, welcher am Morde des Fürsten Lichnowsky nach einigem Wortgezänke feige vorüberging, und sodann von seinem Hause in Bornheim aus die Mordgeschichte per actionem in distans in halbstündiger Entfernung als Augenzeuge beobachtete und in der Allgemeinen Zeitung einen Bericht erstattete über die Jesuiten und Aristokraten, welche am Meuchelmorde Schuld waren, weil der scharfäugige Doktor Hobes in seinem Lehnstuhl in Bornheim seine Herzensgedanken in blutrother Vision geträumt hatte. Lichnowsky hatte Recht, wenn er sich noch

kurz vor seinem Tode über diesen windigeiteln, plauderhaften Bornheimer-Visionär bitter beklagt hat. Sie sehen also, unsere Reichsminister haben wenigstens Stoff genug zur Erprobung ihrer Kraft und ihres Muthes in der Begründung eines einigen und großen Deutschlands."

Wir hatten während dieser lebhaften Aeußerungen des Kapitäns gar nicht einmal bemerkt, daß unser Schiff wieder flott geworden, und dem Dorfe Hochheim gegenüber in den Rhein einfuhr, bei dessen Anblick alle deutschen Gedanken kühner und alle Herzen weiter werden. Der hessische Offfzier hatte bei den mit eisernen Nägeln beschlagenen Schuhen der Sachsenhäuserin sein volles Weinglas, das bereits das Vorgebirge seines Kinns glücklich umsegelt, auf den Boden fallen lassen, und trippelte unruhig auf den Scherben mit seinen bespornten Stiefeln umher, denn tapfere Krieger begreifen solche Verthierung der Menschen im schönsten Theile Deutschlands am wenigsten. Ich wollte nach meinem Vorsatze aussteigen und meinen vieljährigen Freund Ludwig Rosenberg in Hochheim besuchen, der mich zu einer Traubenkur auf seine sonnenbestrahlten Hügel eingeladen hatte. Aber es war nicht loszukommen, der Offizier umfaßte mich von vorn und der Kapitän hinten am Halskragen, ich mußte versprechen mit ihnen nach Mainz zu fahren, das in seiner herrlichen Stromseite glänzend vor unseren Augen lag. Die Schiffbrücke zwischen Kastell und Mainz öffnete sich zur Durchfahrt und wir legten uns mit unserem Dampfer glücklich vor den rheinischen Hof an's Land. Es war ungefähr 11 Uhr Vormittag. Das gebildete Volk des größtentheils katholischen Mainz strömte den Rheinkai entlang nach dem ehemaligen kurfürstlichen Pallaste, welcher aus seinem Verfall als Kommunalgebäude wieder erstanden ist mit allen Schnörkeln des Zopfstyls. Es hatten sich nämlich daselbst unter dem Vorsitze des Hofrathes Buß aus Freiburg Mitglieder und Abgesandte aller katholischen Vereine Deutschlands zusammen gefunden, um sich auf der Grundlage des rheinländischen Piusvereins im Gegensatze zum Gustav-Adolfverein als große

katholische Association Deutschlands zu konstituiren. Aus Schlesien, Berlin, Tirol, Limburg, Münster, Danzig und andern weitentlegenen deutschen Gauen hatten sich Abgeordnete hier vereint, und hielten am Tage unserer Ankunft ihre zweite öffentliche Sitzung, welche durch die Theilnahme vieler Mitglieder der deutschen Reichsversammlung aus Frankfurt verherrlicht war,

Ich trat mit meinen beiden Freunden gegen halb 12 Uhr in den Saal. Dieser bildete ein längliches Viereck auf korinthischen Wandsäulen, welche eine mit Eisengittern geschützte Gallerie trugen, um die sich im langen Gewinde grüne, rosendurchflochtene Kränze schlangen, und ungemein frisch und lieblich die ungeheure Volksmenge zu einem großen Ganzen verbündeten. Während den hintern Saalraum Menschen aus allen Ständen einnahmen, hatten sich im vorderen größtentheils Priester und Sendboten aus allen Gegenden Deutschlands niedergelassen, den Bischof Kaiser von Mainz an der Spitze, gerade der Tribüne gegenüber, die in zierlicher, tuchbelegter Form unter dem Bilde eines älteren geistlichen Kurfürsten sich erhob, während die weitgeschweifte Gallerie rings mit Frauen aus den gebildeten Ständen besetzt war. Was vielleicht Niemand bemerkte, fiel unglücklicher Weise wieder mir auf. Die Decke des Saales war mit Fresken bemahlt, worin Minerva, Venus und Kupido, Mars und Neptunus ein Karoussel aufführten unter einem Regen von Liebespfeilen, die alle Herzen verwundeten. Wäre ich ein Kind der Zopfzeit, so hätte meine Phantasie den Bezug dieses Plafonds auf die gegenwärtige Stunde, wo tausend Herzen sich in einem Gefühle katholischer Begeisterung zusammenfanden wie von Pfeilen einer erschütternden Zeitbewegung verwundet, leicht herausfühlen können. Aber der Hang zu solchen Allegorien ist nun einmal unweltläufig, und so mußte ich mich mit dem frischen Leben unter der kalten Bildnerei in Rahmen geschnörkelter Stukkaturarbeiten trösten. Noch stand Döllinger aus München auf der Tribüne und setzte mit der ruhigsten Klarheit auseinander, daß, wenn die Katholiken in der Paulskirche nicht Alles erreicht hätten, was

die katholische Welt mit Fug von der Staatsgewalt ansprechen durfte, man doch gestehen müsse, daß die gegenwärtigen Errungenschaften nothwendig zur völligen Unabhängigkeit der Kirche und Schule führen würden. Sein Vortrag floß bestimmt und überzeugend im Bette logischer Entwickelung, mit unerbittlicher Consequenz alle Schaumblasen des Widerspruchs fortreißend, nicht ohne die Artigkeit eines gebildeten Geistes, der im schönen, ausdrucksvollen Gesichte weniger blenden, als den Verstand seiner Zuhörer durch Beweise für seine Aussage gefangen nehmen wollte. Das große Feld des Wissens, welches Döllinger mit universeller Weitsicht beherrschte, sprach Jedermann wohlthätig an. Man fühlte zwar vorzugsweise den großen Theologen heraus, aber einen solchen, der in allen Zweigen der Kirchengelehrsamkeit und profaner Hülfswissenschaften zu Hause war.

Nach ihm trat Förster aus Breslau, Kanonikus der dortigen Metropolitankirche, auf die Tribüne, ein feingebildeter Mann mittlerer Größe, den die katholische Welt aus seinen vortrefflichen Predigten kennt, die er in zwei Bänden herausgegeben. Seine Seele scheint so zartbesaitet, daß sie in jedem Lufthauche dieser Welt wiederklingt, und da die Winde öfter sehr rauh anathmen, so ist der Ton tiefer Wehmuth am Redner verzeihlich. Er stellte sich in seinem Vortrage mitten in den Tumult der Zeit und vermißte mit innigem Herzweh die Versöhnung der widerstrebenden Elemente. Er kann nicht glauben an eine bald fertige Neugestaltung der Kirche und des Staates in vollständig freier Entwicklung, ihm tönt es beständig wie das Rauschen eines Gottesgerichtes, durch welches die Priester gehen müssen für ihre Unterlassungssünden im heiligen Dienste, durch welche die Laien gehen müssen für ihre Lust zu wasserlosen Pfützen, daß die Frechheit des Unglaubens, die Gottlosigkeit der Politik, die Scheinheiligkeit der Kirchlichhalben gezüchtigt, geläutert, vergeistigt werden mit dem Geiste der Einheit, der Liebe, der Brüderlichkeit. Für diese schmerzreiche Restauration der Welt im Gluhtofen der Läuterung kann man

nur beten, leiden, kämpfen, und mit dieser dreifachen Rüstung wird das Kreuz durch die Trübsal sicher hindurchziehen und siegen über alle Heimtücke des Feindes. Im Metall der Stimme des Redners liegt eine süße Melodie, die allgewaltig an's Herz dringt und läutet wie Sonntagsglockenklang, um alle Geister zu wecken für die Ueberzeugung, die aus dem tiefen Grunde des Herzens aufwallt. Ich konnte nicht alle seine Befürchtungen theilen, bin ich doch ein Kind der ewig grünen Hoffnung, singt mir doch aus grellem Mißtone babylonischer Sprachverwirrung die Lerche einer großen Zukunft für meine heilige Kirche. Aber es hätte mich gedrängt, dem Redner mit den Honniglippen an das Herz zu fallen zum Danke für die schöne, volle Gestalt einer gläubigen, gottgeopferten Seele, wenn ich in Mainz, der Heimath des republikanischen Zitz, mein Gefühl hätte laufen lassen dürfen, ohne mißverstanden zu werden. O es gibt auch eine Aristokratie der Bescheidenheit, und Leuten meiner Art wird allzeit bange vor diesen Adeligen ohne Brief und Siegel.

Ihm folgte als Redner sein Gegensatz in der Hoffnung, Freiherr von Ketteler aus Westphalen, armer Leute Pfarrer von Hobst, eine hohe, mächtige Gestalt, mit scharfgeschnittenem Gesichte, auf dem sich furchtloser Thatendrang ausspricht, gepaart mit altwestphälischer Treue für Gott und Kirche, für Kaiser und Reich. An diesem entschiedenen Geiste ist die deutsche Nation in ihrer Gesammtheit, in ihrer Geschichte, in ihrer katholischen Gesinnung noch frisch und lebendig. Luther und Melanchthon, Karl der Fünfte und Napoleon, der Friede von Basel und der feige Pillersdorf sind ihm nur vorübergehende Nebelflecken am schwarzrothgoldenen Schilde des deutschen Volkes. Aus dem Blute des Generals Auerswald und des Fürsten Lichnowsky, aus dem Meuchelmorde Lambergs und Latours keimen die Rosen seiner Hoffnung nur desto üppiger empor, und seine Thränen hängen daran wie Thauperlen des herrlichen Morgens deutscher Freiheit, deutscher Glaubenstreue, deutscher Gesittung. Er trägt das große, muthige,

deutsche Volk mit dem unermeßlichen Frühling seiner Tugenden warm in seiner Seele, und aus dieser Einigung fließt der eigenthümliche Stolz seiner Rede, die in den Errungenschaften der Märztage die Mittel sieht, den Dom der deutschen Kirche auszubauen, früher und herrlicher als den Dom zu Köln. Daher schlug sein Wort mit regelloser Macht in die Zuhörer ein, die nur den Wiederhall ihrer eigenen Herzen vernahmen. Die Redaction der historisch-politischen Blätter fühlt vielleicht den Drang, hier eine dissentirende Anmerkung zu machen, aber ich protestire im Namen dieses Bildes aus dem Leben feierlich dagegen. Wenn ich an den Redner Ketteler denke, so denk ich mir stets einen ganzen Mann, er kann manches Herz in Furcht versetzen, aber er hat ein Recht zu seyn!

Es wurde mir überhaupt im kurfürstlichen Saale der Minerva heiß um die Seele. Diese Männer aus allen Gauen Deutschlands, wie durch Zauberschlag hier vereinigt, im ersten Augenblick bekannt, vertraut, liebevoll verbrüdert, weil Söhne der einen katholischen Kirche, die keine Gränzscheide, keine Nationalität, keine besondere Sprache kennt, von der gleichen Hoffnung getragen zum gleichen Zwecke trotz der verschiedenartigsten Ansichten und Persönlichkeiten, und in diesem mannigfaltigen Ringe kein Mißklang, kein leises Befremden, überall das tiefste Verständniß der Einigung, der Kraft, der Liebesmacht ihres Glaubens — ich gesteh's, es hat mich in meinem Leben nichts so sehr überwältigt, als dieses erste Auftreten der freien Association der Katholiken Deutschlands. Noch eine solche Demonstration für die Paulskirche, und die neunundneunzig Votanten für die Unabhängigkeit der Kirche werden nicht mehr in der Minderheit seyn!

Es traten noch viele Redner auf, fast sämmtlich Abgeordnete der deutschen Reichsversammlung, im freien Vortrage, Osterrath, Oberregierungsrath von Danzig; der Geheimrath Bally aus Schlesien; Ruland aus Berlin, Caplan an der dortigen Hedwigskirche; Baron von Andlaw aus Baden, Professor Beda Weber aus Meran in Tirol; Hartung aus

Köln und Andere, deren Namen mir entgangen sind. Sie fanden bei der zahlreichen Zuhörerschaft die lebhafteste Theilnahme, und die Wirkungen solcher öffentlichen Versammlungen auf das Volk, und insbesonders auf die gebildeten Klassen, werden erst jenen festen Kern katholischer Bevölkerung schaffen, welcher nothwendig ist, um mit vereinter Kraft die Sache unserer religiösen Ueberzeugung zu vertreten. Gestehen wir nur redlich ein, die alte Zeit der katholischen Kirche gab uns allerdings einen gewissen Frieden, dessen zweideutige Vortheile aber weit überwogen durch die Feigheit und Unthätigkeit der Geister, die sich um dieses Friedens willen alle Uebergriffe des Polizeistaates gefallen ließen, und bemüht war, unsere Bischöfe zu Vollstreckern der Kirchenknechtung, insbesonders in Oesterreich und Preußen, zu machen. Diese schmachvolle Zeit ist vorüber, der falsche Friede hat die Maske abgeworfen, der Moment des Kampfes hat seinen Anfang genommen, die schlummernden Kräfte sind aus dem Siebenschlafe aufgerüttelt worden. Die katholische Association des deutschen Volkes wird sie sammeln, läutern, üben und zum Siege führen unter der Leitung jenes heiligen Geistes, der am Pfingsttage alle Völker, alle Sprachen, alle Länder einigte zur Kirche Gottes, welche die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden.

In diesem Sinne hat der Hofrath Buß von Freiburg, welcher der Versammlung des Piusvereins in Mainz präsidirte, gewichtige Worte gesprochen. Ich sah den Mann seit vielen Jahren unserer Studentenbekanntschaft das erste Mal wieder. Aus dem schlanken, freigesinnten Jüngling war eine hochragende Gestalt geworden mit eben so viel Entschlossenheit als stürmendem Drang, der nothwendigen Eigenschaft eines Volksmannes, um auf die Massen zu wirken. Seine rollenden, geistreichen Augen, seine Stimme von eiserner Kraft, der Bilderreichthum seines Ausdruckes geben seinen Reden den Zauber eines tieferregten, machtvoll eindringenden Geistes, und die Gabe der Improvisation, die man in keiner Schule lernt, lockt durch den Reiz der Neuheit und Originalität. Er übertreibt

auch, wenn Sie wollen, das gehört zur Volksberedsamkeit. Wer's mit der sinnlichen Natur des gemeinen Mannes zu thun hat, darf in der Färbung nicht zu wählerisch und sparsam seyn. Der Schlagwörterreichthum ist bei Buß so groß, wie bei der linken Seite der Paulskirche, aber bei weitem naturwüchsiger und frischer. Man fühlt, er hat eine Schule durchgemacht, die ihn erst nach langen Kämpfen auf den heutigen Standpunkt gestellt hat. Er trägt noch die Narben eigner Leidenschaft und die Spuren zerbrochener Spieße seiner Gegner. Und gerade dieses Gefühl der leidenschaftlichen Stürme, die um ihn gebraust und um seine Seele verhängnißvoll gewürfelt, macht ihn interessant, tiefeindringlich. Glücklich, wer noch so reich, so unausgeschöpft auf dem Kampfplatze steht, daß man ihm mehr das Maß im Gebrauche der Hülfsmittel, als die äußerste Anwendung derselben empfehlen muß. Unter seiner einsichtsvollen Leitung wurden in den folgenden nicht öffentlichen Sitzungen die Grundsätze festgestellt, unter denen sich der Piusverein über ganz Deutschland verästen und zu einer Macht erstarken soll, die der Kirche eben so heilsam als dem Frieden der Welt gedeihlich werden muß. Ich war in solchen Gedanken ganz vertieft, als mich Jemand am linken Arm faßte und aus der Betrachtung rüttelte, es war mein Herzensfreund, Ludwig von Rosenberg auf Hochheim. Er nahm nicht bloß mich, sondern auch meine Begleiter, den Kapitän und den hessischen Offizier, für jenen Abend in Anspruch. Wie wir nach Hochheim hinausgewandert, und dort einen der glücklichsten Abende unseres Lebens zugebracht, hoffe ich ihnen nächstens ausführlicher zu berichten, falls Ihre Leser Lust haben, meinen Wanderungen und Landstudien in der Gegend von Frankfurt zu folgen.

XLVII.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Den 7. November 1848.

So gewiß die Blüthe zur Frucht und das Kind zum Manne wird, so gewiß mußte in Wien die Katastrophe eintreten, welche sich seit dem dreizehnten März mit immer steigender Gewißheit als unvermeidlich und nothwendig voraussehen ließ. Wir haben in diesen Blättern die ungeheuren Mängel und innern Schäden des durch die Revolution gestürzten österreichischen Systems ohne Rückhalt und Bemäntelung besprochen. Daß eine Reformation des damaligen Zustandes an Haupt und Gliedern schreiend nothwendig war, kann kein verständiger und redlicher Mensch läugnen, und eben so wenig ist in Abrede zu stellen, daß Jene, welche damals die Reform versäumten oder verhinderten, zum großen Theile die Schuld der Revolution auf ihr Gewissen geladen haben. Darüber ist unseres Wissens kein Streit. Aber eben so gewiß ist es auch, daß, nachdem der siegreiche Aufstand vom 13. März die alteingelebte Gewohnheit des Gehorsams gebrochen hatte, Oesterreich in eine Bahn geworfen war, welche früher oder später nur zu gränzenlosem Verderben und Unheil führen konnte. Vielleicht wäre selbst in den ersten Wochen nach jenem Ausbruche die Wahl zwischen Verbesserung und völligem Umsturze des

Bestehenden noch möglich gewesen. Aber die Nemesis wollte, daß in Folge der österreichischen Staatserziehung die zu jener erforderlichen Werkzeuge und Kräfte nicht vorhanden waren. Eine ununterbrochene Reihe von falschen Schritten und verkehrten Maßregeln Derer, welche sich der Gewalt bemächtigt hatten, diente nur dazu, die junge Saat der Revolution recht zu entwickeln und rasch zu zeitigen; die halb radikalen, halb doctrinären Minister Pillersdorf und Dobblhof öffneten vollends, sei es aus Charakterschwäche und Unfähigkeit, wie diejenigen wollen, die sie am mildesten beurtheilen, oder aus noch üblern Beweggründen, wie ihre Gegner behaupten, der Anarchie Thür und Thor. Im April erhob zuerst die Herrschaft der Klubbs ihr Medusenhaupt, in den glorreichen Maitagen stützte sie sich bereits auf den bewaffneten Pöbel. Seitdem gab es nur eine Alternative für Oesterreich. Entweder der zur Anarchie strebende Radikalismus blieb am Ruder und im unbestrittenen Besitze der Macht. Dann ging die Monarchie der Habsburger ohne Kampf und Widerstand zu Grunde; der Bau, an dem sechs Jahrhunderte gearbeitet, zerfiel in Trümmer, die unfähig waren, ein selbstständiges politisches Daseyn zu behaupten, und das europäische Gleichgewicht hatte seinen Schlußstein und Mittelpunkt verloren. Am letzten Ausgange aus dem Labyrinth dieser Kämpfe stand dann Rußland, als Universalerbe der erlöschenden Weltmacht, welche ihren Beruf in die Stelle des Reiches zu treten, verkannt oder die sittliche Kraft ihn zu erfüllen nicht besessen hatte. Oder, und dieß war der günstigere Fall: jenes Element in Oesterreich, welches von dem Gifte, des auf den Geldfang gewiesenen Industrialismus und der josephinischen Doctrin noch nicht zersetzt war, jenes Element, in welchem sich die alten Traditionen von Treue, Ehre und gesundem Menschenverstande erhalten hatten, — das Heer — entwickelte Kraft und Neigung zu einem Widerstande, welcher der Revolution den Sieg wenigstens streitig machte. — Dieß aber konnte nur zum Bürgerkriege führen, der freilich in solchen Krisen, wie die öfter-

reichische Monarchie sie dermalen zu bestehen hat, bei weitem nicht das größte Unglück ist.

Der weitere Gang der Ereignisse ist bekannt. Nachdem, wider alle menschliche Hoffnung und Erwartung der fünfundachtzigjährige Held Radetzky mit seinen beispiellos tapfern und treuen Truppen die abgefallene Lombardei wieder erobert und den königlichen Verräther Karl Albert, leider! noch lange nicht nach Verdienst, gezüchtigt hatte, kam es in Ungarn zwischen der, der Monarchie treu anhangenden, slavischen Bevölkerung und der ausschließlich magyarischen Partei endlich zum offenen Bruche. Seit Jahrzehnten schon waren die Verlegenheiten, welche die dort hausende Faction der kaiserlichen Regierung bereitet hatte, die offene Wunde der Monarchie gewesen. Dort, wie in andern Ländern, war der Haupthebel zur Verwirklichung der keineswegs uneigennützigen Absichten der Parteiführer ein bis an die Gränze der Verrücktheit gesteigerter, mehr affectirter, als wirklich vorhandener Nationalitätsdünkel, der sich vorzugsweise in der maßlosesten und rohesten Verachtung deutscher Sprache und Sitte kund gab. Das Ziel dieser vieljährigen, immer dreister hervortretenden Umtriebe, die Losreißung vom Verbande der österreichischen Monarchie, legte zugleich das vollgültigste Zeugniß ab für die politische Unmündigkeit der ungarischen Revolutionsmenschen. Lag deren Führern wirklich daran, den Trümmern ihres ringsum von stärkern, weiter verzweigten und hoffnungsreichern Völkern umgebenen, versprengten Finnenstammes das Leben zu fristen, so durften sie sich nicht darüber täuschen, daß dessen Erhaltung an eine unerläßliche Bedingung gebunden war. Die Krone des heiligen Stephan durfte niemals vom Hause Habsburg-Lothringen kommen. Denn nur unter den Fittigen des Doppeladlers konnte sich das alte Ungarn, und nur in ihm eine magyarische Nationalität erhalten. Der erste Schritt aus diesem, durch Jahrhunderte geheiligten Verbande heraus, stürzte Ungarn in den Abgrund des Bürger- und Raçenkrieges.

Wie dieser aber auch enden mochte, Ungarns historische Freiheit und mit ihr die bevorzugte Stellung der magyarischen Nationalität war für immer verloren. Denn entweder siegte Oesterreich, dann konnte es die künftige Verfassung seiner Staaten nur auf der Basis der gleichen Berechtigung und Verpflichtung aller, seinem Scepter unterworfenen Völker ordnen und von der Prärogative der Eroberer dieses Landes und ihrer Nachkommen war keine Rede mehr. Oder die kaiserliche Macht unterlag, dann konnte den südlichen Slaven Schutz und Hülfe nur von Norden kommen, und ehe ein Menschenalter verging, war Ungarn, in Generalgouvernements abgetheilt, ohne Rettung dem „weißen Zaar" verfallen.

Solche, jedem Einsichtigen nahe genug gerückte Blicke in die Zukunft zu werfen, war jedoch die kurzsichtige Leidenschaftlichkeit der ungarischen Revolutionspolitik weder geneigt noch im Stande. Es ist bekannt, in welchem Sinne die von Kossuth und leider auch! von einem Prinzen des kaiserlichen Hauses am 15. März d. Js. nach Wien geführte Deputation das Schicksal Oesterreichs entscheiden half. Das von der Einheit der Monarchie losgerissene Ungarn ging jetzt seine eigene Bahn, und in wenigen Monaten kam, was nicht ausbleiben konnte. Das Nationalitätsprincip kann niemals einseitig zur Basis der innern Politik eines Landes gemacht werden. Je schonungsloser und schneidender eine politische Partei sich zu diesem System bekennt, desto mächtigere Waffen gibt sie jeder andern Stammeseigenthümlichkeit gegen sich selbst in die Hand. So geschah es auch hier. — Die in den nördlichen Comitaten zur misera contribuens plebs herabgedrückte, slavische Bevölkerung hatte in den Königreichen Croatien und Slavonien alte wichtige Freiheitsrechte bewahrt, die sich durch Vernichtung des geschichtlichen Staatsrechts von Ungarn gleichfalls mit dem Untergange bedroht sahen. Von hier aus nahm die, von einsichtsvollen Beobachtern längst vorhergesehene Erhebung des Slaventhums gegen den tyrannischen Uebermuth

der magyrischen Minorität ihren Ursprung. Als in der Stunde der Gefahr selbst der Schein der Gewalt von dem gesetzlichen Stellvertreter des Königs wich und das Steuerruder der ungenügenden Hand des Erzherzog Palatinus Stephan entsank, machte der Advokat Ludwig Kossuth, als Dictator der Magyaren, den Versuch: die Theorie und Praxis Robespierre's in's Halbasiatische zu übersetzen. Die slavische Bevölkerung Ungarns dagegen, welche ihr naheliegendes Interesse nicht minder wie die herrschende Gesinnung des Volkes zur Vertheidigung des Thrones und der dynastischen Interessen trieb, gewann in dem Bannus (Statthalter des Königs von Croatien), Freiherrn Joseph von Jellachich, eine der ausgezeichnetsten Persönlichkeiten unserer Epoche zum Haupt und Führer. So waren die Interessen wie die leitenden Ideen beider Theile in zwei Persönlichkeiten verkörpert, die alsbald zum entscheidenden Kampfe einander gegenübertraten. Daneben mag es als ein furchtbares Wahrzeichen der verzweifelten Lage Ungarns gelten, daß der Mann, welcher vor zwanzig Jahren zuerst den Sprachenkampf in jenem Lande entzündet, und dadurch den lange glimmenden Nationalhaß der Magyaren gegen Slaven und Deutsche zur hellen Flamme angefacht, dann aber die Partei, die er geschaffen, verlassen und sich dem Throne wieder angeschlossen hatte, — Graf Stephan Szecheniy, — zu derselben Zeit in Raserei verfiel und in ein Irrenhaus nahe bei Wien geschafft werden mußte.

Es ist bekannt, daß die, von ihren Orakeln auf eine wirklich Mitleid erregende Weise in die Irre geführte deutsche Journalpresse die eben geschilderten Zustände Ungarns als das Ergebniß eines tief und schlau angelegten, und mit seltener Folgerichtigkeit durchgeführten Planes der Rathgeber des Kaisers darzustellen liebt. Wir sind der entgegengesetzten Ansicht und halten dafür, daß das, was sich in Ungarn begeben, lediglich die Frucht der allmächtigen Natur der Dinge, und ohne, ja zum größten und wichtigsten Theile wider den

Willen des österreichischen Kabinets geschehen sei. Die Ernennung des, mehr dem ältern, gemäßigten, magyarischen Liberalismus als dem slavischen Royalismus zugethanen Grafen Lamberg dürfte die, bis auf die letzte Zeit vor der Katastrophe festgehaltene Absicht des Hofes am deutlichsten ausdrücken. Man wählte einen sonst ehrenwerthen und achtbaren Mann der „richtigen Mitte", weil man bis zum letzten Augenblicke an die Möglichkeit einer Vermittelung und friedlichen Ausgleichung glaubte, die in Wahrheit die letzte und schließliche Entscheidung doch nur hätte hinausschieben können. Was seitdem geschehen — die kannibalische Ermordung dieses kaiserlichen Bevollmächtigten, die Verpflanzung des ungarisch-slavischen Bürgerkrieges in die Mauern von Wien, die erkaufte Schilderhebung dieser Stadt gegen den Kaiser und das über die kindisch-leichtsinnige Residenz hereinbrechende grausenvolle Strafgericht — dieß Alles lag sicherlich außerhalb aller und jeder menschlicher Voraussicht und Berechnung. Den Rathgebern des Kaisers wird ohnehin Niemand das Wagniß eines derartigen Plan zutrauen, und auch der Revolution dürfte es dießmal ergangen seyn wie so häufig: ihre Adepten haben die Folgen der Folgen ihrer Schritte nicht berechnen können, und ihren Idealen und Entwürfen, ohne es zu wissen und zu wollen, mit eigener Hand ein frühes Grab gegraben.

XLVIII.

Die wühlerische Hetzerpresse und der Verein für constitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit in München.

Wenn in Zeiten stürmischer Bewegungen die gesetzlichen Behörden im Kampfe gegen ungesetzliche Angriffe zu erliegen drohen, dann ist es die Pflicht aller, denen das Wohl des Vaterlandes, seine Freiheit, sein Frieden und sein Wohlstand am Herzen liegt, das gefährdete Ansehen der Gesetze durch ihren Beistand zu stärken. So sehen wir in dem freien England, wenn seiner Verfassung von irgend einer Seite durch Aufruhr Gefahr droht, wie Tausende und Tausende Hand in Hand mit den Behörden den Aufwieglern und Verführern entgegentreten, und die gemeine Freiheit gegen die eigenmächtigen Friedensbrecher schirmen. Diesem freien Bürgermuthe, diesem unerschütterlichen Rechtssinne, diesem Geiste männlicher Selbstbeherrschung und weiser Mäßigung seiner Söhne verdankt es Großbritannien vorzüglich, daß es mitten in den verheerenden Revolutionsstürmen der Gegenwart einer wohlgesicherten Ruhe genießt, daß sein Handel und seine Gewerbe im Schatten des innern Friedens blühen, während seine Macht, wie keine andere, nach außen überall geehrt und gefürchtet wird.

Wenn es in unserem deutschen Vaterlande leider anders ist, wenn statt Freiheit und Wohlstand eine verderbliche Anarchie immer frecher ihr Haupt erhebt, so trägt der Mißbrauch, den eine zügellose Preßfrechheit mit dem theuersten Gute bürgerlicher Freiheit, mit der Preßfreiheit treibt, gewiß einen großen Theil der Schuld daran. Keine fremde Ueberzeugung, kein göttliches und menschliches Gesetz achtend, setzt diese wühlerische Presse Jeden auf ihre Proscriptionslisten, der nicht zu ihrer Fahne des Umsturzes schwört; sie bedroht ihn mit Katzenmusiken und Krawallen, und der Meuchelmord von den Händen rasender Kannibalen wird dem zum Lohn, der nach bestem Wissen und Gewissen seinem Vaterlande gedient und es gewagt, ein freies männliches Wort dieser fluchwürdigen Zügellosigkeit entgegenzusetzen. Immer hetzend, immer wühlend und ziel- und rastlos gleich einem fluchgetroffenen Kain vorwärtsstürmend, säet sie Zwietracht unter den verschiedenen Ständen aus, lähmt sie die Behörden durch giftige Verdächtigungen, verhöhnt sie die Religion und ihre Diener, verlockt sie das Militair zum Treubruch, und während sie als ehrlose Schmarotzerin den Leidenschaften und Gelüsten der arglosen Menge schmeichelt, ihre Unerfahrenheit mit trügerischen Hoffnungen aufstachelt, hält sie den blutigsten, unseligsten Zeiten der ersten Revolution ihre Lobreden. So folgt Aufregung auf Aufregung, Krawall auf Krawall; mit dem vernichteten Vertrauen und dem zerrütteten Wohlstande lösen sich alle Bande, und das Ziel dieses Treibens ist nicht Freiheit und Völkerglück, sondern blutige Anarchie, Bürgerkrieg und wilde Barbarei, in die sie unser Vaterland zurückzuwerfen droht.

So trägt an dem ungeheuren Unglück, welches über Wien hereingebrochen, diese Hetzerpresse der Demagogen und Volksverführer keinen geringen Theil der Schuld, und ihr Gift ist es, welches die Zustände von Berlin täglich verschlimmert. Auch bei uns in Bayern hat sie ihr unheilvolles Werk begonnen und täglich mehren sich ihre Erzeugnisse und Organe, die an allen

Straßenecken dem armen arglosen Arbeiter angeboten werden, der sich für seinen sauer verdienten Kreuzer statt nährendes Brod zerstörendes Gift kauft.

Noch schützt kein strafendes Gesetz unser Volk gegen die Verführungskünste und Aufreizungen dieser Freiheitsschänderei. Unsere Behörden wagen es nicht, auf Grund des Verbotes gegen den Hausirhandel, gegen den Schmutz dieser aufwieglerischen Straßenliteratur einzuschreiten, während jedes Wort freimüthiger Warnung mit frecher Hand von den Mauern herabgerissen wird und der Verkauf wohlgesinnter Schriften nicht selten durch Drohungen und Beleidigungen gehindert wird.

Diese Uebelstände, die uns mit dem Schlimmsten bedrohen, haben eine allgemeine und tief gefühlte Entrüstung durch das ganze Land und alle Stände, denen Freiheit und Fortschritt, Religion und Gesetz, Frieden und Wohlstand des Vaterlandes theuer sind, in steigendem Maaße hervorgerufen. Die Mitglieder des Vereines für constitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit haben daher wiederholt in ihren jüngsten Versammlungen diese Lebensfrage zum Gegenstand ihrer Besprechung gemacht. Mehrere aus ihrer Mitte ergriffen das Wort, Männer der verschiedensten Stände; alle machten ihrer Entrüstung über diesen verderblichen Unfug, wie sie ihn im täglichen Verkehr kennen gelernt, aus voller Ueberzeugung Luft. Niemand dachte daran, die Censur zurückzurufen, um so tiefer aber wurde von jedem die Nothwendigkeit gefühlt, die Freiheit gegen ihren Misbrauch zu schirmen und der Preßfrechheit, dieser geistigen Branntweinpest, durch den Richterspruch der öffentlichen Meinung entgegenzutreten. Die Sprecher wiesen darauf hin, wie es die Pflicht aller wahrhaft Freisinnigen sei, nicht mit ihren Mitteln Blätter zu unterstützen, die das Vaterland nur in Verwirrung und Unglück stürzen können und nicht nur der Religion und der constitutionellen Monarchie, sondern auch aller bürgerlichen Freiheit und Ordnung das Grab bereiten würden. Ihre Worte

verhallten nicht vergeblich. Viele Mitglieder gaben sich als Männer das Wort, Flugschriften und Blätter dieser radicalen Hetzerpresse weder zu kaufen, noch ihnen Inserate mitzutheilen. Sie sind überzeugt, hiemit eine heilige Pflicht gegen ihr Vaterland erfüllt zu haben und hegen das Vertrauen, daß auch solche, die dem Vereine nicht angehören, ihrem Beispiele folgen werden, damit die kaum errungene Preßfreiheit nicht durch diesen Mißbrauch vernichtet oder in Gift verwandelt werde. — Soweit die Mittheilung aus jener Versammlung; wir dürfen unsern Lesern in allen Theilen von Deutschland erst nicht sagen, daß wir von ihnen die gleiche Erwartung hegen. Sie werden, eine lange Versäumniß gut machend, durch die That beweisen, daß wir uns hierin nicht getäuscht, damit nicht der Fluch der Nachwelt ob der Giftsaat, die sie gehegt, ihr Andenken treffe.

XLIX.

Zur politischen Amnestiefrage.

Als jüngst in der badischen Kammer die zu ertheilende Amnestie hinsichtlich der Theilnehmer der verschiedenen republikanischen Freischaarenzüge verhandelt wurde, konnte jener Partei der Kammer, die mit dem frechsten Aufruhr und verderblichsten Friedensbruche fort und fort liebäugelt und Hecker den edelsten der deutschen Männer nennt, keine Amnestie weit genug seyn. Daß Volk und Land durch solche Straflosigkeit zu Grunde gehen müssen und alle Bande sich lösen, das kümmert sie wenig. Als einen Beleg, welch blutlechzende Sprache ihrer Seits die Presse der rothen Republik, für die man Amnestie verlangt, rede, und welcher Art die Brandschriften seien, die sogenannte Demokraten von der freundnachbarlichen Schweiz nach Deutschland herüberschleudern, las Staatsrath Bekk ein Flugblatt vor, das eben jetzt von dort verbreitet wird. Es führt den Titel: „An die elenden Brudermörder und an die braven republikanisch gesinnten Soldaten in Baden.“ Darin kommen wörtlich folgende Stellen vor:

„Jeder Bissen Brodes, den ihr esset, sei ein Gift, das euch die Seele in dem Leibe zerstöre. Nicht eine bloße Redensart soll Dieß seyn. Weib, nimm Arsenik und Blausäure, und

vergifte ihnen ihre Speise und ihre Getränke. Mann, greif zu Dolch und Schwert, und kehre es in ihren Eingeweiden um."

„Sobald einer von diesen schlechten Vater- und Brudermördern wieder zurück in seine Heimath kommt, so schießt ihn nieder, ihr braven Bürger, bei Tag oder bei Nacht und Nebel, wo ihr die beste Gelegenheit habt. Die Zeit wird kommen, wo an jedem Baum des Feldes einer von euch verfluchten Vater- und Brudermördern hängen wird. Das sagen wir euch, ihr Hundeseelen, ihr Hundesoldaten, ihr Vater- und Brudermörder."

„Euer Fahneneid, worin ihr Treue dem Fürsten geschworen habt, zu welchem ihr aber gezwungen worden seyd, ist null und nichtig, und nur ein Schaafskopf wird ihn halten."

„Ihr Bürger aber, schließet Freundschaft mit diesen republikanisch gesinnten Soldaten, pfleget sie besser mit Speise und Trank, und laßt ihnen eure ganze Liebe angedeihen. Die andern aber verachtet wie schäbige Hunde. Mit diesen republikanischen Soldaten müßt ihr eure Pläne machen, wie von den andern die Kanonen und Gewehre können genommen werden, wie die Offiziere wegzuschaffen sind, und wie die Brudermörder können gehängt werden. Nur ein Narr wird noch diesen feigen Buben, seinen Offizieren, Gehorsam leisten."

„In Wien und Ungarn gingen ganze Regimenter republikanisch gesinnter Soldaten zum Volke über. Den Latour und Lamberg haben sie aufgehängt, und mehrere Generäle und viele Offiziere erschossen, und so müssen auch wir es machen mit unsern Ministern, Generälen und Offizieren."

Staatsrath Bekk schloß mit der Bemerkung, daß bei derlei teuflischen Erscheinungen an eine Beruhigung und an eine allgemeine Amnestie wohl nicht gedacht werden könne.

Allein was erwiedern die Advokaten der Rothen, die Recht und Gesetz gegen solche blutdürstige Tyrannei vertreten und den Landfrieden wahren sollten? Ein gewisser Herr Lehlbach entgegnet mit der bekannten unerschütterlichen Schamlosigkeit dieser Seite: „Was Staatsrath Bekk so eben verlesen,

habe ihn ganz kalt gelassen, indem er dieses Flugblatt, wie noch so viele andere, als ein solches betrachte, welches von der Rückschrittspartei verbreitet worden." — Schade, daß Lehlbach nicht also fortgefahren hat: „daß es aber diese teuflische Rückschrittspartei war, welche dieses Flugblatt in unser Vaterland einschmuggelte, davon, meine Herren! bin ich eben so fest überzeugt, als es mir für ausgemacht gilt, daß Gagern, Auerswald, Lichnowsky, Latour und Lamberg ebenfalls von Niemand anders, als von dieser Reaction ermordet wurden, in der teuflischen Absicht, die Partei des Fortschrittes in Mißcredit zu bringen. Führte die rothe Presse in Wien zur Zeit der Aula, führte sie in Berlin und Breslau, in Paris und Mailand auch dieselbe Sprache, so ist dieß ein neuer Beweis, meine Herren! wie sehr wir gegen diese Reaction auf unserer Hut seyn müssen, die sich überall einzuschleichen weiß. Beschließen sie also den Dank des Vaterlandes und eine jährliche Pension allen Heckerlingen, und strafen sie unnachsichtlich an Leib und Gut diese ruchlose, wühlerische Reaction, die in ihrem jesuitischen Fanatismus selbst den Meuchelmord nicht scheut, um zu ihrem verbrecherischen Ziele zu gelangen. So lange dieses nicht geschehen, werden wir keinen Frieden und keine Ruhe in Baden haben; und nur so werden wir uns vor den Zeiten der Assignaten, der Permanenz der Guillotine, Staatsbankerott, fremder Besatzung, Proletarier-Aufständen, vor endlosem Bürgerkrieg und der Propaganda nach außen, in Summa vor Plünderung, Raub und Mord, Noth und Elend bewahren und unter dem Schatten der blutrothen Republik einem Zeitalter des Friedens, der Freiheit und des Glückes entgegengehen:

„Wenn ihr die Lehren treu bewahrt,
Gewißlich ihr zum Teufel fahrt.
Doch dieses, hoff' ich, glaubt ihr nicht,
Weil es der Eulenspiegel spricht."

L.

Die Grundübel unserer Zeit und ihre Heilung.

(Gedanken, veranlaßt durch die Broschüre Paul Braters über die Reform des Erbrechtes zu Gunsten der Nothleidenden.)

Der Verfasser benannter Schrift hat sich die verdienstliche Aufgabe gesetzt, für die gegenwärtigen bedrohlichen socialen Uebelstände ein Heilmittel aufzufinden. Er glaubte dieses in einer vollständigen Umgestaltung der bisherigen Form des Erbrechtes gefunden zu haben.

Wir empfehlen dem Nachdenken unserer Leser diese weitgreifende Frage, die in mancher legislativen Kammer zur Berathung kommen wird, und lenken darum ihre Aufmerksamkeit auf diese, in vieler Beziehung interessante Schrift. — Wenn wir uns einige Bemerkungen, theils ganz allgemeine, theils aber auch specielle darüber erlauben, so geschieht es nicht in der Absicht, bloß zu kritisiren, sondern vielmehr in der guten Meinung, auch unsererseits zur Lösung der großen politischen und socialen Fragen etwas beizutragen. Der Raum dieser Blätter erlaubt uns jedoch nur Andeutungen.

Wir lassen unseren Bemerkungen einen ganz gedrängten Auszug der Ansichten des Verfassers vorausgehen.

Die Hülfe gegen die socialen Gefahren der Gegenwart

und Zukunft, namentlich mit Hinblick auf Deutschland, erblickt derselbe in einer besonderen Fürsorge für die Bedürfnisse des vierten Standes, besonders jener Klasse desselben, welcher nicht die Fähigkeit, wohl aber die Mittel zum Erwerbe fehlen. Hieher zählt er alle Staatsangehörigen, welche weder einen ausreichenden Grundbesitz, noch ein genügendes Betriebskapital haben.

Zur Herbeischaffung der nöthigen Hülfsmittel für diese Hülfsbedürftigen reiche eine, auch noch so gesteigerte Einkommensteuer nicht aus; ein mächtiges, eingreifendes Mittel sei dagegen die Umgestaltung des Erbfolgerechts zu Gunsten der Nothleidenden.

Zur Rechtfertigung seiner Theorie läßt der Verfasser die Behauptung vorausgehen, daß in gegebenen Fällen ein Eingreifen der Staatsgewalt in die Rechte Einzelner nicht nur bloß Recht, sondern sogar Pflicht sei; er sucht dann nachzuweisen, daß insbesondere hinsichtlich des Erbrechts ein mächtigeres Eingreifen des Staats als bisher stattgefunden, weniger als in andern Fällen z. B. Expropriation, eine Beeinträchtigung der Rechte Einzelner sei.

Diesen allgemeinen Ansichten folgt hierauf die eigentliche Entwickelung der Idee des Verfassers, „dem Proletariat nämlich, ein Erbrecht, welches er dessen Pflichttheil nennt, auf das Vermögen der Staatsbürger einzuräumen."

Die Intestaterbfolge wäre in Zukunft nur noch bis und mit der Parentel des Urgroßvaters anzuerkennen; so daß Verwandte entfernterer Parentelen kein Erbrecht mehr besitzen. Der Erbfond des Proletariats würde hier alleiniger Erbe seyn. Allein auch in den Parentelen, wo eine Intestaterbfolge stattfindet, wäre dem Proletariat ein Anspruchsrecht auf einen Pflichttheil einzuräumen.

Dieser würde nun größer oder geringer seyn:

1. je nachdem der Erbe
   a. Descendent oder Ehegatte,
   b. Ascendent, Bruder, Schwester,

c. Neffe oder Nichte,
d. Oheim oder Tante,
e. ein entfernter (doch die urgroßväterliche Parentel nicht überschreitender) Verwandter ist;

2. ob der Nachlaß bedeutend oder minder bedeutend;
3. ob der Erbberechtigte reich, wohlhabend oder unvermögend;
4. ob er der einzige Erbberechtigte ist, oder eine geringere oder größere Anzahl von Miterben hat.

Es wäre hiebei ferner ein Minimum des Nachlasses anzunehmen, bei welchem das Recht des Proletariats auf seinen Pflichttheil begänne und sodann eine Scala aufzustellen, nach der dieser Pflichttheil, je nach Verhältniß näherer oder entfernterer Verwandtschaft, größeren oder kleineren Vermögens, überhaupt nach Verhältniß der so eben angegebenen Rubriken, größer oder geringer würde.

Um sodann zu verhüten, daß solche gesetzgeberische Verfügungen hinsichtlich der Erbrechte des Proletariats bei der Intestaterbfolge nicht durch testamentarische Verfügungen umgangen werden, müßten sie nothwendig auch auf die testamentarische Erbfolge ausgedehnt werden, und zwar nach gleichen Grundsätzen, wie bei jener.

Hinsichtlich der Legate (Vermächtnisse) so hält der Verfasser dafür, daß hierin das Verfügungsrecht des Vermächtnißgebers auf gewisse Prozente seines Vermögens, welche man aber nicht von der Erbsumme der Erben, sondern vom Pflichttheil des Proletariats in Abzug zu bringen hätte, zu beschränken wäre.

Von dieser Umgestaltung des Erbrechts nun erwartet er die Heilung der socialen Uebel der Zeit. — Der Staat, so raisonnirt er, kommt dadurch in Besitz ungeheurer Summen, welche zu Gunsten des Proletariats zu verwenden sind; er bekömmt so die Mittel in Handen, für den Unterhalt arbeitsunfähiger Armen zu sorgen, Kreditkassen für den Handwerker, Bauer, Fabrikarbeiter, Taglöhner zu errichten, Auswanderung

und Colonisation zu ermuntern, und in Fabrikgegenden die gemeinsame Haushaltung durchzuführen. — Es würde diese Umgestaltung des Erbrechtes noch die weitere wichtige Folge mit sich ziehen, daß sie mit der Zeit eine Ausgleichung des Besitzes herbeiführte, indem sie die großen, in Handen Einzelner liegenden Besitzthümer verminderte, die Zahl der Besitzenden aber immer mehr vermehrte.

I.

Nachdem wir den Grundgedanken des Verfassers wiedergegeben haben, gehen wir zur Lösung der Aufgabe über, die wir, veranlaßt durch dieses Schriftchen, uns gesetzt haben.

Zur Verständigung erklären auch wir uns mit der Ansicht des Verfassers vollkommen einverstanden, daß eine großartige Krisis dem gesellschaftlichen Verbande in Europa bevorstehe, wenn nicht durch genügende Mittel derselben vorgebeugt wird. Wer könnte noch jetzt hierüber sich täuschen, wenn er auf das Meer der in Aufruhr gerathenen Elemente hinblickt, und die große zum Theil infernalische Kraft derselben erwägt?

Ueberall daher das Gefühl, wie die Zeit dränge, daß man nach den Mitteln sich umsehe, welche dem Ausbruche der Krisis vorzubeugen im Stande sind. Diese Mittel können nun vorzüglich zweierlei Art seyn; es kann Rath und Wahl auf solche fallen, welche zwar nicht das Grundübel heben, doch hemmen, den Ausbruch für einige, vielleicht für längere Zeit hemmen. — Daß es höchstes Gebot der Staatsklugheit sei, solche zu ergreifen und anzuwenden, darüber darf wohl kein Zweifel laut werden. — Immerhin aber ist mit solchen das Uebel nicht heilenden, sondern seinen gewaltsamen Ausbruch nur auf einige Zeit verschiebenden Mitteln nicht geholfen; es frägt sich daher immer und lohnt sich der Mühe zu fragen, ob es keine Mittel gebe, keine in Aussicht stehen, die zu einer gründlichen Hebung der Gefahr benutzt werden könnten.

Die Frage nach den Mitteln zur gründlichen Heilung der vorhandenen socialen Uebel hängt von der Beantwortung der weiteren Frage ab, wo diese Uebel ihren Sitz haben. — Wir dürfen nicht erst bemerken, daß wir es für eine unselige Täuschung halten, wenn man den Sturm, welcher an der europäischen Gesellschaft rüttelt, für ein bloßes vorübergehendes, zufälliges sogenanntes revolutionäres Fieber halten würde, welches durch Anwendung äußerer Gewalt am leichtesten gebändigt werde. — Wahrlich, eine innere, die Eingeweide des Körpers zerwühlende Krankheit kann nicht mit äußerem physischem Drucke geheilt werden; an einer solchen, innerlich zerstörenden Krankheit leidet aber der gesellschaftliche Körper von Europa.

Wir müssen es ferner als einen Irrthum bezeichnen, wenn man die Ursache der Krankheit unserer Zeit bloß oder sogar auch hauptsächlich in dem kolossalen Mißverhältniß des Besitzes und Vermögens sucht. Dieses Mißverhältniß ist allerdings eine Krankheitsursache, allein es ist nicht die einzige, auch nicht die wesentlichste.

Wo aber ist oder sind denn die wahren Grundursachen des Uebels?

Wir wollen mit Freimüthigkeit die Antwort auf diese Frage geben.

Eine der wesentlichsten Ursachen der Wehen unserer Zeit liegt

in der veränderten politischen, socialen und sittlich religiösen Haltung der Städte.

Bevor wir diese unsere Behauptung mit einigen Gründen unterstützen, heben wir vorerst eine Thatsache heraus, welche tagtäglich sich jetzt vor unseren Augen wiederholt, die Thatsache nämlich, daß der Kampf gegen die sociale Ordnung Europas am gleichen Herde stattfindet, von wo der Kampf gegen die politische Ordnung ausgegangen ist — von den Städten. — Wenn fieberisch revolutionäre Bewegungen hie und da auf dem Lande sich kund gaben, so blieben sie doch bis zur Stunde

vereinzelt, und mögen ihre Ursache theils in der Anziehungskraft haben, welche eine politische und sociale Strömung in einem Theile des Volkes auf den anderen ausübt, theils dann auch in dem Vorhandenseyn von mehr oder minder drückenden Uebelständen. Solche Erscheinungen widerlegen unsere Behauptung nicht, daß in den Städten der Sitz der politischen und socialen Revolution aufgeschlagen sei.

Diese Thatsache ist merkwürdig. In den Städten, unter ihrer Bevölkerung nimmt die Revolution, freilich anfänglich nur in's Gewand politischer Formen gehüllt, ihren Anfang; auf dem Fuße folgt ihr aber eine zweite, die sociale; das Bürgerthum aber, welches das Signal zum Sturme gab, ist es gerade, dem das Ende des Sturmes gilt. Eine sociale Revolution wird zuerst dem Bürgerthume zu Leib gehen und es in blutige Trümmer legen. Wem ahnt hiebei nicht, daß dieses der Gang eines fürchterlichen, aber gerechten Weltgerichtes seyn dürfte.

Doch wenden wir uns zur Aufrechtstellung unserer Behauptung. Wir bedürfen hiezu einer Art von Gewissenserforschung der Städtebevölkerungen.

A. Wir behaupteten, daß die politische Haltung der Städte sich gänzlich geändert habe!

Was waren früher im politischen Organismus der europäischen Staaten die Städte? Was sind sie jetzt?

Im Mittelalter und bis weit in die neue Zeit hinein bestund die Mehrzahl der Städtebevölkerung aus Handwerkern, Gewerbtreibenden und andern ruhigen, friedliebenden Bürgern. Die Städte waren ehemals der Sammelplatz für alle Jene — Unfreie, Freie, Adeliche — welche gegen eine unruhige, räuberische Zeit, dort Schutz für sich, die Ihrigen und ihr Eigenthum suchten und fanden. Die Städte waren Schutzmauern der Sicherheit und Ordnung. Den Kern und die ungeheure Mehrzahl der Städtebevölkerung bildete der „Burger", die „Burgerschaft." Ruhe, Gesetzlichkeit und Ordnung war

das Band, welches sie zusammenhielt. Die geschichtliche Thatsache, daß im Mittelalter die allmählig aus den Lehensverhältnissen sich heraus entwickelnde Monarchie und das Städtethum Hand in Hand gingen, läßt sich von daher leicht begreifen. Die Monarchie, um sich zu entwickeln und zu gedeihen, mußte zuerst die feudalistischen, anarchisch sich bewegenden Elemente bändigen; sie trat als Repräsentant der Ordnung und Gesetzlichkeit auf. Das Städtethum führte das gleiche Panier, daher ihre Verbündung; Beide, sich gegenseitig stützend, wuchsen im Kampfe an Kraft und Macht heran und wurden zuletzt Sieger. — Allerdings nahm die Monarchie später ihren eigenen Entwicklungsgang, die Verbindung hörte auf, so wie jene in sich selbst mächtig und stark genug war; das beweist aber nichts gegen die historische Thatsache, daß die Monarchie durch das Bürgerthum groß geworden, an diesem anfänglich und lange ihre treueste Stütze hatte.

Ist dem heute auch noch so? Ist die Städtebevölkerung auch noch der Kämpe für Ruhe und Ordnung, die Feste gegen Anarchie und Revolution, der Verbündete und treue Freund der Monarchie?

Wer darf Angesichts dessen, was vorgeht in unseren Tagen, mit Ja auf unsere Frage antworten?

Von den großen Städten und ihren Einwohnern ging das Signal zu der großartigen Bewegung aus, welche nun die meisten europäischen Staaten ergriffen und den historischen Rechtszustand daselbst mehr oder minder umgestürzt hat. — Diese Bewegung war und ist eine der Monarchie in ihrem innegehabten faktischen Bestande feindselige; es läßt sich sogar fragen, ob sie nicht feindlich dieser Staatsform in ihrem Principe sei. Da ist also eine absolute Verschiedenheit von der Haltung der früheren Zeit eingetreten; früher Freund, jetzt Gegner. — An der Spitze der Bewegungspartei stund vorab der Handelsstand; ich sage, er stund; weil die Umkehr der von ihm beförderten politischen Revolution in eine sociale seine Brillen in etwas gesäubert, die Gefahr für seinen Geldbeutel

ihm gezeigt, und zu einer halben Belohnung ihn seither gebracht hat. — Uebermuth des Reichthums, Streben nach größerer politischer Geltung, oder mit andern Worten, politische Selbst- und Herrschsucht, andererseits auch Neid gegen die an Luxus mit ihm wetteifernden, durch ihre bevorzugte politische Stellung, ihn überragenden, höhern Stände, trieben ihn in eine Stellung und zu einer Handlungsweise, welche das Grab seiner eigenen Interessen wurde. — Mit ihm arbeitete zu gleichem Zwecke, ihn jedoch weit an Kühnheit, Thätigkeit und verderblicher Wirksamkeit überragend, der Schwarm von Literaten, der in jeder größeren Stadt sich eingenistet hat. Dieser bemächtigte sich der Presse, schuf sich damit in den Städten bald eine öffentliche Meinung in seinem Sinne, und wirkte unheilvoll selbst bis auf's Land, namentlich die kleinern Provinzialstädte, größeren Dörfer, überhaupt überall hin, wohin das Gift seiner wühlerischen Schriftstellerei zu bringen vermochte. — Eine unerfahrne, für's Schöne und Gute leicht begeisterte, zum Schlechtern aber auch eben ihrer Unerfahrenheit und ihres Enthusiasmus wegen leicht zu mißbrauchende Jugend, und ein gegen alles Bestehende leicht aufzuhetzendes Arbeiter-Proletariat stunden ihnen als tüchtige Revolutionshebel zu Gebot, und von beiden wurde tüchtig Gebrauch gemacht.

Wir geben zu, daß in allen Städten eine bedeutende Zahl fried- und gerechtigkeitsliebender Einwohner zu finden ist. Ob sie aber die Mehrzahl bilden, möchte man fragen, wenn man sieht, wie sie sich fast überall terrorisiren lassen. Jedenfalls sind sie das Phlegma und nicht das Bewegungselement der Städte, die dem revolutionären Sturme bis jetzt wenigstens noch keinen Damm entgegenzusetzen wußten, sondern ihn in seiner ganzen Gewalt in ihren Mauern fortbrausen lassen, so lange es sich nur um Zertrümmerung der Rechte eines Dritten, z. B. der Kirche, der Monarchie, des Adels handelt; ob sie selbst dann zu einem energischen Widerstand fähig sind, wenn es an ihre eigene Haut geht, ja sogar hierüber könnte das Benehmen der Nationalgarde in vielen Städten einiges Bedeu-

ken erregen. Man werfe nur einen Blick auf das Benehmen derselben bei den Revolutionsauftritten in Paris, Wien, Frankfurt. Es gibt wohl Ausnahmen unter den Städten, solche, wo der Literatenschwarm noch zu keiner Dictatur gelangt, und durch die Haltung und Gesinnung der Bürger die Ordnung und Gesetzlichkeit bis jetzt immer die Oberhand behalten hat, wo die Regierung am Bürger, wie ehemals, einen treuen Freund besitzt. — Sie sind und bleiben aber Ausnahmen, die jedoch für das Land, wo sie vorhanden, nur um so ehrenvoller sind. Wir geben nur der Wahrheit Zeugniß, wenn wir München, trotz mancher nicht unbedenklicher Auftritte, trotz Katzenmusiken und Krawallen, unter diese Ausnahmen zählen. Freilich wird es von dem Muth seiner Bürger abhangen und ihrem einträchtigen Zusammenwirken mit den Behörden, wenn die Stürme nicht auch sein Haupt niederwerfen sollen.

B. Auch die socialen Verhältnisse der Städte haben sich gänzlich geändert.

Die Städte unserer Zeit sind die Erzeugerinnen des Proletariats und eine beständige offene Freistätte des Communismus.

Fragen wir, welches die Elemente sind, aus welchen die heutigen Städtebevölkerungen zusammengesetzt sind. — Sind es noch die alten kräftigen Handwerks- und Gewerbsleute, welche die große Mehrzahl der Städtebevölkerungen ausmachen; glücklich und heiter, weil der Ertrag ihres Gewerbes oder Handwerkes unter dem gesetzlichen Schutze, den er genoß, zu einem sorgenfreien Auskommen für sich und die Ihrigen ausreichte, eine Familie gleichsam aus lauter homogenen Theilen bestehend, daher Jedem mit Recht der Ehrentitel „Bürger" gegeben werden konnte?

Gott bewahre! Ja Ihr Alle, die Ihr Euch grämt über die Wehen der Zeit, tretet hinein in unsere modernen kolossalen Städte, Ihr werdet da deren Ursachen finden!

Es war eine Zeit wo der Adel, und namentlich der Hof-

adel sich an die Spitze der Städtebevölkerung stellte und sich mit dem steigenden Luxus als ein schlimmes Element derselben ausbildete, indem er durch seinen Reichthum, seine Verschwendung und ein oft nicht sehr lobenswerthes Beispiel zur Verweichlichung und Entsittlichung der Städte vieles beitrug. Er hat sich dadurch sowohl an sich selbst, als an seiner hohen und schönen Stellung, die ihm im Staate gebührt, schwer versündigt, und wenn in unserer Zeit ein scharfes Gericht über ihn ergeht, so darf es vielleicht kein unverdientes genannt werden. Nur sind die, welche es jetzt über ihn ausführen, die Literaten, Juden und Industriellen am wenigsten zu diesem Richteramte berufen, indem die eigenen, vielleicht größeren Sünder als Kläger gegen die schonungslosen Richter in die Schranken getreten sind.

Will der Adel und der große Grundbesitz vor gänzlicher Bedeutungslosigkeit, sogar Vernichtung sich schützen, so ziehe er fort aus den verweichlichten Städtemauern, er ziehe hin, wohin er gehört, heim auf's Land, unter das Volk, zu den Landbewohnern, und zeige sich von nun an seinen Untergebenen, von ihm Abhängigen, statt wie er bisher, ehrenvolle Ausnahmen abgerechnet, ihnen den Rücken gekehrt hatte, als ein milder, freundlicher, für ihr Wohl besorgter Herr. An der Spitze der Bourgoisie droht ihm vollständiger Untergang, an der Spitze des Landvolks kann er allein seine frühere einflußreiche, seine natürliche Stellung zu seinem und des Landes Wohl erhalten.

In unsere modernen Städte hat sich sodann auch die gesammte *Handels-, Speculanten- und Krämerwelt* einer ganzen Nation geworfen. Sie bildete sich allmählig zu einem sehr schlimmen Elemente derselben aus. Das Vermögen wurde durch sie in die Städte hineinspeculirt und das Land des Markes beraubt, welches alle seine Glieder mit Lebenskraft sättigen sollte. So entstand in den Städten neben der Adelsaristokratie, eine auf ungeheuern Reichthümern *thronende Geldaristokratie*. Diese Geldaristokratie hat alles

Schlimme der Adelsaristokratie an sich, wenig aber von dem Guten, welches dieser geblieben ist; sie wetteifert mit dem Adel an Luxus, sie sucht zu glänzen durch frivole Gesinnung und That, sie ist hochmüthiger und stolzer durch ihre Goldbarren, als der Adel durch seine Geburt und seine Ahnen; sie hat aber dagegen nichts von dem Ritterlichen, dem Treu- und Ehrgefühle, dem großartigen, aufopfernden Sinne, der feinen Weltbildung, die dem Adel vielfach noch geblieben sind, mit einem Worte, sie ist die schlimmste Aristokratie, die es noch in der Geschichte gegeben hat.

Unsere modernen Städte dürfen in mancher Beziehung, namentlich hinsichtlich des Luxus und der Sittenlosigkeit mit den Städten der Römerwelt zur Zeit ihrer Entnervung und ihres Absterbens verglichen werden. Luxus unter einem Volke ist *eine* goldene Schrift auf dem Grabe seiner Kraft, Sittenlosigkeit das Grab selbst.

Mit dem Handel conzentrirte sich in den Städten auch das *Fabrikwesen*. Das ist wohl eine der Hauptursachen der Wehen unserer Zeit. Die Aussicht auf einen leichten Erwerb lockte Tausende und abermals Tausende vom Lande in die Städte hinein; es enstand so in den Fabrikarbeitern eine neue Kaste von Einwohnern, welche, so zu sagen, Tag für Tag nur von der Hand in den Mund leben und bei der geringsten commerziellen Stockung brodlos in die Straße hinausgeworfen werden; es entstund so das Proletariat mit seiner großartigen Grundlage in den Städten. — Das civilisirte Europa wiegt sich in Sympathien für die Sklavenwelt der Neger und sieht mit Recht in dieser Sklaverei eine Entwürdigung der Menschheit; die Sklaverei aber, die es selbst geschaffen und zwar eine viel schlimmere, diese schleppt sich tagtäglich sympathielos vor seinen Augen herum. Ist ja doch das Loos eines gemeinen Fabrikarbeiters schlimmer als dasjenige eines Negersklaven. Der Neger ist seinem Herrn allerdings nur eine Waare, aber für diese Waare, weil sie ihm theuer zu stehen kömmt und viel Nutzen bringen kann, sorgt der Herr; in ge-

sunden Tagen wird der Neger gut genährt, in kranken gut gepflegt. Ein Fabrikarbeiter ist aber viel minder seinem Fabrikherrn — eine Maschine, die man braucht und ausbraucht; die bezahlt wird, so lange sie läuft und die man auf die Gasse wirft in die Arme des Elendes, so bald sie in Stockung geräth.

Wir übertreiben hier wahrhaftig nichts; wer mit den Zuständen größerer Städte vertraut ist, wird gleiche Beobachtungen, wie wir, gemacht haben. — Wer sie nicht aus unmittelbarer Anschauung kennt, der lese das Buch von Friedrich Saß, „Berlin in seiner neuesten Zeit und Entwicklung" *). Es handelt freilich nur von Berlin, was aber da von dieser Stadt gesagt ist, gilt mehr oder weniger von Wien, Paris und andern Städten. Die Zahl der Proletarier in Berlin wird bei einer Bevölkerung von 400,000 Seelen auf 150,000 geschätzt, worunter 34,000 mehr oder minder gravirte, die öffentliche Sicherheit gefährdende Individuen und 12,000, welche keine bestimmte Wohnung anzugeben im Stande sind. — Die Schilderung, welche über das Familienleben der proletarischen Arbeiterbevölkerung vom gleichen Verfasser gemacht wird, erregt Schauder für Jeden, dem so die Hineinsicht in die Cloake menschlicher Sittenlosigkeit geöffnet wird.

Und nun diese Unzahl einer, aller sittlichen und religiösen Grundsätze baaren Arbeiterbevölkerung, des Proletariats, mit seiner ungewissen, immerhin mühe- und schweißvollen Existenz auf der einen Seite, und dann auf der andern eine von Reichthum strotzende, in allen Genüßen der Welt schwelgende Aristokratie des Reichthums, und zwar in den gleichen Mauern, mit ewig gleicher Wiederholung von Tag zu Tag! Wer kann sich wundern, wenn der Proletarier beim Hinblick auf seine kümmerliche, unsichere Existenz und die Mühen eines freudenlosen Lebens, beim Anblick sittenloser Schwelgerei ihm

*) Unsere Blätter haben wiederholt und zuletzt im fünften Hefte dieses Jahres S. 236 dieses Buches ausführlicher noch erwähnt.

zur Seite, und fort und fort von falschen Freunden und Schmarotzern aufgehetzt und aufgestachelt, voll Ingrimm über die Ungunst seines Erdenlooses sich an die Stirne schlägt und auf Umsturz und Aenderung seiner Lage, gleichviel auf welchem Wege, sinnt? Ist es nicht das Begreiflichste von der Welt, daß die gesammte Proletariatswelt in den Städten in die Arme des Communismus, und um zu diesem zu gelangen, in die Hände der Demagogen und unter die Fahne der rothen Republik getrieben wird. Wir wiederholen nochmals, es wäre Blindheit gegenüber unserer am hellen Tage sich entwickelnden Tagesgeschichte, wenn man die Revolutionsauftritte, die in den Städten überall Schlag auf Schlag sich wiederholen, bloß einer künstlichen, vorübergehenden Aufreizung zuschreiben wollte. Leute, die bis auf vier Tage auf Tod und Leben, mit einer die Menschheit übersteigenden Erbitterung sich schlagen und dem Tode furchtlos in's Antlitz schauen, -- seien ihre Anführer als ehrgeizige, selbstsüchtige Demagogen von Profession auch noch so strafbare Verbrecher — alle diese Tausende von Verführten sind gewiß nicht lauter Wahnwitzige, sondern da müssen tiefe Uebel vorhanden seyn, Uebel, die geheilt werden müssen, wenn der traurige Kampf gegen die staatliche und gesellschaftliche Ordnung aufhören soll. Hunger und Noth haben von jeher zu den schlimmsten Revolutionären gehört, weil sie sich nicht mit bloßen Constitutionen und Proclamationen abspeisen lassen.

Das Fabrikwesen und seine Concentration in den Städten hatte aber nicht nur die eine üble Folge, daß es ein neues, schlimmes sociales Element, das Proletariat, schuf, sondern eine zweite, eben so verderbliche, daß es ein vorhandenes, gesundes, kräftiges Element allmählig ertödtete. In den Handwerken und ihren Innungen ruhte früher die Kraft der Städtebevölkerungen, die sittliche und ökonomische; mit dem Aufschwung des Handels und Fabrikwesens trat nothwendigerweise der Grundsatz freier Gewerbsconcurrenz in's Leben, und damit kam der Tod jenes Elementes. Durch die Fabriken wurden viele Gewerbe und Handwerke ruinirt, durch die Gewerbsfreiheit aber

eine Unzahl von Solchen, welche noch florierende Gewerbe und Handwerke betrieben, in die Städte gelockt und damit das ganze Gewerbe daselbst zu Grunde gerichtet. Wer es bezweifelt, der nehme abermals das Buch von Friedrich Saß zur Hand, und er wird aus den dort angeführten Thatsachen sich überzeugen, daß in einer unverhältnißmäßigen Steigerung die Zahl der Handwerk- und Gewerbtreibenden überhand, damit aber auch in noch größerem Grade die Zahl der Vermögenslosen, des Proletariats, unter dem Handwerksstande zugenommen hat.

Wenn die schlimmen Elemente in solchem Höhegrade sich ausbilden, die noch vorhandenen guten aber verschwinden, braucht man Prophet zu seyn, um da eine sehr schlimme Zukunft zu weissagen?

C. Endlich, wer darf es läugnen, beim ersten flüchtigen Blick auf unsere modernen Städte, daß deren sittlich-religiöse Haltung eine ganz andere geworden ist.

Zwar finden wir noch in unseren Städten die rührenden Denkmale des frommen Sinnes ihrer ehemaligen Bewohner: Kirchen, Kapellen, Klöster, wohlthätige Stiftungen aller Art; aber sie sind an gar manchen Orten eben auch nur Denkmale eines früheren Geistes. — Sie liefern jetzt und so lange sie bleiben, den Beweis, daß eine tiefe und religiöse Kraft ehemals da wohnte, daß gerade die Städte es waren, wo frommer Sinn und christliche Mildthätigkeit am meisten herrschte. Sie waren ehemals nicht nur Freistätten weltlichen Friedens, sondern auch die Heimath Jener, die den ewigen Frieden suchten; sie waren christliche Städte.

Was sind aber unsere modernen Städte? Sind sie es nicht, wo hauptsächlich der Sitz jener religiösen Aufklärerei, oder richtiger, irreligiösen Gleichgültigkeit ist, welche das ganze Christenthum als veralteten Aberglauben über Bord wirft? — nicht der Sitz und Tummelplatz Jener, die nicht zufrieden sind,

dem Christen den Glauben an Christus zu rauben, sondern ihm auch noch den Glauben an sich und sein besseres Selbst rauben wollen, indem sie durch Wegläugnen von Gott und Unsterblichkeit den Menschen zu einem reißenden Thiere der Selbstsucht machen. — Das alte Heidenthum hatte seine Götter, seinen Himmel, seine Unsterblichkeit; der wilde Heide in den neuen Welttheilen glaubt ebenfalls an höhere Wesen und seine eigene Fortdauer; nur das moderne Heidenthum der civilisirten Barbarei allein wagt es, Gott und Unsterblichkeit zu läugnen. Für dieses wuchernde Unkraut haben frivoles Leben und eine, alle religiösen Keime erstickende, Genußsucht schon längst einen fetten Boden in den Städten vorbereitet. — Es ist wohl wahr, daß man auch jetzt noch in den Städten vielfachem religiösen Sinne begegnet, daß es Städte gibt, die eine rühmliche Ausnahme von der allgemeinen religiösen Frivolität machen, aber es ist auch eben so wahr, daß in den meisten Städten ein bedeutender Theil der Bevölkerung mit dem Christenthume gänzlich aufgeräumt, während ein anderer es eben nur als eine bloß äußere Convenienzform noch beibehalten hat; es ist unbestreitbar, daß die meisten großen Städte Pfützen der Liederlichkeit und Sittenlosigkeit, mit einem Worte Stappelplätze der Verdorbenheit unserer Zeit sind.

„Es ergeht ein Gottesgericht über Europa", so hörten wir oft Aeußerungen. — Wahrlich, wenn man den Schlag auf Schlag sich folgenden Ereignissen, dem Chaos der sich drängenden und stoßenden revolutionären Elemente, der Ohnmacht des meisten dessen, was man bisher für Kraft und Macht hielt, zusieht, so kann man kaum anders, als sich eingestehen, unsere Zeit ist die, wo der Herr zu Gericht sitzt. Und wenn dieses Gericht über die Städte insbesondere ergeht, wenn blutiger Aufruhr in ihren Straßen sich herumwälzt, dem Handelsstande sein kolossales Vermögen durch eine tief eingreifende Handelskrisis wie Papier zu Staub gerieben wird, und zu dem allen die wilde Gewalt des Proletariats wie ein fürchterliches

Gespenst der Zukunft im Hintergrunde droht; wer darf dieses Gericht ein unverdientes nennen?

Es mögen diese wenigen Andeutungen genügen, um zu beweisen, daß wir keine Ungerechtigkeit begingen, wenn wir behaupteten, daß hauptsächlich die Ursachen der Wehen unserer Zeit in den Städten und dem ihren materiell und moralisch zerrütteten Zuständen entspringenden Geiste zu suchen seien.

Das Schlimmste an der Sache ist nun aber der Umstand, daß gerade die Städte in der gegenwärtigen Zeit politisch und social die Herrscher sind.

Die Städtebevölkerung hat in unserer Zeit den Sturm auf das monarchische Staatsgebäude und den historischen Rechtszustand begonnen und Stück um Stück von jenem abgeschlagen. Sie ist nun eigentlich der Herrscher in den meisten europäischen Staaten und die anderen Stände stehen unter ihr. In den Nationalversammlungen ist sie es, welche vorherrscht und gebietet; wie weit sie in ihrer Anmaßung und ihrem Uebermuthe gehen wird, ist noch ungewiß; wenigstens darf man das als sicher annehmen, daß sie ihre Beute nicht so leicht wird fahren lassen und bereits eine Phrase erfunden hat, welche sie gegen die allzugroße praktische Anwendung der eigenen Grundsätze und die damit kommende Gefahr, über Bord geworfen zu werden, schützen soll. „Die Intelligenz soll herrschen", das ist das von ihr erfundene Schlagwort und das Schiboleth, mit dem man seinen Egoismus und seine Herrschsucht deckt. Es heißt im trockenen Gutdeutsch nichts Anderes, als daß die zur Herrschaft Berufenen nicht unter der dummen, alt- und abergläubigen Volksmasse und dem Kerne der Bürgerklasse — sondern in dem Aufkläricht der Stadtleute, ihrem Literaten- und Zeitungsschreiberschwarme, ihren Advokaten und Accessisten, ihren Klubbrednern und Katzenmusikanten, ihren Handels- und

Börsespeculanten rc. — als dem Extract aller Staatsintelligenz zu finden seien. Die Presse, die ausschließlich den Städten angehört, ist die gewaltige Missionärin, welche diese Lehre siegreich über das Land verbreitet.

Darin nun eben liegt die eigentliche Größe der Gefahr unserer Zeit, daß das krankhafteste Element des Staates das politisch und social vorherrschende ist. Schon dieses muß uns klar machen, daß dem Grundübel der Zeit mit einzelnen gesetzgeberischen oder administrativen Verfügungen nicht abgeholfen werden kann; die Großartigkeit des Uebels erfordert großartige Heilmittel.

(Schluß folgt.)

LI.

Ein wahrer Reformator des sechszehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Philipp hatte zwar niemals die Absicht gehabt, der Gründer einer Congregation werden zu wollen. Wie aber seine Gefährten aus diesen Bemühungen immer schönere und reifere Früchte heranreifen sahen, da gingen sie ihn dringlich an, er möchte sich um eine Wohnung und eine Küche umsehen, wo sie als Congregation von Weltpriestern bei gemeinsamem Leben ihre bisherigen Uebungen fortsetzen könnten. Dazu boten sich damals zwei Gelegenheiten dar, nämlich St. Maria in Monticelli und St. Maria in Navicelli. Gregor XIII. fand, die letztere (zwar klein) wäre die geeignetere, und der gesündern

Lage wegen empfehlenswerther. Philipp erwarb diese, und am 15. Juli 1575 durch eine Bulle die Befugniß, unter der Benennung Congregation des Oratoriums, Weltpriester vereinigen und denselben Vorschriften ertheilen zu dürfen, welche der Gutheißung des apostolischen Stuhls zu unterwerfen wären.

Die baufällige Kirche sollte abgerissen, eine neue (noch jetzt Chiesa nuova genannt) aufgeführt werden. Der Baumeister kam mit seinem Plan nach San Girolamo, da Philipp eben im Begriff war, die heilige Messe zu lesen, daher ihm sagen ließ, er möchte nur zuwarten. Wie hierauf der Baumeister den Faden aufspannte, wie weit seiner Meinung nach der Bau gehen dürfte, befahl ihm Philipp weiter zu spannen. Da dieß geschehen war, rief er: „noch weiter!“ Hierauf abermals: „noch weiter!“ Endlich: „so ist's recht, jetzt fanget an zu graben.“ Wie staunten nicht die Arbeiter, als sie zehn Palmen unter der Erde auf ein festes Gemäuer stießen, auf welchem sie nicht allein die ganze Evangelienseite aufführen konnten, sondern welches noch hinreichendes Material zu den übrigen Grundlagen und einem Theil des Gemäuer lieferte. Der Erzbischof von Florenz, Alexander Medici, nachmals Leo XI., legte am 17. September 1575 den Grundstein. An Umtrieben und an Gewalthandlungen, um den Fortgang des Baues zu hindern, fehlte es selbst damals nicht; doch konnte am 3. Februar 1577 der erste Gottesdienst unter großem Volkszudrang in der Kirche gehalten, im April das Haus bezogen werden, zu dessen Vergrößerung gleich darauf ein kleines Frauenkloster gekauft wurde; andere nahe liegende Häuser kamen als Geschenk an die Congregation, an Gaben, um den Bau zu bestreiten, fehlte es eben so wenig. Reiche und Arme wetteiferten darin, mit achttausend Goldscudi ging Gregor XIII. Allen voran. Chiesa nuova ist eine der schönsten, der reichst ausgestatteten Kirchen Roms. Erst am St. Cäcilientag des Jahres 1583 verließ Philipp sein liebes San Girolamo, um in dem neuen Sitz seiner Congregation fortan die Wohnung auf-

geschlagen, womit aber seine Lebensweise keine Veränderung erlitt; nach wie vor genoß er in einsamer Celle sein spärliches Mahl.

Er besaß ein besonderes Geschick, unter den Gliedern der Congregation die Einigkeit zu erhalten. „Niemand", pflegte er zu sagen, „begreift es, wie schwer es ist, freie Individuen in Eintracht zusammenzuhalten. Aber", fügte er bisweilen bei, „wer Gehorsam verlangt, muß nur nicht zu viel befehlen." Verwundert über den Gehorsam, den er wahrnahm, sagte ihm einst der heilige Karl: „Wie stellt ihr es denn an, daß die Bewohner Eures Hauses Euch so bereitwillig gehorchen? Ich habe es mit meinen Priestern nie dahin bringen können." — „Ich befehle wenig", versetzte Philipp. Auch war es nicht seine Art zu sagen: thue dieses, thue jenes; sondern: sei so gut und thue es; ich möchte Dir Dieses gern auftragen, was sagst Du dazu? Sollt' es Dir zu schwer scheinen, so will ich statt Deiner es thun. — Auf diese Weise ward jeder seiner Wünsche befolgt.

Seine Congregation diente als Vorbild für viele ähnliche, die auch in andern Ländern errichtet wurden. Selbst griechische Priester in Sicilien traten in eine solche zusammen.

Seine Liebe zu Gott, seine Inbrunst im Gebet, seine Ehrfurcht vor dem allerheiligsten Sacrament glich einem lebendigen Quell, der ringsum Fruchtbarkeit verbreitet. Wer ihm nahe kam, wer zu ihm in nähere Beziehung trat, fühlte dieselben in sich selbst übergehen. Dieß haben mehrmals besonders solche an sich erfahren, welche sich angewöhnten, täglich ein Stück aus seiner Lebensgeschichte zu lesen. Demuth und die Gabe der Thränen besaß Niemand in so hohem Grade, wie er. Diese offenbarte sich, sobald das bloße Wort Leidensgeschichte des Herrn ausgesprochen ward. Es ist vorgekommen, daß seine innere Bewegung bei Erwähnung der Liebe Christi zu uns so stark ward, um nicht weiter sprechen zu können. Wie er einst krank zu Bette lag, brachte man ihm einen Becher köstlichen Weins. Er nahm denselben in die Hände und sagte:

„Du mein Christus, du am Kreuz, hattest Durst, und sie gaben dir nur einen Becher mit Essig und Wermuth! Und ich, im Bett, unter so großer Gemächlichkeit, bedient von so vielen edlen Herren, die ringsum stehen!“ Da brach er so in Thränen aus, daß es ihm unmöglich gewesen wäre, zu trinken. Die Canonisationsbulle bemerkt es als etwas Wunderbares, daß die vielen Thränen seine Sehkraft nicht geschwächt hätten. Er besaß zwar Brillen, bediente sich aber ihrer bis in sein achtzigstes Jahr niemals.

Er war mit einem ungemeinen Geschick ausgestattet, die Sünder vertraulich und nach Verzeihung begierig zu machen. Gewöhnlich sprach er sie an: „Erzähle mir, mein Kind, deine Uebertretungen, damit Gott sie dir verzeihen wolle.“ Gewöhnlich verlangte er von den Beichtenden nichts weiter, als daß er vor Todsünden künftighin sich hüte. Einem, der gewohnt war, beinahe jeden Tag in dieselbe Sünde zurückzufallen, legte er nichts Anderes auf, als jedesmal vor dem zweiten Rückfall zu beichten. Jedesmal sprach er ihn los, fügte aber immer die gleiche Bedingung bei. Nach wenigen Monaten war der Betreffende nicht allein dieser, sondern noch anderer Sünden frei. Einen Jüngling von sehr schlechter Aufführung besserte er dadurch, daß er ihm vorschrieb, täglich siebenmal das Salve regina zu beten, sodann die Erde zu küssen und dabei zu sagen: „morgen könnte ich todt seyn!“ In Kurzem wendete sich derselbe zu einem musterhaften Lebenswandel. Ein junger Neapolitaner, reich, geistvoll, körperkräftig fand sich in San Girolamo ein, aber nur in der Absicht, über die geistlichen Uebungen sich lustig zu machen. Einige gaben Philipp den Wink, dieses nicht länger zu dulden. „Habt nur eine Weile Geduld und hegt keinen Zweifel“, erwiederte er ihnen. Wie auch der Jüngling Possen trieb, Philipp wollte nicht, daß ihm etwas bemerkt werde. Diese Geduld besiegte denselben; er begann auf Gottes Wort zu achten, faßte Reue, öffnete sein Herz dem freundlichen Mann und endigte sein Leben als Dominicaner-Noviz. Viele sprachen noch auf dem Todbette: „Gesegnet sei

der Tag und die Stunde, da ich den P. Philipp kennen lernte, er kann die Seelen an sich ziehen, wie der Magnet das Eisen. Wer je einmal ihm gebeichtet hat, der ist gezwungen, wieder zu ihm zu gehen." Ein römischer Cavalier bezeugte: mit der bewunderungswerthesten Geduld habe er ihn von einem schlechten Lebenswandel zurückzuführen gewußt, über dreihundert Mal mit ihm zu Mittag gegessen, nur um ein geistliches Gespräch auf die Bahn zu bringen; ein wahrer Nachfolger desjenigen, von dem es heiße: er nimmt die Sünder auf und sitzt mit ihnen zu Tisch.

Oft, selbst zur Zeit noch, da er schon altersschwach war, sah man Philipp, von einer Schaar Knaben gefolgt und bald mit diesem bald mit jenem sich unterhaltend, in's Freie hinausziehen, wo er sie zu Spielen ermunterte. Bald aber zog er die Schaar unter einen Baum, an ein Buschwerk, auf eine Erhöhung, und erzählte ihnen aus der Leidensgeschichte oder las ein Stück aus dem Evangelium vor; hatte einer etwa versäumt, zu Beichte zu kommen, so fragte er der Ursache nach; ermunterte andere, auf dem Pfad der Gottseligkeit zu verharren, oder zu demselben zurückzukehren. Bisweilen konnten sie auch Speisen mitnehmen. Dann sagte er zu ihnen: „eßt ihr Knaben, macht euch kein Bedenken; mir dient es zur Erquickung, euch essen zu sehen." Nach diesem ließ er sie in's Gras sich setzen und munterte sie zu aller Tugend auf, vornämlich die Novizen; denn mehrere Klöster gestatteten diesen die Theilnahme an solchen Erholungen. Die Geduld, die er gegen diese Jünglinge erwies, fesselte sie um so mehr an ihn. Er duldete selbst vor seiner Zelle ihr Ballspiel, so daß einst Baronius ganz ärgerlich über das störende Getümmel heraustrat und sie hart anfuhr, Philipp aber sie nur etwas näher gegen sein Gemach zog. Niemand, wurde damals bezeugt, habe es besser verstanden, die Jugend von Lastern ferne zu halten, als Philipp.

Liebe und Milde waren die Grundzüge seines Charakters. Sie zeigten sich nie anmuthiger, als wenn eines seiner Beichtkinder erkrankte oder dem Tod sich nahte. Da ließ er es an

Besuchen nie fehlen, blieb oft ganze Nächte, tröstete, sprach Geduld ein, betete. Besonders wußte er diejenigen zu beruhigen, die von Anfechtungen zu dulden hatten. Man nannte ihn deßwegen den Beschützer der Sterbenden. Er theilte auch über deren Behandlung einige Gedanken mit. „Man muß sich hüten“, sagte er, „bei Kranken den Propheten zu machen und Tod oder Genesung auszusprechen. Es ist besser, ihnen mit Gebet als mit Zusprüchen beizustehen; diese, zumal wenn sie zu weitläufig sind, richten nicht auf, sondern ermüden.“

Es gehörte auch zu der Mannigfaltigkeit seines geistlichen Wirkens, daß er solchen beistand, welche unter Anfechtungen oder Versuchungen litten, wozu eine unaussprechliche Milde ihn besonders geschickt machte. Wenn bei solchen kein anderer Geistlicher etwas auszurichten vermochte, verwies er die Trost Suchenden an Philipp. Hiefür hatte er weit verbreiteten Ruf gewonnen. Einst kam ein armer Landmann von Palombaro, welchen ein quälender Gedanke Tag und Nacht verfolgte, zu ihm, und ward durch die Beichte davon befreit. Nach wenigen Tagen erschien ein ganzer Trupp Landleute jenes Ortes bei San Girolamo und rief: „auch wir wollen geheilt werden, wie Ihr jenen geheilt habt.“ Philipp lächelte, hörte ihre Beichte und heiter zogen jene wieder ihres Weges. Eine Menge Zeitgenossen haben es bezeugt, daß sie durch eine bei Philipp abgelegte Beichte, durch ein Trosteswort von ihm, durch einen Blick, durch eine Fürbitte für sie, von peinigenden Gedanken seien befreit worden.

Das Gleiche geschah bei Trübsinn oder Gewissensscrupeln. Ein Arzt war in so tiefen Trübsinn verfallen, daß alle Mittel seiner Kunst nichts auszurichten vermochten. Da faßte er das feste Vertrauen, Philipp werde ihn heilen können. Dieser empfing ihn mit seiner gewohnten Freundlichkeit und sagte bloß: „Zweifle nicht, ich werde dich heilen.“ Schon dieses Wort richtete den Tiefgebeugten auf, und bald war seine Krankheit gewichen. Einen aus der Congregation entriß er der düstersten Stimmung dadurch, daß er ihn aufforderte, ei-

nen Spaziergang mit ihm zu machen. Ein Beichtkind des Priesters von San Girolamo, Julian Fuscherio, war von Gewissensscrupeln so gequält, daß jener dasselbe umsonst von dem einen zum andern Beichtvater, endlich zu Philipp sandte. Dieser sagte, wie er dasselbe ansichtig ward: „mein Sohn, ich kenne dich sehr wohl; dich ficht der Teufel an; aber sei gutes Muthes, du wirst befreit werden.“ Mit diesen Worten umarmte er ihn. Bald nahm er wahr, daß der Hochmuth der Grund seiner Scrupel sei, darum gedachte er, die Anfechtung durch Demüthigung zu heilen. „Würdest du wohl“, fragte Philipp, „deine Beichte in meiner und Julians Gegenwart ablegen?“ „Ich bin dazu bereit“, erwiederte er, „denn weder Scheu noch Furcht hält mich vom Beichten ab, einzig die Unmöglichkeit, mein Innerstes eröffnen zu können.“ — „Somit“, versetzte Philipp, „knie hier nieder und fange an.“ Er gehorchte und nach kurzer Zeit sagte ihm Philipp: „Genug, weiter will ich nichts wissen“, sprach ihn frei, und befahl ihm, die Erde zu küssen und mit Gott seines Weges zu gehen. Damit war er für immer seiner Scrupel entledigt.

Diese Gesinnung gegen Alle offenbarte sich gegen die Armen durch Thaten. Besuchte er einen dürftigen Kranken, so versah er sich nicht allein mit Geld, sondern mit anderem, was demselben zur Erquickung dienen konnte. Er fragte den Umständen, den Wohnungen der Armen nach und suchte sie auf; er verwendete sich für sie bei andern, reichte bei Päpsten und Cardinälen Bittschriften für dieselben ein. Geschenke, die ihm gemacht wurden, verkaufte er unverweilt, um den Erlös den Armen zu geben. Verschämte Arme von guter Herkunft, verlassene Frauen und Mädchen, dürftige Bettelklöster, Verhaftete waren besonders Gegenstand seiner Theilnahme, und man fragt sich staunend, wie war es ihm möglich, die ansehnlichen Summen, die er allmonatlich hiefür verwendete, auch nur aufzubringen?

Sollte es nach diesem Allem noch nothwendig seyn, seiner zarten Herzensgüte Erwähnung zu thun? Diese ward rege,

wo und auf welche Weise er eines Unschuldigen sich annehmen, einem Bedrängten zu Hülfe eilen konnte. Des römischen Edelmannes Tiberius Astelli Leben stand durch die Anklage auf Todschlag in Gefahr. Philipp, von dessen Unschuld überzeugt, eilte zu dem Papst und entriß ihn durch sein Wort der Todesgefahr. Ein Priester hatte die Erweise seiner Unschuld gegen die Anschläge Mächtiger; Zigeuner, die auf eine Galeere verurtheilt werden sollten, hatten ihre Befreiung, die er von Pius V. erwirkte, nur ihm zu verdanken. Zwei französische Uhrenmacher, die er als fleißige Arbeiter kannte, ermunterte er, Uhren von verschiedener Form zu fertigen, und verwendete sich dann bei Wohlhabenden, daß sie dieselben kauften; das schönste Mittel, jene in den Stand zu stellen, ihre zahlreichen Haushaltungen zu ernähren. Einst fand sich ein armer Cichorienverkäufer in San Girolamo ein. Während dessen fiel ein so heftiger Regen, daß der arme Mann nicht weiter gehen, somit auch seinen Vorrath nicht verkaufen konnte. Um ihn zu trösten, kaufte ihm Philipp einen Theil seiner Waare ab und ermunterte die andern, das Gleiche zu thun, so daß der Arme vergnügt von dannen ging. Selbst auf Thiere erstreckte sich sein Mitleid. „Grausamer! was hat dir das arme Thierchen zu Leid gethan?" rief er Einem der Congregation zu, welcher eine Eidechse mit dem Fuß wegschleuderte. Einer Katze, die ihm nach Vallicella nicht folgen wollte, ließ er bis zu ihrem Tod täglich die Nahrung nach San Girolamo bringen. Fuhr er ja in einem Wagen, so befahl er jedesmal dem Kutscher, ihn so zu fahren, daß weder Menschen noch Thiere dadurch beunruhigt oder belästigt würden.

Unzählige Züge solcher Art haben sich in lebendigem Andenken erhalten. Die gewissenhafte Sorge um die eigene Reinheit hatten ihn sowohl zum treuesten Rathgeber für alle diejenigen gebildet, welche von sündlichen Begierden sich enthalten, oder derselben frei werden wollten, als auch seinen Blick in Bezug der Beobachtung oder Verletzung dieser Gabe geschärft. Eines Morgens im Jahre 1587 trat ein fremder Priester in

die Kirche; er kannte Philipp, Philipp ihn nicht. Kaum als er eingetreten war, nahm ihn Philipp bei Seite und bemerkte ihm: einem Priester stehe es nicht wohl an, mit Frauenspersonen zu scherzen, er möge sich künftig vorsehen. Der Priester betroffen, bekannte seine Schuld und besserte sich, erzählte auch den merkwürdigen Vorfall mehreren Personen. Eben so enthaltsam war er in Speise und Trank. Er nahm des Morgens eine Brodschnitte, trank einen kleinen Becher Weins (doch mehr Wasser) dazu, und verwendete dann den ganzen Tag darauf, Seelen zu suchen, sie entweder in das Oratorium zu führen, oder Beichte zu hören. Nahm er je zu Mittags etwas, so war es wieder nur ein Bissen Brod und ein Schluck Wein, diesen oft bloß stehend, knieend, selten sitzend; Abends fügte er einige Kräuter, Oliven, Hülsenfrüchte, mit Salz und Essig gekocht, bei. Milchspeisen genoß er nie, Fische selten, Fleisch noch seltener. Eben so hielt er es mit der Kleidung. Der Erzbischof von Montreal wollte ihm einst ein besseres Gewand machen lassen; da öffnete Philipp einen Schrank und sagte: „Ihr seht, daß ich Kleider genug habe, Ihr also meinetwegen Euch nicht in Kosten versetzen dürfet." Freudig überließ er den väterlichen Erbtheil seiner ältern Schwester; auch sonst wollte er sich durch Vermächtnisse nichts zuweisen lassen.

Jahresgehalte, Pfründen, Canonicate, Bisthümer in Menge wurden ihm angeboten, alles schlug er aus. Gregor XIII. wollte ihm ein Canonicat an St. Peter so zu sagen aufdringen; „aber", sagte Philipp scherzend zu dem Papst, „ich wüßte ja nicht einmal die Cappa Magna zu tragen, oder in Chorherrenkleidung einher zu gehen!" Gregor XIV. wollte ihn zum Cardinal erheben, setzte ihm bei der ersten Aufwartung sein eigenes Birett auf's Haupt und sagte: „Wir machen dich zum Cardinal", und befahl sogleich seinem Secretär, das Breve darüber auszufertigen. Philipp raunte dem Papst etwas in's Ohr, zog die Sache in's Scherzhafte und ging davon. Der Papst aber nahm es ernst und schickte ihm das Birett in's Haus. Er durfte es nicht ausschlagen, vereitelte

aber des Papstes Absicht dadurch, daß er ihn bat, die Sache bis zu der Zeit zu verschieben, da er zu der Annahme dieser Würde vorbereitet wäre. Clemens VIII. war nicht glücklicher, wenn er ihm gleich bei der ersten Aufwartung sagte: „jetzt werdet Ihr euch des Cardinalats nicht länger sträuben können.“ Auch dießmal drehte Philipp die Rede in einen Scherz. Des Papstes Antwort auf eine Denkschrift desselben, in welcher er es beklagt, daß er die angebotene Cardinalswürde nicht habe annehmen wollen, ist noch vorhanden.

Hohe Prälaten wollte er nicht Beichte hören. Was ihm an einem solchen mißfiel, das tadelte er freimüthig, wußte aber den Tadel durch Jovialität zu versüßen. Einst nahm er zur Audienz bei Gregor XIV. ein Brod und einen Dolch unter seinen Mantel. Kaum als er eingetreten war, zog er beide hervor. „Sie sind Sinnbilder des Ueberflusses und der Gerechtigkeit“, sagte er, „diese erwartet jedes Volk von seinem Regenten.“

Darf nach diesem Allem von seiner Demuth noch besonders gehandelt werden? Ein vornehmer Herr sagte ihm einst: „Große Dinge, mein Vater, wirken die Heiligen.“ — „Nicht so“, versetzte Philipp, „dürfet Ihr sagen, sondern: große Dinge wirkt der Herr durch seine Heiligen.“ Er duldet es nie, daß die Seinigen ihn Pater Propst, oder Pater Rector nannten, nicht einmal das Wort Pater war ihm genehm. Eben so wenig wollte er Gründer der Congregation genannt werden. „Das sagte er, habe ich nie beabsichtigt; Gott in seiner Güte hat sich meiner als Werkzeug bedient, damit seine Macht desto heller glänze.“ Seinem Cäsar Baronius machte er Vorwürfe wegen einiger Lobsprüche, die er ihm ertheilt hat. Er, der ganze Nächte im Gebet zugebracht, lange bevor der heilige Ignatius nach Rom gekommen war, sagte doch: „Meister Ignatius hat mich beten gelehrt.“ Er hütete sich so sehr von sich selbst zu sprechen, daß man niemals das Wort von ihm hörte: „Das habe ich gesagt“, oder: „das habe ich gethan.“

So groß als seine Demuth, war seine Geduld. Sie wurde auf mancherlei Art und von verschiedenen Personen auf harte Proben gestellt. Er pflegte oft zu einem seiner Gefährten zu sagen: „Welche Geduld trug nicht Christus, der Herr Himmels und der Erde, mit seinen Aposteln; wie ertrug er nicht deren Ungestüm und Kleinmuth, als armer und schwacher Sünder. Um wie viel mehr also müssen wir Geduld mit unserm Nächsten tragen, wenn er uns barsch behandelt?" Viele seiner Verfolger, sagt die Canonisationsbulle von ihm, hat er einzig durch Geduld wieder zu Gott zurückgeführt. Ein römischer Edelmann hatte, wenn er Widerwärtigkeiten oder Unbilden von andern tragen sollte, von ihm folgende Vorschrift erhalten: erst soll er fest auf Gott vertrauen, dann jeden Tag für die Personen, die ihn verfolgten, ein Credo, ein Paternoster und ein Avemaria beten.

Nie sah man ihn trübsinnig; heiter stand er stets von seinem Lager auf, ruhig fand man ihn den Tag über. Die Seinigen pflegten zu sagen: „mag man unsern Philipp beleidigen durch Worte oder durch Thaten, nichts bringt ihn außer Fassung." Einst wurde ihm hinterbracht, Jemand habe ihn einen Plapperer genannt, was er in Scherz zog und besondere Lustigkeit darüber an den Tag legte. Eben so war es, als man ihm berichtete, ein Ordensgeistlicher habe ihn einen blödsinnigen Greisen genannt. Er ließ den Geistlichen kommen, umarmte ihn und überhäufte ihn mit Liebkosungen. Selbst der Bericht, es sei gegen das Institut des Oratoriums gepredigt worden, konnte ihn nicht in Aufregung bringen. Bei Krankheiten, die ihn beinahe jährlich mit großen Schmerzen heimsuchten, so daß er viermal die letzte Oelung empfangen hatte, hörte ihn Niemand klagen, verrieth sein Blick niemals, was er zu leiden hatte, mit Niemand, als mit dem Arzt, sprach er von seinem Uebel; auch verlangte er nichts, fiel Niemand beschwerlich, er spottete sogar seiner Krankheit. Einzig hörte man ihn sagen: „Herr, willst du mich? Sehe, ich bin bereit!" Oder auch: „Herr, mehre den Schmerz, mehre zugleich die

Geduld." Verboten es ihm die Aerzte nicht, so hörte er selbst krank Beichte.

(Schluß folgt.)

XLVII.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Den 10. November 1848.

Nachstehender Aufsatz, der in diesen Tagen als Flugblatt verbreitet wird, verdient in Deutschland allgemein bekannt zu werden, und als historisch wichtiges Document zur Schilderung der Zustände unseres Vaterlandes gegen Ende des Jahres 1848 auf die Nachwelt zu kommen.

Einige Fragen.

1. Frage. „Sind wir frei?"

Antwort. „Nein! Das sicherste Kennzeichen eines freien Volkes ist es, wenn Jedermann seine Ansichten, so ferne sie nicht den bestehenden Gesetzen zuwider sind, durch Wort oder Schrift kund geben kann und darf, ohne seine Person oder sein Eigenthum gefährdet zu sehen. Wir sind nicht im Besitze der Rede- und Preßfreiheit, uns fehlt also das vorzüglichste Mittel, uns frei zu machen und zu erhalten. Die fluchbeladene Censur ist zwar abgeschafft, an ihre Stelle aber sind Katzenmusiken, Pflastersteine und Dolche getreten. Nur die, welche diese Censur üben, können ungescheut sich aussprechen, und im Vergleich zu jener ist die frühere, von der Regierung gehandhabte, wie Honigseim."

2. Fr. „Sind wir vor Willkür besser als sonst geschützt?"

A. „Nein! Die Gesetze, welche vordem im Dunkel der Schreibstuben je nach Umständen verdreht oder ganz unwirksam gemacht wurden, werden jetzt auf offener Straße und bei hellem Tage von dem souverainen Volke mit Knitteln todt geschlagen. Sie gewähren keinen Schutz mehr — gefährdet ist unser Eigenthum, wie unser Leben."

3. Fr. Ist der Comfort des Lebens ein besserer?"

A. „Nein! Sorgen und Angst haben sich der Gemüther bemächtigt, alles Vertrauen ist gewichen, und auf allen Gesichtern drückt sich Mißvergnügen und Unzufriedenheit ab — nur nicht auf den Gesichtern Jener, welche bei einem erfolgenden Umsturze nichts verlieren, wohl aber viel gewinnen können. Diese sind nur dann mißvergnügt, wenn ein Krawall unterdrückt wird."

4. Fr. „Sind wir einiger geworden?"

A. „Nein! Nie war die Uneinigkeit größer, und eben darum zu keiner Zeit unsere Kraft schwächer; denn nur Einigkeit macht stark."

5. Fr. „Ist der Wohlstand größer geworden?"

A. „Nein! Die Gewerbe, die Industrie, der Handel sinken immer mehr, die Armuth nimmt eben darum von Tag zu Tag mehr zu."

6. Fr. Haben wir den Trost, daß es in der nächsten Zukunft besser werde?"

A. „Nein! Jeder Vernünftige sieht ein, daß wir auf dem Wege, auf welchem wir uns befinden, wenn nicht bald eine Aenderung erfolgt, ganz gewiß der Anarchie und in deren Folge dem Despotismus entgegen gehen."

7. Fr. „Wer hat diesen trostlosen Zustand herbeigeführt, wer hindert eine Aenderung?"

A. „Jene Leute, welche stets die Freiheit im Munde führen, unter diesem Deckmantel aber alle Gesetze, unseren ge-

sammten Rechtszustand unterwühlen — die sogenannten Demokraten."

8. Fr. „Woraus ist dieß zu schließen?"

A. 1. „Aus ihren verderblichen, auf dem geradesten Wege zur Anarchie führenden politischen Declamationen;"

2. „daraus, daß an der Spitze derselben immer und überall Leute stehen, denen man unter keiner Bedingung zutrauen kann, daß ihnen wahrhaft des Volkes Wohl am Herzen liegt, von denen man vielmehr glauben muß, daß sie nur nach Geld und Herrschaft streben. Kann man denn von banquerotten Fabrikanten und Kaufleuten, abgehauseten Gutsbesitzern und Gewerbsleuten, von praxislosen Aerzten und Advokaten u. dgl. etwas anderes erwarten?"

3. „Weil die sogenannten Demokraten es sind, die direct oder indirect Pöbelexcesse hervorrufen und begünstigen, stets auf Seite jener stehen, die mit Prügeln, Pflastersteinen und Dolchen argumentiren, darum dieselben in ihren zahllosen Journalen und Flugschriften stets in Schutz nehmen, diejenigen dagegen, welche das Gesetz und die Ordnung aufrecht erhalten, bei jeder Gelegenheit beschimpfen — und verdächtigen. Wohl werden das die sogenannten Demokraten in Abrede stellen; sollen wir ihnen aber glauben, so müssen sie es beweisen, was sie am sichersten dadurch können, daß sie durch Wort und That, so weit es in ihren Kräften liegt, den Pöbelexcessen, statt sie, wie sie bisher gethan, zu veranlassen und zu begünstigen, steuern, sie nicht beschönigen, sondern offen und ohne Umschweif verdammen. Nur dann werden wir glauben, daß ihr Streben nach Freiheit von reinen Motiven geleitet werde."

9. Fr. „Was aber wollen wir?"

A. Ordnungsmäßigen Fortschritt zur vollen und wahren bürgerlichen Freiheit, geschirmt vom Gesetze sowohl gegen die Launen eines zügellosen Pöbels und seiner Hetzer, als auch gegen die Willkür der Volksrechte uneingedenker Fürsten."

Die schlagende Wahrheit der Ergebnisse dieses Verhörs wird kein Vernünftiger in Abrede stellen, wenn anders der herrschende Terrorismus ihm erlaubt, seine wahre Herzensmeinung frei zu äußern. Allein begreiflicherweise läßt sich der Faden der obigen Fragen auch noch weiter fortspinnen, und wenn ihnen mit eben so großer Offenherzigkeit geantwortet würde, so dürfte dieß zu lehrreichen Resultaten führen. — Wenn wir nämlich „ordnungsmäßigen Fortschritt zur vollen und wahren bürgerlichen Freiheit“ wollten, an deren Stelle aber in der Wirklichkeit die Tyrannei der Katzenmusiken, Pflastersteine und Dolche getreten ist, so zieht die unerbittliche Logik daraus den Schluß, daß wir des rechten Weges verfehlt haben. — Sind wir irre gegangen, so müssen wir die bisherige Bahn verlassen und in eine andere Straße einlenken. Es ist also wohl zuvörderst nothwendig, uns zu orientiren. Wo liegt der Fehler? Scheint es nicht, als ob man die Freiheit falsch verstanden, daß man sie mit anarchischer Zügellosigkeit, mit Abwerfung alles und jedes Gehorsams, mit blinder Willkür der Einzelnen und der Massen, mit Verachtung jeder gesetzlichen Schranke verwechselt hat? Eine solche Freiheit ist freilich das Gegentheil eines geordneten freien Staatswesens. Wer diese gesetz- und schrankenlose Freiheit und zugleich die Ordnung will, ohne welche es weder Sicherheit der Personen noch des Eigenthums gibt, der will unvereinbare, sich gegenseitig ausschließende Dinge. Wer ist Schuld daran? Liegt diese Begriffsverwirrung bloß in den „sogenannten Demokraten?“ Und wie hat es geschehen können, daß diese, trotz ihrer notorisch kleinen Zahl, die große wohlgesinnte, oder sich für wohlgesinnt haltende Mehrheit in solchem Grade haben unterjochen können? — Die Antwort ist bei einiger Aufrichtigkeit nicht schwer. Wenn wir Deutsche des neunzehnten Jahrhunderts unbefangen unser Gewissen erforschen, so können wir uns kaum verhehlen, daß wir, nach den Worten der Schrift, „allzumal Sünder sind“, und daß alle, wirklich oder scheinbar entgegengesetzten, politischen Parteien sich zur Herbeiführung des jetzigen Zustandes

die Hand gereicht haben. Die „Conservativen" haben, vor der Märzrevolution, die kostbare und unersetzliche Zeit verstreichen lassen, ohne an die Reform schwerer und großer Mißbräuche oder an ihre Buße für gewaltige Frevel zu denken. Die „wohlgesinnten" aber charakterlosen Bürger haben sich seitdem von böswilligen und schlauen Demagogen mit leeren Phantomen und bannalen, zum Theil sinnlosen Schlagwörtern (Camarilla, Reaction, Säbelherrschaft, Slaventhum u. dgl.) auf eine wirklich erbarmungswürdige Weise hänseln, und von ihren demokratischen Zwingherren von jedem Versuche abhalten lassen, sich durch ehrliches und loyales Anschließen an die Macht der noch bestehenden Regierungen von jener unwürdigen Knechtschaft zu befreien. Die in Parlamenten und auf Reichstagen versammelten Vertrauensmänner des Volks haben in ihrer überwiegenden Mehrheit weder sich selbst, noch die Bedürfnisse Deutschlands, noch ihre Aufgabe verstanden. Was wir von den Radikalen zu erwarten hatten, war von vornherein kein Geheimniß. Viele hochgestellte Diener der Regierungen endlich haben theils aus Verrath, theils aus Feigheit, theils weil sie selbst in der ungeheuern Ideenverwirrung der Zeit gefangen waren, heimliches und öffentliches Einverständniß gepflogen mit den Männern der Anarchie, und diesen die Waffen in die Hand gegeben, statt einfach ihre Pflicht zu thun. Aus allen diesen sich kreuzenden Fäden zusammengenommen, ist ein babylonisches Wirrsal entstanden, aus welchem ein rascher, unvermittelter Uebergang in einen Zustand der „vollen und wahren bürgerlichen Freiheit" nach der ewigen Natur der Dinge auf Erden nicht möglich ist. Wer Hab' und Gut verspielt und sich durch verschwenderische Wirthschaft an den Bettelstab gebracht, hat weder das Recht noch die Macht und die Mittel, sich durch einen einfachen schöpferischen Act seines souverainen Willens Reichthum und Wohlstand beizulegen. Fromme oder lüsterne Wünsche werden seiner selbstverschuldeten Dürftigkeit nicht abhelfen. Er muß sein Leben ändern; er muß sich aller hochfahrenden Grillen entschlagen; er muß alle Goldmacherrecepte

wegwerfen, die Traumbücher verbrennen, Lotterie und Hazardspiele wie die Pest fliehen; er muß arbeiten und sparen. Dann kann er es unter dem Beistande des Himmels, im Laufe der Jahre, nach unausgesetzter Mühe und Sorge vielleicht noch einmal zu einem mäßigen Einkommen bringen.

Die theoretische Beziehung dieser Lebensregeln auf uns Deutsche ist ungemein leicht; desto schwieriger aber deren praktische und lebendige Durchführung im Einzelnen. Unser nächstes und dringendstes Uebel ist der Terrorismus der anarchischen Partei, und die sich aus diesem ergebende Verminderung oder theilweise Aufhebung der persönlichen Freiheit. Die Regierungen können hiergegen, in der heutigen Lage der Dinge, Leben und Eigenthum ihrer Unterthanen nur durch Militärgewalt schützen. Die Bevölkerung der Städte aber, — (denn diese ist durch die Anarchie vorzugsweise bedroht!) — steht getheilten Herzens zwischen der Sehnsucht nach diesem Schutze und der Furcht vor dem Popanz der Reaction. Nach jenem Schutze ruft sie mit schmerzlicher Klage um den verlornen Wohlstand, weil ihr Interesse sie dazu nöthigt, mit der Furcht vor der Reaction wird sie durch die Wühler geängstigt, denen sie ein offenes Ohr zu leihen kindisch und unerfahren genug ist. Die Folge hiervon ist: daß die Regierung der gröbsten Pflichtversäumung beschuldigt wird, so oft sie die bewaffnete Macht gegen den Krawall nicht einschreiten läßt, und reactionärer Absichten, wenn das Militär die Ordnung wieder herstellt. Dieser vitiöse Cirkel, in dem sich die widersprechenden Gefühle und Meinungen des deutschen Mittelstandes bewegen, erklärt die Möglichkeit der in den obigen „Fragen" geschilderten Zustände.

Den 11. November.

Die Wiener Schreckenszeit vom 6. bis 31. Oct. liegt jetzt wie ein geschichtliches Ganze fertig und abgeschlossen vor uns.

Aus der Sündfluth von absichtlichen Lügen und unabsichtlichen Uebertreibungen und Mißverständnissen schält sich allmählig die nackte historische Wahrheit heraus, und wir können, nachdem die Spannung aufgehört, nachgerade über den gesammten Hergang ruhig wie über eine vollendete Thatsache urtheilen. Es konnte nicht fehlen, daß die, zwischen den gesunden Grundsätzen der Ordnung und Erhaltung auf der einen, und dem wühlenden Radikalismus auf der andern Seite mitten inne stehende, liberale deutsche Presse alle Kräfte aufbieten werde, das Urtheil der lesenden Menge zu verwirren. Diese Presse der charakterlosen Mitte sucht gerade den einfachsten, natürlichsten Standpunkt der Betrachtung mit besonderer Beflissenheit zu verrücken. Ihr leitender Gedanke, der allein den Schlüssel zur Tactik dieser mittelliberalen Politik liefert, lautet einfach wie folgt. Wenn die in Wien herrschende Partei fünfundzwanzig Tage lang gegen den Kaiser, mit den Waffen des Aufruhrs und des Wortbruches Krieg geführt hat, so war dieß ein edles, unsere entschuldigende Theilnahme, ja unsere Bewunderung in Anspruch nehmendes, hochherziges Verhalten. Hat aber in Folge dessen, wie es zu geschehen pflegt, der Kaiser auch gegen Wien Krieg geführt, so ist dieß ein himmelschreiendes Unrecht, eine abscheuliche, jedes menschliche Gefühl empörende Schandthat, und „Alba-Windischgrätz" ein Bluthund. Der verrätherische Angriff der Wühler war erlaubt; die Vertheidigung von Seiten der bestehenden Regierung ein Verbrechen; der Meuchelmord hatte einen wohlerworbenen Anspruch auf Amnestie; wer in solchen Fällen von Gerechtigkeit und Strafe spricht, versündigt sich an der humanen Bildung des Zeitalters und ist ein finsterer Barbar. Wir berufen uns laut auf das Zeugniß jedes ehrlichen Mannes, ob dieß nicht das seit einigen Wochen rastlos durch alle Tonarten variirte Thema der berühmtesten Organe jener Richtung ist! Wahrlich, diese völlige Verläugnung jedweden natürlichen Gefühls für Wahrheit, Ehre und Recht, diese offene Empörung gegen alle Gesetze der Logik, und andererseits die stumpfe, blödsinnige

Gleichgültigkeit, mit welcher die verbildete Masse solches Uebermaß des wahnsinnigen Frevels und der Lüge hinnimmt, — dieß sind sehr böse Zeichen, gefährlicher und bedrohlicher als alles materielle Unheil, und schlimmer noch als die über Deutschland hereinbrechende anarchische Unsicherheit für Leben und Eigenthum. Ist jene intellectuelle Entkräftung, die als Frucht einer auf die Spitze getriebenen Sophistik über das heutige Deutschland gekommen ist, ist jene Erstorbenheit alles wahren sittlichen Gefühls, welche gewöhnlich die Ueberbildung alternder Völker begleitet, ist jene Erschlaffung der geistigen Naturkraft wirklich ein Symptom des marasmus senilis? Dieß wäre über allen Ausdruck traurig, denn gegen diese Uebel Einzelner oder ganzer Nationen ist kein Kraut gewachsen.

Die betrübendste Folge dieses Standes der Dinge ist die weit über alles billige und gerechte Maß gehende Verachtung, welche das Ausland über unser armes, zerrissenes Vaterland auszuschütten beginnt. Die deutsche Revolution, sagt der Standard, das Hauptorgan des englischen Torysmus, ist die Revolution der Pedanten, der Dünkel die eigentlich deutsche Nationalkrankheit. Deutschland sei rein toll vor dünkelhafter Einbildung, und unter allen Geisteskrankheiten sei diese am schwersten zu heilen. Gegen diese Krankheit helfe kein Kriegsunglück, wie Deutschland es während der ersten französischen Revolution erlebte. Nur durch ein langes strenges Regiment könne die Tollheit des Eigendünkels radikal ausgetrieben werden. „Ein wirklicher Despotismus, kein bloß theoretischer wie der eines Friedrich Wilhelm und Ferdinand, welcher ein wahrhaft freies Regierungssystem bloß verschleierte — ein ächter Despotismus, wie der russische, scheint Deutschland noch eine Aussicht auf einen guten Tod zu eröffnen. Wir sehen kein anderes Ende der jetzigen Bewegung ab.“ — So lautet das Urtheil eines der wichtigsten Organe der öffentlichen Meinung in England über die deutsche Revolution. Die ungerechten und schiefen Urtheile, welche derselbe Artikel bei eben dieser Gelegenheit über deutsche Bildung und Gelehrsamkeit fällt, sind heute im-

mer noch leicht zu widerlegen. Hüten wir uns aber, daß in den Stürmen unserer politischen Umwälzung nicht auch das Einzige verloren gehe, worauf Deutschland dem übermüthigen Albion gegenüber mit Recht stolz zu seyn Ursache hatte, — das deutsche Wissen und der deutsche wissenschaftliche Geist.

Der letztere hat sich wenigstens in der eben so traurigen als schimpflichen Rolle nicht bewährt, welche die Wiener Aula in dem Schreckensdrama der österreichischen Revolution übernommen hatte. Jene bedauernswerthen Jünglinge, denen eine im Geiste verknöcherter Pedanterie geleitete, falsche Erziehung seit ihrer Geburt jede Jugendfrische des Herzens, jede Elastizität des Geistes geraubt und sie gegen die Ordnung im Staate nicht minder wie gegen Christenthum und Kirche mit stupider Erbitterung erfüllt hatte, jene armen, tiefbeklagenswerthen Jünglinge wurden, aufgehetzt von ehr- und gewissenlosen Intriguanten, und verbrüdert mit der Körperschaft der feilen Dirnen, von denen die sittenlose Residenz wimmelte, die Träger und Leiter einer Revolution, welcher die Kannibalenhorden zu Raub, Mord und Plünderung gedungener Fabrikarbeiter als blinde, gedankenlose Werkzeuge dienten. Zwischen beiden Elementen in der Mitte stand, ein seiner überwiegenden Mehrheit nach, an ächtem Gefühl wie an natürlichem Denkvermögen bankerottes, bürgerlich-liberales Justemilieu, das nur im Punkte der Charakterlosigkeit folgerecht, gestern der Studentenrevolution und heute dem Befreier Jellachich und seinen Sereschanern entgegenjubelte, morgen aber, ohne den mindesten Zweifel, eben so leichten Muthes für schweres Geld Fenster miethen würde, um dem Spektakel der Hinrichtung jener hohen Häupter „gemüthlich“ beizuwohnen, welche der radikale Pfaffe Füster in öffentlicher Reichstagssitzung mit dem Schicksal Ludwig Capets bedrohte. Dieß waren die Factoren der Wiener Revolution; einer Revolution, deren größtes Verbrechen es war, daß sie alle selbst in Wien immer noch zahlreich vorhandenen, besseren und ehrenhaften Elemente mit tyrannischer Gewalt in den Hintergrund schob und zu sklavischem Schweigen verdammte, da-

durch aber die Meinung in Europa erzeugte: die gesammte Bevölkerung der Kaiserstadt, Mann für Mann und Kopf für Kopf, sei solidarisch verhaftet für den Frevel und Wahnsinn einer verhältnißmäßig kleinen Zahl von Treibern. Und dennoch war es eben diese Revolution, von der ein Correspondent der Allgemeinen Zeitung (Nummer 291, 17ten October) am 13ten October — sieben Tage nach der scheußlichen Ermordung des Grafen Latour und der schamlosen Verstümmelung seiner Leiche — wörtlich Folgendes zu schreiben wagte. „Wir nennen die Wiener Revolution ein Wunder; und wer möchte eine Revolution nicht so nennen, an der nur rothbäckige junge Leute, welche noch keine Spur von Verbitterung im Herzen tragen, an der steirische Jäger (?), welche mit Lebensgefahr zur Nachtzeit über die Alpen kletterten, theilnehmen, und bei der man keine Pariser Grisetten, vielleicht nicht einmal die bekannten polnischen Damen geschäftig, sondern nur schlanke Tirolerinnen mit Pistolen umhergehen sieht. O, die Wiener Anarchie hat etwas Kindliches und zugleich etwas Deutsches, etwas Blauäugiges, Schwärmerisches, das uns wohlthun muß, mitten in dem Schmerze, mit dem sie uns erfüllt. Seht dort unter den Vorhallen der Universität die kühnen steiermärkischen Knaben um ein Wachtfeuer gelagert — welch ein Bild, und wer sollte da — trotz alledem und alledem — nicht an den Völkermorgen Oesterreichs glauben." Dieß ist die nämliche, oft gepriesene Vielseitigkeit, welche ein Menschenalter lang die Wiener Lesewelt zu jener Mündigkeit und Reife erzogen hat, die sich endlich in den Octobertagen dieses verhängnißvollen Jahres so offen der erstaunten Welt darlegte! Was ist Marat's blutiger Ami du Peuple neben dieser unparteiischen, „blauäugigen" und doch so perfiden Sentimentalität!

Man hört jetzt häufig die Wiener Revolution mit der Gräuelwirthschaft der münsterischen Wiedertäufer im sechszehnten Jahrhundert vergleichen. Mit tiefer Beschämung für unser Jahrhundert müssen wir gestehen, daß unsern Wiener Zeitge-

nossen durch diese Zusammenstellung unverdiente Ehre wiederfährt. Die Schreckensscenen zu Münster waren das Erzeugniß eines schauerlichen, aber in seiner Art ganz ehrlich gemeinten Wahnsinns. Hinter dem künstlichen und gemachten Fanatismus der politischen Wiedertäufer im „deutschen Capua" steckte, zur ewigen Schmach des Jahrhunderts der Sophisten und der industriellen Rechenmeister, das Geld der polnischen, italienischen und ungarischen Sendboten der Revolution. Der deutsche Nationalitätsdünkel selbst war nichts als ein Aushängeschild, hinter dem sich eine gemeine Käuflichkeit, eine absolute Abwesenheit jeder Art von Gesinnung versteckte. Die ingrimmigsten Feinde des deutschen Namens hatten, wie sich jetzt mit jedem Tage deutlicher herausstellt, in der größten deutschen Residenz eine Revolution, wie sie sie gerade brauchten, mit baarem Gelde gekauft und bezahlt. Deßhalb verflog auch die erlogene Begeisterung in der ernsten Stunde der Entscheidung wie ein wüster Branntweinrausch. Die „Heldenjugend" zog sich, als es galt, nicht in die Aula zurück, um hier ihr Leben Mann gegen Mann um den theuersten Preis zu verkaufen; sie machte auch das Universitätsgebäude nicht zu einem Saragossa im Kleinen; am allerwenigsten sprengte sie sich dort in die Luft, sondern sie warf, als die Kroaten stürmten, Schleppsäbel und Kalabreser von sich und flüchtete, mehrere hundert Köpfe stark, in die geräumigen, hochgewölbten Kloaken Wiens, aus welchen des andern Tages das Anschwellen und Austreten des Wienflußes und ein starker Regen die Hoffnung der deutschen Revolution wieder hervor und zur demüthigen Ergebung trieb.

Aber wir würden die Meinung unserer Leser irre leiten, wenn wir nicht auch allen den Thatsachen Rechnung trügen, welche das Urtheil der Welt über die schwer gezüchtigte Residenz zu mildern geeignet sind. Gerade in dem Augenblicke, wo die Nemesis die schuldbeladene Stadt ereilt hat, ist es doppelte Pflicht des Geschichtschreibers der Gegenwart daran zu erinnern, daß jedes, die Gesammtheit ihrer Bewohner treffende Verdammungsurtheil ungerecht, übereilt und einseitig wäre.

Von glaubwürdigen Augenzeugen wird Folgendes berichtet. Die „akademische Legion“, allerdings ein Sammelplatz der halbgebildeten Verruchtheit und gemeinsten Schlechtigkeit, bestand zur Zeit der Katastrophe vom 6sten October nur noch zum allerkleinsten Theile aus Studenten. Die Juristen namentlich waren in Masse ausgeschieden; dagegen hatten sich ihr alle in Wien anwesenden Barbierer, Hufschmiede, Musikanten, Literaten, Possenreißer und jene Handwerksburschen beigesellt, welche je einmal die polytechnische Schule besuchten. Die medicinische Facultät soll zur weitaus größern Hälfte aus einheimischen oder fremden Juden bestanden haben, die den Wiener Unruhen vornämlich ihren bösartigen und dämonischen Charakter aufdrückten. Ueberhaupt war Wien Monate lang Herberge und Zufluchtsort des radikalen Auswurfs von halb Europa gewesen. Der berüchtigte Aufwiegler Schütte ist ein Hamburger; jener Hebbel, der in der Allgemeinen Zeitung (Beil. zu Num. 220 vom 7. Aug.) drucken ließ: „man soll das Mittelalter nicht wieder aufwecken, man soll nicht zwischen Christen und Juden unterscheiden“, — ebenfalls kein Wiener, sondern dem Vernehmen nach ein mittelmäßiger Theaterdichter aus dem Holstein'schen. — Die Nationalgarde war von vornherein, aus Kopflosigkeit oder Verrätherei derer, welche sie zuerst errichteten, in einer Weise organisirt, daß jener Theil der Bürgerschaft, dem an der Sicherung von Leben und Eigenthum gelegen seyn mußte, durch die mitaufgenommenen, unzuverläßigen Elemente gelähmt blieb. Eben so war ihre Führung großentheils sehr bedenklichen Händen anvertraut. Und dennoch schlug sich am Tage der Entscheidung (6. October) ein, wenn auch kleiner Theil eben dieser Nationalgarde der innern Stadt für die Sache des Rechts und der Ordnung, gegen andere, aus der Fabrikbevölkerung der Vorstädte gebildete und von den Wühlern gewonnene Compagnien mit einer Ausdauer und Todesverachtung, an der sich die Bürgerwehr anderer großer Städte ein Exempel nehmen könnte. Wirft man den Wienern als Haupthebel ihrer Revolution Gedankenlosigkeit, Frivolität

und grobe Unsittlichkeit vor, so darf dabei nicht außer Acht gelassen werden, daß diese moralischen Krankheiten keine bloß lokalen, sondern allgemein europäische Uebel sind. — Während die „schlanken Tirolerinnen" der Allgemeinen Zeitung freilich am hellen Tage auf den Barrikaden der Venus Vulgivaga Opfer brachten, welche selbst Paris im Jahre 1793 mit Nacht und Schweigen zu bedecken suchte, flehten Schaaren von ehrbaren Frauen in allen Kirchen Wiens zu Gott um den Sieg der kaiserlichen Waffen. Die überwiegend größte Mehrheit der Nationalgarde hat, während der Schreckenszeit, der Revolution nur in soweit gedient, als sie durch Todesdrohungen dazu gezwungen wurde. Um ganz gerecht zu sein, muß man es selbst dem rebellischen Pöbel gewissermaßen Dank wissen, daß er, trotz der aufmunternden Einladung Robert Blum's, die „Schwarzgelben" nicht in Masse ermordet, und sich auch zur Einäscherung und Plünderung Wiens erst in dem Augenblicke angeschickt hat, wo der Sturm der kaiserlichen Truppen die Ordnung wieder herstellte. Wir zweifeln nicht, daß die Proletarier von Berlin oder Hamburg eine fünfundzwanzigtägige Anarchie ganz anders wie die Wiener zu einer, jede Vorstellung übersteigenden Zerstörung benutzt haben würden. Mit einem Worte: Wien ist ein Beispiel unter tausenden, daß, wenn einmal eine Revolution der rechtmäßigen Autorität die Gewalt entwunden hat, die bessergesinnte, aber zerstreute, eines vereinigenden Mittelpunktes entbehrende Mehrheit der friedlichen und ruhigen Bürger nichts mehr vermag gegen die herrschende, kleine, aber zu jedem Verbrechen aufgelegte Minderheit, welche sich des Staatsruders bemächtigt hat und entschlossen ist, sich bis zum Aeußersten in ihrer Stellung zu behaupten.

Den 12. November 1848.

„Unter gewöhnlichen Umständen würden wir", sagt ein Artikel in der Times vom 4. November, einem Zeitpunkte, wo

die Einnahme von Wien noch nicht in London bekannt war, „nicht geneigt seyn, mit ungetheilter Befriedigung auf den Triumph der Militärgewalt in einer großen Hauptstadt zu blicken, wo noch vor wenigen Monaten die Hoffnung keimte, daß eine liberale Regierungsform gegründet werden solle. Aber die Sache der freisinnigen Verfassungen hat einen schwerern Schlag und eine größere Schmach durch die Unfähigkeit und die Ausschweifungen der deutschen Demokraten und der ungarischen Rebellen empfangen, als ihr die Kanonen des Fürsten Windischgrätz jemals zufügen können. Die unglückliche Wirkung dieser Schrecken und Thorheiten wird der seyn, die eingeschüchterte Bevölkerung dahin zu treiben, daß sie, nachdem sie als die einzigen Früchte der Freiheit nichts als Gewalt, Zerstörung und Blutvergießen kennen gelernt, sich nun an die Militärgewalt, als an die letzte Schutzwehr der Gesellschaft klammern wird. Die republikanische und die revolutionäre Partei haben aller Orten dem Bestehenden und der Autorität offenen Krieg erklärt. Sie können sich nicht länger stellen, als suchten sie ihre Zwecke durch friedliche Agitation oder die gemessenen Kämpfe einer constitutionellen Opposition zu erreichen. Die Macht, die in ihren Händen lag, haben sie durch ihre Gewaltthätigkeit mißbraucht, oder durch ihre Thorheit verächtlich gemacht. Vergleicht man ihren Widerstand mit der heroischen Größe des langen Parlaments in England, oder selbst mit der glühenden Vaterlandsliebe der ersten Nationalversammlung in Frankreich, so verwirrt man jeden Begriff von öffentlichen Rechten und Pflichten. Diese Menschen sind einfach Feinde aller gesetzlichen Ordnung, unwissend in Betreff aller und jeder Regierungsgrundsätze, Menschen, welche die Vernunft erniedrigt oder verkehrt haben bis zu den gemeinsten Leidenschaften des Pöbels. Sie müssen durch Gewalt unterworfen werden, wenn sie nicht die Reiche und Gesellschaften unserer Epoche der Zerstörung, dem Elend und der Barbarei überliefern sollen.“

Ein anderer Artikel der Morning-Post sagt über denselben Gegenstand Folgendes: „Der Fall von Wien wird der

mißvergnügten und rebellischen Partei in den andern deutschen Staaten beweisen, daß träumerische Pädagogen nicht die Lenker des Geschickes der Reiche seyn sollen, und naseweise, unreife Schulknaben nicht die Vertreter mächtiger Nationen. Der Empfang, der den kaiserlichen Truppen in den Vorstädten der Hauptstadt von Oesterreich wurde, zeigt, daß die Insurrection keine Wurzel in den Sympathien des Volkes hat, für dessen Glück und Zufriedenheit die vorige Regierung unaufhörlich die ihr anvertraute Gewalt ausübte. Aus jedem Gesichtspunkte betrachtet, sehen wir in der Wegnahme von Wien das erste Zeichen eines allgemeinen Rückschlages, ohne welchen es keine wahre Sicherheit für Personen und Eigenthum, keine Aufmunterung für Künste, Manufacturen und Handel, keine treue Anhänglichkeit an die souveraine Gewalt, keine Freiheit für das Volk gibt." — Fügen wir zu diesen Betrachtungen, an denen wir dem Wahnsinn der deutschen liberalen und radikalen Presse gegenüber nur bedauern, daß wir sie aus englischen Zeitungen entlehnen müssen, noch eine Aeußerung aus einer ältern Nummer der Times: „Die Wiederherstellung und Aufrechthaltung gesetzlicher Autorität ist die erste Bedingung für die Ausübung der Freiheit, und der erste Schritt zur Wiedergewinnung jener Ruhe und Wohlfahrt, von denen Europa so weit abgewichen ist. Aber wiewohl die kaiserliche Sache Männern von unerschütterlicher Treue und Entschlossenheit in die Hand gegeben ist, die an politischer Tüchtigkeit und persönlichem Werth weit über den Lenkern der Insurrection stehen, so werden diese Räthe und Soldaten der Krone doch hoffentlich die Lehren dieser schauerlichen Zeit nicht mißkennen, noch ihre Kräfte vergeuden in eiteln Versuchen, jenen schwächlichen und veralteten Staatsbau wieder aufzuführen, der vom ersten Schlag zusammenstürzte." Wer, der das gestürzte österreichische System kennt, würde hierin nicht aus voller Seele einstimmen! Hören wir aber auch, wie der englische Publicist sich den neu zu gründenden Zustand von Oesterreich denkt. „Sind jene Männer der ihnen gewordenen Aufgabe würdig, so müssen sie die

Verjüngung des Reiches unternehmen und vollenden, nicht dadurch, daß sie die falschen Verheißungen einer Revolution in Umlauf setzen, oder die höchste Gewalt an die, in Rang und Intelligenz Niedrigststehenden übertragen, sondern dadurch, daß sie in die Verwaltung mehr Einsicht, Energie, Redlichkeit und Verstand hineintragen, und jene Traditionen einer gemeinen Schreiberwirthschaft abschütteln, welche Oesterreichs wie ganz Deutschlands Fluch geworden." In der That, was Oesterreich bedarf ist vor Allem eine tüchtige, kräftige und ehrliche Verwaltung, zu welcher in den einzelnen Provinzen und Gemeinden die geeigneten, ständischen Elemente herbeigezogen werden müssen. Eine nach englischem und französischem Muster copirte Charte in jenes Land zu verpflanzen, ohne dessen eigenthümlichen Verhältnissen Rechnung zu tragen, war ein in der Geburt verunglückter Gedanke.

Den 13. November 1848.

Der radikale Religionsstifter Dowiat gab vor einigen Tagen aus dem Gefängnisse folgende Erklärung von sich: „Ich ersuche die Zeitungen, bei Nennung meines Namens, das Prädicat „„deutsch-katholischer Prediger"" wegzulassen. Ich habe die religiöse Bewegung stets nur als Mittel zu sozial-politischer Agitation betrachtet. Jetzt ist die Maske und folglich die ganze religiöse Bewegung unnöthig; ich habe nicht das Geringste mehr mit derselben zu thun. Stadtvogtei. Dowiat." Wir lernen freilich aus diesem offenen Geständnisse nichts, was wir nicht schon lange gewußt hätten. Aber wir müssen diese freimüthige Erklärung den Herren Eichhorn, Bodelschwingh, Bunsen, und wie sie sonsten heißen die Meister und Werkleute an dem Bau der Zukunftskirche, zum ernsten Nachdenken an's Herz legen. Sie waren es, welche die vermeintliche Revolution innerhalb der katholischen Kirche mit Jubel begrüßten und sie durch Geld, Versprechungen, Collecten

und Ermunterungen, durch Hemmung der Wirksamkeit der Strafgesetze zu Gunsten der radikalen Sectirer, durch criminelle Verfolgung der sich offen und ehrlich aussprechenden Katholiken, durch Subvention einer semioffiziellen Schandjournalistik und durch Knechtung der katholischen Presse förderten. Mögen sie jetzt bei Lesung der Erklärung Dowiats und Angesichts der Früchte ihrer damaligen Bestrebungen in Sack und Asche Buße thun, wenn sie dessen noch fähig sind! —

Dieser Fall ist übrigens um so merkwürdiger, als er im Allgemeinen ein grelles Schlaglicht auf viele, sonst unerklärliche Begebenheiten der letzten dreißig Jahre wirft. Wir irren nicht, wenn wir das Bestreben: gleichzeitig den Strom der politischen Revolution zurückzudämmen und auf dem kirchlichen Gebiete eine, gegen das katholische Princip gerichtete Revolution hervorzurufen, für die wichtigste und wirksamste Ursache der Mißgriffe erklären, welche die heutigen Zustände über Preußen und ganz Deutschland heraufbeschworen haben. Die Absicht: die Kirche zu Grunde zu richten und auf ihre Trümmer einen Tempel des Preußenthums zu gründen, machte die damaligen Gewalthaber in Berlin blind gegen die Pläne und Zwecke ihrer demokratischen Verbündeten. Als sie endlich Verrath merkten, und sich von jenen in den letzten zwei Jahren loszumachen suchten, war es „zu spät.“ Heute haben sie Gelegenheit zu ärndten, was sie ein Menschenalter durch säeten.

Den 24. November 1848.

Die Hinrichtung Robert Blums hat eine Aufregung in Deutschland hervorgerufen, die sich nach dem heutigen Stande der öffentlichen Meinung nicht anders erwarten ließ. Nach den verschiedenen Ausgangspunkten muß sich auch das Urtheil verschieden gestalten, und zwischen unvereinbaren Gegensätzen — Radikalismus und rother Republik auf der einen, und Belagerungsstand und Standrecht auf der andern Seite — beschwich-

tigend oder vermittelnd drein reden zu wollen, wäre eine augenfällige Abgeschmacktheit. - - Nur einen Gesichtspunkt wollen wir hervorheben, weil er dazu beitragen kann, die Thatsachen in ihr rechtes Licht zu stellen. Daß Robert Blum den sichern Boden der parlamentarischen Agitation in Frankfurt und die Werkstätte der geheimen Vorbereitungen zur Ausrottung seiner politischen Gegner in den Klubbs verließ, daß er, offen mit den Waffen in der Hand hervortretend, sich der evidenten militärischen Uebermacht gegenüberstellte, daß er auch nach dem Siege der kaiserlichen Truppen und der Einnahme von Wien nicht wie Schütte, Bem und Pulszky sich durch die Flucht seinem unzweifelhaften Untergange entzog, daß er dem todtdrohenden Gesetze trotzend, ruhig in der erstürmten Hauptstadt blieb, — dieß wäre mehr als Tollkühnheit, es wäre heller Wahnsinn, wenn nicht ein einfacher Umstand sein ganzes, sonst unbegreifliches Verhalten genügend erklärte. Der Schild, hinter welchem Robert Blum sich für vollkommen sicher, unverantwortlich und straflos hielt, war der Beschluß des Frankfurter Parlaments vom 30. September. Zwölf Tage nach der Ermordung von Lichnowsky und Auerswald, als jeder rechtliche Mensch in Deutschland die ernstesten Schritte zur gerichtlichen Verfolgung der Anstifter und intellectuellen Urheber jener scheußlichen Meuchelthat erwartete, und der ehrenhafte Theil des deutschen Volkes laut nach den kräftigsten Maßregeln zur Verhütung ähnlicher Gräuel rief, — da faßte das Parlament, fast wie zum Schutze Derer, die sich durch den 18. September compromittirt wußten, folgenden Beschluß. „Ein Abgeordneter zur verfassunggebenden Reichsversammlung darf vom Augenblicke der auf ihn gefallenen Wahl an, — ein Stellvertreter von dem Augenblicke an, wo das Mandat seines Vorgängers erlischt, — während der Dauer der Sitzungen ohne Zustimmung der Reichsversammlung weder verhaftet, noch in strafrechtliche Untersuchung gezogen werden, mit alleiniger Ausnahme der Ergreifung auf frischer That.“ — Ein zweiter Artikel setzt hinzu: „In diesem letzten Falle (der Ergreifung auf

frischer That) ist der Reichsversammlung von der getroffenen Maßregel sofort Kenntniß zu geben, und es steht ihr zu, die Aufhebung der Haft oder Untersuchung bis zum Schluße der Sitzungen zu verfügen." — Wir wollen hoffen, daß die hohe Versammlung die Tragweite dieser ihrer Beschlüsse nicht berechnet, den unabweislich nothwendigen Erfolg derselben nicht gewollt, und die Folgerungen nicht gewürdigt habe, von denen sich leicht voraussehen ließ, daß die radikale Linke sie zu ziehen nicht säumen werde. Nur so viel hätte dem Mittelpunkte aller deutschen, gesetzgeberischen Intelligenz zu erwägen zugemuthet werden können, daß diese Festsetzung mit andern Entschließungen, welche dasselbe Parlament kurz vorher gefaßt hatte, nicht ganz im Einklange stand. Der Aufhebung aller und jeder, dem französisch-demokratischen Gleichheitsbegriff widersprechenden Vorrechte und Auszeichnungen gegenüber, war durch den Beschluß vom 30. September ein neues Privilegium geschaffen, inhaltschwerer, gefährlicher und gehäßiger, als deren jemals die deutsche Rechtsgeschichte eins gekannt hat. Einer Gesellschaft von fünfhundert Personen, wie sie der Zufall von Nord und Süd, von Ost und West in der Paulskirche zusammengeführt hatte, war, Mann für Mann, eine Stellung zugesprochen, die gegen jedes polizeiliche Einschreiten gesichert, über jeden Gerichtszwang erhaben war. Die gemeinen Strafgesetze hatten für diese neue Aristokratie aufgehört ein Gegenstand der Furcht und der Achtung zu seyn. Würde sich die Mehrheit der Glieder des Reichstags nach den Erfahrungen des 18. Septembers bereit erklärt haben, solidarisch für jeden Mißbrauch dieses ungeheuern Vorrechtes zu haften? Wir zweifeln. Und dennoch hatte sie Leben, Ehre und Eigenthum von mehr als dreißig Millionen Deutschen der individuellen Discretion jedes Einzelnen aus fünfhundert neugeschaffenen, souverainen Herren überliefert, von denen ein Theil bereits auf der Pfingstwiese, in den Klubbs und auf den Frankfurter Barrikaden Proben einer politischen Gesinnung abgelegt hatte, die auch dem Beherztesten einige Besorgniß für Deutschlands innern Frieden einzuflößen wohl geeignet war.

Hatte diesen souverainen Reichstagsmitgliedern gegenüber die Autorität der Gesetze, der Behörden und der bewaffneten Macht aufgehört, so ließ sich erwarten, daß die äußerste Linke von dieser Unverantwortlichkeit Gebrauch machen werde. Ein unter der Aegide dieses Privilegiums entzündeter oder genährter Bürgerkrieg in irgend einem Theile von Deutschland ließ sich ohne prophetische Gabe voraussagen. Wenn sich die Linke sonst zu solchem Wagniß aufgelegt fühlte, so konnte sie mit ziemlicher Genauigkeit ihren Ueberschlag machen, was sie von einem etwaigen Einschreiten ihrer gemäßigtern oder wohlgesinnten Frankfurter Collegen zu befahren hatte. Die Erfahrung hatte dafür seit dem Frankfurter Attentat einen sichern Maßstab geliefert. Die Linke konnte auf eine Schonung rechnen, die thatsächlich und in ihrem letzten Ergebniß völliger Straflosigkeit gleichkam. Umgekehrt war aber die Regierung jedes Landes, welches sich die rothe Republik von der Höhe ihrer Warte aus zum Opfer erkor, gefesselt, sobald sie das Privilegium vom 30. September respectiren wollte oder mußte. Es war so gut wie unmöglich: einen Aufruhr zu bekämpfen, an dessen Spitze sich etwa ein radikales Parlamentsglied gestellt hatte. Ehe die Anfrage: ob gegen dessen unverletzliche und heilige Person Vorkehrungen erlaubt seien? in die Paulskirche gelangt, dort berathen, durch Namensaufruf entschieden und wieder zurückbefördert war, konnte der Aufruhr mit den ihm geläufigen Waffen des Meuchelmordes, des Raubes und des Mordbrandes bereits Erfolge errungen haben, die kein Parlamentsbeschluß ungeschehen machen konnte. Schlimmsten Falls durfte endlich, wenn die Insurrection dennoch unterlag, das souveraine Parlamentsglied unbeschrieen am Orte des Verbrechens verweilen, durfte dort den Rückzug seiner mitverschwornen Genossen mit seiner parlamentarischen Unverletzlichkeit decken, und jedem neuen Aufstandsversuche einen unantastbaren Mittelpunkt zur Wiederanknüpfung der abgerissenen Fäden bieten.

Wenn Robert Blum in Folge eines ähnlichen Gedankenganges der Anarchie in Wien seine Dienste weihte, so ist ge-

Den 26. November 1848.

Die Wendung, welche die Dinge in Preußen genommen haben, muß jeden Freund der Ordnung und der vernünftigen Freiheit mit tiefem Schmerze erfüllen. Jener Monarchie ist das Uebelste geschehen, was einer geordneten Verfassung begegnen kann. Die höchste Gewalt ist streitig zwischen der Krone und einer, in offener Auflehnung begriffenen Versammlung von Volksvertretern. Und daraus ist nicht etwa ein offener, erklärter Bürgerkrieg erwachsen; nein! was tausend Mal schlimmer ist, eine gränzenlose, unheilvolle Verwirrung hat sich der Gemüther bemächtigt. Die Masse des Volkes weiß nicht mehr, wer Herr ist im Lande, und unter dem Ringen und Zerren Derer, welche mehr mit Demonstrationen, als mit den Waffen gegen einander zu Felde liegen, haben sich die Bande des Gesetzes und des Vertrauens gelöst, welche die Monarchie Friedrichs des Großen zusammenhielten. Es gibt keine anerkannte politische Autorität mehr in Preußen; dieß ist eine bei weitem gefährlichere Thatsache, als daß faktisch bereits über einen Theil der Monarchie die Anarchie mit ihren Schrecken hereingebrochen ist.

Es kann keine Frage seyn: auf welchem Standpunkte dieser betrübenden Lage der Dinge gegenüber die historisch-politischen Blätter stehen. Wir haben Preußen als solches nie gehaßt; wir haben alles Gute in Preußen freudig und bereitwillig anerkannt; wir haben, so lange es irgend möglich war, die Hoffnung auf den Sieg der Ordnung und der rechtlichen Freiheit in diesem Lande festgehalten. Aber seit dem Entstehen dieser Zeitschrift haben wir, im untrüglichen Vorgefühl des furchtbaren Verhängnisses, welches über Preußen hereinbrechen mußte, uns dieser Monarchie gegenüber in der Lage eines Arztes befunden, der seinem Patienten bei jeder Gelegenheit zuruft: Lieber Herr! Sie sind ein Candidat des Todes; wenn Sie Ihre widersinnige Diät nicht ändern, und gewisse lebens-

gefährliche Gewohnheiten nicht lassen, so wird über Nacht Ihre Seele von Ihnen gefordert werden. Gerade so vernünftig es nun wäre, auf solche Rede hin den Doctor wegen lebensgefährlicher Drohungen vor den Criminalgerichten zu belangen, eben so weise und gescheit war zehn Jahre lang das Verhalten der preußischen Gewalthaber in Beziehung auf die historisch-politischen Blätter. Sie mietheten sich den rheinischen Beobachter, der ihnen jeden Morgen zurufen mußte: sie seien kerngesunde Leute und möchten sich nur nicht durch die Ultramontanen einschüchtern lassen, von denen allein ihnen Gefahr drohe. — Deßhalb wurden auch die historisch-politischen Blätter bei Hals und Hand verboten, und, wenn wir recht berichtet sind, so nimmt in fortwährender, pflichtgetreuer Befolgung der Censurmaßregeln, welche Herr Eichhorn über die ultramontane Presse verhängte, die preußische Post bis auf diese Stunde im Umfange der ganzen Monarchie noch kein Abonnement auf die verbotene Waare an; eine Vorsichtsmaßregel, die neben dem ambulanten Reichstage, neben der Steuerverweigerung, und neben der königsmörderischen Placatenliteratur etwas unglaublich Komisches und Erheiterndes hätte, wenn anders in so schweren Zeiten jedem ordnungsliebenden Christen das Weinen nicht näher wäre, als das Lachen.

Dieß Alles hindert uns jedoch in keiner Weise, auch in Beziehung auf Preußen, unsern Grundsätzen treu zu bleiben. Es bedarf für unsere Leser des Ausspruches nicht, wie wir den Conflict ansehen, der für die Monarchie Preußen die Bedeutung eines Kampfes um Seyn oder Nichtseyn hat. Mit unsern besten Wünschen, wenn auch leider! kaum mit unsern Hoffnungen und Erwartungen, stehen wir auf der Seite der Krone, welche (wie unglaubliche Fehler und Mißgriffe auch vorausgegangen seyn mögen!) dem steuerverweigernden Reichstage gegenüber einfach in ihrem guten Rechte ist. Der büreaukratisch-preußenthümlich-freimaurerischen Kirchenverfolgung haben wir zehn Jahre lang, nach bestem Wissen und Gewissen, den Spiegel vorgehalten. Aber wir haben, wie unsere Leser

am besten wissen, niemals der Revolution das Wort gesprochen und niemals geglaubt, daß die Anarchie wohlwollendere Absichten für die Kirche hegen werde, als der Beamtenabsolutismus. Zudem haben der confessionelle Gegensatz und die Freiheit der Kirche, für welche letztere wir kämpften und kämpfen, mit den dort verhandelten Streitfragen nichts zu schaffen. Können wir gleich in den preußischen Ereignissen das gerechte Gericht Gottes nicht verkennen, so wissen wir doch auf der andern Seite, wohin Gerechtigkeit, Ehre und gesunder Menschenverstand unser Urtheil lenken, sobald die Reste der fürstlichen Herrschaft mit der Gesetzlosigkeit im Kampfe auf Leben und Tod begriffen sind. Wir wünschen Preußen, — obgleich wir auch auf das Gegentheil gefaßt sind! — im Namen der Ordnung, der Freiheit und der Menschlichkeit den Sieg der Monarchie, und wir täuschen uns darüber nicht im geringsten, welche Prüfungen und Gefahren der Triumph der wilden Zügellosigkeit, die Auflösung der Ordnung und der Sieg des Atheismus der Kirche bereiten würden. Wir wünschen aber auch, daß die Monarchie, wenn Gott ihr länger Bestand verleihen sollte, sich fortan auch der Kirche gegenüber auf den Boden einer ächten und aufrichtigen Freisinnigkeit stellen, und von den Wegen der Väter und Vorväter ablassen möge. Diese Hoffnung haben wir von König Friedrich Wilhelm IV. stets gehegt, und hegen sie heute noch, wenn sie gleich von leidenschaftlichen, beschränkten oder unehrlichen Dienern und falschen Freunden des preußischen Königthums bis auf die neuesten Zeiten bitter getäuscht ist.

Aber was wir in ganz andern Zeiten sagten, wiederholen wir heute. König Friedrich Wilhelm IV. hegt wohlwollendere Gesinnungen für seine katholischen Unterthanen, wie irgend einer seiner Vorfahren; er begreift, wie wenige Fürsten in Europa, die Nothwendigkeit der Freilassung der Religion aus der Staatsknechtschaft, und gönnt von ganzem Herzen der Kirche die Freiheit. Aber die Herolde des Preußenthums haben selbst in diesem Augenblicke noch nicht die alten bösen Gelüste verwunden. Ein Correspondenzartikel der Allgemeinen Zeitung vom 21. No-

vember berichtet, wie in der Rheinprovinz die Anarchie beginne. Sein Zorn richtet sich aber nicht gegen die rothe Republik; mit dieser würde das freimaurerische Preußenthum sich schon abzufinden wissen, sondern in der Stunde der höchsten Gefahr beherrscht der alte Katholikenhaß mehr als je diese Beamtenseelen. Zwar liegt die preußenthümliche Bureaukratie in diesem Augenblick gefesselt am Boden, und siegestrunken setzt der triumphirende Radikalismus den Fuß auf ihren Nacken. Dennoch ballt sie, heute wie gestern und vor zehn Jahren, die Faust gegen die Kirche und versichert: „die geistlichen Herren würden mit Verwunderung inne werden, daß, wenn man erst den Sieg in Händen hat, man auch mit ihnen nicht viel Federlesens macht." Das sind die Gelübde, die das Altpreußenthum in der Gefahr des Todes macht, und die frommen Vorsätze, die es faßt in dem Augenblicke, wo ihm die vier letzten Dinge vor Augen stehen. Und woher dieser unmenschliche Haß gerade in dieser Zeit? Je nun! im Landkreis Köln ist wieder einmal ein Geistlicher nach Frankfurt gewählt, „der sich, wie es heißt, auf die Seite der äußersten Linken setzen will." Zudem ist es die Rhein- und Moselzeitung, welche die Galle der Herren vom Schurz und von der Kelle überfließen macht. Leider können auch wir nur tief bedauern, daß ein Blatt, welches früher unter preußischem Censurdruck die Sache der Kirchenfreiheit führte, heute dem übeln Willen verstockter Kirchenfeinde die gewaltige Blöße bietet, den Bestrebungen der äußersten Linken die Hand zu reichen. Soll auf diesem Wege die rothe Republik ein Werkzeug für die Sache Gottes werden, so kann man die Kurzsichtigkeit und Beschränktheit solcher Politik nur bemitleiden. Soll umgekehrt die Religion ein Mittel seyn, dem radikalen Communismus die Wege zu bereiten, so ist kein Ausdruck der Entrüstung stark genug für dieses Sacrilegium. Aber in keinem von beiden Fällen hat der Correspondent der Allgemeinen Zeitung das Recht, die Rhein- und Moselzeitung mit der katholischen Kirche, oder dem Clerus, oder dem, was man die „katholische Partei" nennt, zu identificiren. Niemand

als die Redaction allein ist dafür verantwortlich, wenn jenes Blatt in einer Zeit, wo alle Elemente gährend durcheinander brausen, den politischen Verstand und mit ihm jede Richtung und Haltung verloren hat. Das Einzige, was zu ihrer Entschuldigung dienen kann, ist der Umstand, daß das frühere preußische System am Rhein die radikale Presse, als vermeintliches Gegengewicht gegen die ultramontanen Bestrebungen, duldete und pflegte, und in solcher Weise einen Theil der Rheinländer selbst zu den sich heute kundgebenden Gesinnungen erzog. Man erinnere sich, wie lange Zeit der Rheinische Beobachter mit der ihm eigenen, selbstmörderischen Stupidität für die Schweizer Radikalen kämpfte, als sie zum Kriege gegen die katholischen Kantone rüsteten. Ist es denn ein Wunder, wenn unter solchen Umständen und in einer Zeit, wo auch der Oberpräsident von Schlesien sich an die Spitze der Auflehnung stellt, und wo in dem Reichstage, der mit dem Könige um die Krone ringt, sechszig der höchstgestellten und angesehensten preußischen Beamten, sämmtlich gewiegte Juristen sitzen, wenn da der Redacteur eines Blattes in einer Provinzialstadt ebenfalls die Besinnung verliert? Sagt doch der Correspondent der Allgemeinen Zeitung selbst: daß viele Katholiken sich von der Rhein- und Moselzeitung mit Ekel wegwenden. Aber was folgert er daraus? Etwa, daß dieß Blatt nur die Gesinnung Jener ausdrücke, die es schreiben, und daß die Mehrheit der Katholiken loyale Leute sind? O nein! er sieht darin nichts als die „Desorganisation der clerikalen Partei", die er mit Jubel begrüßt. Man sieht, dieser Art ist nicht zu helfen. Die Nemesis wird darüber weiter ergehen lassen müssen, was Recht ist. Sie haben es ja selbst nicht anders gewollt!

LIII.

Ueber das neue Wahlprincip und die Wahlen zum bayerischen Landtag.

Wie die meisten neuern Staaten, so hat auch Bayern in Folge der Erschütterungen dieses Jahres in seinem Wahlgesetze zur zweiten Kammer seiner Abgeordneten eine Umwandlung von weit greifendem Einfluße erfahren.

Haben die Bewegungen des Jahres 1848 ihren ersten Anstoß von der französischen Februarrevolution erhalten, welche Frankreich über Nacht aus einer constitutionellen Monarchie in eine Republik verwandelte, so trägt auch die Umgestaltung unseres Wahlgesetzes ein französisches Gepräge, und alle Verfassungen europäischer Staaten, die diesem Jahre ihren Ursprung verdanken, haben dem neuen Princip mehr oder minder gehuldigt, so wie manche der bereits bestehenden Verfassungen es auf dem Wege der Reform in sich aufgenommen.

Von den größeren, mächtigeren europäischen Staaten mit freien Verfassungen ist England der einzige, der unberührt durch die französische Umwälzung dem alten Principe treu geblieben.

Fragen wir nun, worin diese Veränderung hauptsächlich besteht, und fassen wir dabei das Beispiel unseres bayerischen Wahlgesetzes zunächst in's Auge, so finden wir zwei hervortre-

tende Unterschiede, die indessen derselben Grundansicht entspringen.

Die frühere Ansicht ging davon aus, daß sowohl die Wähler, als die zu erwählenden Vertreter für die Erfüllung ihres Berufes dadurch eine Bürgschaft darbieten müßten, daß sie zu den Besitzenden gehörten. Die Gesetzgebung verlangte von ihnen, daß sie einen Besitz nachweisen könnten, von dem sie einer Seits zu den Lasten des Staates beitrügen, den sie anderer Seits bei schlechtem Staatshaushalte und schlechten Gesetzen verlieren könnten, und dessen Verwaltung sie hinwiederum durch die gewonnenen Kenntnisse und Erfahrungen befähigte, als Männer des Vertrauens ihrer Mitbürger und Staatsgenossen ein Wort bei Ordnung der öffentlichen Angelegenheiten zur Wahrung des allgemeinen Wohles mitzureden und ihre Stimme in der Gesetzgebung und über Aufbringung und Verwendung der Staatsgelder abzugeben.

Da nun der Grundbesitz die Unterlage alles übrigen Besitzes bildet und auf ihn, auf den festen Grund und Boden, der Staat gegründet ist: so gewährte der Grundbesitz auch vorzugsweise die Berechtigung für den Wähler, so wie für den Abgeordneten. Nach dem Grundbesitze waren es dann die verschiedenen anderen Arten von Besitz: der Besitz eines Gewerbes, oder steuerbarer Renten, oder eines öffentlichen Amtes, die in den Augen der alten Gesetzgebung als eine gültige Bürgschaft angesehen wurden und ihre Inhaber berechtigten, Wähler oder Abgeordnete zu werden.

Die einzelnen Verfassungen unterschieden sich nur dadurch von einander, daß sie einen mehr oder minder hohen Besitz als Bürgschaft verlangten und die verschiedenen Arten des Besitzes vollzähliger oder enger aufnahmen, so daß hiedurch der Kreis derer, die wählten und gewählt werden konnten, ein weiterer oder ein engerer wurde.

In unserem alten bayerischen Wahlgesetze war die geforderte Bürgschaft im Verhältniß zu dem Wohlstand des Landes eine nicht unbedeutend hohe, ja man darf sagen, eine allzu

hohe, was laut der Erfahrung die Folge hatte, daß in unserer zweiten Kammer unverhältnißmäßig viele Bierbrauer und Posthalter ihren Sitz einnahmen, während gar mancher andere Ehrenmann, der in jeder Hinsicht befähigt gewesen wäre und auch das Vertrauen seiner Mitbürger im vollsten Maße besaß, dennoch des hohen Census wegen sich den Eintritt in die Kammer verschlossen sah.

Dieser Grundansicht der früheren Gesetzgebung deutscher Verfassungen tritt die neuere französische entgegen. Sie nimmt keine Rücksicht darauf, daß auch die Lasten und Leistungen getheilt sind, und daß dem, der die größere Last trägt und mehr leistet, oder sich als der Befähigtere erwiesen, auch eine bevorzugte Stimme zustehen sollte. Sie sieht in der geforderten Bürgschaft eines besteuerten Besitzes oder einer öffentlichen Stellung eine ungerechte Bevorzugung, die despotisch dem einen den Eintritt in die Reihen der Wähler und Abgeordneten gewähre, dem andern sie versage. Sie geht vielmehr von der Gleichheit aller Menschen aus, und folgert daraus die gleiche Berechtigung aller Staatsangehörigen zur Volksvertretung sowohl wählen zu dürfen, als auch gewählt werden zu können. Es ist dieses der Grundsatz der Anhänger von der sogenannten breitesten demokratischen Basis, deren Ziel darauf hinausläuft, eine Verfassung in's Leben zu rufen, in der Jeder ohne Ausnahme wählen und gewählt werden kann. Sie halten keine andere Bürgschaft für nothwendig, als daß der zu Erwählende das Vertrauen der relativen oder absoluten Mehrheit einer gewissen Anzahl von Wählern besitze, was sich eben dadurch ausspricht, daß sie ihm bei der Wahl ihre Stimmen geben.

Allein diese Ansicht unbedingter Gleichheit ist mit der Natur und dem Leben, die uns überall Ungleichheiten zeigen, im vollsten Widerspruche, und darum auch in ihrer ganzen Strenge unausführbar, weil ihre Ausführung sogleich zum eigenen Verderben ausschlägt und als widernatürlich von der Unmöglichkeit zurückgestoßen wird. Wirklich ausgeführt findet sich daher

diese gerühmte Gleichheit der Wahlberechtigung, wie unsere Demokraten aus der französischen Schule sie dem deutschen Michel einreden möchten, noch in keiner einzigen Verfassung, von denen die Geschichte Kenntniß hat. Denn abgesehen, daß alle Verfassungen, mögen sie auch eine noch so breite demokratische Basis haben, dennoch die Kinder oder die Minderjährigen ausschließen, so hat trotz mehrfach gemachter Versuche das weibliche Geschlecht sich diese Verletzung seiner Rechtsgleichheit bisher gefallen lassen müssen. Frauen wählen nicht und sind auch nicht wählbar, wenn unsere Linke in Frankfurt diese Ungleichheit der schwächeren und schöneren Hälfte des menschlichen Geschlechtes nicht allenfalls in den noch zu berathenden Grundrechten der deutschen Staatsbürgerin austilgt.

Aus dem Vorhergehenden folgt, daß dieses französische Princip demokratischer Gleichheit, wenn es auch sonst keine andere Bürgschaft verlangt, wenn es weder geistige Zurechnungsfähigkeit, noch unbescholtenen Leumund fordert, sich dennoch genöthigt sieht, diese Ungleichheiten der Natur zu berücksichtigen, und wenigstens die Bürgschaft des Alters und des Geschlechtes als Beschränkungen in sein Wahlgesetz aufzunehmen. Diese beiden Beschränkungen jedoch abgerechnet, möchten die Anhänger jener demokratischen Freiheit das Wahlrecht auf alle übrigen ohne Beschränkung ausgedehnt. Auf seine Erweiterung ist daher auch fortdauernd ihr Bestreben dort gerichtet, wo der republikanischen Gleichheit aller Staatsangehörigen noch einige Schranken entgegenstehen und bestimmte Bürgschaften gefordert werden.

Dieser Strömung unserer Zeit nach demokratischer Gleichheit hat auch das neuere bayerische Wahlgesetz nachgegeben. Es hat zwar noch an dem Grundsatze festgehalten, daß der Wähler und der zu Erwählende eine gewisse Bürgschaft bieten müsse; allein es hat diese Bürgschaft auf den geringsten Satz hinab erstreckt, indem es allen Staatsangehörigen, die eine directe Steuer zahlen, sei sie auch noch so gering, das Recht einräumt, als Urwähler ihre Stimme abzu-

geben, so wie nicht minder als Abgeordnete sich wählen zu lassen.

Hiedurch hat sich der Kreis der Berechtigten in Bayern im höchsten Grade erweitert. Man kann nun darüber streiten, ob es wirklich ein Glück für das Land sei, daß man die geforderte Bürgschaft bis auf den niedrigsten Satz ausgedehnt, und sich nicht damit begnügt, sie bloß zu ermäßigen. Doch darüber kann wohl kein Zweifel seyn, daß der frühere Satz zu hoch gestellt und der Kreis der Berechtigten zu eng umschrieben war.

Vergleichen wir beide Gesetze im Ganzen, so können wir diese Veränderung immerhin als eine Verbesserung ansehen, wenn nämlich die Landbevölkerung, die hiedurch einen größern Einfluß gewonnen, in Verbindung mit dem gesunden Kerne des Bürgerstandes, ihre Bürgerpflicht erfüllt und diesen Einfluß dazu benützt, um jener demagogischen Zügellosigkeit, jenem freiheitsschänderischen Hetzen und Wühlen, das vorzüglich von dem vornehmen und gemeinen Pöbel der Städte ausgeht, männlich entgegenzutreten, und uns Männer in die Kammer sendet, die dem alten, alles bevormundenden Polizei- und Schreiber-Regimente eben so abhold sind, als sie Muth und Einsicht und aufopfernde Vaterlandsliebe genug besitzen, um die höchsten Güter der Menschheit: Religion und Sittlichkeit, Recht und Freiheit, Bildung und Wohlstand, Kunst und Wissenschaft, unverzagt und unerschütterlich in den parlamentarischen Kämpfen gegen niederträchtige Volksverführer und gemeine Volksschmarotzer zu wahren, die ohne Gewissen und ohne Rechtssinn, von zügellosen Leidenschaften getrieben und einer maß- und bodenlosen Freiheit nachjagend, unser Vaterland mit der furchtbarsten Anarchie und der schmachvollsten Buben- und Pöbelherrschaft bedrohen.

Diese Herabsetzung der Bürgschaft auf den niedrigsten Steuersatz und die dadurch bewirkte Erweiterung des Kreises der Berechtigten wäre der eine Unterschied des neuen Wahlge-

setzes von dem früheren. Wir kommen nun zu der zweiten, nicht minder tiefgreifenden Verschiedenheit.

Unser früheres Wahlgesetz ging von jenem, wahrhaft deutschen Gesichtspunkte aus, dem der Staat als ein großer, vielfach gegliederter, lebendiger Leib galt, woran jedes Glied mit dem Ganzen verbunden, und diesem untergeordnet, zugleich seine bestimmte, selbstständige Stellung neben den übrigen Gliedern einnahm. Jedes dieser Glieder, die den lebendigen Leib des Staats zusammensetzten, erhielt dann nach Maßgabe seiner Bedeutung und seiner Leistungen in der allgemeinen Vertretung mehr oder minder Einfluß, um sein Interesse den übrigen Interessen gegenüber zu wahren und geltend zu machen. Mit anderen Worten: die frühere Bildung unserer Vertretung war eine ständische, und sie befolgte diesen Grundsatz nicht nur in so weit, daß sie eine erbliche Reichskammer aus dem höhern Adel, dem erblichen größeren Grundbesitz und den höheren Würdeträgern der Kirche einer erwählten Volkskammer gegenüber stellte, sondern sie hielt auch in der Zusammensetzung dieser Volkskammer an ihrem ständischen Charakter fest.

Wie nämlich der Staat von jeher aus verschiedenen Ständen bestanden hat, und trotz aller Umwälzungen immer bestehen wird: so sollten diese verschiedenen Stände, als solche anerkannt, in der allgemeinen Vertretung ihre gesonderte Stelle zur Wahrung ihrer Interessen und deren gegenseitigen Ausgleichung finden. Unser früheres Gesetz für Bildung der zweiten Kammer gewährte daher der Kirche nach ihren verschiedenen Confessionen, wie dem Staat einen bestimmten Antheil an der Vertretung; jeder der Kreise des Reichs hatte seine bestimmte Anzahl von Stimmen; es gewährte hinwiederum den Städten und dem offenen Lande ihre abgesonderte Vertretung, dem Grundbesitze mit und ohne Gerichtsbarkeit, wie dem gewerbtreibenden Bürgerstande; endlich nahm es auch die Landesuniversitäten, als den Lehrstand und die Wissenschaft vertretend, unter denen auf, welchen es ausdrück-

lich Sitz und Stimme in dem hohen Rathe der Nation, der Krone gegenüber, zugestand.

Die Wähler selbst waren in diese verschiedenen Gruppen oder Gliederungen abgetheilt; sie wählten als Corporationen aus ihrer Mitte, und waren bei dieser Wahl an den Stand und die Oertlichkeit gebunden.

Die Absicht der Gesetzgebung hiebei war, daß jedes große Interesse des Landes geistliches und weltliches, katholisches und protestantisches, altbayerisches, fränkisches und schwäbisches, Grundbesitz, Gewerbe und Wissenschaft eine, nach dem Maße seiner Bedeutung abgewogene Vertretung in der Kammer finden sollte, damit keines eine Bevorzugung an sich reißen, das andere übervortheilen oder gänzlich ausschließen könnte.

Diesem alten deutschen Grundsatze ständischer Vertretung ist nun abermals die französische Staatslehre mit ihrer unbedingten Gleichheit und ihrer breitesten demokratischen Unterlage feindlich und siegreich gegenüber getreten.

Diese, der ersten Revolution entsprungene Lehre berücksichtigt, im Interesse der breitesten Basis, das heißt der besitzlosen Masse, jene in der Natur gegründeten und im Leben gegebenen Ungleichheiten auch nicht im mindesten, obschon kein Leben ohne solche Ungleichheiten, oder eine Gliederung und Neben- und Unterordnung bestehen kann.

Sie nimmt bei ihrer Vertretung ein gänzliches Absehen von jeder Verschiedenartigkeit des Standes und des Interesses. Der Unterschied zwischen Staat und Kirche, zwischen den verschiedenen Provinzen, zwischen Stadt und Land, zwischen Industrie, Gewerb und Grundbesitz, und wie alle die andern Gegensätze, welche uns das Leben darbietet, heißen mögen, sie verschwinden in ihren Augen gänzlich. Sie sieht in dem Staat keinen lebendig gegliederten Leib; sie erkennt keine Corporationen an; sie berücksichtigt keine Gruppen sich gegenüberstehender Interessen, die sich zu einem Ganzen neben- und unterordnen. Der Staat besteht ihr lediglich aus einzelnen Staats-

bürgern, die einander gleich berechtigt zusammen treten. Sie wägt nicht die Stimmen, sie zählt sie nur. Sie gewährt darum auf so und so viel tausend Seelen das Recht, einen Abgeordneten zu wählen, und wie die Tausende der Wähler aus allen Ständen buntgemischt sind, so steht es ihnen auch frei, nach Belieben ihren Abgeordneten, aus welchem Stande sie immer wollen und aus jeder beliebigen Provinz des Reiches zu erkiesen. Er selbst aber, der Erkorene, soll in dem gleichen Geiste allgemeiner unbedingter Gleichheit keinen Stand, keine Confession, keine Provinz, kurz kein Sonderinteresse, sondern das Volk im Allgemeinen vertreten.

Dieser Grundansicht einer abstracten Gleichheit hat auch das neue bayerische Wahlgesetz mit Aufgebung seiner früheren ständischen Unterlage gehuldigt. Der Abgeordnete kann von jedem Wahlkreise nach Belieben aus allen Staatsangehörigen, wes Standes er sei und welcher Provinz er angehöre, gewählt werden, wenn er nur eine directe Steuer zahlt, das geforderte Alter besitzt und keine entehrende Strafe erfahren.

Die einzige Beschränkung, die unser neues Gesetz noch eintreten läßt, besteht darin, daß es die Abgeordneten nicht unmittelbar, durch directe Wahl, von den Urwählern erkiesen läßt, sondern zwischen Beide die Wahlmänner in die Mitte stellt, von denen es, weil die letzte Entscheidung über die Wahl in ihre Hand gegeben ist, eine höhere Bürgschaft verlangt, indem es von ihnen den Besitz des Staatsbürgerrechtes fordert, wie dasselbe an die Ansässigmachung geknüpft ist, und durch den Besitz besteuerter Gründe, Renten oder Rechte, durch die Ausübung besteuerter Gewerbe oder den Eintritt in ein öffentliches Amt bedingt wird.

Man könnte fragen, warum das Gesetz eine größere Bürgschaft von den Wahlmännern verlangt, als von den Abgeordneten, die doch zuletzt durch ihre Stimme über das Schicksal des Landes entscheiden. Der Grund ist einfach der: bieten die Wahlmänner eine größere Bürgschaft dar, so ist zu erwarten, daß sie auch nur solche in der Regel wählen werden, welche

ihnen, die ihre Bürgschaft bei der Wahl einsetzen, nicht minder eine gleiche Bürgschaft, wenn nicht durch Hab und Gut, so doch durch ihren Charakter und ihre Einsichten versprechen. Hinsichtlich des Alters findet derselbe Fall statt. Wird von den Wählern das männliche, reifere Alter gefordert, so kann das Gesetz es ihnen getrost freistellen, auch Knaben oder unreife Jünglinge in die Kammer als ihre Vertreter zu schicken; es ist keine Gefahr, daß sie es thun werden. Würde das Gesetz aber umgekehrt Knaben das Recht geben, mitzuwählen, so hätte es keineswegs die gleiche Sicherheit, daß sie sich nicht ihre Schulkameraden als Vertrauensmänner ausersehen würden.

Kommen wir nun auf das Grundprincip des neuen Gesetzes selbst zurück, daß nämlich der Abgeordnete keinen Stand und kein bestimmtes Interesse, sondern das ganze Volk und sein Wohl, das Volkswohl im Allgemeinen, vertreten soll: so ist diese Anschauungsweise unserer Ueberzeugung nach eine durchaus falsche, der wahren Freiheit und Gleichheit nachtheilige, und im wirklichen Leben gänzlich unausführbar.

Das Volk lebt ja nicht im Allgemeinen, noch auch ist sein Wohl ein bloßes allgemeines Gedankending, ein todter Begriff; es besteht vielmehr aus verschiedenen Ständen, wie das Land aus verschiedenen Provinzen, und sein Wohl besteht eben darin, daß diesen verschiedenen Ständen, die gleich den Provinzen, gar verschiedene Bedürfnisse haben, ein Genüge geschehe, daß Jeder innerhalb seines Kreises frei und sicher unter dem Schutze der Gesetze sich bewege, und seine Kräfte und Fähigkeiten zu seinem geistigen und leiblichen Wohle ungehindert gebrauchen könne. Wie aber soll diesen verschiedenen Bedürfnissen ein Genüge geschehen, wenn sie dort, wo über ihr Schicksal entschieden wird, nicht durch ihre Bevollmächtigten vertreten sind? Nicht also dadurch, daß das Gesetz desgleichen thut, als ob diese Gegensätze und Verschiedenheiten nicht bestünden, werden sie aufgehoben. Sie existiren nach wie vor, und fordern vielmehr ihre Befriedigung in gleichmäßiger Berücksichtigung. Der Unterschied unserer Lage, der in Folge des neuen

Gesetzes eingetreten, besteht nur darin, daß, während früher das Gesetz selbst die Vertretung der verschiedenen Interessen gegen einander abwog, und für ihre verhältnißmäßige Berücksichtigung durch die Wahlbestimmungen Vorsorge traf, jetzt Alles der Willkür der Wähler und somit dem Zufall preisgegeben ist. Gegenwärtig ist es lediglich den verschiedenen Interessen überlassen, selbst dafür zu sorgen, daß sie ihre Vertreter erhalten. Allein wie schwer ist eine solche, das ganze Land umfassende Verständigung in der Weise, daß dem Einen kein Uebergewicht über den Andern zufalle. Wie kann man in einem südlichen Wahlbezirk des Königreichs, z. B. in Traunstein, wissen, wen ein nördlicher Aschaffenburg oder Zweibrücken wählen wird, und weiß man es, wie schwer ist eine Verständigung, die jedem großen und bedeutenden Interesse seine Vertretung zu Theil werden läßt. Auf diese Weise kann es unter Umständen geschehen, daß eine Kammer der weit größeren Mehrheit nach aus bloßen Beamten gebildet wird; unter anderen Umständen kann hinwiederum der kleine Grundbesitzer und der niedere Gewerbstand, die Klassen, die sich den Besitzlosen am meisten nähern, zum Nachtheil der Besitzenden die ganze Vertretung an sich reißen; wieder kann den Stadtleuten zum Nachtheil des Landvolkes, durch die Einwirkung der Presse, die ja ausschließlich den Städten und ihren Parteien angehört, ein dem Ganzen verderbliches Uebergewicht durch Zufall und Absicht zu Theil werden. Gegen alle diese Mißstände gewährt das gegenwärtige Gesetz, welches Alles der Willkür der Wähler anheimgibt, durchaus keinen Schutz. Abgesehen davon, daß es für solche Interessen, deren Betheiligte, wenn auch in bedeutender Zahl, doch über das ganze Land zerstreut sind, kaum möglich ist, einen Vertreter unter Wählern zu finden, die diesem einzelnen Interesse der großen Mehrzahl nach fremd sind. Nur dadurch, daß sich überall für die vorhandenen Interessen Vereine bilden, die sich zur Regelung der Wahlen gegenseitig verständigen und den Zufall so weit wie möglich

beseitigen, können diese Mängel des Gesetzes einiger Maßen ausgeglichen werden.

Das aufgenommene demokratische Princip legt den Bürgern mit dieser Erweiterung ihrer Freiheit auch diese neue Pflicht auf; was das Gesetz früher statt ihrer ordnete und abwog, müssen sie nun selbst regeln.

Das sind die Folgen der Wahlreform für die zu vertretenden verschiedenen Stände und Interessen. Fassen wir nun den Vertreter selbst in's Auge, wie ihn das neue Princip will, den Vertreter, nicht eines bestimmten Standes oder einer Provinz, sondern des allgemeinen Volkswohles: so ist auch diese Forderung eine rein unerfüllbare; auch sie ist einem todten Begriff entsprungen, der im Leben nicht existirt. Kann ja doch Niemand etwas anderes vertreten und dessen Bedürfnisse geltend machen, als was er selbst ist, und was er gelernt hat und versteht. So wenig z. B. ein Gewerbsmann befähigt ist, die Interessen des Wehrstandes zu vertreten, eben so wenig wird der Geistliche das Wohl des Volkes in Handelsverhältnissen oder in Fragen, die eine gründliche Bekanntschaft mit dem Fabrikwesen voraussetzen, vertreten können. Jeder wird nur für sich und seinen Beruf einzustehen vermögen. Daß sich aber die verschiedenen Interessen gegenseitig ausgleichen und keines das andere benachtheilige, dazu kommen die Vertreter eben zusammen, um, durch Vaterlandsliebe verbunden, im Geiste von Gerechtigkeit und Billigkeit sich unter sich und mit der Krone in der Bahn des Gesetzes abzufinden.

So einfach diese Gedanken aber auch sind, und so einleuchtend für den gesunden Menschenverstand, so hat doch nicht leicht etwas so sehr dazu beigetragen, alle Begriffe zu verwirren und die trostlosen Zustände der Gegenwart herbeizuführen, als gerade dieses Hirngespinnst eines sogenannten Vertreters des allgemeinen Volkswohles. Gerade hiedurch ist es der Partei des Umsturzes gelungen, jenes zerstörungswüthige, par-

lamentarische Proletariat in die constituirenden Versammlungen von Frankfurt, Berlin und Wien zu bringen, das in seinem Souverainetätsdünkel kein göttliches und menschliches Gesetz achtend, die Völker der furchtbarsten Anarchie entgegen treibt. Es sind jene Vertreter, die eben nichts vertreten als sich und ihre Leidenschaften; jene Schwätzer, die immer das Volkswohl in endlosen Reden im Munde führen, aber nichts für die Leiden des Volks thun; jene advokatischen Rabulisten, denen über ihren Rabulistereien aller Rechtssinn abhanden gekommen; jene Landsknechte des Umsturzes, jene Feder- und Maulhelden, die ohne Glauben an Gott, ohne Vaterland, ohne Gewissen und Ehre, als Speichellecker der Menge und Aufwiegler ihrer Begierden und Leidenschaften den ruchlosesten Meuchelmord, der je die deutsche Geschichte befleckt, beschönigen, und die Gerechtigkeit auf ihre Proscriptionslisten setzen. Berufen, Deutschland den Frieden zu geben und sein Gesetz zu begründen, scheuen sie sich nicht, die Brandfackel der Empörung in das Vaterland zu schleudern und unter der rothen Fahne auf den Barrikaden des Aufruhrs mit bestochenen Empörern zu kämpfen. Ihren Genossen verdankt Preußen einen guten Theil seiner furchtbaren Zerrüttung, die sie mit der Steuerverweigerung auf's höchste gesteigert; die Hetzereien ihrer Satelliten im Reichstag zu Wien und in der dortigen rothen Presse hat die Kaiserstadt mit dem Bombardement büßen müssen. Sie haben Robert Blum nach Wien geschickt, und jetzt, wo er dem Standrecht verfallen, sind sie bemüht, an seiner Todtenfackel den höllischen Geist selbstmörderischer Blutrache in dem verführten Volke zu entzünden. Die Kräfte der Wohlgesinnten reiben sich in dem steten Kampfe gegen ihre verderblichen Pläne völlig auf. Sie sind es, die mit dem Pöbel der Straßen und Gallerien im Bunde, und den feigen, charakterlosen Theil der Rechten terrorisirend und übertölpelend, die Reichsversammlung in Augenblicken der Aufregung fort und fort zu unausführbaren und übereilten, unheilvollen Beschlüssen hinreißen, die sie zum Schaden ihrer Autorität den

nächsten Morgen wieder zurücknehmen muß. Durch ihre wiederholten Uebergriffe in die Executive haben sie jene trostlose Verwirrung aller Gewalten herbeigeführt. Das Privilegium der Unverletzlichkeit, das sie sich selbst gegeben, soll ihnen als Freibrief dienen, statt ihre Pflicht in der Paulskirche zu erfüllen, als Aufruhrprediger einer Mordpropaganda Deutschland zu durchziehen und jede Autorität des Gesetzes mit bewaffneter Hand zu vernichten. Sie und ihre Genossen sind es nicht minder, die seit lange gegen die vom deutschen Volke in freier Wahl gewählte Mehrheit der Reichsversammlung, weil sie zögert, sich in einen tyrannischen Revolutionsconvent zu verwandeln, in Wort und Schrift den blutlechzenden Haß der blinden Massen aufstacheln, und indem sie durch muthwillige Interpellationen und Hetzereien das Verfassungswerk fort und fort hindern, haben sie, statt Einigkeit, dem Vaterlande nur größere Zerrissenheit bereitet, und statt Frieden und Freiheit ihm eine trostlose Zukunft von Anarchie, Bürgerkrieg, Militärdespotismus und Fremdherrschaft eröffnet.

Die Wahlen für den nächsten Landtag werden zeigen, ob das Volk in Bayern diese so theuer erkaufte Lehre beherzigt hat und uns Männer in die Kammer sendet, welche die wahren Interessen des Volkes nach allen seinen Klassen mit Einsicht und Muth vertreten; die gerechten Sinnes, im Geiste der Weisheit, der Mäßigung und Selbstbeherrschung, wie sie freien Männern geziemt, bereit sind, Gott zu geben was Gottes ist, dem Fürsten was des Fürsten und dem Volke, was des Volkes ist, auf daß unser theures Vaterland in Mitte einer bedrängnißvollen, schreckensreichen Zeit als festes, unerschütterliches Bollwerk aus den sturmgepeitschten Fluthen emporrage, das allen Unglücklichen eine Zufluchtstätte darbietend, die Fahne des Glaubens, der Treue und der Freiheit siegreich auf seiner Stirne trägt.

LIV.

Artistik.

Ansichten aus Palästina und Syrien, nach der Natur gezeichnet und herausgegeben von Ulrich Halbreiter, lithographirt von Andreas Borum und Karl Lebschée. 4 Blätter mit 60 Ansichten.

Ulrich Halbreiter, ein bayerischer Künstler, verweilte längere Zeit in Athen, wo er mit mehreren seiner Landsleute die Residenz König Otto's mit Fresken ausschmücken half. Ehe er in das Vaterland heimkehrte, trieb ihn die Sehnsucht eines gläubigen Herzens weiter gen Osten, zu jenen heiligen Stätten des gelobten Landes, wo die Rose von Jericho blüht, wo die Zeder des Libanons grünt und die Quelle Siloe rinnt; nach jenen geweihten Höhen, wohin einst die Völker des Abendlandes in zahllosen Schaaren, unter der Fahne des Kreuzes singend und betend und zum Tode bereit, über Land und Meer in begeisterter Andacht gezogen sind, und denen das Herz des Christen immer noch zugewendet bleibt, weil hier, in der Stadt des alten und neuen Bundes, über der Stätte des heiligen Grabes, das Licht aufgegangen, das die Finsternisse der Welt erleuchtet, das der Menschheit den Frieden mit Gott wiederge-

geben, und alle Völker mit dem Bande brüderlicher Liebe umschlungen.

Keine Beschwerden und keine Gefahren scheuend, hat der Künstler die heiligen Denkmäler der Vergangenheie und die Bilder der Gegenwart in seine Skizzenbücher mit warmer Liebe und treuem Fleiße, allen falschen Flitter verschmähend, aufgezeichnet. Nach seiner Vaterstadt München heimgekehrt, hat er jetzt in vier großen lithographirten Blättern eine sinnreich geordnete Reihe von Ansichten aus der heiligen Stadt und dem Lande der Verheißung veröffentlicht, auf die wir unsere Leser bereitwillig aufmerksam machen.

Gar Mancher, den der wilde Parteihader dieser aus allen Fugen gerissenen, gottvergessenen Zeit anwidert und anekelt; der es nicht mehr sehen mag dieß trostlose Schauspiel bubenhafter Zügellosigkeit und charakterloser Feigheit; blasphemischen Dünkels gegen Gott und niederträchtiger Kriecherei vor den Menschen; selbstmörderischer Raserei entflammter Leidenschaften und eiskalter Berechnung geheimer Eigensucht, es wird ihm vielleicht ein Trost und eine Erquickung seyn, an der Hand des Künstlers in die heilige Friedensstadt zu pilgern und mit ihm jene durch die theuersten Erinnerungen geweihten Stätten zu betreten, deren Namen, vor Jahrtausenden schon erklungen, noch täglich in der Feier unseres Gottesdienstes weit über die Erde hin wiedertönen. Sie weisen den Blick aus einer wirren, tobenden Gegenwart nach der stillen, verhüllten Ewigkeit, und erinnern den Menschen an seine unsterbliche Bestimmung.

Doch nicht bloß Trost und Hoffnung gewährt ihr Anblick; in ihrer stummen, schwermuthvollen Trauer, in ihrer trümmervollen Oede und Verlassenheit sind sie auch ernste, drohende Propheten, die den berauschten Kindern dieser Zeit in ihrem übermüthigen Taumel und frechen Götzendienste die Strafgerichte eines ewigen Richters in's Gedächtniß rufen, wie der große Dichter des grünen Erins von dem gefallenen

Tempel und dem verworfenen, in die Winde zerstreuten Volke der heiligen Stadt singt:

Nun traur' in Schweigen, Israel!
Gefallen ist dein Thron!
Auf deinen Zinnen lastet Staub,
Auf deinen Kindern Hohn.
Kein Frühthau mehr befeuchtet
Dir Etham's dürr Gestad,
Und keine Wolk erleuchtet
Dir fürder deinen Pfad.

Du liebtest, Herr, Jerusalem —
Dein eigen war es ganz;
Zum Throne deiner Herrlichkeit
Gereichte dir sein Glanz:
Bis, zorn'gen Strahls, das Wetter
In deinen Oelbaum schlug;
Bis Juda falsche Götter
In Salem's Schreine trug.

Da sank dein Stern o Solyma;
Da floh dein Ruhm wie Spreu;
Wie Haide, die der Wirbelwind
Führt durch die Wüstenei.
Schweigend und wüst die Hallen,
Wo geblitzt der Mächt'gen Kleid!
Die Thürm' in's Thal gefallen,
Die Baal's Dienst entweiht.

Die hier mitgetheilten Ansichten bieten eine Reihenfolge von Denkmälern und landschaftlichen Bildern dar, die gleich Marksteinen die Jahrhunderte von einander scheiden und im Ueberblicke die Begebenheiten von Jahrtausenden, von dem frühesten Alterthume bis in die jüngste Gegenwart hinab, in's Gedächtniß des Beschauers rufen. Wir sehen hier im Wechsel dieser Bilder die Burg Zion, zu der die Stämme einst sehnsuchtsvoll hinangeblickt; die verschlossenen Teiche Salomonis; den Thurm Davids; das Grab der Rachel; die Grotte des Propheten Jeremias; weiter folgen die Stätten, die das Leben

des Heilands geweiht: der Ort der Heimsuchung der heiligen Jungfrau; das Feld der Hirten, wo der Stern der Weihnacht erschienen; Nazareth und die Kirche der Geburt Christi; die Stätten der Versuchung, der Bergpredigt, der Speisung der Viertausende; Bethania mit dem Grabmal des Lazarus; ein Blick auf den stillen See von Tiberias; der Geburtsort von Johannes dem Täufer und die Taufstätte an den Ufern des Jordans; ferner die Stätten des Opfermals, des Leidens und Todes unseres Heilandes: das Cönaculum; die Grotte der Todesangst; das Haus des Kaiphas; der Eccehomo-Bogen; die Kapelle der Dornkrönung; die Stellen, wo der Erlöser unter der Last des Kreuzes niedergesunken, wo er der heiligen Jungfrau, dem Simon von Cyrene, der heil. Veronika, den weinenden Frauen von Jerusalem begegnet; Golgatha endlich, wo das Kreuz gestanden; der Stein der Leichensalbung; die Kirche des heil. Grabes und zuletzt der Fels des Tabors, die Stätte seiner Verklärung. Andere Bilder sind dem Leben seiner Jünger, den Geschicken seiner Kirche und seines Volkes gewidmet: die Stelle der Bekehrung des heil. Paulus und seiner Flucht von Damaskus; der Brunnen, wo St. Philipp den Kämmerer der Königin Candace taufte. Es kommen die Zeiten des Halbmonds; sie ruft der Anblick der großen Moschee Omars in's Gedächtniß; während wieder andere Denkmäler an die Siege und das Königreich der Kreuzritter in der heili- Stadt erinnern: so der Aufgang zu ihrer Königsburg; der Hofraum im Innern der Burg und Palastruinen; Portal und Hofraum des Johanniter-Conventes. Endlich tritt uns auch die Gegenwart mit ihrem orientalischen Stillleben in mehrern Bildern entgegen: eine Ansicht des Bazars von Jerusalem; die Aussicht von seinem Dache auf die Stadt; das Innere eines Palastes zu Damaskus; der Anblick damascenischer Villen mit ihren Höfen, ihren Gärten, ihren Springbrunnen, ihren zierlichen Gallerien und Mosaikböden und ihren Blumen und Früchten des Orients.

Die Anordnung ist also getroffen, daß jedes dieser vier Blätter in der Mitte eine größere Ansicht darbietet, die von vierzehn kleinern eingefaßt wird. Das erste Blatt zeigt uns Jerusalem von Westen nach Osten gesehen; das zweite, wie es vom Berge Zion aus erscheint; das dritte nimmt den Standpunkt vom Thore von Damaskus, von wo aus die heilige Stadt von den Römern unter Titus und von den Kreuzrittern erstürmt ward; das vierte Blatt endlich zeigt uns Nazareth auf seinem Hügelabhange ausgebreitet.

So dürften sich diese Blätter, die eine schöne Weihnachtsgabe bilden, insbesondere für die Zimmerverzierung von Pfarrern und Seelsorgern eignen; nicht minder auch für Schulzimmer beim Ertheilen des Religionsunterrichtes. Der lebendige Anblick der Oertlichkeiten wird gewiß dazu beitragen, den Kindern die Begebenheiten der heiligen Geschichte tiefer einzuprägen.

Auch der Preis ist im Verhältniß zu der eleganten Ausstattung mäßig zu nennen, indem derselbe laut der Einladung zur Subscription für alle vier Blätter auf 8 fl., für zwei auf 4 fl. 30 kr. und für ein einzelnes auf 2 fl. 42 kr. Rh. bei dem Künstler, H. U. Halbreiter, in München, und gegen Nachnahme für Auswärtige gestellt ist. Unter diesen Bedingungen kann man sie durch alle Buch- und Kunsthandlungen beziehen.

LV.

Nekrolog des bayerischen Cult- und Unterrichtsministeriums.

Das Cult- und Unterrichtsministerium ist wieder begraben. Es hat gelebt ein Jahr, zehn Monate und fünfzehn Tage, — eine Zeit fortwährender „Verwesung", bis es unter der Hand eines substituirten Verwesers geräuschlos ein- und unterging. In dieser kurzen Frist hat das Institut eine zu merkwürdige, dabei zu folgenreiche Bahn durchlaufen, daß wir ihm nicht einen flüchtigen Rückblick widmen sollten. Fünfmal ein- und ausgepackt, wechselte es eben so oft in der Eigenschaft eines Angebindes seinen principalen Herrn und Träger, bis es in den Armen des letzten Verwalters mit dem Schatten von Selbstständigkeit dahinsank, wie bei Göthe dem Faust die Gestalt der Helena in Dunst verfließt. Charakteristischer noch sind seine Wanderzüge. Es ward ihm, mit einziger Ausnahme des Kriegsdepartements, nach und nach in allen Branchen der Staatsverwaltung Quartier gemiethet. Vom Ministerium des Innern, eigentlich der Polizei, ward ihm visirt zur Justiz (Schrenk 1. Jän. 1847 bis 11. Febr.); von der Justiz zu den Finanzen (Zu-Rhein 1. März 1847 bis 1. Dez.); von diesem zum Departement des Aeußern (Wallerstein 1. Dez. 1847 bis 10. März 1848); von dem Ministerium des Aeußern

zurück zur Justiz (Beisler 11. bis 21. März); hierauf getrennt und selbstständig unter Beisler, ward die vielverwiesene Braut dem Verweser Staatsrath Strauß in Besorgung übergeben. Beisler ward ihrer nicht mehr ansichtig. Ein einfacher Brief des Ministers des Innern, Thon-Dittmer, zeigte ihm nach Frankfurt an, daß das Cult- und Unterrichtsministerium in das Portefeuille des Innern eingeschmolzen sei. Wir lassen Jeden, der da will, dabei das Seine denken, uns aber auch nicht nehmen, darüber zu glossiren.

Das Cult- und Unterrichtsministerium ward, so zeigt sich's nachgerade, ausgeschieden, um nachdem es seine Gewalt wider sein Ziel vergeudet und erschöpft, wohl für immer zu verschwinden. Nicht umsonst soll Abel, als die dem Staate inhärirende Gewalt über Kirche und Schule von dem Departement des Innern abgerissen wurde, gesagt haben, diesem letzteren sei damit der Hauptnerv entzwei geschnitten. Er ward's; aber noch weit mehr. Jenes Großthun mit dem Polizeiregiment hat sich fürchterlich gerächt in unserm Lande, und die Tragweite seiner übermüthigen Handhabung ist noch nicht abzusehen. Ueberschauen wir seine Geschichte. Der würdigste Träger war der erste, — Schrenk. Ein grundehrenrechter Charakter, wie sein Vater, dabei ein eben so ausgezeichneter gemäßigter Beamter, war er wie wenige für das Amt geschaffen. Seine Verwaltung überlebte nicht sechs Wochen. Kaum zu seiner Stelle erhoben, fühlte er edel genug für die Ehre des Thrones und des Vaterlandes, und unterzeichnete das Memorandum, um so weit möglich Bayern vor dem Hohn Europa's für den Preis seiner aufgeopferten Laufbahn zu erretten. Sein rechtlicher Sinn und seine Mäßigung ließen hoffen; eine Handlung bezeichnet uns seine Denkweise. Irren wir nicht, so war er in der Placet-Frage für das erzbischöfliche Fastenmandat 1847 der eifersüchtigen Krone zu milde aufgetreten. Er ist seitdem hinausgeschoben. In dem Andenken des Volkes bleibt der Name Schrenk in Ehren angeschrieben.

Von da folgt die Reihe derer, welche, den Einflüsterungen

des spanischen Weibes sekundirend, dem Halloh über „Pfaffen, Jesuiten, Ultramontane" mit der in ihre Hände gelegten Gewalt Nachdruck zu geben sich beeilten. Was war doch das für ein Beginnen, als der Cultminister Zu-Rhein bei solemner Aufwartung des akademischen Lehrkörpers, die beiden Hände in der Tasche, die theologische Facultät apostrophirte, bei anderen Anlässen über die Verwegenheit der Clericalen gegenüber dem Hofscandal perorirte, und, um allen Argwohn fern zu halten, sogar von der Höflichkeitspflicht, dem Erzbischofe einen Besuch abzustatten, sich dispensirte! Da lauschten Spione in Hörsälen wie unter den Kirchenkanzeln; und wehe dem Armen, dem einmal ein Wörtchen über den alten König Salomon im Vortrage entschlüpfte! Das kaum betretene Katheder ward ihm abgenommen und der Weg aus der Stadt ihm obendrein gewiesen. Damals unterzeichnete ein Zu-Rhein das Decret, daß, damit ja kein Mädchen Gott zu Lieb Jungfrau bliebe ohne Vorwissen der Krone, beamtete Inquisitoren in das heilige Asyl der Klöster fast bis zum Altar dringen sollten, zur letzten Tortur für die, welche „Keuschheit" geloben wollten; — das Decret, daß Aufpasser, beliebig a latere entsendet, in den Synodalprüfungen zur Seite des Bischofs sitzen sollten, welche über die kirchliche Gesinnung der Abspiranten des geistlichen Standes wie der Examinatoren dem Portefeuillinhaber Bericht erstatten sollten. Damals brach die Verwüstung los, welche die katholische Universität München nicht bloß einer Zahl ausgezeichneter Lehrer (Lassaulx, Phillips, Höfler, Deutinger, Sepp, Merz, zuletzt noch Döllinger) beraubte, sondern durch Wort, That und Gewalt die Demoralisation der ehrenhaften Studentenschaft herbeizuführen strebte. Wer erinnert sich nicht der zahllosen Inquisitionen gegen Studierende, welche ihren ehrenvollen Abscheu in ihrer Weise der Spanierin bezeugten? wer nicht der Rede Zu-Rhein's bei dem Isarenkommers? wer nicht der Drohungen gegen das Corps der Gesellschaft Palatia? wer endlich nicht, als alle Einschüchterungen an dem Ehrgefühle der letzteren abprallten, des letzten Mittels der Gewalt, der

Einschleppung der Leibgardisten der Tänzerin, der Allemannen in Mitte der Studentenschaft? Das sind die Großthaten, um nicht zu sagen Mißthaten des Ministers Zu-Rhein binnen neun Monaten! Es war ein Kampf der Unsitte gegen die Sitte, in welchem die Gewaltträger (Zu Rhein-Maurer), zufrieden ihre Person vor Befleckung zu bewahren, im Uebrigen die erstere zur Schmach des Landes walten ließen.

Der 9. Februar 1848 hat darüber schließlich gerichtet; über die an der Universität verübte Frevelthat hat die Repräsentation der Stände des Reiches in der Abendsitzung vom 24. Nov. 1847 die Verdammniß ausgesprochen, das Volk aber in der Erwählung der Geächteten für die Nationalversammlung sich und ihnen eine eklatante Satisfaction gegeben.

Es liegt zu Tage: Zu Rhein's Willkür gegen die Kirche und die Universität, zu Gunsten des Aergernisses, welches Stadt und Land in Scham und Trauer stürzte, hat den ersten Ansatz zur Februarrevolution in München gelegt, und in ihr das Beispiel vorbereitet, welches weiter zündend die Wiener Aula ansteckte, und die Revolutionsgelüste in Ländern heimisch machte, die von jeher für ihr Regentenhaus geschwärmt. Wir sind natürlich weit entfernt, das Ministerium Zu Rhein-Maurer in alleweg verantwortlich zu machen für das Unheil seiner Schritte. Sie dienten eben der Gewalt. Auch war ihr staatsmännischer Blick viel zu benebelt, um die Warnungen und Weissagungen ihrer Vorgänger, der Memorandisten, zu würdigen. Aber Eins konnte gefordert werden: „der Mann hält vor Allem auf Recht und Ehre"; und Zu Rhein war lang genug im Lande, um das altbayerische Sprichwort zu kennen: „Schlimme Dinge nehmen schlimmes Ende." — Er ward, wie bekannt, entlassen, Wallerstein trat an die Stelle. Seine frühere Verwaltung, 1832 bis 1837, war dürftig an angenehmen Rückerinnerungen. Aber es steckte mindestens keine Servilität in ihm, wie in den entlassenen Kronbeamten, und das Land athmete wieder etwas auf. Selbst die in kirchlicher und politischer Beziehung nicht mit ihm gehen konnten, waren erfreut

über seine Erhebung. Alles, vom Schuhwichser beim Ministerium an der Theatinerkirche angefangen bis zum Palais auf dem Karolinenplatze, schöpfte neue Hoffnung, der „Landespest“ durch ihn los zu werden.

In der That spielte der Fürst auch in seiner Weise sein Spiel wenn auch gewagt, doch meisterhaft: eine Stichkarte im Vorrath unten auf dem Schooß, — eine in der Hand, so manövrirte er fort, alle Gelegenheit wahrnehmend, während er seinen Collegen Berks die Kammerdiener-Rolle bei der neuen Circe versehen ließ.

Wallerstein's Politik ging, so weit der Argwohn seines Gebieters es erlaubte, vor Allem aus auf Versöhnung. Die schmähliche Maaßregel gegen die Freiheit der Synodalprüfungen ward widerrufen. Die Presse ward freier. Man schmeichelte sich sogar, daß er Absicht habe, die Schwergekränkten theilweise zu restituiren; — Aeußerungen des Fürsten, der es mit der Wahrheit nicht zu ängstlich zu halten pflegt, verleiteten hiezu.

Allein der Kampf mit seiner erklärten spanischen Feindin ließen ihn hieran gar nicht denken. Im Gegentheil tauchten bei Görres Begräbniß in Folge des gestachelten Hofargwohns die Studentenverfolgungen wieder auf. Bald aber erkannte Wallerstein in der Studentenschaft die beste Prise für seine Zwecke. Der edle Kampf gegen die Sippe der Allemannen brach in der Universität los. Wallerstein, zu Hülfe gerufen, benutzte ihn klug, — wie er dort seine Rolle gespielt, ist bekannt. So weit der Unterrichtsminister. — Weniger durfte man sich nach der andern Seite hin Hoffnung geben. Auf kirchlichem Gebiete ist sein Bureaukratismus unheilbar. In dieser Gesinnung erfolgte sein Angriff gegen die Redemptoristen, die ihm längst ein Dorn im Auge waren. Uebrigens war die Frist von drei Monaten viel zu kurz, um ein vollständiges Urtheil über ihn zu fällen. Seine Selbstständigkeit, sein großes Talent wie sein Rest kirchlicher Gesinnung hätten ihn jeden Falls vor den Plumpheiten bewahrt, denen die Insolenz und Servilität des Vorgängers

erlegen war. — Den Fürsten überraschte seine Entlassung, während er noch damit umging, seine weiteren Pläne zu organisiren.

Dem Könige, der im März 1847 einer Leidenschaft und zur Täuschung des ferne stehenden Publikums die treuesten Freunde seiner Krone aufzuopfern kurzsichtig genug gewesen, war es endlich klar geworden vor den Augen. Aber das Spiel war inzwischen zu weit vorgerückt. Rückwärts konnte er nicht mehr, vorwärts weiter wollte er nicht, und so legte der tüchtigste, selbstständigste Regent der neuesten Zeit, lange der Stolz seines Landes, das ihm immerhin sehr Vieles zu verdanken hat, die Zügel der Regierung aus den Händen.

Ein seltsames Verhängniß warf das erledigte Portfeuille des Cultus nun einem Manne in den Schooß, der sonst von gut klingendem Namen, vom harten Mißgeschick verfolgt wurde, zu Allem bestellt zu werden, wozu er nicht Lust oder nicht die nöthigen Eigenschaften in sich trug. So ward Beisler zur Zeit, wo die Ministertaschen ein wenig gesuchter Artikel waren, mit der Oberleitung der Justiz und der Unterrichts- und Cultsachen betraut. Man hätte sagen dürfen, der göttliche Stifter der Kirche habe Beisler'n züchtigen wollen für seine Unbotmäßigkeit in Dingen des Glaubens. Dieser mußte nun öffentlich und amtlich mit Gegenständen sich befassen, die er bis dahin von Kopf, Herz und Hand fast ängstlich fern gehalten. Er bedurfte jetzt, in dieser Zeitlage, zweier Zungen wie zweier Köpfe. Seine eigene Zunge war mit der Technik der Religionssprache schlecht vertraut, und sein Kopf nach bestem Wissen gründlich frei von dem, was hier wissensnöthig ist. — Es war noch ein Moment glücklicher Selbsterfassung, als er, der Cultminister, den Aufwartenden erklärte, er kenne (nämlich den Confessionen gegenüber) keine Religion. Das war recht gesprochen; denn als er in der Folge einmal das Gegentheil erproben, und von Religion und Kirche reden wollte, zeigte

sich's, daß wenige Erinnerungen an solche Dinge aus der Jugendzeit ihm geblieben waren.

Es fehlte ihm aber auch die Zeit, sich zu orientiren. Er mußte fast immer auf der Bühne seyn, zuerst auf dem Landtag in München, dann bei der Versammlung in Frankfurt. Dort suchte er durch die Martialität seiner Haltung zu ersetzen, was ihm an Einsicht abging. Als Dr. Ruland die Rede lenkte auf die sofortige Aufhebung des Placet, stotterte Beisler ganz barsch ein Abel'sches „Nun und nimmer mehr" hervor. Als derselbe Dr. Ruland und Dr. Edel wiederholt den Cultminister interpellirten wegen der am 24. November vorigen Jahrs bereits einstimmig mißbilligten Absetzung der Münchener Professoren, hielt Beisler sich vornehm stumm. Den Glanzpunkt seiner ganzen ministeriellen Wirksamkeit bildet aber unstreitig seine berühmte Parlamentsrede in der großen Kirchenfrage, — ein „kolossaler Aberwitz", äußerte sich ein zufällig anwesender Bischof, und die Blamirung war eine gerechte Strafe für das Staatskirchenregiment, das in Beisler's Person mit dieser Ehrentafel hier auf hohem Pranger stand. Es war die letzte Scene; — die Krone fand für gut, den Vorhang fallen zu lassen, der ihr Organ dem Kickern des Markts entzog, während die Erdinger Wähler voll Scham und Aerger über den Vertrauensmann in Frankfurt sich in die Nägel bissen. — So weit in Betreff des Cultes.

Im Unterrichtsfache hat Beisler und sein Substitut Strauß fleißig die breit ausgetretene Spur des Ministeriums Zu-Rhein-Maurer aufgesucht. Es ist eine gleichmäßige Erscheinung: je ephemerer die Behörde oder der Beamte desto geringer die Achtung vor den Rechten Anderer, desto einseitiger der Gebrauch der zufälligen Gewalt. Man hat viel geklagt, und vielleicht nicht immer ohne Grund, über die Willkür des Abel'schen Regiments namentlich in Sachen der Universitäten. Aber es steht glänzend da gegenüber der Maaßlosigkeit der nachfolgenden Verwaltungen. Eine Lebensfrage für diese obersten Institute der geistigen Erziehung und Bildung ist sicher die Ergänzung und Auswahl der Lehrkräfte;

sie sind so viel wie vernichtet, wenn dieses Recht ihnen entzogen wird. Wallerstein wie Abel schienen wohl öfters mit blinzelnden Augen darnach Verlangen zu tragen; ließen es aber doch im Ganzen achtungsvoll bestehen. Es gehörte noch zu den seltenen Ausnahmen, daß ohne alle vorgängige Anfrage oder Begutachtung des Senates der Universität ein Lehrer aufgezwungen wurde. Dagegen zeichnete sich das ambulatorische Cultministerium vom März 1847 an höchst eigenthümlich darin aus, daß es jenes Corporationsrecht ebenso constant ignorirte, und mehr denn ein Dutzend Professoren einer Anstalt ohne Umstände kabinetsmäßig einbecretirte. Die einzige bekanntere Ausnahme machte Beisler, als er eines Supplicanten los werden wollte. Dort verwies er mit eben so hartnäckiger Willkür, ohne Beispiel vor und nach, den Antrag, nicht an den Senat, sondern an das Plenum der Universität. Die Verhandlung ist aus den verwichenen Augusttagen noch im Andenken. Den authentischen Aufschluß darüber hat Beisler selbst im Eisenmann'schen Volksblatt von Würzburg niedergelegt. Es war stereotyp geworden, daß die genannten ephemeren Minister sich von der einen oder der andern Seite inspiriren ließen, und sofort um so rücksichtsloser schalteten, als das Bannwort „Ultramontan" oder dergleichen jeden Gewaltsstreich zu sanctioniren schien. Man hörte von da an nichts mehr, es regnete nur gebieterische Rescripte. So ward auf alle Forderungen der Katholiken, die so widerrechtlich entsetzten Professoren zu restituiren, vornehm geschweigen, oder gar, wie Wallerstein in einem Artikel der Allgemeinen Zeitung gethan, das Recht zu solchen Proceduren gegen das höchste geistige Institut, von dem Rechte verantwortlicher Minister abgeleitet; auch die Petition der Studenten an die Krone blieb unberücksichtigt. Dafür wurden binnen der letzten Jahresfrist neben einigen Individuen katholischer Confession nicht weniger als sechs protestantische Professoren (ohne Privatdocenten) an die katholische Universität München eingeschoben, dabei wie zum verwundendsten Hohne an die Stelle von Görres der Fragmentist aus Asien, der stumme Redner

der Linken und schreibselige Reichspossenreißer in Frankfurt, berufen; dagegen Phillips, trotz der Gegenerklärung der Facultät und des Senats, durch den Schweizer Protestanten Bluntschli ersetzt. Wir sind nicht so engherzig, um zu glauben, daß alle Lehrsparten nur durch Katholiken könnten oder sollten besetzt werden; und nehmen den Erlanger Universitätssenat uns viel zu wenig zum Muster und Maßstab, um die alte Ingolstädter Universität für katholische Gelehrte zu monopolisiren. Wir sind Freunde der Freiheit wie in anderen, so auch in diesem Punkte. Was wir aber mißbilligen, was wir bekämpfen, was wir laut und öffentlich verdammen, das ist die ministerielle Willkür, welche vor keinem fremden Rechte achtend zurücktritt, welche weder die begründeten Ansprüche der bestehenden Confessionen und ihrer Stiftungen respectirt, noch die lebensnöthige Autonomie solcher Corporationen schont; sondern in der schwindelnden Einbildung von dem Umfange und der Fülle ihrer Gewalten und Gerechtsame, dictatorisch in alle noch so zarten Lebensfunctionen des Einen Staatskörpers dreinzufahren sich herausnimmt. Es gewinnt den Anschein, als meinte man, dieser würde nicht fühlen, was Herrschaft sei, wenn man nicht durch Eingriffe seine edelsten Organe leidend gemacht hätte! Das ist der Unsegen des modernen Regierungswesens geworden, der unaufhaltbar sich erfüllen und selbes auch zu Grabe bringen wird! — Kommt noch dazu, was von unseren neuen Bureauchefs im Durchschnitt gilt, daß sie das Wahre und Rechte entweder nicht kennen, oder nicht den moralischen Muth haben, sich zu demselben zu bekennen, so wissen Alle, wohin eine Regierungsweise schließlich treiben werde und müsse, welche so unendlich viel Respekt vor dem Bösen, und wenig oder keinen Muth für das Gute hat.

Das Cultministerium hat übrigens mit zwei merkwürdigen Akten geschlossen. Aus Furcht vor der alles Christenthum verläugnenden Bewegung in der Pfalz, hat es, das Schisma zu verhüten, den Daniel der Protestanten in Bayern, den edlen Dr. Rust, in die Löwengrube der heißhungerigen Lichtfreunde

geworfen; dießseits aber hat es seine Laufbahn damit abgethan, daß es der Gemeine der sogenannten Deutschkatholiken, dem fratzenhaftesten Auswuchse, der je an's Gestein der Kirche sich angesetzt, ohne die Kammern darüber zu fragen, staatliche Anerkennung durch Decret vom 11. November ertheilte. Seit welcher Zeit uns die Correspondenten der trefflichen Allgemeinen Zeitung von Augsburg so viel von der winzigen Sectirer-Gemeinde in München zu berichten wissen, als ob sie hier ein anderes Schicksal haben könnte, wie anderwärts.

Mit diesem letzten Schritte, welcher der einmal ergriffenen Stellung vollkommen entsprach, hat das Cultministerium das Zeitliche gesegnet. Nur um vier Tage hat es die letzte Großthat überlebt. Es hat, so lang es währte, so viel öffentlich bekannt, des Guten nichts oder wenig, des Schlimmen viel gethan. Der Staat hat nach dieser Seite hin sich erschöpft. Auch die besseren Protestanten werden seiner satt, sich nach freier Ordnung ihres Haushalts sehnen. Die Kirche aber wird demnächst ihre Freiheit von der Staatsbevormundung unter dem Beifalle der Völker proklamiren.

LVI.

Ein wahrer Reformator des sechszehnten Jahrhunderts.

(Schluß.)

Wir übergehen, was die Zeitgenossen berichten von Philipps außergewöhnlichen Begnadigungen, von seinen Extasen und Gesichten, von seiner Gabe, vielen den Tod vorauszusagen, Kranken Genesung anzukündigen, andere Ereignisse vorher zu ahnen, oder zu bestimmen, Personen die Erhebung in hö-

here Würden und sonst mancherlei künftige Dinge zum Voraus anzugeben, auch Sachen zu sehen, die in der Entfernung vorgingen, in die Geheimnisse der Herzen zu schauen; mit welchem allem er in hohem Grade die Gabe des Raths, der Weisheit und der Erkenntniß auch der Gewalt über die bösen Geister verband, über Tod und Krankheit, Fieber und Körperschmerzen und mancherlei Uebel eine Art Machtgebot übte, und mittelst dessen er den Ruf der Heiligkeit schon während seines Lebens sich erwarb. Die Zeitgenossen haben dieses Alles nicht nur so im Allgemeinen erzählt, sondern Zeit und Ort, Umstände und Personen namhaft gemacht, wann und wo, und wie und an wem er alles dieses erwiesen. Unsere Zeit aber ist dergleichen Wahrnehmungen in solcher Art fremd geworden, daß sie alles derartige entweder in das Gebiet der blauen Mährchen verweist, oder darin bloß absichtliche Lügen, im bessern Falle Nebelgebilde einer krankhaften Einbildungskraft anerkennen mag. Daß Gott in seinen auserwählten Bekennern wundersame Dinge, von denen weder unsere Erfahrung, noch unsere Weltweisheit etwas zu ahnen vermag, wirken könne, dieß mag letztere nun und nimmermehr zugeben. Darum erwähnen wir noch weniger der Wunder, die ihm, sowohl schon während seines Lebens, als nach seinem Hinscheid zugeschrieben werden.

Er übte auf Heinrich's IV. von Frankreich Wiederversöhnung mit der Kirche den größten Einfluß. Clemens VIII., wie sehr er auch von dem Cardinal Gondi, dem Herzog von Navarra und andern Großen darum angegangen wurde, wollte zu nichts sich verstehen, bevor er Philipp's Rath und Gesinnung vernommen hätte. Dieser sagte zu dem Cardinal Morosino, dessen Vertrauen er in hohem Grade genoß: „Gott könne sich dieses Königs als Werkzeug zu den geheimen Absichten bedienen, die er zum Besten Frankreichs und der katholischen Kirche zu vollführen gedenke." Philipp's Ansicht bestimmte den Papst zu geneigterem Willfahren. Dafür ging der König denselben, bald nach des frommen Mannes Tod, um dessen

Canonisation an, obwohl er nicht einmal dessen Seligsprechung erlebte.

Im März des Jahres 1594 ward Philipp von dem dreitägigen Fieber, im Mai von so heftigem Nierenschmerzen befallen, daß der Puls beinahe aufhörte, er keine Nahrung mehr zu sich nahm und kaum noch verstanden wurde, wenn er sprach. Unerwartet, nachdem er mit heller Stimme rief: „wer etwas anderes verlangt, als Gott, der täuscht sich; wer etwas anderes liebt, als Gott, der irrt", brach er wiederholt in das Lob der heiligen Jungfrau aus, als ob sie vor seinen leiblichen Augen stände; und das Fieber war gewichen, er erholte sich wieder; er schrieb diese unerwartete Wendung der heiligen Jungfrau zu.

Am letzten März des Jahres 1595 stellte sich das Fieber wieder mit aller Heftigkeit ein und dauerte den ganzen April durch. Aber am 1. Mai ward ihm die Gnade, zu Ehren der heiligen Apostel Philipp und Jacob die Messe lesen zu können. Doch unterwarf er sich nachher der Anordnung des Arztes, die drei folgenden Tage sich dessen zu enthalten. Am Zwölften wurde er von einem Blutsturz befallen, welcher Anfangs nur das heilige Oel ihm zu geben erlaubte. Erst später wagte es der Cardinal Friedrich Borromeo, die Wegzehrung zu bringen, bei deren Anblick Philipp in die Worte ausbrach: „da kommt meine Liebe; in Ihm habe ich mein Gefallen, Er nur ist mir theuer. Reicht mir meine Liebe, reicht mir sie so schnell Ihr könnt." Und mit welcher Inbrunst wiederholte er das: „Herr ich bin nicht würdig." Dann rief er: „komm, o Herr! komm, meine Liebe." Nach dem Empfang jauchzte er: „jetzt habe ich den wahren Arzt meiner Seele gefunden." Abends wiederholten sich die Blutstürze; Philipp aber blickte freudig auf und sagte: „Gott sei gepriesen, daß ich einigermaßen dem Blut durch Blut vergelten kann." Da er einen der Seinigen in Betrübniß stehen sah, rief er ihm zu: „Hast Du Furcht? Ich habe nicht die mindeste."

Darauf stellte sich ein heftiger Husten ein, der ihn zu er-

sticken drohte, so daß er öfters, immer aber heitern Blickes, sagte: „ich glaube, ich sterbe.“ Die Aerzte wendeten Umschläge an, setzten Schröpfköpfe auf. „Geht“, sagte er zu ihnen, „ich habe wirksamere Mittel. Heute früh habe ich in verschiedene Gotteshäuser Almosen geschickt, daß sie für mich Messe lesen und Gott anrufen; das hat geholfen, ich fühle mich leichter, so zu sagen hergestellt.“ Wirklich mußten die Aerzte zu ihrem größten Erstaunen bekennen, daß dem so sei. Bis zum 26sten konnte nun Philipp täglich Messe lesen, täglich sein Brevier beten. Aber doch zwölf Tage vor seinem Hinscheiden sagte er zu Nero del Nero: „Jetzt bin ich gesund und leide durchaus nicht. Wisse aber, daß ich in wenigen Tagen sterben werde. Niemand wird daran denken; mein Tod wird eintreten zwischen sehen und nicht sehen.“ Wenige Tage vor dem Fronleichnamsfest mußte der P. Germanicus Fedeli nach Corbognano gehen, wo die Congregation einige Güter besaß. Vor der Abreise verlangte er von Philipp den Segen und fügte hinzu: „ich gehe nicht gerne, aber Ew. Hochwürden müssen mir versprechen, daß ich Sie gesund und lebend wieder treffe.“ — „Wie lange bleibst du fort?“ fragte ihn Philipp. — „Längstens am Tage vor dem Fronleichnamsfest werde ich wieder hier seyn“, war die Antwort. — „Geh! und halte Wort!“ erwiederte Philipp. Dieß geschah wirklich, Germanico kehrte am Morgen vor dem Fest zurück. Alsbald mit seinem Eintreffen stellte er Philipp sich vor. „Du hast gut daran gethan“, sagte dieser, „daß du zurückgekehrt; du würdest sehr geirrt haben, hättest du säumen wollen.“

Am gleichen Tage vor dem Fronleichnamsfest ließ er den P. Peter Consolino auf sein Zimmer rufen und befahl ihm die heilige Messe zu lesen. Derselbe bemerkte ihm, er habe sie schon und zwar für ihn gelesen, und es scheine ihm, er befinde sich besser. Philipp erwiederte: „die Messe, die ich verlange, ist nicht eine, wie du sie zu lesen gewohnt bist, sondern eine Todtenmesse.“ — Wie den Tod, so sagte er auch die Stelle seines Begräbnisses voraus. Johann Baptist Querra, Oberauf-

seher des Baues, sagte einst zu ihm: „jetzt ist der Bestattungsort für die Väter und Brüder der Congregation fertig.“ — „Hast du auch denjenigen für mich bestimmt?“ versetzte Philipp. — „Ja Vater, er ist unter der Epistelseite des Hochaltars.“ — „Dort wirst du mich nicht lassen können“, fuhr Philipp fort. — „Allerdings werde ich dich dort lassen.“ — „Hinbringen“, sagte er, „wirst du mich, aber nicht lassen.“ — Er sah richtig. Die Cardinäle Borromeo und Medici ordneten nachher, daß er in der anstoßenden Kapelle beigesetzt wurde.

Alle Tage las Philipp freudigen Geistes die Messe; am Fronleichnamstage, der im Jahre 1595 auf den 25. Mai fiel, früh am Morgen, um desto bälder in den Beichtstuhl zu kommen. Allen, die sich einfanden, legte er als Buße auf, nach seinem Tode einen Rosenkranz zu beten. Darauf betete er in gewohnter Andacht sein Brevier. Zwei Cardinäle besuchten ihn bei der Rückkehr von der Prozession. Er unterhielt sich mit ihnen bis zur Mittagessenszeit von geistlichen Dingen. Nach dieser gönnte er sich einige Ruhe, betete sodann die Vesper und die Complet, immer im Angesicht des nahen Todes, aber ruhig und gleichmüthig, wie jeder Zeit. Nachdem er sich Einiges aus dem Leben der Heiligen vorlesen ließ, kamen zwei Stunden vor Nacht abermals einige Prälaten, mit denen er die Mette des kommenden Tages betete. Beim Eintritt in sein Schlafgemach begegnete ihm sein Arzt. „Ich besuche Euch nicht als Arzt“, sagte derselbe, „sondern als Freund“, und äußerte sich gegen einige Umstehende: „seit zehn Jahren habe ich Philipp nie so wohl gefunden, wie heute.“

Seiner Gewohnheit gemäß speiste er allein zu Nacht, und hörte darauf noch die Beichte derjenigen Priester, welche am folgenden Morgen die ersten Messen zu lesen hatten. Das geschah keine vier Stunden vor seinem Tode. Andern, die gewöhnlich um diese Zeit in solcher Absicht zu kommen pflegten, gab er noch den Segen. Drei Stunden in der Nacht (zehn Uhr), nach den gewöhnlichen geistlichen Exercitien, legte er

sich zu Bette, ohne Unwohlseyn, ohne das mindeste Zeichen des nahenden Todes. Doch blieben Einige an seinem Lager. Bald darauf sprach er: „wir alle müssen sterben", und fragte, welche Stunde es sei. Als er hörte: die dritte, sagte er drei und zwei fünf, drei und drei sechs. Dann zu ihnen sich wendend: „Geht jetzt zur Ruhe." Die Seinen sollten es nicht ahnen, daß er sich dem Tode so nahe glaube; auch gingen sie, an keine Gefahr denkend. „Um sechs Uhr, als kaum der Schlaf meine Augen geschlossen hatte", erzählt einer seiner Schüler, „hörte ich unsern Vater durch die Kammer gehen, die über der meinigen sich befand. Erschreckt, kaum halb angekleidet, eilte ich hinauf und traf ihn auf dem Bette sitzend, den Mund voll Schleim und Blut, daß Erstickung drohte. Auf die Frage, was ihm zugestoßen sei, erwiederte er: „„die letzte Stunde ist gekommen, ich sterbe."" Unfähig, ihm allein Hülfe zu leisten, rief ich einen andern und schickte zugleich nach dem Arzt. Wir wendeten Reibungen, andere zur Hand stehende Mittel an; er ließ Alles geschehen. Nach einer Viertelstunde wurde der Schlund frei von Blut, er konnte wieder leicht und vernehmlich sprechen, wir achteten ihn der Gefahr entronnen. Denn bald sagte er: „„habt ihr keine andere Mittel als diese, so laßt sie, bereits beginnt der Todeskampf."" Das waren seine letzten Worte; er richtete sich in seinem Bette auf, gleich als wollte er den Tod herausfordern. Schon war er am Aeußersten, als alle Väter herbeikamen und um sein Bett knieten, alle in Thränen beinahe zerfließend. Schluchzend segnete ihn Cäsar Baronius. Der Arzt, der nach seinem Puls griff, versicherte, er sei sterbend, Da sprach noch Baronius mit lauter Stimme: „„Vater, willst du uns verlassen, ohne ein Wort noch zu sprechen? Mildere wenigstens unsern Schmerz. Gib nur, wir bitten dich, deinen Segen."" Philipp konnte nur noch die Augen himmelwärts wenden, dann auf seine Söhne den Blick heften. So verschied er."

Ganz Rom wurde erschüttert durch die Kunde von dem Hingang eines solchen Mannes. Noch in der Nacht wurde er

in priesterlicher Kleidung, unter Psalmengesang, von den Vätern in die Kirche getragen. Wie man am Morgen dieselbe öffnete, strömte Alles hinein. Cardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, Prälaten, Ordensgeistliche, große Herren, vornehme Frauen warfen sich vor seiner irdischen Hülle nieder, Niemand wagte zu stehen. Man küßte die Todtenbahre, ließ Rosenkränze seinen Leichnam berühren, derselbe wurde mit frischen Rosen überstreut, viele schnitten von seinem Haare oder seinem Gewande ab; Alle vergossen Thränen, Manche konnten sich von dem theuern Todten gar nicht trennen. Viele Damen legten ihre Ringe auf den Leichnam, hunderte hörte man das Wort: „ein Heiliger", aussprechen. Am 27. Mai wurde er beigesetzt. Wie er nachher durch Veranlassung zweier Cardinäle in eine anstoßende Kapelle übergetragen wurde, ist bereits berührt. Später wurde an der Epistelseite des Altars mit großem Aufwand eine neue Kapelle gebaut und er in kostbarem Sarg in diese gebracht, wo er jetzt der Verehrung der Gläubigen ausgestellt ist. Paul V. erklärte ihn am 25. Mai 1615, zwanzig Jahre nach seinem Tode, selig; sieben Jahre später, den 12. März 1622,' am Tage des heiligen Papstes Gregors des Großen, sprach ihn Gregor XV. heilig. Noch heutzutage finden sich der Papst und alle Cardinäle am 25. Mai, dem Festtage des Heiligen, zu dem großen Hochamte ein, das in der Chiesa nuova gehalten wird; noch heutzutage steht bei Priesterthum und Volk der heilige Philipp Neri in gleich großem Ansehen, wie zu jener Zeit, da er der Reformator Roms im schönsten Sinne dieses Wortes war, deßwegen auch die seltene Auszeichnung erhielt, der Apostel Roms genannt zu werden.

Am bündigsten faßt sein Lob zusammen der Jesuit Andreas Negri in folgenden Worten: „Der heilige Philipp Neri, Stifter der um die Gesammtkirche so hochverdienten Congregation der Väter des Oratoriums, die durch so manche Provinzen und Reiche sich ausgebreitet, Italien so manche einheimische Apostel, den Mitren so viele Bischöfe, dem Glauben so

viele Schriftsteller, der Kirche so viele Cardinäle gegeben hat, dieser Philipp war durchweg ein Mann Gottes; ausgestattet mit den vollendetesten Tugenden. Er war der Stolz seiner Vaterstadt Florenz, Gegenstand der Liebe von ganz Rom, der Vater Aller; aufgesucht von Ehren, die er floh, von Sündern, die er in seine Arme schloß, von Wundern, die er wirkte; vom Volk heilig gesprochen noch während seines Lebens und nach demselben durch Gregor XV. Geboren in Florenz, starb er zu Rom und ward, achtzig Jahre alt, allgemein beweint, begraben. Die Natur hatte ihn mit Anlagen zu jedweder Tugend, mit einem, jeglicher Wissenschaft gewachsenen Geist ausgestattet. So hat er sich bei dem Studium der Philosophie, in der heiligen Theologie erwiesen, wegen dessen Verständniß und Erläuterung er alle seine Mitschüler in Bewunderung hinriß. Leidenschaftlich liebte er die heilige Schrift, und je nach Gelegenheit zeigte er sich in jedem Gegenstand ausnehmend bewandert. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten ist nichts auf uns gekommen, nur sich selbst hat er als unerschöpflichen Vorwurf für so viele Federn, für so viele Stimmen hinterlassen. Er schrieb viele gelehrte Werke, geistliche in Versen. Aber seine tiefe Demuth bewog ihn, dieselben kurz vor dem Tode den Flammen zu überantworten. Die ganze katholische Welt, durch unsern Philipp mit Segnungen bedacht, hat jederzeit mit lautem Lob von seinen großen Verdiensten gesprochen und spricht von denselben alle Jahre.“

LVII.

Die Grundübel unserer Zeit und ihre Heilung.

(Gedanken, veranlaßt durch die Broschüre Paul Braters über die Reform des Erbrechtes zu Gunsten der Nothleidenden.)

(Schluß.)

Wenn wir jedoch behauptet und es nachzuweisen versucht haben, daß in der verderblichen, politischen, socialen und religiösen Richtung der Städte die Hauptgrundübel der Zeit zu suchen seien, so wollen wir damit keineswegs gesagt haben, daß nicht noch viele andere Ursachen mitlaufen, welche zur Steigerung des Uebels beitragen. — Hierüber nur einige kurze Andeutungen.

Unstreitig leiden viele Gegenden von Europa an Uebervölkerung. Es reichen zwar in der Regel in Normaljahren die Produkte der Erde wohl aus, um die vorhandene Bevölkerung zu ernähren; Produktion und Consumtion halten sich aber so zu sagen das Gleichgewicht. Tritt nun eine Störung in der Produktion, eine Mißerndte ein, so entsteht plötzlich unsägliches Elend, welchem abzuhelfen kaum irgend welche Mittel vorhanden sind. — Würde mit der Zunahme der Bevölkerung und der Consumtion auch die Produktion Schritt halten, — was gar nicht zur Unmöglichkeit gehört, — so würde der Uebelstand der Uebervölkerung nicht so sehnend gefühlt werden, allein dem ist nicht so, und darum wird dieser Uebelstand doppelt drückend. Es bedarf hier nur der Erwähnung im Vorübergehen, daß das Fabrikwesen auch in dieser Beziehung unheilvoll eingewirkt hat, indem es einerseits große Massen von

Leuten auf einzelnen Punkten zusammenhäufte, und andererseits diese dem Landbau entzog.

Ein großer Uebelstand liegt auch darin, daß der Erwerb, statt mit der Zunahme der Bevölkerung sich ebenfalls zu steigern, im Gegentheil außerordentlich abgenommen hat. Auch hier trägt das Fabrikwesen die größte Schuld; es hat nicht nur eine große Sklavenkaste in den Fabrikarbeitern und damit in jeder Fabrik beinahe ein Rekrutirungsdepot für Insurrection, Proletariat und Communismus geschaffen, sondern es hat auch im Allgemeinen die Möglichkeit des Erwerbes durch Menschenhände verringert. Was ehemals Tausenden für sich und ihre Familien Brod und Existenz verschafft hatte, das wird jetzt von ein paartausend Spindeln in einer Fabrik, die von Kinderhänden geleitet werden, verrichtet. — Das aber ist eine unheilvolle Anomalie, daß je mehr die Bevölkerung zunimmt, desto mehr die Möglichkeit des Erwerbes schwindet. Wo soll das in Zukunft hinführen? — Wenn in den letzten revolutionären Stürmen unter den arbeitenden Klassen oft die Erscheinung sich gezeigt hat, daß sie Fabriken und Eisenbahnen zertrümmerten, so ist dieß keine Zufälligkeit, Folge einer bloßen, blinden Zerstörungswuth, sondern es lag hiebei das mehr oder minder klare Bewußtseyn zu Grunde, daß in diesen Schöpfungen der menschlichen Industrie ein Grund des herrschenden Elendes zu suchen sei.

Die trügerische Fiction von Vermögen hat endlich auch vieles zum Elend unserer Zeit beigetragen. Durch Staatspapiere, Actien, Papiergeld wurde ein Vermögen mit scheinbar reeller Grundlage geschaffen, von dem es sich aber später beim ersten großen gesellschaftlichen Rucke zeigte, daß es Vermögen aus Luft geschaffen war. Welch kolossale Summen solchen trügerischen Vermögens sind durch das Sinken der Staatspapiere und Actien bereits jetzt schon zu Grunde gegangen, und wie viel Elend ist durch diesen Vermögensbetrug entstanden? So lange das Vertrauen währt, da fliegen die Milliarden Vermögen als Papierfetzen in der Welt herum, und man wähnt

unter einer goldenen Regentraufe zu stehen, hört aber der Flug auf, aus dem einfachen Grunde, weil aus einem durch die Zeitereignisse herbeigeführten Mißtrauen die Leute einmal Papier nicht für Geld annehmen wollen, da verfliegt der Traum vom goldenen Regen und man steht — am Bettelstabe.

Es wären der Uebel noch viele aufzuzählen; doch kommen wir zur Lösung unserer eigentlichen Hauptaufgabe, „wie, auf welche Art kann dem Uebel gesteuert, Rettung von einem politischen und socialen Ruine erlangt werden?"

Wir haben nach dem wenigen von uns Gesagten nur zu vielen Grund zu zweifeln, daß die vorgeschlagene Reform des Erbrechtes ein solches Rettungsmittel sei; denn gleich von vornen herein will es uns bedünken, daß dieses Mittel das Grundübel nicht in seiner Wurzel angreift und daher auch keine gründliche Heilung bringen kann. Doch gehen wir näher auf die Sache ein.

Der Verfasser sucht das Grundübel unserer Zeit in der Anhäufung kolossalen Vermögens in den Händen Einzelner und der von daher entstehenden Masse von Vermögens- und Besitzlosen, des Proletariates. Diese Vermögensanhäufung schreibt er wesentlich der bisherigen Form des Erbrechtes zu.

Wir halten allerdings die Anhäufung kolossalen Vermögens in den Händen Einzelner für ein bedeutendes Uebel der Zeit. Allein das wesentlichste ist es nicht. Wir fragen dann, ist unser heutiges Erbrecht Schuld an dieser Vermögensanhäufung, und ferner, ist diese Vermögensanhäufung die Ursache und Erzeugerin des Proletariats?

Wir halten die Ansicht, als sei das Erbrecht unserer Zeit Schuld an einer allzugroßen Centralisation des Vermögens für eine wesentlich irrige.

So lange noch jene Form des Erbrechtes unter den germanischen Nationen galt, wo das gesammte oder der größte Theil des Familienvermögens von Generation zu Generation auf einen oder wenige Köpfe sich vererbte, wo also noch das Recht der Erst- oder Letztgeburt, das ausschließliche Erbrecht

des Mannsstamms, die Majorate, Fideicommisse xc. in Schwung waren, da war eine Zerstückelung von Familienvermögen nicht so leicht möglich, und kolossale Erbschaften aus feudaler Zeit herstammend, gingen von einer Hand ungeschmälert in die eines Andern über. Allein diese Zeiten sind vorüber, diese Form des Erbrechtes ist nicht mehr die unter den europäischen Nationen allgemein geltende, sondern in allen Gesetzgebungen neuerer Zeit über Erbrecht gilt als Regel, daß die Verlassenschaft unter den Nachkommen oder erbberechtigten Verwandten des Erblassers nach mehr oder minder gleichen Theilen getheilt werden soll. Wie also im alten germanischen und feudalistischen Erbrechte das Princip durchgeführt wurde, das ganze Vermögen ungeschwächt von Familienoberhaupt zu Familienoberhaupt zu verpflanzen, so hat das Erbrecht neuerer Zeit durch Anerkennung gleichmäßiger Berechtigung aller Erben geradezu den entgegengesetzten Grundsatz, denjenigen der Vermögenstrennung und Zersplitterung in's Leben geführt.

Schon dieses einfache Factum genügt, um einzusehen, daß in der Form des heutigen Erbrechtes nicht die wahre Ursache der Anhäufung kolossalen Vermögens in den Händen Einzelner liegen könne. — Die Ursache dieser Vermögensanhäufung in unserer Zeit ist eine ganz andere, sie hängt im Allgemeinen mit den Grundübeln der Zeit zusammen. Die Reichen der Erde sind in unseren Tagen die Handelsleute und Speculanten; die Reichthümer, welche der Adel noch besitzt, sind Trümmer von dem, was er früher besaß, Schatten im Vergleich zu den Vermögenskolossen einer schachernden Handelswelt. Durch Handel, Speculation, Fabriken zieht die Handelswelt ein Netz um die Vermögenstheile einer Nation, und der größte Theil derselben bleibt darin hangen. Einmal da drinnen kommen sie nicht mehr heraus, sie werden dem natürlichen Kreislaufe, den sie im Lande herum zu machen hätten, entzogen, und bloß als Grundlage für neue gigantische Speculationen abermals nur wieder im ausschließlichen Geldinteresse der Handelswelt verwendet. Hiezu kommt dann noch der weitere Uebelstand, daß

Handel und Speculation ihren Sitz beinahe ausschließlich in den größeren Städten haben, und dadurch an einem einzigen Orte das Vermögen beinahe eines ganzen Landes concentrirt wird.

Diese Anhäufung des Vermögens in den Händen Einzelner, verbunden mit dessen Concentration an einem einzelnen Punkte ist es hauptsächlich, was in unserer Zeit die ungeheure Kluft zwischen den Besitzenden und der großen Masse der Besitzlosen gegraben hat. Das Erbrecht unserer Zeit hat dazu wenig oder nichts beigetragen; es kann somit auch die wahre Grundursache des Proletariats nicht seyn; es hat dieses vielmehr seinen Ursprung in den socialen Verhältnissen der Städte, in dem Uebergewichte der Handelswelt, der Geldaristokratie. So lange die Städte der Stappelplatz der Handels- und namentlich der Fabrikwelt sind, muß dort ein zahlreiches Proletariat wohnen, weil aus seinem Schweiße der Handels- und Industrie-Schacher sein Gold herausschlägt. Handel und Fabriken in den Städten einerseits und das Proletariat andererseits sind plus und minus, zwei Potenzen, die zu einander gehören, gegenseitig einander ihre Existenz bedingen, sich erzeugen, ewig zugleich aber auch feindlich sich abstoßen. Liegen nun die Ursachen des Proletariats nicht in der Form des heutigen Erbrechtes, so kann durch eine Reform desselben dem Proletariat nicht abgeholfen werden.

Indem wir diesen Schluß als consequente Folge der von uns entwickelten Ansichten ziehen, so wollen wir damit keineswegs gesagt haben, daß man von einer Reform des Erbrechtes ganz abstrahiren soll. Eine solche Reform mag immerhin eine Hülfsquelle für die Noth der besitzlosen Klassen eröffnen, nur darf sie, wie jede Besteurung, nicht die Schranken gerechter Mäßigung überschreiten. Wir würden dieser Reform engere Gränzen anweisen, als dieses vom Verfasser geschehen ist. Er kennt keine Schranken, sondern jede Erbschaft, wenn sie eine gewisse Summe erreicht hat, wäre einem Abzug zu Gunsten

des Proletariats zu unterwerfen. — Diese allzugroße Ausdehnung will uns aus zweierlei Gründen nicht einleuchten.

Für seine Kinder arbeitet und müht sich der Vater ab, um ihnen auf dieser Welt eine sorgenfreie Existenz zu verschaffen; ist es nun nicht unbillig, ja etwas dem natürlichen Gefühle Widerstrebendes, daß sein Tod, ohnehin ein Ereigniß der Trauer und des Jammers für die hinterlassenen Waisenkinder, für diese noch die weitere schmerzliche Folge des Verlustes eines Theils des Familienvermögens haben sollte? Dann hegen wir die Ansicht, daß die Familie in ihrem engern, eigentlichen Sinne Vater, Mutter und Kinder — oder auch noch Geschwister — in ihrem inneren Leben für den Staat ein Heiligthum seyn soll. Eine Durchführung des Planes unseres Verfassers muß aber eine vollständige Profanation dieses innern Familienlebens zur weiteren Folge haben. Um dem Proletariat seine Erbantheil auszumitteln, muß der Staat oder Diejenigen, welche diese auszumitteln haben, genau den Umfang des hinterlassenen Vermögens kennen, sie müssen ihr Späherauge somit in's Innere der Familie hineinrichten. — Dieser Staatsdespotismus würde alle Freiheit und Selbstständigkeit vernichten und jedes gesunde Gefühl empören. Wir wissen zwar wohl, daß bestehende Gesetzgebungen der Staatsgewalt allerlei Einmischungen in den Schooß der Familie und ihre Geheimnisse erlauben; allein, statt solche zu vermehren, sollte man aber eher bedacht seyn, die noch bestehenden zu vermindern oder gänzlich aufzuheben. *Der Staat beschränke seine Einmischung in die Familienkreise, Familienangelegenheiten und Geheimnisse auf den Fall, wo das Wohl von einem oder mehreren Familiengliedern sie erheischt, oder die Schuld von einem oder mehreren im Interesse des öffentlichen Wohles nothwendig macht.*

Sonst aber, wir wiederholen den Ausdruck, sei die Familie für den Staat ein Heiligthum. Unverkennbar geht die Richtung unserer Zeit auf Erringung größerer Rechte und größeren Schutzes für die Einzelnen; die Familie ist aber im

Staate unendlich mehr, als der Einzelne, sie ist die wahre Grundlage seiner äußeren physischen, seiner guten oder schlechten sittlichen Existenz; sie in ihren Grundrechten treu zu wahren, ist eine der ersten Aufgaben eines gesunden Staatswesens. — Ein solches Grundrecht aber wird zertrümmert, wenn Einmischung in ihr Inneres zu leicht gesetzlich begünstigt wird.

Wir würden daher von einem Erbrechte, sogenanntem Pflichttheile des Proletariats, in der ersten und, wenn man noch will, in der zweiten Parantel gänzlich abstrahiren, und diesen auf die denselben folgenden, wo in der Regel die sogenannten lachenden Erben zum Vorschein kommen, beschränken. Hier fallen alle Bedenken, die wir gegen einen Erbabzug in der ersten und zum Theil auch zweiten Parantel erhoben haben, weg, und hier kann also im Interesse des öffentlichen Wohles, zu Gunsten des Proletariats unbedenklich eingeschritten werden.

Freilich kommen so jene großartigen Summen, die der Verfasser für nothwendig erachtet, um dem Umsichgreifen des Proletariats zu steuern, nicht zusammen. — Bedeutendes wird aber doch gewonnen, das sehr heilsam wirken kann, wenn es klug verwendet wird. — In dieser Hinsicht will es uns scheinen, daß eine ausschließliche Centralisation dieser Summen, sei es in den Händen des Staats, oder von Vereinen — welches letztere der Verfasser beabsichtiget — vermieden werden sollte.

Es dürfte viel angemessener seyn, den bedeutenderen Theil den Gemeinden, wo sie gewonnen worden sind, zu belassen, und die Gemeindsarmenbehörden mit deren Verwaltung und Verwendung, immerhin unter angemessener Oberaufsicht der Staatsbehörden, zu beauftragen. In jeder Gemeinde würde auf diese Art, vermittelst dieser und noch anderer Quellen, ein Armenfond gebildet, der mit der Zeit zur Bestreitung der Armenbedürfnisse derselben, wenigstens auf dem Lande hinreichen dürfte. — Ein anderer Theil, hinreichend aus Abzügen der in den reicheren Gemeinden fließenden Erbsummen könnte immerhin auf zweckmäßige Art in eine Centralkasse zusammengezogen und unmittelbar von einer Centralarmenbehörde des Staats

verwaltet und zum angegebenen Zwecke verwendet werden. — In den Städten sind die Armenbedürnisse freilich ohne alle Vergleichung größer; — daß mit den einfachen Maßregeln, welche auf dem Lande einigermaßen ausreichen, hier nicht geholfen werden kann, sehen wir nur zu gut ein. — Das ist aber eben die große Aufgabe unserer Zeit, da, wo der Sitz des Uebels der Zeit ist, in den Städten demselben abzuhelfen.

Es führt uns dieses auf weitere Entwickelungen unserer Gedanken über Heilung der Grundübel der Zeit.

Wenn diesem Grundübel durch eine Reform des Erbrechtes, voraussichtliche Anhäufung großer Geldsummen in Händen des Staats oder von besondern hiefür aufgestellten Vereinen nicht abgeholfen werden kann, wo und wie kann man denn dem Uebel an's Leben greifen?

Man hat in Frankreich, in Paris, den Gedanken der Errichtung von Nationalwerkstätten auszuführen gesucht. Kaum hatte man mit der Ausführung begonnen, so zeigte sich schon nicht nur dessen Nutzlosigkeit, sondern auch dessen, das allgemeine Uebel sogar steigernde Gefährlichkeit.

Die Nationalwerkstätten sind nutzlos, weil sie dem Proletariat, dem sie doch abhelfen sollten, keine Abhülfe verschaffen. Je mehr Arbeiter der Staat in seinen Nationalwerkstätten unterbringt, desto mehr erzeugt er auf der andern Seite, welche ihren bisherigen Beruf verlassen und auf eine gemächliche Nationalverpflegung Anspruch machen, vorausgesetzt, daß dann wirklich eine solche gemächliche Existenz ihnen zu Theil wird. Um solchen Anspruch zu haben, bedarf es nur eines — man werde Faullenzer. — Andererseits dann heben solche Nationalwerkstätten das Proletariat nicht auf; es existirt nach wie vor, nur mit dem Unterschiede, daß es jetzt in Nationalwerkstätten, statt wie früher, in Privatwerkstätten arbeitet.

Das macht eben seinen Charakter noch viel gefährlicher, indem es dadurch eine äußere und innere Organisation erhält, und durch diesen Umstand zu einer der ganzen gesellschaftlichen

Ordnung äußerst drohenden Macht geschaffen wird. — Paris liefert hiefür ein lehrreiches Beispiel. Kömmt noch der Umstand hinzu, daß man das erwartete Schlaraffenleben in den Nationalwerkstätten nicht findet, dort nicht besser und behaglicher als früher und anderwärts sich findet, so vereinigt sich mit den übrigen vorhandenen Elementen der Empörung gegen die bestehende gesellschaftliche Ordnung der Unmuth der Täuschung und wird jene desto eher zum Ausbruch bringen. Die Nationalwerkstätten sind dem Staate auch noch in anderer Beziehung gefährlich. Sie sind ein wahrer Vampyr am Geldbeutel desselben, verschlingen Millionen und Millionen und werden in kurzer Zeit überall, wo man sie einführt, entweder den Staat zum Bankerott oder zu einem communistischen Angriff auf das Eigenthum bringen. — Eine eben so schlimme Wirkung derselben dürfte endlich darin bestehen, daß sie den Handwerks- und Gewerbsstand, welcher ohnehin schon außerordentlich gedrückt ist, zum bedeutenden Theile ruiniren, und so, ein in den Städten noch vorhandenes, in Vergleich mit anderen ziemlich gesundes Element zerstören. — Ein bedeutender Theil des Handwerks- und Gewerbsstandes wird, trotz aller Aufopferung und Anstrengung, sich durch's Leben ehrlich durchzubringen, durch eine solche unüberlegte Maßregel des Staats zu Bettlern und damit zu erbitterten Proletariern gemacht.

Gewiß durch Errichtung von Nationalwerkstätten hilft man weder dem Proletariat für die Zukunft ab, noch wird dadurch das vorhandene für die Gesellschaft ungefährlich gemacht. Man hat in einigen größern Städten ein anderes Mittel der Abhülfe versucht, man verwendete eine große Anzahl von Arbeitern bei öffentlichen Bauten, bezahlte sie gut und suchte so deren Unmuth zu beschwichtigen. Es war dieses eine unter einer äußeren milden Form verabreichte Unterstützung. Jeder wird aber einsehen, daß dieses nur ein sehr schnell vorübergehendes Hülfsmittel ist; zu einer fortdauernden solchartigen Unterstützung besitzt kein Staat genügende Kräfte; für einige Zeit mag man die großen Opfer sich gefallen lassen,

einmal, und zwar über kurz müssen sie aufhören. Was hat man dann zu erwarten, wenn man zu diesem gezwungen ist? Solche öffentliche Unterstützungen führen ferner nur noch zu größerer Demoralisation der Arbeiterklassen. Zur Zeit, wo die Unterstützung, und zwar in reichlichem Maße ihnen zu Theil wird, gewöhnen sie sich an den Gedanken, daß diese ihnen von Rechtswegen gebühre, sie dafür keinen Gegendienst zu leisten haben. — Sie werden dadurch herrisch und werden auch Faullenzer. — Man gehe hin und sehe nach, ob es sich nicht dem also verhält. Wir wollen nur zwei Beispiele erwähnen: In Straßburg war es so weit gekommen, daß die dort bei öffentlichen Bauten beschäftigten Proletarier zuletzt es verschmähten, zu Fuß an Ort und Stelle zu gehen, und sich im Omnibuswagen hinführen ließen. Angekommen daselbst, setzten sie sich auf ihre Schubkarren, und statt zu arbeiten, politisirten sie. — In Wien beschäftigte man eine große Zahl von Arbeitern an verschiedenen Punkten; je mehr man ihren Arbeitslohn steigerte, desto mehr verlangten sie. Ihre Arbeitsthätigkeit verminderte sich aber gerade mit ihrer Begierlichkeit. Ein junger Mann, welcher auf der Bastei vor dem Postgebäude einem solchen Haufen zusah und sich des Lachens nicht enthalten konnte, als er von jedem Arbeiter kaum eine handvoll Erde in seinem Schubkarren daherstoßen sah, mußte, um nicht durchgeprügelt zu werden, Reißaus nehmen.

Wirksamer für eine, wenigstens momentane Abhülfe des Proletariats, als die beiden erwähnten Maßregeln, dürfte eine weitgreifende Colonisation seyn. Vorerst liegt die Ausführung dieses Mittels in der Möglichkeit, in den Kräften des Staates. Wenn man die Summen, welche eine erhöhte Vermögens- und Erwerbssteuer der Staatskasse und eine in unserem Sinne durchgeführte Reform des Erbrechtes den Gemeindekassen und zum Theil auch der Staats- oder einer besondern Vereinskasse zufließen läßt, für Ankauf von Ländereien in einem andern Welttheile und für die nöthigen Einrichtungen daselbst Behufs der Betreibung von Ackerbau und Viehzucht verwenden würde,

so wäre dem Staate das Mittel in die Hände gegeben, einen großen Theil der besitzlosen Massen ihrem Zustande des Elends zu entreißen und sie zu Besitzenden zu machen. Der Vortheil dieser Maßregel liegt am Tage; vorerst entfernt der Staat aus seinem eigenen Innern ein Uebel, welches seinen ganzen Körper mit Untergang bedrohte; dann wird dieses Uebel nicht nur bloß entfernt, sondern es wird auch geheilt, indem das Proletariat dadurch, daß es in einem andern Welttheile Besitz und Eigenthum erwirbt, in diesem erstirbt. So sehr wir aber auch diese Maßregel als diejenige, welche für den gegenwärtigen Augenblick am meisten dem Uebel Schranken setzt, zur Ausführung empfehlen; so sehr haben wir Ursache zu bezweifeln, ob sie zu einer gründlichen Heilung zu führen geeignet sei.

Auf dem Lande, da wo Uebervölkerung, allzu große Zerstückelung von Grund und Eigenthum, eine, wenn auch viel unschuldigere Proletariatswelt als in den Städten, erzeugt haben, wird diese Maßregel zur vollständigen Heilung ausreichen; da liegt der Grund des Uebels einfach darin, daß mehr Leute an einem Orte wohnen, als Grund und Boden zu ernähren vermag; durch Verpflanzung eines Theils dieser Bevölkerung an einen anderen entfernten Ort wird der Grund des Uebels, der Uebervölkerung, wenigstens für einige Zeit gehoben, und damit unmittelbar die Heilung desselben zu Stande gebracht.

Ganz anders verhält es sich in den Städten, wo das Uebel zum Theil ganz andere Ursachen, und daher auch viel tiefere Wurzeln hat. Die Städte in ihrer gegenwärtigen politischen und socialen Gestaltung sind eine immerfort erzeugende Geburtsstätte des Proletariats. — So lange Handel und Fabriken in den größeren Städten koncentrirt sind, muß dort ein großartiges Proletariat existiren; sie sind der Magnet, welcher es hin und an sich zieht. Und wenn man es versuchen wollte, durch Colonisation dem Uebel abzuhelfen, einen großen Theil der Proletarier über's Meer zu schaffen, so wird in kurzer Zeit der Abgang durch neu eingewanderte Schaaren ersetzt seyn. — Da, am Sitze des Grundübels, hilft also auch dieses, sonst

eingreifende Mittel der Colonisation nicht. Hier aber gerade muß geholfen werden. — Der Arzt, welcher das Uebel nicht bei der Wurzel angreift und es dort heilt, kann vielleicht durch verschiedene andere Heilmittel den Kranken noch einige Zeit am Leben erhalten, retten wird er ihn aber nicht.

Wir haben ausführlich gezeigt, daß das Proletariat in den Städten nur die Folge eines viel tiefer liegenden Uebels ist, daß die veränderte und verschlimmerte politische, sociale und religiöse Haltung der Stände, und dann ihr ungebührliches Uebergewicht im Staatsleben die Grundursache der Wehen unserer Zeit ist. Sollen nun diese gehoben werden, die Gesellschaft gesunden, so muß von zweien eines geschehen; — entweder das kranke, zugleich aber herrschende Element muß durch sich und von Innen heraus kurirt werden, — oder es muß dasselbe seines ungebührlichen und unheilvollen Einflusses auf den gesammten Staatsorganismus beraubt, und ein neues, kräftiges, zugleich aber gesundes Element an seinen Platz befördert werden.

Fragen wir nun, ist eine Kur der Städte aus und durch sich möglich, so möchten wir dieses mehr als einmal bezweifeln. So wenig der Geisteskranke seinen Geisteszustand kennt, eben so wenig kennen die Städte ihren zerrütteten Zustand. Wer sie krank und verdorben nennt, ist ihnen ein Thor und Verräther; ja, statt sich krank zu halten, leben sie vielmehr im Wahne, daß sie allein gesund, die andern aber unmündig, und sie zur Vormundschaft derselben berufen sind. — Doch urtheilen wir nicht zu vorschnell, sehen wir nach, was in den Städten zu ihrer Heilung gethan werden kann, was dort möglich ist und ob dieses ausreicht.

Unstreitig sind in den Städten noch viele gesunde Kräfte vorhanden; ein kluger Arzt wird diese zuerst aufsuchen, und es versuchen, ob dadurch, daß diesen neuer Schwung gegeben wird, nicht eine Genesung des ganzen Städtekörpers herbeigeführt werden könne. — Die gesunden Kräfte, die in den

Städten noch vorhanden sind, wird man weder unter dem Adel, noch der sogenannten aufgeklärten Handels- und Fabrikwelt, noch in der verwahrlosten Fabrikarbeiterklasse finden, denn in diesen steckt gerade im höchsten Grade die Krankheit, sie sind zu suchen und zu finden in jenem Theile der Städtebevölkerung, der dem Gewerbs- und Handwerksstande angehört und den Kern der Städte bildet. Kann diesem, in den Städten überall sehr zahlreich vorhandenen, zugleich aber auch ziemlich gedrückten Mittelstande aufgeholfen und ihm eine, wenn auch seiner früheren nicht annähernde, doch immer selbstständige Stellung, damit zugleich aber wieder ein wahrhafter Einfluß auf das Regiment verschafft werden, so wäre ein großer Schritt zur Genesung der Städte und der Staaten geschehen! Aber wie kann dem Gewerbs- und Handwerksstande in den Städten aus seiner gedrückten Stellung herausgeholfen werden?

Die Herrschaft in den Städten führt die Handelswelt mit dem Literaten- und Arbeiterproletariat; diese haben es als einen Glaubensartikel unserer Zeit aufgestellt, daß Handel, Industrie, Speculation, Fabriken es sind, welche das Glück und Wohl der Nationen begründen, zugleich den Maßstab des Höhegrades ihrer Cultur liefern. — Eine Hebung des Mittelstandes ist nur möglich, durch Beschränkung jener, die seinen Ruin gebracht haben, durch Aufhebung einer ganz schrankenlosen Handels- und Gewerbsfreiheit. — Wer wird es nun aber wagen, ein solches Majestätsverbrechen an den Ideen der Neuzeit zu begehen, auf Beschränkung von Handel- und Gewerbsfreiheiten, und insbesonders des Fabrikwesens zu dringen, und dem Zunft- und Innungswesen, oder doch wenigstens einem besonderen gesetzlichen Schutze und besonderer Begünstigung der Gewerbe und Handwerke das Wort zu reden. Die Herrschaft nun führt allenthalben die Handels- und Literatenwelt; wer will diese, die herrscht, zu Maßregeln zwingen, die auf's Ende ihrer Herrschaft und ihres Nutzens abzielen? — Niemand! In dieser Hinsicht ist also von den Städten aus keine Heilung zu erwarten.

Einschränkung des Niederlassungsrechtes in den Städten könnte man ebenfalls als ein Mittel zur Abhülfe mannigfacher Uebel ansehen. — Eine solche Maßregel kann da, wo man von einem gesunden Körper schädliche Theile abzuhalten sucht, von den erfreulichsten Folgen seyn; aber was nutzt sie bei den meisten Städten der Neuzeit, in denen das Uebel schon sitzt. — Freilich, wenn diese Maßregel mit derjenigen der Colonisation des Proletariats verbunden würde, so dürfte man einigen Erfolges sicher seyn; — die vorhandenen schädlichen Elemente aus dem Körper entfernen und den Zudrang neuer solcher verhindern, hieße denselben zur Genesung bringen und im gesunden Zustande erhalten. — Aber wir fragen wieder, wie ist dieses in unserer Zeit ausführbar! Die Durchführung dieser beiden Maßregeln, indem sie zu einer theilweisen Genesung führen, bringen andererseits den vollständigen Ruin des Fabrikwesens in den Städten hervor, da sie ihm seine Kräfte, mit denen es arbeitet, das Proletariat, entziehen? Wer hat den Muth, die Kräfte, eine solche Maßregel durchzuführen?

Man könnte endlich noch sagen: „Gut, da die Städte so verdorben sind, so sorge man doch vorerst für eine bessere, sittliche Erziehung in denselben? — So was klingt wie Ironie. Wer soll sorgen für diese bessere Erziehung? Offenbar, der im Besitz der Gewalt ist? Die sittlich und religiös so tief gesunkene, sogenannte gebildete Bourgoisie führt aber gerade jetzt, Dank der centralisirenden Bureaukratie, der schrankenlos dominirenden Presse und der Macht des Geldes, den Herrscherstab; wie kann man davon träumen, daß diese für eine bessere religiöse Erziehung ihrer selbst Sorge tragen werde. Sie müßte ja zuerst gänzlich bekehrt seyn, ehe ihr so etwas möglich würde. — Solche Anforderungen sind und bleiben fromme Wünsche.

Auch die Beschränkung der Ehen, namentlich für die Vermögenslosen, so wie noch viele andere Maßregeln, die Denker und besorgte Menschenfreunde anrathen, werden ohne religiöse Basis nicht zum Ziele führen. Eine Heilung der kranken Städte aus sich und durch sich halten wir unter den ge-

genwärtigen, einmal gegebenen Umständen für eine Unmöglichkeit; wir glauben daher auch, daß eine Heilung der Uebel der Zeit gründlich und dauernd nur dann möglich ist, wenn die jetzt herrschende, an moralischen und socialen Uebeln aller Art kränkelnde Stadtwelt ihrer angemaßten Staatsallgewalt entkleidet und ihr schädlicher Einfluß durch ein anderes, noch gesundes Staatselement neutralisirt wird. So allein ist eine Genesung des europäischen Staatslebens möglich.

Ist ein solches in seinem innern Lebenskerne noch gesundes Element vorhanden und wo?

Wir glauben fest und sagen es frischweg heraus — es ist das Landvolk, in welchem allein noch jene physische und sittliche Kraft wohnt, die zur kommenden Rettung unumgänglich nothwendig ist. Das Landvolk bildet in allen europäischen Staaten die ungeheure Mehrzahl der Bevölkerung; es ist, selbst nach den Lehren der Neuzeit, das Volk im wahren Sinne des Wortes. Schon stark und mächtig durch seine Zahl, ist es noch stärker, weil ihm noch ungeschwächte Naturkraft innewohnt. Werden seine Kräfte organisch zusammengeleitet, so bildet es eine in jedem Staate unbesiegbare Macht. — Im Landvolke ist ferner noch sittliche Kraft zu finden. Während in den Städten ein neues Heidenthum seine Kanzel aufschlägt, lebt in dem Landvolke der alte Christusglaube noch fort, ist seine Hoffnung und der Leitstern seines Lebens. So wie dasselbe seinen ihm gebührenden Einfluß im Staatsorganismus erhält, muß derselbe zur Genesung kommen, weil das gesunde über das kranke Princip die Herrschaft hat.

Gerade aber das Landvolk, welches dadurch, daß es im Schweiße des Angesichtes die Erde bebaut, das wahre Vermögen schafft und die Nahrungsmittel allen Ständen gewinnt, diese wichtigste Potenz somit im Staate, ist es, welches seit der großen, durch die Völkerwanderung veranlaßten Weltrevotion sich am allerwenigsten geltend machen konnte. In der Feu-

dalzeit herrschte der Adel und der weitaus größte Theil des Landvolks seufzte unter dem Joche der Hörigkeit, zur Zeit der Allmacht der Monarchie, welche mit Hülfe des Bürgerthums aus der Feudalaristokratie sich entwickelte, blieb der Bauer eine einflußlose, beherrschte und gebrauchte, keineswegs aber bestimmende Potenz des Staatslebens. Selbst da, wo die Monarchie zu einer absoluten Herrschaft nicht durchzudringen vermochte, und Stände neben dem Monarchen sich erhielten, selbst da hatte das Landvolk nur eine verkümmerte Repräsentation; es, die Masse des Volks, mußte sich mit der Repräsentation als vierter und letzter, deßwegen auch einflußlosester Stand begnügen? — Wie nun? sollte für das Landvolk nicht einmal auch die Zeit eintreffen, wo es einen seiner natürlichen Stellung angemessenen Einfluß im Staate ausübt? Ist's vielleicht nicht unsere Zeit, welche berufen ist, ihm zu diesem Einflusse zu seiner wahren Emancipation zu verhelfen? — Wir sehen es darum auch als ein bedeutungsvolles Zeichen guter Vorbedeutung an, daß das jüngst in Kremsier gedruckte Programm des österreichischen Ministeriums ein so großes Gewicht auf die angekündigte Freiheit der Gemeinde legt.

Die Weltgeschichte ist auch ein Weltgericht. Es ahnt uns, daß die Zeit gekommen ist, wo das Gericht über die verweichlichten, entarteten Kinder der Städte entgeht, und es will uns scheinen, daß es im Gang der göttlichen Weltregierung liege, das revolutionäre, gottvergessene ausschweifende Element durch seine eigenen Thaten zu strafen und zu reinigen.

Aus Uebermuth und Herrschsucht hat das großstädtische Bürgerthum in unsern Tagen den Kampf mit dem monarchischen Principe begonnen; um zu siegen hat es sich stolz und eigenmächtig zum Repräsentanten des gesammten Volks aufgeworfen, verlangt und der Monarchie abgezwungen „allgemeine Volksvertretung, allgemeine Volksbewaffnung auf breitester demokratischer Basis."

Städtischer Geist hat gesiegt, er ist nun auf dem Höhepunkt seiner Macht, er herrscht in den Kammern, in den Mi-

nisterien, in dem Beamtenthum, in der Presse; die Monarchie steht unter, nicht mehr über ihm. Wohlan! ist dieses vielleicht nicht gerade der Zeitpunkt, wo seiner Hoffart der Sturz folgen wird? war sein Gang zum Siege nicht vielleicht auch sein Gang zum Gericht?

Unsere Ahnung, daß es so sei, ist so tief und lebendig, und sie geht so sehr Hand in Hand mit der wunderbaren Wendung unserer Tagesgeschichte, daß sie kein bloßer Wahn seyn kann.

Durch das Princip allgemeiner Volksvertretung, welches in den meisten monarchischen Staaten Europas nun angenommen und durchgeführt ist, wird gerade demjenigen Elemente, welches bis zur Stunde das bedeutungsloseste war, die Gewalt im Staate in die Hände gelegt; das Landvolk erhält dadurch das Recht, die ungeheure Mehrzahl der Volksvertreter zu ernennen, erhält mit diesem Rechte die größte Macht im Staate. Durch Ausführung einer allgemeinen Volksbewaffnung würde auf dem Lande eine solche kolossale Macht geschaffen, daß die Bürgergarden der Städte wie bedeutungslose Häuflein erscheinen. Dieser widerstehen keine Mauern. — So hat also das Bürgerthum, indem es mit Krawallen und Barrikaden der Monarchie allgemeine Volksvertretung und allgemeine Volksbewaffnung abzwang, seine eigene Herrschaft gebrochen und einem anderen Elemente den Weg zur Abschüttelung seines Joches gebahnt.

Thron *) und Kirche werden in diesem neuauftauchenden Elemente ihre sichersten Stützen gegen die revolutionäre, entsittlichende Richtung der Zeit finden.

*) Wir können daher auch unser gegenwärtiges bayerisches Ministerium im Interesse der constitutionellen Monarchie nicht scharf genug rügen, daß es für die gegenwärtigen Wahlen die Wahlkreise in einer so gewaltsamen Weise abgränzen ließ, daß man die Wähler weite Tagereisen machen läßt, damit ja ihre Stimmen durch eine größere oder kleinere Stadt, mit denen man sie zusammengekoppelt hat, neutralisirt werden. So dient man weder der Krone noch der

Durch die tägliche, ja stündliche Erfahrung kann jeder Freund der Monarchie von der erfreulichen Wahrheit sich überzeugen, daß unter dem Landvolke diese ihre hauptsächlichen Anhänger zählt, daß die Landbevölkerung es ist, welche von politischem Eigendünkel, Egoismus und Herrschsucht frei, zur Stunde noch mit Ehrfurcht, Freude und Gehorsam zum König, ihrem Regenten hinaufblickt. Unter dem Landvolke ist der Hochmuth nämlich noch nicht so hoch gestiegen, wie dieses unter einem Theile der Städtebevölkerung der Fall ist, daß man sich schämt, einen Herrn über sich zu haben. Warum sind die stehenden Heere den Fürsten ihrem Eide größtentheils treu geblieben? Weil sie aus dem Schooße der Landbevölkerung kommen; denn militärische Hierarchie hat dieses nicht allein bewirkt.

Ehrgeizige Herrschsucht findet keinen Boden auf dem Lande. Der Landmann, der den Tag über immer beschäftigt ist und ermüdet am Abend zur Ruhe heimkehrt, hat wahrlich nicht Zeit, mit allerlei Hirngespinsten der Ehr- und Regiersucht, wie sie dem Kopfe einer durch ihren Reichthum übermüthig gemachten Handelswelt und eines in Selbstüberschätzung beinahe zerplatzenden Literatenproletariats entspringen, sich herumzutreiben; es liegt daher auch, durch seinen Beruf in ihn hineingelegt, im Landmanne der Instinct, daß es nicht seine Aufgabe sei, zu herrschen, das Staatsruder in seinen Händen zu führen; der Landmann will, sucht vielmehr einen Herrscher für und außer sich, einen Herrscher, welcher ihm seine Freiheit und sein Recht schützt, seine Interessen wahrt und mild für ihn sorgt. Thut er dieses, dann leistet der Landmann ihm freudig und mit Aufopferung Gehorsam. Wird demselben nun die

---

Freiheit, und hoffentlich wird ein solches Verfahren auf dem Landtage selbst zur Sprache kommen. Das Gleiche gilt von dem Losreißen der Filialen von ihren Pfarreien. Fürchtet man etwa, die republikanische Umsturzpartei werde nicht zahlreich genug vertreten seyn, daß man ihr von der Regierung aus noch in die Hände arbeitet?!

Anm. d. Red. d. hist.-polit. Bl.

Wahl belassen, seinen Regenten zu wählen zwischen einer übermüthigen Emporkömmlingsschaar von Demagogen, welche auch ihn aussaugt, einem heidnischen Literatenschwarm, oder zwischen dem Regentenhause, das Jahrhunderte ihn beherrscht hat, das er mit Liebe und Anhänglichkeit verehrt, so wird die Wahl sehr kurz seyn. — Gewiß die Bestrebungen unserer Zeit, durch Anarchie die Monarchie zu zertrümmern und durch die Republik der heidnischen Intelligenz zur Herrschaft zu verhelfen, diese werden in ihr Nichts zurückgewiesen, so wie das Landvolk seine ihm gebührende, nun angebahnte Stellung wirklich eingenommen hat.

Freilich darüber täuschen wir uns nicht, der Weg bis dahin ist noch ziemlich weit; wir täuschen uns noch weniger darüber, daß man vielen und hartnäckigen Schwierigkeiten auf selbem begegnen wird. — Wir dürfen aber nicht den Muth verlieren? Wir leben ja in einer Zeit, wo eine Weltrevolution auf der Bühne unserer Tagesgeschichte sich entrollt, und zwar in einem rascheren, stürmischeren Schritte als dieses, früher je bei einer solchen der Fall war; aus dem Sturme muß und wird eine neue Gestaltung sich herausgebähren. Welche wird diese seyn?

Das Geschrei und den Lärmen um künftige republikanische Staatsformen betrachten wir nicht als eine Offenbarung eines innern, in den germanischen Völkerstämmen Europas vorhandenen, die Zukunft ahnenden Volksbewußtseyns, sondern wir halten sie für nicht mehr und auch nicht minder als die äußeren Regungen und Kundgebungen eines beim Sturz des Alten und Herannahen des Neuen die Zeit anarchisch bewegenden Fiebers. Die germanischen Nationen sind von durchgeführt republikanischen Staatsformen ausgegangen, von da zur Aristokratie bevorzugter Familien, und endlich mit Hülfe des Bürgerthums zur absoluten Monarchie gekommen. Die Weltgeschichte ist auch eine Geschichte der Fortentwicklung der Staatsformen; ein großes, weltgeschichtliches Volk wird aber nicht so leicht, auch in Beziehung auf seine Staatsformen, so

wie seine Cultur und überhaupt sein ganzes gesellschaftliches Leben, nach jahrhundertalter Fortentwicklung zu dem zurückkehren, von wo es ausgegangen ist. Die Republik kann und darf nicht der End- und Ruhepunkt der heutigen Bewegung seyn. — Der in unserer Zeit liegende, mit anarchischen Zuckungen sich kund gebende Trieb nach etwas Neuem geht tiefer, als die Oberfläche jetzt zeigt; wir sehen in ihm ein Hindrängen zu jener Staatsform, welche gleichweit entfernt von der Herrschaft des Willens eines Einzigen, wie von der absoluten, darum beinahe immer despotischen Herrschaft des Willens einer sogenannten Volksmehrheit, eine glückliche Vereinigung beider in sich enthält, zu jener Monarchie, wo der Monarch im Land eine wirkliche und zwar die erste Staatsgewalt im Lande und nicht bloß ein todter Kopf auf einem anarchisch-republikanischen Körper ist, neben einer zweiten, unmittelbar aus dem Volke hervorgehenden Gewalt.

Der Weg dahin geht aber nur in der Richtung, die wir hier angedeutet haben, nur durch eine Kräftigung des Gewerbsstandes, eine lebendige Entfaltung des Gemeindewesens und vor Allem durch eine Erhebung der Landbevölkerung zu der ihr gebührenden, glücklicherweise schon angebahnten politischen Bedeutung. Nur dadurch ist auch eine Heilung der Grundübel unserer Zeit möglich. Man erlaube mir darüber nur noch einige Paar Andeutungen.

Ein neues, gesundes Element wird die Adern des Staatsorganismus durchdringen, ein krankes, das sie in Fieberströmen durchlief, entweichen. Dieser Einfluß der Landbevölkerung wird frei seyn von den Plänen der Herrschsucht und Allesregiererei, mit welchen die Städtebevölkerung jetzt sich trägt. Wie kein Theil eines Volkes ist es vorzüglich das Landvolk, welches Ruhe und Frieden liebt, und die Nothwendigkeit der strengen Herrschaft des Gesetzes anerkennt. Seinen Einfluß wird es daher nicht geltend machen, um Throne zu stürzen, den Staat in das Chaos einer perennirenden Revolution und heillosen Anarchie hineinzuwälzen, es wird ihn nicht geltend machen zur Erreichung ehrgeiziger Absichten und Pläne, welche

nur in einem socialen und staatlichen Wirrwarr realisirbar sind, sondern zur Unterstützung bestehender Staatsgewalten, zu ihrer Kräftigung und Befreiung von den Launen und Schlingen politischer Factionen; es wird ihn geltend machen zur Heranbildung einer wahren, wirksam und eingreifend in allen Zweigen des Staatslebens sich offenbarenden monarchischen Staatsgewalt. Mit einem Worte, das Landvolk will einen wahren Herrscher im Lande.

Das Großartige und Wohlthätige eines solchen Staatslebens leuchtet von selbst in die Augen. An der Spitze des Landes ein Regent mit wahrer Fürstengewalt in Regierung und Gesetzgebung; ihm zur Seite die Auserkohrenen des Volkes, mit der Aufgabe, des Herrschers Walten zu fördern, mit der nöthigen Gewalt, es einzuschränken, zu hindern, wo es dem Lande zum Nachtheil gereichen würde. Seine Stütze darf und soll der Fürst nur in seinem Volke suchen, das Volk die Vollendung seiner Kraft und seines Willens nur im Regenten. — **Das erst ist wahre Monarchie.** Die Wühler und Hetzer der Städte werden entweichen, wo diese in's Leben tritt, denn jetzt, wo der Wille des Monarchen wahrer Volkswille ist, weil in ihm nur der Wiederklang seiner Stimme sich kundgibt, erhebt sich auf seinen Wink die Kraft des Landes, gegen welche das ganze, bewaffnete oder unbewaffnete, gebildete und ungebildete Proletariat der Städte, die Hetzereien ihrer schmutzigen Journalistik und auch ihre Reichthümer, ja selbst der Weihrauchsduft ihres Intelligenzdünkels nichts vermögen.

Es bedarf wahrlich nur der Erwähnung, daß auch die Kirche wieder freier und froher aufathmen kann, wenn sie unter dem Schutze ihrer Gläubigen steht, daß die Zeit dann vorbei ist, wo man nur der Kirche Fesseln anlegen darf, während jedem christlichen Glaubensstürmer in den Städten ein eigenes Staatsprivilegium für sein Gewerbe unter dem Aushängemantel der Glaubensfreiheit ertheilt wird.

Es ist darum höchstes Gebot der Staalsklugheit, ja sogar

der Selbsterhaltung der germanischen Völker Europas, namentlich desjenigen, das ihre Muttersprache bewahrt hat und darum vielleicht auserkohren ist, zuerst auf geradem Wege und mit frischem Muthe in die neue Bahn der Zukunft einzulenken und so Vorbild der Geschwister zu werden, diese neue Wendung der Zeit, ohne unklugen Gram über das, was bei der neuen Geburt in seiner Ohnmacht und Richtigkeit sich gezeigt, frei und frank anzuerkennen und sie zu fördern. Man scheue sich nicht, dem Principe der Volksvertretung einerseits eine breite, den Kern der Bevölkerung umfassende Basis zu geben, und sorge dafür, daß die Individualität eines jeden Theils der Bevölkerung in gesetzlich anerkannter innerer Selbstständigkeit sich kund geben könne, daß namentlich dem Landvolke Kraft und Gelegenheit gegeben werde, sich in dieser seiner Individualität auszusprechen. Mit der Volksbewaffnung verhält es sich nicht anders. Sie sei keine Bewaffnung arbeitsscheuer Faullenzer und abgehausten Gesindels, das unter gewissenlosen Demagogen jeden Tag die Besitzenden und den ganzen Bestand der Ordnung mit Raub und Mord und immer neuer Revolution bedroht.

Man erkläre die gesammte waffenfähige Mannschaft, in dem Falle der Noth für waffenpflichtig, bilde aus denselben drei Abtheilungen, eine erste, welche die stehenden Truppen bilden, die zweite, organisirt und eingeübt wie diese, aber aus Leuten bestehend, die zu Haus und Hof oder bei ihrem Gewerbe bleiben, Landwehrmilizen. Diese beiden Abtheilungen sollen in einem Kriege im Innern und nach Außen verwendbar seyn. Die dritte Abtheilung würde nur für die innere Vertheidigung zu gebrauchen seyn.

Um indessen einen solchen wohlthätigen Einfluß auszuüben, braucht zwar das Landvolk kein Intelligenzenextrakt, es darf aber auch keine bloße, rohe Masse seyn. Leider aber verdient in einigen Staaten, worunter jedoch nicht Deutschland, ein großer Theil des Landvolkes diese letztere Benennung. Man sorge also überall, wo es nöthig ist, für eine bessere Bildung der Landbevölkerung; Alle Welt schreit jetzt nach Bildung, man wird

daher in diesem Punkte in keinen Conflikt mit der Richtung der Zeit kommen. Bald wird übrigens auch der ungebildetere Theil des Landvolkes so weit von selbst sich heranbilden, daß er seine Interessen, welche mit denen einer wahren Monarchie einig gehen, begreift und nach denselben handelt. Ueberhaupt lasse man durch einige Wahlproben der Landbevölkerung da und dort in unseren Tagen sich nicht täuschen. Wahlen waren bisher dem Landmanne an den meisten Orten etwas ganz Neues; er war, namentlich bei dem Sturme, der aus den Städtemauern ihm diese Wahlen in die Hände blies, so zu sagen über die ganze Sache noch im Unklaren, und daher folgte er an vielen Orten, wider seine eigentliche Ueberzeugung, und ohne klares Bewußtseyn, dem Schreien und Drängen politischer Lärmer und zungenfertiger Aufhetzer, die aus den Städten an seine Wahlversammlungsorte eilten, oder durch die Presse ihm goldene Berge, sich selbst aber als die Zauberer mit dem immer leeren Säckel empfohlen. — Man darf wohl den Ausdruck brauchen, daß die Landleute vielerorts noch unerfahrene Kinder in der Politik sind, und daher arg mißbraucht werden können. Allein man verliere deßwegen nur nicht die Hoffnung, Niemand zieht schneller, als oft ein Volk die politischen Kinderschuhe aus, dann ist es ja Thatsache, daß politische Bildung in einem Volke nur durch eine gewisse Uebung sich macht, daß zu diesem Mißgriffe das Meiste beitragen und überhaupt es zur Erwerbung derselben keine Stubengelehrsamkeit braucht. Der allmählig seine wahre Richtung nehmende politische Instinkt des Volkes trägt hiezu viel mehr bei.

Mehr Schwierigkeit bietet ein anderer Uebelstand. Auf dem Landvolke ruhen noch an den manchen Orten schwere ökonomische Lasten. Im Schweiße des Angesichtes gewinnt der Landmann seine Habe und Sparsamkeit ist daher ein hervorstehender Zug der Landbevölkerung, die Aussicht auf Gewinn, ökonomische Vortheile sind deßwegen oft ein unwiderstehliches Lockmittel für dieselbe. — Das wissen die Wühler sehr gut, daher sie, theils um zu beschwichtigen, theils um zu

gewinnen, bei ihren Werken des Umsturzes der Landbevölkerung diese Lockspeise hingehalten haben. — Auch hierin täusche man sich nicht, der Weg der Erleichterung der Lasten des Landvolkes muß eingeschlagen werden, wenns zu einer besseren Zukunft kommen soll. Jetzt ist der Landmann vielerorts noch im Schwanken zwischen seiner Ehrlichkeit und Treue, und zwischen seinen Vortheilen; man gebe ihm aber die Aussicht auf jede billige Erleichterung auf gesetzlichem Wege, so werden die Lockmittel der Umsturzpartei von sich selbst kraftlos. Wir dürfen uns zu unserer Freude gestehen, daß hierin in einigen Staaten Vieles geschehen und man, ohne erworbene Rechte mit Füßen zu treten, dennoch einen großen Schritt zur Erleichterung der Lasten des Landvolkes gethan hat.

Wir kommen nun zum Schluße unserer Bemerkungen, und kleiden sie zum Abschiede kurz in folgende Gedanken ein.

„Das Grundübel unserer Zeit liegt in der verderblichen politischen, socialen und religiösen Richtung eines großen Theils der Städtebevölkerungen, und dem überwiegenden, verderblichen Einfluße der großen Städte auf das öffentliche Leben. Da reichen zur Heilung einzelne gesetzgeberische Maßregeln nicht aus, sondern zur Genesung führt nur ein Weg; es muß das kranke Element, das herrscht, durch ein anderes, noch gesundes aus seiner Despotie verdrängt werden. Dieser Prozeß hat begonnen; die Städter haben in ihrem Uebermuthe durch Proklamirung allgemeiner Volksvertretung und Volksbewaffnung die Zukunft guten Theils dem Landvolke als dem nunmehr mächtigsten Bestandtheile des Staats in die Hände gelegt. Dieser ist aber, Gott sei Dank, noch der gesundeste, lebenskräftigste, Kirche und Thron am wenigsten gefährliche. In ihm liegt die Rettung der Zeit; sie in ihm zu suchen, ist die Aufgabe der Staaten, sie zu fördern, höchstes Gebot der Staatsklugheit.

LVIII.

Die Trauerfeierlichkeit für Robert Blum zu Frankfurt am Main.

Difficile est satyram non scribere. Die ernsthafte Sache verliert sich heutzutage in einen so häßlichen Schweif, daß man zweifelhaft ist, ob man über die Fratze lachen oder weinen soll. Robert Blum, der angebliche Volksmann von Leipzig, erschien zu Frankfurt als Führer der Umwälzungspartei in den hoffnungsreichsten Umständen für sein Tribunat, das über alle faule Kräfte der mittleren und tiefsten Schichten der Gesellschaft verfügen konnte. Die Actien standen so günstig, daß er es für überflüssig fand, einige Bescheidenheit zu beobachten. Er gab sich unverholen für den ersten Minister der nächsten deutschen Zukunft aus. Aber dieses offene Hervortreten unter den wachsamen Augen der ganzen Nation wurde ihm schnell verderblich. Gleich in den ersten parlamentarischen Gefechten war der Rest seiner Straßenberedsamkeit verpufft, die gemeinen Räusche des Essighauses zerstörten den Verklärungsschein, der ihn bisher in der sächsischen Bierwelt fern von den überzärtlichen, süddeutschen Sittlichkeitsphantasten umflackert hatte. Die akademische Barrikadenjugend Moriz Hartmann und Giskra mit dem doppelten Reiz der Keckheit und Liebesmacht, kraushaarige Docenten und Physiologen mit dem Sturm ihrer schweizerischen Frei-

schaarenberedsamkeit, ja selbst die Karikaturen im lebendigen Zustande Zitz, Schlöffel und Wiesner mit dem weiten Ringen der polypenartigen Verbrüderung machten ihn schnell alt, und nahmen ihm die goldene Frucht der Frauengunst vom Munde weg, die er einst, trotz faunhaftiger Umpuppung, so reichlich genossen hatte. Er zog sich mit grollender Resignation in die Reichstagszeitung zurück, wo er als lauernder Mops im Gnadenbrode nach Herzenslust geifern und bellen konnte. Eine Sängerin des Frankfurter Stadttheaters, die vom Busch des Lebens auch bereits abgeschüttelt war, leistete dem Einsamen mitleidige Theilnahme, und ein Gassenwitz machte sich in den Tagen europäischer Trauer für den standrechtlich Erschossenen öffentlich in der Zeitung dahin geltend, daß die Verwaiste ein gutes Recht habe auf einen Theil der Sammelgelder zu Gunsten der Hinterbliebenen Blum's, und zwar um so mehr, da er mit seiner Frau in Leipzig in einem Scheidungsprozesse begriffen gewesen sey. Mir schien dieser Zeitungsklatsch zur Geschichte des Tages, die überhaupt wenig Erbauliches bietet und selbst ihre Lieblinge verächtlich behandelt, eine charakteristische Zugabe als schneidender Gegensatz zur künstlich hervorgerufenen und gemißbrauchten Apotheose des Volksaufwieglers an allen Ecken Deutschlands. Blum fühlte das allmählige Erblassen seines Sterns, er trat nur selten mehr als Redner in der Paulskirche auf, von seiner eigenen Partei kaum noch geachtet. Daher sein Bildniß mit der Unterschrift: „Zur Reichsantiquitätensammlung gehörig als antidiluvianisches Curiosum, aufgefunden in Köln und zur Schau ausgestellt in Auerbachs Keller zu Leipzig", das als geschickte Handzeichnung viele Heiterkeit erregte.

Da die höheren Stände den ehemaligen Prediger der Deutschkatholiken standhaft von sich wiesen und die gleichfalls aristokratischspröde Nationalversammlung alle seine Ministerhoffnungen vernichtete, so hatte Robert Blum, trotz seiner theilnehmenden Umgebung, viele trostlose Stunden, die nur bisweilen erheitert wurden durch Hülfsgelder aus Polen, von deren baaren Sendung sein Zeltgenosse Schlöffel aus dem einfachen

Grunde nichts in Erfahrung brachte, weil sie in guten Wechseln auf achtbare Bankhäuser mit israelitischer Verschwiegenheit ausgestellt waren. Dafür sollte auch Entsprechendes geleistet werden, namentlich die Fortsetzung der März- und Mairevolution, welche die Nationalversammlung zum Schaden des deutschen Volkes enden wollte. Drohungen, Schmähbriefe, schamlose Verdächtigungen in den Schmutzblättern, Spott und selbst thätliche Mißhandlung gegen die Mitglieder der Paulskirche fruchteten nichts. Sie hatten sogar den Muth, zwei nach einander eingebrachte Anträge zu ihrem persönlichen Schutze kurzweg zu verwerfen. Es mußte zum Aeußersten geschritten werden. Der Frankfurter Putsch vom 18. September, den Blum wie die Henne ihr Ei in der Reichstagszeitung verkündet, eingeläutet und als Nothwendigkeit für die deutsche Freiheit empfohlen hatte, während er mit seiner tapferen Seele zur Stunde der Gefahr still im Generalstabsquartier des deutschen Hofes gelegen, ging durch seine hitzigen Marodeurs und den unerwarteten Muth des Reichsministers Schmerling schmählich zu Schanden, und der Belagerungszustand legte sich als ersehnte Wohlthat für die ruhigen Bürger auf die angezettelten Fäden, welche beim Gelingen dieses ersten Handstreiches Berlin, München, Wien und Mailand in Aufstand setzen und alle gesetzliche Macht hätten vernichten sollen.

Angesicht dieses gewaltsamen Angriffes auf Frankfurt und die Nationalversammlung unter der wenig versteckten Appellation an die Todesfurcht der Abgeordneten war es dem Reichsminister Robert Mohl möglich geworden, eine Gesetzvorlage zum Schutze der Mitglieder der verfassunggebenden Frankfurter Versammlung mit Aussicht auf Erfolg einzubringen. Die Reichstagszeitung richtete vom ersten Augenblicke an ihr schweres Geschütz gegen das beantragte Gesetz als eine Verletzung der Rechtsgleichheit aller Deutschen, welche für Volksmänner das erste Augenmerk bleiben müsse. Durch standhaftes, macchiavellistisches Geschrei gelang es, die ehrlichen, aber schwachen und in wundersamer Hirtenunschuld befangenen Mitglieder der

Mitte und der rechten Seite zu betäuben und mit Drohungen der Volksungnade einzuschüchtern. Mittermaier, den der Witz als altes Weib karikirt und lavatrix parlamentaris genannt, übernahm für diesen Fall die schmutzige Wäsche, und wußte sie in seiner bekannten weitläufigen Schönfärbungsmanier dergestalt zu empfehlen, daß die Nationalversammlung die Beschränkungen des amerikanischen Gesetzes zum Schutze der Volksvertreter, welches Hochverrath, Felonie und Falschmünzerei auch an den letztern rücksichtslos gestraft wissen will, fallen ließ und unter fortwährendem, zum Theil rohsten Schimpfen der Linken alle vernünftigen Bestimmungen des ursprünglichen Vorschlages mit überwiegender Stimmenmehrheit beseitigte. Aber auch in dieser, für die linke Wühlerpartei höchst günstigen Fassung fand das Gesetz keine Gnade bei Herrn Vogt und seinen Freunden, welche von der Tribüne aus erklärten, daß nie ein schlechteres zu Tage gefördert worden sei, und daß sie ihrerseits desselben gar nicht bedürften als festbegründet im Vertrauen des deutschen Volkes.

So wurde das Gesetz zum Stricke geflochten, die Männer der Rechten zu geißeln und in der öffentlichen Meinung zu verdächtigen als solche, die das Vertrauen ihrer Wähler verloren hätten, und durch solche freiheitsmörderische Gesetze vor der Volkswuth sich schützen müßten. Die in solchem Sinne gegen das Gesetz geschleuderten Flüche und Verwünschungen der Reichstagszeitung, die Blum in verhängnißvoller Wuth entweder selbst geschrieben, oder doch wenigstens angestimmt hatte, übertreffen alles, was politische Frenesie, Heuchelei und verbissene Schadenfreude in's Leben sprudeln, während die Männer der Linken mit unverkennbar wachsender Sicherheit ihre wohlbehagliche Seelenstimmung im Gefühle dieses Gesetzes nicht verbergen konnten, und die süße Frucht ihres Doppelsieges auf die leckerhafteste Weise benaschten. Ja sie gingen so weit, öffentlich durchblicken zu lassen, daß die Ungunst dieser Ausnahmsstellung für die Mitglieder des Reichstags durch geschickte Kartenmischerei ganz und ungetheilt auf die rechte Seite der Pauls-

kirche falle, und den ganzen Vortheil der schlangenklugen Linken zuwende.

Unter dem Schutze dieser unerwarteten Ministerialhülfe wurde nun frohen Muthes getagt, um denjenigen Ort in Deutschland zu bestimmen, wo am meisten Aussicht wäre auf den glücklichen Erfolg einer kühnen Straßenemeute. Die Briefe der österreichischen Abgeordneten von der extremen Partei im Sinne Robert Blum's flogen leider nicht brieftäublich, sondern geierhaft in die Kaiserstadt an der Donau, drängend, zum Straßenaufruhr treibend, welcher allein Leute wie Giskra, Berger und Genossen an das Ufer der so heißgewünschten Ministervortheile werfen konnte. Wäre, wie Polen, Wälsche, Ungarn, Juden und jüdelnde Literaten, abgesetzte Militärs und Rongeaner gewiß versicherten, die Stadt Wien durch vermeintlich leichten Angriff in die Gewalt der Demagogen gefallen, die österreichische Monarchie von Grundaus durchwühlt, und der Convent mit seinen neuerfundenen Guillotinen, mit seinen niedermalmenden Schrecken, mit der frechen Gottlosigkeit eines blind stürmenden Gassenpöbels eingesetzt, so hätte der Aufruhr und die Ruchlosigkeit vermittelst der Dampfwagen eiligst nach Berlin zu brausen und auch hier alle Ordnung, alle gesetzliche Freiheit, alle höhere Menschenbildung aufzuräumen. Es verstand sich von selbst, daß die purgirten Nationalversammlungen in Wien und Berlin mit den geilsten Bildern ihrer Amtsvollmacht berauscht, und nach der Beseitigung aller widerstrebenden Kräfte als Hebel der neuen republikanischen Staatsanstalt in Mitteleuropa gebraucht werden mußten. Daß die linke Seite dieser Volksvertreter zu Wien und Berlin so leidenschaftlich und selbstmörderisch in die umfassenden Pläne der Wühler eingingen, zeigt einerseits, welche tiefgreifende Fäulniß unsere gesellschaftlichen Zustände durchfressen hat, andererseits wie sicher und unermüdlich die revolutionäre Demokratenzunft ihr Terrain zu bearbeiten und zu benützen verstand. Ueberhaupt habe ich seit langer Zeit weit mehr Achtung vor der concentrirten, entschlossenen Thätigkeit der Volksaufwiegler, als vor dem politi-

schen Verstande und Muthe der Fürsten und Minister aufbringen können. In Wien entwickelte Doblhoff insbesonders eine so unverschämte Koketterie mit dem Pöbel, der Preßzügellosigkeit und ihren Führern, eine so schmähliche Nachgiebigkeit gegen das frechste Laster, einen so unerhörten Stumpfsinn gegen alle Zeichen des nahenden Sturms, daß wer die Untüchtigkeit und Inhaltlosigkeit dieses Mannes nicht näher kannte, nothgedrungen auf bewußten, vor aller Augen ausgeführten Verrath an Kaiser und Reich hätte schließen müssen. Die furchtbare Bestechlichkeit und Genußsucht, bis herab in die untersten Lagen des Volkes schrankenlos betrieben und geübt, in der Wurzel leider ein längst wucherndes Uebel unter den Wienern, öffneten der politischen Corruption mit lombardischen Zwanzigern, mit ungarischen Banknoten und russischen Rubeln alle Thore der Herzen, aus denen Zucht, Scham und Maß entwichen.

Das gelang dem Strassenaufruhr vom 6. Oktober mit überraschender Schnelligkeit, mit noch nie erhörtem Glück. Die jüdische Lügenpresse strengte alle Kraft an, die Augen der Welt über den wahren Sachverhalt zu blenden, die rohen Leidenschaften für die schlechte Sache aufzureizen und alle Gemüther, selbst die redlichsten, zu verwirren. Will man auch nicht wie Eisenmann behaupten, daß die deutschen Zeitungen sämmtlich bestochen waren, so kann sich doch der denkende Mensch bei Durchlesung der Korrespondenzen aus jener Zeit kaum ein anders Urtheil bilden, als daß die geheime Macht des Geldes, wenigstens die Korrespondenten zu dieser wundersamen Uebereinstimmung für das Schlechte gebracht haben müsse. Daß in Frankfurt solche Motive nicht unthätig gewesen sind, unterliegt keinem Zweifel.

Es lag etwas Gräßliches in der Freude über das Glück der sogenannten patriotischen Erhebung des Wienerpöbels und den gelungenen Meuchelmord am Kriegsminister, wie sie mit gespreitzten Armen, fliegenden Locken, lauten Räuschen und vollen Backen gegen alles Recht und Gesetz auf den Straßen zu Frankfurt einherfuhr, wie sie aus den revolutionären Klubbs

brüllte und selbst auf den Bänken der Paulskirche ihre Lache aufschlug. Mir wird der Tag ewig denkwürdig bleiben als der neugebackne Wieneradvokat Berger, ein dünnes, straffempor-gerecktes Männlein, auf die Tribüne stieg mit dem dringlichen Antrage, daß die Nationalversammlung eine Lob- und Dank-adresse mit unverhohlnem Beifall an die tapfern Freiheitshelden in Wien erlassen sollte. Sein bleiches Angesicht blieb in seiner grausenhaften Farblosigkeit unbewegt stehen, und die unverhält-nißmäßig großen Augen waren wo möglich noch tiefer und lückenhafter für ein erträgliches Konterfei. Keine Wimper zuckte, kein Ton der Stimme versagte, die linke Hand grub nach Gewohnheit in der Hosentasche und der schmächtige Leib ruhte auf das Pult gestützt; der rechten Seite zugekehrt, als gälte es in der nachläßigsten Stimmung von der Welt eine Charade der illustrirten Leipziger-Zeitung zur Beförderung der Verdauung aufzulösen, während die besseren Oesterreicher scham-roth wurden für den kleinen Mann, dem es selbst zum Verrathe seines Landes und seines Kaisers am Gewicht fehlte. Der Antrag wurde nicht für dringlich erkannt. Berger sprang noch ein-mal wie ein Bedienter des theuersten Gasthauses zu Köln leicht-füssig auf die Rednerstätte und erklärte mit einem Versuche zum Zorne, der jedoch mißlang, daß er seinen Antrag nun ganz zurücknehme und die genannte Lob- und Dankadresse von der Linken „auf eigene Wag' und Gefahr" nach Wien zu be-fördern bestrebt seyn werde.

Noch am nämlichen Tage wurden in den drei verschiedenen Klubbs der Linken Adressen im genannten Sinne entworfen und berathen, aber mit einiger Zaghaftigkeit und mit dem unbewußten Gefühle des bevorstehenden Verhängnisses. Aus diesem Grund fand auch nur das in den mäßigsten, wenn gleich noch immer für den Wieneraufruhr höchst schmeichelhaften Ausdrücken ab-gefaßte Aktenstück die nöthigen Unterschriften, und zu dessen Ueberbringung nach Wien wurde mit fast schweigender Ueberein-stimmung Blum erkiesen, der diese Sendung auch mit beiden Händen ergriff als Rettungsanker aus völliger Verschollenheit

Denn, wenn man ihn auch jetzt noch immer das Haupt einer Partei nannte, so war er dieses in der That schon länger nicht mehr. Er trat den Vorsitz lieber an Herrn Vogt und andere kräftige Mitglieder der Linken ab, und erheiterte sich in abgelegneren Wein- und Bierhäusern unter Metzgern, Fuhrleuten, Soldaten und Dirnen, die allein noch von den Ueberbleibseln seiner abgenutzten Redefertigkeit zehrten und in seinen Grundsätzen gegen Besitz und Macht zu Gunsten des sogenannten Volkes den Muth fanden, ihn als großen Mann zu bewundern.

Die Rechnung für diesen Schritt war nach dem Zeugnisse eines gut Unterrichteten, ungefähr so angesetzt: „Sitzest du noch länger ruhmlos in den Kneipen zu Frankfurt, so denkt in wenigen Monaten keine Seele mehr an Dich. Die Geldbeiträge für deine hiesige Wirthschaft werden in andere Säckel fließen, uud du stehst an Leib und Seele, an Geld und Gut gebrochen da. Der Wieneraufruhr allein mit seiner jungfräulichen Glorie kann di● Blüthe deiner weltgebietenden Männerherrschaft wieder zur Bewunderung der Nationen ins Leben treiben und zwar auf die wohlfeilste Art von der Welt. Die Resurrektion deiner alten, hier leider begrabenen Rednersouveränität im Osten, wo sie noch nie mit ausgibigem Eifer erklungen ist, ein gewandtes Mitspielen unter den Bärten der akademischen Legion, und deine bewährte Klugheit aus der Thorheit Anderer allen Vortheil an dich zu ziehen, werden dir zum Siege verhelfen, und die österreichische Regierung soll hoffentlich durch ihre Feigheit selbst mithelfen zu deiner Wiederbelebung fürs deutsche Volk und eine ehrenreiche republikanische Zukunft. Auf dem Heimwege steckst du auch in Berlin, wo der Schwall schöner Worte die preußischen Adler gelähmt hat, die Federn des Trutzes auf den Hut, und mit diesen Doppelzeichen deiner Revolutionsreise kehre nach Frankfurt wieder. Wir wollen dich als Kaiser in Sachsenhausen empfangen und dir die rechte Seite der Nationalversammlung zum Opfer bringen! Der Diktator ist für Deutschland gefunden, Robert Blum soll hochleben!“ Alle Proletarier kredenzten ihren Aepfelwein und nahmen ihre

Mützen ab, im Gefühle ihrer baldigen Erlösung, die Wienerreise war beschlossen! Herrn Blum zur Seite traten Fröbel, ein schlauer Mann von mehr Kenntniß und wissenschaftlicher Bildung, welcher in der Schweiz ein Erziehungsinstitut geleitet und die Revolutionsgelüste der Schweizerradikalen mit dem ansprechenden Schein von Maßhaltung und logischer Begründung überdeckt hatte, für diese Sendung vom Klubb der Linken im Donnersberg gewählt, und für eine dritte Fraktion der Linken Trampusch, Moriz Hartmann, der Poet und noch ein Fünfter, an dessen Namen ich mich nicht mehr erinnern kann.

Als sich eines Abends die Nachricht von der plötzlichen Abreise des Robert Blum und seiner Reisegefährten in den Kreisen der Abgeordneten verbreitete, war Jedermann erstaunt über diesen unerwarteten Muth, und viele konnten kaum an die Wahrheit dieser Thatsache glauben. Aber der Wunsch schien allgemein bei den Abgeordneten, bei den angesessenen Bürgern und der Garnison, daß Robert Blum einmal in die eigene Grube fallen und seine Strafe finden möge. Wir hörten denselben sogar von zartem Frauenmunde emsig verlauten, denn jedermann war der unaufhörlichen Wühlerei müde. Ja als man erzählte, Vogt habe dem Herrn Blum bei der Abreise auf dem Bahnhofe die Hand gedrückt und scherzend gesagt: „Gib Acht, daß sie dich nicht aufhängen, verdient hättest du es längst", erhob sich allenthalben Heiterkeit, die aussah wie Hoffnung, welche keinen Zweifel zuließ über die allgemeine Volksstimmung. Nur die Oesterreicher von der rechten Seite sahen wir bei solchen Erzählungen und Wünschen ernsthaft, ja manche merklich besorgt, weil sie fühlten, daß unter den gegenwärtigen Umständen und bei der Mißstimmung des österreichischen Volkes gegen diese ewigen Friedensstörungen leicht eine solche That erfolgen könne. Da Blum und seine Genossen plötzlich und ohne ordentlichen Urlaub abgereist waren, interpellirte Jahn die Minister und das Bureau, ob sie Kenntniß hätten von der Wiener Reise der genannten Abgeordneten und ob hinlängliche Sicherheit für

ihre persönliche Unversehrtheit getroffen worden sei in einer belagerten Stadt, wo Fürst Windisch-Grätz vielleicht weniger Spaß verstände als die Mitglieder der Nationalversammlung. Ein schallendes Gelächter der Linken schlug dem Interpellanten entgegen; die Männer der Rechten lächelten zum Theil, oder senkten züchtig verlegen ihre glänzenden Augen. Der Präsident und seine Bureaugehilfen schwiegen mit unbegreiflicher, fast koketten Andacht, und der Reichsminister Schmerling sagte einfach: „Das hohe Haus wird mir erlauben, auf die Interpellation des Herrn Jahn gar nichts zu antworten!" Dagegen protestirte Vogt von der Tribüne und forderte ihn auf die Gründe seines Schweigens anzugeben, welche Forderung jedoch die Versammlung verwarf. So sicher war die linke Seite der Paulskirche, daß sie selbst aus dieser Sache einigen Vortheil gegen das Ministerium zu ziehen hoffte.

Diese halb spaßhafte, tragische Stimmung dauerte längere Zeit fort, und als man erfuhr, daß Blum wirklich in Wien angekommen und bei der akademischen Legion als Kämpfer eingetreten sei, erschienen sogleich Karikaturen, welche denselben in der Waffenrüstung des Elitencorps lächerlich machten. Das Wohlbehagen, welches durch den Genuß dieser leichtfertigen Witze entstand, ließ durchaus keine Besorgniß für das theure Haupt aufkommen, und die Reichstagszeitung veröffentlichte fortwährend Briefe der verreisten Herren, welche keinen andern Zweck hatten, als die hiesige Nationalversammlung todtzuschlagen durch die Einflüsterung, daß man in allen Ländern, wo deutsche Zunge walte, ihre zu konservative Richtung verdamme. „Wenn solcher Cynismus straflos durchgeht, so ist keine Gerechtigkeit mehr im Himmel und auf Erden!" sagte ein Frankfurter Bürger im Casino und warf die Reichtagszeitung zornig auf den Tisch. Das Holz, woran das Blatt befestiget war, sprang auf, einem österreichischen Abgeordneten von der Linken ins Gesicht, der am Tische saß. Er stand auf, und ging mit seinem Regenschirm schweigend von dannen. Als sich der bekanntlich falsche Ruf verbreitete, Blum sei nach Berlin ent-

wischt, ergoß sich von neuem eine Fluth von Karikaturen über Robert Blum, dessen Muth nie großes Vertrauen eingeflößt hatte, und erheiterte die Frankfurter-Gesellschaft, welche trotz der bewegten ereignißreichen Zeit von der Langweile viel auszustehen hat. Männer und Frauen füllten nebenbei ihre Theestunden und Unterhaltungslücken bei der täglichen Mahlzeit mit schmerzlichen Klagen aus, daß der Volkstribun von Leipzig entkommen, daß er nicht von Windisch-Grätz ertappt und aufgehängt worden sei. Diese Stimmung fand ich in meiner bekannten aufrichtigen und natürlichen Auffassungsweise der Ereignisse so allgemein, so entschieden, so derb ausgedrückt, daß sie mir nicht als ganz anständig einleuchten wollte, weil ich oft wunderliche, ja fast christliche Bedenken gegen diese Aeußerungen der gebildeten Kaufmannswelt hatte.

Die Zeitungen klärten jedoch bald den Irrthum auf, die Maus war wirklich in der Falle. Kein leiser Gedanke von Zweifel stieg bei der Linken auf über die Gültigkeit des Gesetzes zum Schutze der Abgeordneten, selbst die Oesterreicher hielten im Allgemeinen eine Hinrichtung Blums für politisch unmöglich. Der gute Reichsjustizminister, von den Wienerzuständen vielleicht besser unterrichtet, ohne realen Boden unter seinem Amtstische in nicht geringer Verlegenheit, machte jedoch ein sichtbar bekümmertes Gesicht, und blieb in seinen Antworten auf die gemachten Interpellationen öfter stecken als es für seine Würde gut war. Da kommt eines schönen Morgens ein Brief an den Reichsverweser, zwar nur aus seiner Verwaltungskanzlei in Wien, aber von zuverlässiger Hand, mit der bestimmten Nachricht, daß Robert Blum erschossen worden sei. Die Minister und das Bureau der Nationalversammlung werden noch vor der Sitzung rechtzeitig von diesem Falle unterrichtet. Sie erscheinen, ernsthaft, fast betrübt, Gagern mit etwas gebrochener, jedenfalls von tiefer Erschütterung zeugender Stimme, und feierlichen Haltung, die seinen Schmerz nur desto interessanter macht. Kein Wort verlautet, die Rechte steht in Gruppen flüsternd, die Linke zerstreut wie nach einer verlornen Schlacht, unstät

trippelnd als brennte ein unheimlich Feuer unter den Sohlen. Ich trat etwas verspätet auf die Gallerie ohne von der Sache das mindeste zu wissen. Auch diese war ganz lautlos, wie festgebannt, und flüchtige Züge wie des Schreckens spielten um die zitternden Lippen. Den Frauen waren die Stecknadeln aus den Haaren gefallen, die Locken rollten auf die Schultern, und in einigen Augen glühte es wie Thränenglanz. Ich fragte einen Nachbar, um die Ursache dieser Erscheinung, er gab mir keine Antwort, den Blick starr auf die Tribüne gerichtet.

Die Glocke des Präsidenten läutete, athemlose Stille herrschte im ganzen Hause. Gagern verlas mit unsicherer Stimme ein Schreiben aus Wien an den Abgeordneten Bauernschmied, worin Robert Blum's Tod ausgesprochen war. Ein anderer Brief, der später anlangte, und ans Präsidium eingereicht wurde, erzählte die Einzelheiten der Hinrichtung, noch immer fehlte indeß der Bericht eines Amtes oder eines Augenzeugen. Aber der Justizminister Mohl, als er die Absendung der zwei Kommissäre Paur und Pötzl zum Schutze der Abgeordneten und zur Beilegung des Kampfes und seiner Folgen in Wien verkündete, ließ über Blums Ende keinen Zweifel mehr übrig. Sie können sich bei dieser Gewißheit das zermalmende Gefühl, welches sich auf die Linke legte, nicht vorstellen, ich habe noch nie eine schrecklichere Wirkung auf menschliche Gemüther gesehen. Sie saß vernichtet und rathlos auf ihren Bänken, denn die Verletzlichkeit der Volksaufwiegler war mit blutigen Lettern geschrieben. Daß man solches noch auf Erden wagen würde, hatte keiner von ihnen geträumt. „Die Volksmajestät ist auf immer im Blute Robert Blum's ertränkt", stotterte einer unter ihnen und wurde leichenblaß. Besonders bemitleidenswerth erschienen die österreichischen Abgeordneten auf der linken Seite. Die Träume auf schnelle Beförderung im Vaterlande waren mit einem Male wie Morgennebel zerronnen. Sie wiederholten bloß den Refrain des zweiten, vom Präsidenten vorgelesenen Briefes zwischen den halbgeöffneten Lippen: „Ein Rächer wird für Robert Blum aus dem deut-

schen Volke erstehen", bei dessen Lesung Gagern's Stimme erschrocken in tiefen Baß herunterfiel wie eine Lerche, die der Jäger unter den Wolken aus ihrem Liedeswirbel geschossen hat. War dieser Beisatz des Wiener Correspondenten für die Linke ein schwacher Trost, so wirkte er nur desto erschreckender auf die rechte Seite, besonders auf einige Oesterreicher, die der Todesfurcht offenen Zutritt in ihre unerfahrnen Herzen gestatteten.

Der Vortheil ward auf der Gegenseite schnell bemerkt und schamlos ausgebeutet. Man sprach von zehn Oesterreichern, die von hundert Rächern in Frankfurt dem Andenken des Robert Blum zum Todtenopfer gebracht werden müßten — inferias Jugurthae. Selbst aus Norddeutschen wollte man einige Schlachtopfer bezeichnen. Diesen Ton schlugen alle liberalen Zeitungen an. Die Meute der demokratischen Vereine erhob ein furchtbares Gebell und Geheul, jeder Lotterbube des deutschen Reiches fand seine Volkssouverainetät gekränkt und seine künftige Barrikadenwirksamkeit gefährdet. Die sogenannte öffentliche Meinung, das heißt, das Gejohle der Gasse und der Bierhäuser, vor dem sich die vernünftigen und gutgesinnten Deutschen in unbeschreiblicher Blindheit und Muthlosigkeit entweder zurückziehen, oder halb und halb aus Furcht mitheulen, schlug zu Frankfurt in eine gräuliche Katzenmusik um, die jeden edleren Sinn verletzte, und alle Hoffnungen auf wahre Freiheit in Deutschland niederschlug. Die hausirenden oder gastirenden Literaten, wovon eine Unzahl sich in Frankfurt umhertreibt, theils als Zeitungscorrespondenten für schmutzige Volksblätter, theils als Fabrikanten von Placaten, die sie von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf colportiren und colportiren lassen, krochen wie das Gewürm nach einem lauen Regen aus ihren Schlupfwinkeln und schrieen die Ermordung des deutschen Freiheitshelden Blum, die nothwendige Erhebung des deutschen Volkes gegen den Vaterlandsverräther Windisch-Grätz und die mörderliche Untreue der Kamarillen in Deutschland so laut in den Wald, daß der fortwährende Widerhall selbst die klügsten Leute wankend machte und manche um allen Verstand

brachte. Niemand wollte sich selbst sagen, daß diese plötzliche Umstimmung im geraden Widerspruche mit der vorigen Denkweise stehe, der brausende Strom riß Alles mit sich fort.

Was ich nun in dieser Richtung gesehen, das wird mir ein unerschöpflicher Stoff bleiben, um mir das allzugroße Vertrauen auf die Menschen zeitlebens aus dem Kopf zu schlagen. Männer, die sich früher als Säulen des Staats und der Kirche geberdet hatten, redeten ganz irre, und aßen ihr Brod in der Bitterkeit ihres Herzens, das oft aus Eitelkeit, oft aus Furcht, bisweilen auch aus Haß gegen das katholische Oesterreich zu allen Lästerungen gegen Windisch-Grätz mitplapperte. Frauen, welche vor zwei Tagen schmerzlich bedauert, daß Blum dem verdienten Tode entronnen, trugen jetzt verstörte Gesichtszüge, Anwandlungen von Ohnmacht, jedenfalls Spuren schlafloser Nächte durch die Gassen der Stadt. Die farbigen Kleider wichen bei vielen dem tiefsten Schwarz, um das deutsche Herz vor der Welt zu rechtfertigen. Verkaufsgewölbe, früher dem heitersten Weiß an Leinwand und Sommerzeugen gewidmet, stellten mit unverkennbar deutschem Mitgefühl den ganzen Zauber des weiblichen Trauerstaates in der ekelsten Ausführlichkeit, und den größten Reichthum an Flor und Schwarzwollentuch für Männer zur Schau, und es gehörte zur Galanterie des Tages, sich wechselseitig Stücke dieses koketten Trauerschatzes zu verehren, galt auch das Geschenk einer sehr lebensfrischen Hoffnung. Knaben trugen ganze Schachteln voll Trauerkokarden, das Stück um neun Kreuzer, in den Wirthshäusern umher, um alle Hüte loyaler Wein- und Biertrinker auf dem kürzesten Wege mit diesem nothwendigen Zeichen einer deutschen Gesinnung zu versehen. Der gesunde Menschenverstand flüchtete aus dieser schmachvollen Heuchelei des neunzehnten Jahrhunderts in die Knabenschulen, wo überhaupt mehr Sinn und Zusammenhang ist, als die Gichtbrüchigen daheim glauben. Die konservativen ABCschützen rissen ihren radikalen Fibelinhabern die schwarzen Blumkokarden herunter, die ihnen die Eltern angesteckt und traten sie mit Füßen, weil Robert Blum

als Verbrecher gegen Kaiser und Reich gestorben sei. Sie gewannen auch die Oberhand über ihre Mitschüler von der Linken, und ich küßte in diesen Tagen allen deutschen Schülern die rechte Wange für ihre tapfere Gesinnung, wenn sie mir auf den Gassen entgegenkamen, mit dem Ausruf: „Macte virtute puer, sic itur ad Astra!“ In den Aushängekästen der Buch- und Bilderherren war Blum's Bildniß auf einmal in allen Formen zu haben, groß, klein, farbig, Stahlstich, Gemälde, wie man's haben wollte, und in den Handwerkshäusern, bei Metzgern, Auflegern und Polizeiprofosen nimmt es wirklich jenen Platz im Zimmer ein, wo man sonst die Porträte des Vaters und der Mutter aufzuhängen pflegt.

Die Sachsenhäuser, Straßenarbeiter, Tischler und Nadelfabrikanten steckten eine große schwarze Fahne am Brückenknopf der Brücke vor dem deutschen Hause auf, und ich habe Leute gesehen, die mit entblößtem Haupte an derselben vorübergingen. Die größeren Bilderläden an der Zeil hatten das Porträt des Hingerichteten mit Trauerflören umhangen, und viele weichherzige Kaufherren gaben es zum Frommen deutscher Einheit um einige Kreuzer wohlfeiler, um selbst den Minderbemittelten die Anschaffung desselben möglich zu machen. Andere Schildereien zeigten den Robert Blum auf der Gerichtsstätte. Er hat sich bereits der Kleider bis auf Hemd und Hosen entledigt, ein Jesuite mit einem Krucifix macht ihm die letzte Angst, über ihm erscheint im Gebirge von Tirol Andreas Hofer, der Gemeuchelte, der Leidensgenosse für deutsche Freiheit. Auf anderen Bildern sinkt er, von drei Schüßen durchbohrt, zur Erde, rothe Blutströme färben die Erde, für dich, du unterdrücktes Volk von Sklaven in den deutschen Gauen, gegen dich, du Natterngezücht deutscher Fürsten und Henker in seidnen Westen! Der Platz, wo diese Mordspektakelgeschichten aushängen, wird den ganzen Tag nie leer von Menschen, man kauft sie nicht, man verschlingt sie mit den Augen, die Stirne runzelt sich, Flüche murren, brüllen, zischen, und spät Abends werden die gesehenen Scenen bei den Speisewirthen

der Judengasse erläutert, eingetränkt wie Gifttropfen gegen die Gesellschaft und die Obrigkeit.

Ein Plakat aus Offenbach, das zur Todtenfeier einladet, zeichnet das Ende mit dem Beisatze: „Im Jahre der tiefsten Schmach Deutschlands!" wobei der Schreiber den Doppelsinn nicht wahrgenommen und die Zeit treffend charakterisirt hat, wie ein berühmter Esel in der Bibel ebenfalls ohne Verdienst und Bewußtseyn. Zu gleicher Zeit erschien eine gedruckte Aufforderung zur Geldsammlung für die Hinterbliebenen des Robert Blum, und das Komitee, welches dieselbe unterzeichnete, enthält das bunteste Gemisch von anrüchigen Personen, Literaten, Doctoren und Handwerkern, die gleichwohl gute Geschäfte machen. Die eingehenden Geldbeiträge werden mit Devisen an Vogt abgeliefert, der sie in der Reichstagszeitung abdrucken läßt. Da heißt denn eine Devise: „Erhebe dich, Rächer Deutschlands! und rette uns vor Windisch-Grätz", eine andere: „Blum's Blut komme über sie und ihre Kinder!" eine dritte: „Tod den Tyrannen, Tod der Nationalversammlung!" während die Zeitung selbst sich überbietet an furchtbaren Ergüssen gegen die Männer der Ordnung und Gesetzlichkeit. Und unter diesen Umständen wanken selbst die Reichsminister. Nur Schmerling, über die Sache interpellirt, hat den Muth zu sagen: „Das Blut fällt auf die Partei, die ihn mit dem Minoritätsgutachten nach Wien geschickt hat. Wer sich in die Gefahr begibt, geht darin zu Grunde", — leider nur ein Lichtblick in dieser Verfinsterung der Gemüther.

Denn Raveaux, der Cigarrenhändler aus Köln, abgedankter Reichstagsgesandter in der Schweiz, mit den Ministern zerfallen, gedrängt, sich zu verlauten als Volksmann, und mit dem gedankenlosen Muth eines Emporkömmlings ohne Gefühl für Anstand und Geschicklichkeit, macht in der Reichsversammlung den Vorschlag, eine würdige Todtenfeier für Robert Blum zu veranstalten. Er stellt sich gerührt, als wenn er nicht reden könnte, er führt keine Gründe an, die sich von selbst verstünden. Venedey, der seit längerer Zeit spricht und thut wie

ein Irrsinniger, der die Anarchie für's beste Mittel proklamirt, die Verfassungen aufrecht zu erhalten, unterstützt den Antrag, gesteht ein, öffentlich, in unzweifelhaften Worten, daß Heinrich von Gagern, der Präsident, nicht der Mörder Blum's sei, wie ihn die Demokraten beschuldigten, zu denen er und seine Partei gehörten. Ungeachtet dieser unerhörten Einleitungen erhebt sich selbst das sämmtliche Haus zu Gunsten des Antrags. Es ist noch früh am Morgen, viele Herren haben ihren Kaffee noch nicht bekommen, andere verhindert der Bartscheerer, wieder andere müssen erst einige Leibesübung am Mainkay machen. So ist das Haus sparsam besetzt. Die Todesfurcht, die heilige Vehme, die anonymen Briefe, welche Gagern, Welker, Schmerling und Andere voll Todesandrohungen erhalten, die sieben Mann Militärs, welche die ganze Nacht Gagern's Haus bewachen, weil der Stadthauptmann Major Deetz, zugleich Reichtagsabgeordneter, vier Bewaffnete in der Nähe desselben lauernd antrifft, dieses und viel anderes von gleichem Gehalt wirkt auf die meisten Anwesenden, sie lassen sich überrumpeln und schauen sich selbst verwundert an, daß sie stehen und die größte Schmach für den deutschen Namen gut heißen. Man wählt fünf Festordner aus der Versammlung, es ergeben sich Meinungsverschiedenheiten, über Nacht kommt vielen Deputirten der verlorne Verstand wieder zurück, andern brennt die Scham so unwiderstehlich, daß sie Reue empfinden über den früheren Beschluß. Es kommt zur Verhandlung, man will bloß eine kirchliche Feier gestatten, das genügt der Linken nicht. Sie zieht sich zurück, und so ist glücklicherweise eine Demonstration der schlimmsten Art todtgeschlagen. Das Blum-Fieber legt sich, die Gedächtnißkunst will nicht helfen, das Leben fordert sein Recht, und so sind wir bald auch über dieses Krankheitssymptom hinaus.

Als die österreichische Sache abermals zur Verhandlung kommt, wenige Tage nach dieser Erregung, so wagen es mehrere Abgeordnete, die österreichische Regierung geradezu zu

rechtfertigen wegen der befohlenen Hinrichtung Blum's, und die Reichsversammlung muß sich die Lehre gefallen lassen, viele rufen sogar Beifall. Man spricht das Wort „Vereinbarung" Deutschlands mit Oesterreich als einzig zum Ziele führend aus. Und die Majorität fällt dem Redner, ich glaube Welker wars, ohne vielen Anstand bei. Die Redner dagegen Giskra, Vogt, Fröbel und Venedey gleichen ausgedrückten Schwämmen. Trotz aller Anstrengung tröpfelt es nur, sie sind mit ihrer Redeweisheit am Ende, oder helfen in gänzlicher Verwirrung wohl noch ihren Gegnern, wie namentlich Fröbel, dessen zweideutiges Wesen sogar einen Schatten auf sein Verhalten in Wien wirft. Er habe das Leben durch niederträchtige Angaben und Verräthereien erkauft, wagt man an allen Ecken zu sagen. So hat mein Nachbar Recht, wenn er mir gestern sagte: „Freund! gar so schlecht ist das Personal in der Reichsversammlung nicht; aber die wenigsten haben ein kerniges Stück Fleisch im Leib, sie sind aus lauter Butter. Und doch schwatzen sie gern von parlamentarischer Allmacht. Dadurch sind sie um ihren Credit gekommen, denn nichts macht lächerlicher, als ein großes Maul und ein kleiner Arm. Das Princip der Vereinbarung mit den Fürsten und Volksstämmen muß durchgreifen. Mit den Fürsten könnte vielleicht die Nationalversammlung fertig werden; aber gegen die Volksstämme steht der Ochs am Berg! Dazu hat uns die Hinrichtungsgeschichte Robert Blum's geholfen!"

LIX.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Den 4. December 1848.

Das Jahr, welches eine der gewaltigsten Revolutionen, die die Geschichte kennt, über Europa brachte, neigt zum Ende. Als unbefangenen Beobachtern liegt es uns nahe, einen Blick auf die gegenwärtige Lage der politischen Gesellschaft des Abendlandes zu werfen, und nach Verlauf der ersten neun Monate eine Bilanz zu ziehen zwischen dem, was die Zeit ihre „Errungenschaften" nennt, auf der einen, und den Leiden, welche auf Europa lasten, den noch größeren Gefahren, welche unsere nächste Zukunft bedrohen, auf der andern Seite.

Auf diesem Wendepunkt der Tage sei es uns daher gestattet mit der Frage zu beginnen: wo kommen wir her, wo stehen wir heute, und wohin gehen wir?

Es ist bekannt, daß beim Ausbruche der ersten französischen Revolution die öffentliche Meinung der Bessergesinnten in manchen unklaren Vorstellungen von der wahren Lage der Zeit befangen lag. Die Meisten schoben die Schuld der großen Katastrophe auf zufällige Fehler und Mißgriffe einzelner Herrscher und ihrer hochgestellten Rathgeber. Andere liebten es, die ver-

derblichen Umtriebe weit verzweigter Geheimbünde und Verschwörungen als Werkstätte und eigentliche, erste Ursache alles Unheils anzuklagen. Heute können wir es als einen wahren Fortschritt der Zeit bezeichnen, daß Alle, die überhaupt eines selbstständigen Urtheils mächtig sind, einen höhern, weltgeschichtlichen Standpunkt, und mit ihm einen weitern Horizont zur Beurtheilung dessen gewonnen haben, was um uns vorgeht. — Zwar können und dürfen die Mißgriffe, Sünden und Verirrungen Derer, welchen das Ruder der Gewalt in der Stunde der Noth und Gefahr aus der Hand fiel, nicht in Abrede gestellt, die traurigen Folgen dieser Unzulänglichkeit nicht zu gering angeschlagen werden. — Auch das ist gewiß, daß neben der naturwüchsigen Verkettung der Ereignisse, die wir mit Staunen und Entsetzen erlebten, ein dicker Faden, gewoben aus künstlichen, planmäßigen, treulos überlegten Einwirkungen läuft, daß hinter den Thatsachen sich ein dichtes Gewebe recht eigentlich geheimbündlerischer Verabredungen ausbreitet. Vergessen wir aber nicht, daß beide, die Verblendung der Gewaltigen und die unterirdische Thätigkeit geschäftiger Verschwörer, selbst nur Blasen sind, welche der siedende Vulkan der Zeit emporwirft. Europa's Geschicke mußten sich erfüllen, uralte Sünden früherer Generationen sich rächen, die mit vollen Händen ausgestreute Saat der Drachenzähne endlich der Erndte entgegenreifen. Drum, als sich die Zeit erfüllt hatte, war die Schwäche und Verkehrtheit der Menschen nichts als eine strafende Geißel in der Hand des Alten der Tage.

Die Revolution von 1848 ist nicht das Ergebniß dieser oder jener lokalen oder Gelegenheitsursache. Sie ist die offene Krisis einer schweren Krankheit, die seit Jahrhunderten schon in Mark und Eingeweiden Europa's haust. Sie ist gegenwärtig in eine große, hoffentlich letzte Phase getreten. Halten wir den Trost fest, daß das Fieber, welches den Kranken gewaltig schüttelt, doch immer noch ein Streben der Natur zur Gesundheit ist. Mag ein Siechthum, welches freilich nach dem Leben greift, auch ein Uebel seyn für den Leidenden;

immer ist es noch ein geringeres und bietet größere Wechselfälle für die Rettung dar, als jenes langsame, lautlose Dahinwelken, jenes stille Schwinden aller Kräfte, dem die Lebensthätigkeit ohne Kampf und Widerstand unterlegen wäre. Darum also mögen Alle, die an die Lenkung der menschlichen Dinge durch eine ewige Vorsehung Gottes glauben, guten Muthes seyn und ihre Häupter heben. Die jetzigen Kämpfe sind ein Durchgangspunkt zu einem großen Feste der Wiedergenesung, welches die Welt noch einmal vor dem Ende der Zeiten feiern wird.

Die wahren und ursprünglichen Ursachen, welche den Ausbruch hervorgerufen, unter dessen Folgen wir seufzen, liegen nicht auf dem politischen Gebiete. Sie sind theils kirchlich-religiöser, theils volkswirthschaftlicher Natur. Unsere Staatsumwälzungen sind nichts als der Reflex des heutigen, sittlichen wie ökonomischen Zustandes der im Centrum unserer Bildung lebenden, abendländischen Völker germanischen und romanischen Stammes.

Der sittlich-religiöse Zustand der heutigen gebildeten, europäischen Welt ist ein Ergebniß der Geschichte der drei letzten Jahrhunderte. Der zum skeptischen Rationalismus und Pantheismus fortgebildete Protestantismus hat längst schon der, im Febronianismus wieder erstandenen, antiken Staatsidee die Hand gereicht. Beide haben seit Menschenaltern daran gearbeitet, Staat und Christenthum zu scheiden; sie haben endlich ihren Zweck erreicht und das mittlere Europa steht heute am Schluße eines Auflösungsprocesses, in Folge dessen es nur noch die Wahl zu haben scheint, zwischen anarchischem Communismus, als dem höchsten Grade der Fäulniß einer entchristlichten Gesellschaft, und antikem Imperatorenthum, als der gewaltsamen Bewältigung solchen Greuels der Verwüstung. Die vereinigende, ausgleichende, bindende Macht, welche, indem sie freiwilligen Gehorsam der Unterthanen erzeugte, und den Gewaltigen die Verantwortlichkeit vor dem Könige aller Könige stets gegenwärtig hielt, den Völkern die Möglichkeit rechtlicher Freiheit gewährte und den

Fürsten ihre Throne sicherte, — diese Macht lag allein in der Hand der Kirche; sie ist es, welche die politische Gesellschaft der christlichen-germanischen Welt erschaffen und ein Jahrtausend lang erhalten hat.

Paralell mit dem Kampfe gegen das christliche Element im Staate lief ein Auflösungsproceß in den ökonomischen Verhältnissen, der gegen jede hierarchische Gliederung in Ständen, Corporationen und Familien gerichtet, die Gesellschaft zu pulverisiren strebte.

Auf diesem Wege lag die Wegräumung aller Schranken, welche die Weisheit früherer Jahrhunderte der Uebervölkerung gesetzt hatte. Demnach unbedingte Gewerbefreiheit in den Städten, und auf dem Lande Beförderung der Zerstückelung des Grundes und Bodens in möglichst kleine Bruchtheile. So wurde die Demokratie auf den Boden des Pauperismus gepflanzt. Sie, die heute alle höhern Stellungen im Leben, alle alten Erinnerungen an die historischen Unterschiede der alten Gesellschaft selbst dem Namen und der Form nach vertilgen möchte, sie ist Menschenalter hindurch von den fürstlichen Regierungen selbst mit Vorliebe und Anstrengung gehegt und gepflegt worden.

Gleich wie der abstracten und unwirklichen Gleichheit aller Staatsangehörigen in dieser Lage der Dinge die Staatsomnipotenz gegenüberstand, so war es nicht mehr wie bisher die höchste Pflicht der Regierung allen wohlerworbenen Rechten der Unterthanen Schutz zu gewähren, sondern sie glücklich zu machen. Mitzuhelfen und Theil zu haben an der, auf diesen Zweck gerichteten Regierung des Staates war also, genau genommen, jedes Einzelnen Beruf und natürliches Recht, und die politische Freiheit lief, diesem System zufolge, im Wesentlichen auf direkte oder indirekte Theilnahme an der Staatsgewalt hinaus. Praktisch führte dieß zur Regierung der Majoritäten und zu den weitern Fictionen des Repräsentationsstaates.

Um diesem Schema nach Außen hin und andern Ländern und Völkern gegenüber eine erwärmende und begeisternde Kraft

zu leihen, wurde das Nationalitätsprincip als das höchste normireude Gesetz der auswärtigen Politik hingestellt. — Der doctrinäre Liberalismus war abgenützt, und selbst die radikalen Theorien waren nicht im Stande den Fanatismus der Volksmassen zu erregen, dessen die Leiter der beabsichtigten Bewegung doch vor allen Dingen bedurften. Diesen sollte die neue Zeit aus dem Nationaldünkel und Nationalhasse saugen. Die nächste Folgerung dieses Systems war der Satz: daß Alles, was eine Sprache spricht (richtiger: schreibt), in seiner Gesammtheit ein Volk sei. Jedes Volk in diesem Sinne aber habe, ohne alle Rücksicht auf positive Verfassung und historische Verhältnisse, das Recht: einen abgesonderten Staat zu bilden und sich eine nationale Regierung zu schaffen.

Die eben bezeichneten Strömungen sind endlich, nachdem sie während eines dreiunddreißigjährigen Friedens mit immer steigender Gewalt die Dämme der bestehenden staats- und völkerrechtlichen Ordnung unterwühlt hatten, im Jahre 1848 in Frankreich, Italien und Deutschland zu jenem Durchbruche gekommen, den weise Männer längst als ein unvermeidliches Schicksal Europas gefürchtet hatten. Deutschland und Italien wurden im Namen des Nationalitätsprincips und der „mit republikanischen Institutionen umgebenen Monarchie" revolutionirt. Das Zeichen dazu gab aber der längst vorher gesehene, folgerichtige und unabwendbar nothwendige Schritt, den Frankreich endlich aus den Täuschungen der halbrepublikanischen Repräsentativ-Monarchie hinaus in die schauerliche Wahrheit der ultra-demokratischen Republik von 1793 that.

Wo stehen wir, nachdem diese Umwälzung neun Monate lang ihren Verlauf genommen hat, heute?

Fragen wir vor Allem nach den Früchten, welche die Nationalitätspolitik getragen. Merkwürdiger Weise ist das seit Jahrhunderten durch den Gang der Begebenheiten, zwar nicht zu einem Volksstamme aber zu einer großen politischen Einheit zusammengeschmiedete Frankreich, wo der Nationalitätsdünkel am tiefsten hinab aus der gebildeten Welt in das wirkliche Volk

gerissen hat, es ist eben dieses Frankreich heute am wenigsten von dem Stachel dieser Eitelkeit bewegt und gereizt. Trügen nicht alle Zeichen, so ist der Rausch der Nationalglorie längst vorüber, der die Franzosen der ersten Revolution zur Eroberung von Europa trieb. Gewiß ist wenigstens, daß Cavaignac heute nur durch Friedensliebe und sehr bedeutende Verringerung der Ausgaben für das Heer populär zu werden trachtet. Die unermeßliche Mehrheit der Nation will den Frieden. Sollte dennoch ein Abentheurer, der etwa an die Spitze der Republik gelangte, den Traum der Kaiserzeit in's Leben zurückrufen wollen, so könnte diese künstlich erzeugte Stimmung nur eine ungemein rasch vorübergehende seyn. Ein vollständig ausgespieltes Drama wird in der Geschichte nicht zum zweiten Male aufgeführt, mit dem kleinen Hut und dem grauen Ueberrocke des Kaisers macht man keinen Bonapartismus und der Ruhm der großen Nation hat in Frankreich, dem Ernst der Zeiten gegenüber, als Reizmittel für die Massen all seine Kraft verloren.

Desto mehr Blut und Thränen hat der Einheitsschwindel und Nationalitätsfanatismus im Laufe dieses Jahres Italien gekostet. — Diese geistige Epidemie ist nicht neu, seit Jahrhunderten bricht sie von Zeit zu Zeit, wie ein gespenstisches Miasma hervor, verwüstet unaufhaltsam das schöne Hesperien und verschwindet dann wieder, nach Anwendung antiphlogistischer Mittel, auf längere oder kürzere Zeit, spurlos wie sie gekommen. Sie ist nicht in den Tiefen des Volksgeistes entstanden, wie denn überhaupt die Völker, welche die apenninische Halbinsel bewohnen, kein Gefühl einer Stammeseinheit haben noch haben können, und dieß zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie nichts als eine Mischung zahlreicher Stämme der verschiedensten Abkunft sind, die sich zufällig als Schriftsprache des toskanischen Idioms bedienen. Jene Geisteskrankheit ist daher auch nur in den Höhen einer durch französischen Einfluß verderbten Bildung entstanden, deren Träger von hier aus den Volksgeist zu unterjochen und ihren Zwecken dienstbar zu ma-

chen gesucht haben. An die schlimmsten Seiten des menschlichen Herzens: Haß, Dünkel, Selbstsucht und Eitelkeit sich wendend, ist es ihnen gelungen, die negative Seite jedes Nationalgeistes, die blinde, bittre Feindschaft gegen Menschen, die eine andere Sprache sprechen, in einem ziemlich weiten Umfange zur herrschenden politischen Religion des Landes zu machen. Ein positives Band der Vereinigung der italienischen Stämme zu einem großen Volksganzen zu schaffen, ist ihnen bis jetzt aber weder geglückt, noch werden sie damit jemals zu Stande kommen.

Geschichtskundige wissen, daß Italien schon im 14ten Jahrhundert ein ganz ähnliches Schauspiel dargeboten hat. Nur sind im Laufe der Zeit die Principien bei weitem mehr zum klaren Bewußtseyn der Menschen gekommen; der Charakter der Bewegung kann heute nicht mehr mißverstanden werden. Der Rausch, welcher unter Petrarca und Cola di Rienzo die Italiener, welche sich auch damals für Nachkommen der alten Römer in gerader Linie hielten, zu den wunderlichsten Sprüngen trieb, dieser Rausch war zu jener Zeit nichts als ein schüchterner Anfang, während heute wenigstens die Eingeweihten sich über das Ziel, dem sie zusteuern, mit einer Unbefangenheit und Offenheit äußern, die nichts mehr zu wünschen übrig läßt.

Gehen wir auf die Tiefe dieser ganzen Erscheinung ein, so tritt uns die Signatur dessen, was heute in Italien geschieht, mit überraschender Klarheit entgegen. Dieß ist der Sinn der italienischen Revolution von 1848: das in modern revolutionäre Formen gekleidete, antik heidnische, in seiner Wurzel pantheistische Princip der Nationalität liegt im Kampfe um Seyn oder Nichtseyn mit dem christlichen Geiste und seiner Verkörperung als allgemeine Kirche. — Täuschen wir uns nicht: der Sturm gilt hauptsächlich dem Statthalter Christi auf Erden, und um den Mittelpunkt der Kirche gruppirt sich die Schlacht. Die Kirchengeschichte wird einst von dieser Zeit, als von einem der merkwürdigsten Versuche berichten, welche der Fürst dieser Welt

zur Fälschung und Zerstörung der weltumfassenden Anstalt zur Erlösung der Menschheit machte. — Die Absicht war: das Oberhaupt der allgemeinen Kirche und somit die Kirche selbst entweder mit der Wurzel vom Erdboden zu vertilgen, oder, vorläufig wenigstens und als einstweiligen Durchgangspunkt, den Papst in einen national-italienischen Kalifen zu verwandeln. Dieß ist der nackte Kern der Sache, alles Uebrige kömmt nur als Drapperie und umhüllende Verzierung in Anschlag.

Wir sind nicht im Stande anzugeben durch welche heuchlerischen Trugschlüße und treulose Fallstricke, über gefährliche Mittelstufen hinweg, Geister wie der edle, ursprünglich tiefkatholische Allessandro Manzoni in das Netz dieser Bestrebungen verlockt seyn mögen. Wenn es aber theilweise gelungen, ihn zu berücken, so ist dieß ein Zeugniß unter vielen, welche Macht selbst über die Gemüther der Besten dem Irrthum in der Stunde gegeben ist, wo das Reich der Finsterniß Gewalt hat. Klarer und offener liegen uns dagegen die Wege von Mazzini, Gioberti und Mariotti vor Augen. Im Wesentlichen wollen alle drei dasselbe; nur ihre Mittel und in der Mitte stehenden Zwecke sind verschieden. Mazzini repräsentirt den brutalen Radikalismus, der, fast in der Weise des atheistischen Jungdeutschthums, unbekümmert in welchem Sinne und Geschmack wieder aufgebaut werden soll, nichts als blutige Zerstörung träumt, und die Menschheit abschlachten möchte, um ein wahnsinniges Rachegelüst und eine tyrannische Herrschgier zu befriedigen.

Die Zeitungen haben neulich eines seiner Programme des Meuchelmordes mitgetheilt. „Jeder Italiener soll einen Oesterreicher in Italien angreifen und tödten, sei es offenen Angesichts, sei es meuchlings, bei Tag, bei Nacht, in der Stadt oder auf dem Lande; jede Waffe ist gut, Steine vom Fenster herab, das Stilet im Aermel, die Flinte im Gesträuche, Degen, Messer, Heugabel, Spieß, alles soll gegen die Fremden gerichtet werden. Die Brücken sollen abgebrochen, die Bäume gefällt werden, um den Reitern den Weg zu versperren, die Ei-

senbahnen sollen zerstört werden. Jeder Italiener ist Soldat," (frommer Wunsch!) „jede Italienerin ist barmherzige Schwester zur Verpflegung der Verwundeten; jedes Kind soll nützlich seyn, indem es Munitionen, Charpie, Arzneimittel den Partisanen in die Gebirge bringt. Der Schrei des Aufstandes ist" (nach Lamennais) „Gott und das Volk" — Daß Männer solcher Geistesart sich über das Verhältniß dieser Religion des Haßes zum Christenglauben getäuscht haben sollten, wäre, auch wenn sie sich darüber nicht mehr als genügend ausgesprochen hätten, von dem klaren und scharfen Verstande der Italiener nicht zu vermuthen. Man kann hieran den Grad des erbitterten Haßes ermessen, dessen diese Species des rothen Radikalismus in Italien wie in Deutschland gegen den Stellvertreter des Gottes der Liebe fähig ist.

Schlauer, aber nicht weniger von antichristlichen Herrschergelüsten bewegt, trat, ehe er zu einem gewöhnlichen Agenten der Politik Karl Albert's herabgesunken war, Gioberti auf. Die Summe der Anschauungen, die er in seinem Primato niederlegt, ist in der Kürze die: daß er das Mittelalter und die leitende Idee der damaligen Politik auf wahrhaft sträfliche Weise mißverstehend, eine Wiederherstellung der politischen Macht der Päpste will, wie sie in den mittlern Jahrhunderten war, nur soll diese statt wie damals auf dem kirchlichen Geiste des Abendlandes, auf einer neuen Grundlage ruhen, — auf der italienischen Nationalität. — Der Papst soll der souveräne Herr aller emancipirten und verbündeten italienischen Staaten werden, und von dieser Basis aus soll sich seine Macht über alle andern Theile des Erdkreises ausbreiten. — Er würde dann, das Kreuz in der Hand, die Welt beherrschen, ihn aber beherrschte — nach eben dieser, aus der oberflächlichsten Geschichtkenntniß und einer durchweg unkatholischen Gesinnung hervorgegangenen Lehre! — nicht der Geist Christi und der Kirche, wie im Mittelalter, sondern das Princip der italienischen Nationalität, welcher auf diese Weise, der ihr von Gottes und Rechtswegen gebührende Primat über alle Völker und Zungen

des Erdbodens endlich zuwachsen sollte. Italien, man sieht es, ist der Zweck, Christus und sein Stellvertreter auf Erden nichts als Mittel und Werkzeuge zu dessen Verherrlichung.

Mariotti geht bei weitem ehrlicher und grader auf dasselbe Ziel los, welchem Gioberti auf einem großen Umwege zusteuert. Er will die völlige Vernichtung des Papstthums in Italien selbst. Hierdurch soll der Einfluß der bisherigen, katholischen Staaten auf Italien zerstört, umgekehrt aber eine Brücke zwischen den Italienern und dem Protestantismus geschlagen werden. „Aus diesem Grunde ist die ganze Welt bei dieser großen Frage der Emancipation Italiens unmittelbar betheiligt. Die Herstellung der Denkfreiheit in Italien führt zur großen katholischen Crisis. Alsdann wird sich zeigen in wie weit die Italiener freiwillig bei einem religiösen System bleiben, an das sie bis jetzt durch Gewalt gefesselt gewesen sind, oder welche Umgestaltungen der alte Nationalglaube erleiden muß, bevor vernünftige und verantwortliche Wesen sich ihm anschließen können. Die Errichtung einer freien Nationalkirche in Italien, mit Rom an der Spitze" (des Abfalls!) „mußte einen wichtigen Einfluß auf die verschiedenen Theile der katholischen Welt üben, die dem alten Glauben noch treu geblieben sind; und die Annahme freisinniger Maaßregeln in der katholischen Gemeinde könnte sie am Ende den weniger bigotten Zweigen des Protestantismus" (Socianern, Deisten und Rongéanern) „so nahe bringen, daß eine allgemeine Aussöhnung so ausführbar würde, wie sie wünschenswerth ist, wie sie thatsächlich schon von den meisten Seiten gewünscht wird." — Der Weg dazu liegt klar von den Augen dieses Apostels der italienischen Nationalität! „Wäre dieser altersschwache Glaube und Cultus nicht, so stünden alle nationalen Elemente im offenen Kampfe mit den bestehenden Regierungen Italiens. Es war verordnet (?) daß der Papst ein Italiener sei. Der päpstliche Stuhl ist der einzige Thron, mit dem sich der Name Italiens identificiren kann. Von nun an sind Feretti's Nachfolger, so lang es ihnen gefällt, thatsächlich Könige von Italien.

Es ist schwer voraus zu sehen, welche Folgen die nationale Tendenz für das Bestehen der katholischen Welt haben mag. Es kann allerdings zuletzt zu einer Auflösung der Kirche führen. Oesterreich, getäuscht in seinen politischen Intriguen, wird versuchen, den Papst durch Begünstigung der deutschen Neukatholiken zu benachtheiligen. Die Treue der gallikanischen Kirche hängt an einem Faden, und der unvermeidliche Fall der Jesuiten beraubt den Papst seiner thätigsten geistlichen Miliz. Es geschehe! Lang lebe Italien! Und möge die Vorsehung für die Interessen der christlichen Kirche sorgen. Das Band des Katholicismus sei ganz unabhängig von politischen Verbindungen. Die päpstliche Obergewalt gründe sich noch einmal auf das unveräußerliche Uebergewicht der Tugend. Die Forderungen der katholischen Welt traten zu lange und zu oft den heiligen Rechten der Italiener als unabhängiges Volk in den Weg. Oesterreich, Frankreich und Spanien haben zu lange das Conclave mit ihren kleinlichen Intriguen beherrscht." Der Verfasser weiß ein Mittel, diesem Uebelstande von nun an und für alle Zeiten gründlich zu begegnen. „Von nun an, oder wir müßten uns sehr irren, werden die Römer selbst ihre Angelegenheiten ordnen und jede ungehörige Einmischung zurückweisen. Pius IX., Gott schenke ihm langes Leben, wird für die sichere Wahl seines Nachfolgers Sorge tragen. Ja, so lange als noch ein Ferretti lebt, wissen wir nicht, warum nicht diese Familie den Stuhl des heiligen Petrus monopolisiren sollte." Pius IX. braucht sich nur zu verheirathen und nach dem Beispiel des abtrünnigen Hochmeisters in Königsberg den Kirchenstaat zu säcularisiren, so ist die Sache gemacht, und die christliche Kirche „aufgelöst." Köstliche Naivität des Italieners, die ihm selbst in der dicksten Finsterniß des rohen Unglaubens noch verblieben ist!

Unsere Leser wissen jetzt aus dem eigenen Munde der italienischen Nationalpartei, zu welchem Zwecke Pius IX. ihr dienen sollte. Es war dabei, mit unendlich viel mehr Feinheit des Verstandes, als der deutsche Radikalismus bei ähnlichen

Gelegenheiten je aufzubringen weiß, an Alles gedacht, nur an Eines nicht, an jenes Wort des Herrn, welches eben jener Kirche, die Mariotti, Gioberti und Mazzini „auflösen" wollen, verheißt: daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden.

Den eben geschilderten Absichten und Anschlägen gegenüber war Papst Pius IX., ein wohlwollender, von den reinsten und edelsten Absichten für die zeitliche Wohlfahrt seiner Unterthanen beseelter Herr, in eine Lage gerathen, wie vor ihm noch kein anderer Papst. Auf dem kirchlichen Gebiete treu und gewissenhaft in die Fußtapfen seiner Vorfahren tretend, gab er sich als weltlicher Fürst der leicht erklärlichen und verzeihlichen Täuschung hin: daß mit dem Geiste der Nationalität, welcher die höheren und mittleren Klassen in Italien durchzuckte, ein Vergleich und ein friedliches Abkommen möglich sei. Er scheint geglaubt zu haben, daß sich durch unschädliche Concessionen der feindselige, durchweg unchristliche und unkatholische Haß dieser Stimmung entwaffnen, die drohende Strömung des Zeitgeistes theilen, eine gewisse mittlere Partei schaffen lasse, auf welche gestützt er als Papst und Monarch friedlich und ruhig in zeitgemäßer Weise weiter regieren könne. Diesen Ausweg zu suchen lag ihm um so näher, als in der weltlichen Verwaltung des Kirchenstaates dieselben gordischen Knoten ungelöst vorlagen, welche fast in allen Staaten Europa's noch ihres Alexanders harren. Die Absicht des Papstes kann bei diesem Versuche ein Vorwurf um so weniger treffen, als außer dem nur noch ein anderer Weg offen stand: der, der blutigen, kriegerischen Gewalt im Geiste Sixtus V., zu welcher Regierungsmethode dem Papste nicht bloß die persönlichen Eigenschaften und die Machtmittel fehlten, sondern die auch der erste Blick auf die gänzlich veränderten Zeitverhältnisse auf das entschiedenste widerrathen mußte. — Wir müssen es daher als eine unabwendbare Fügung der Vorsehung betrachten, daß das politische Experiment, welches Papst Pius IX. unternahm weil er mußte, auf das vollständigste gescheitert ist. Zu mehreren

Malen hat der heilige Vater auf das entschiedenste gegen die unkatholischen Zumuthungen der Partei protestirt, welche seine Stellung als Oberhaupt der, den ganzen Erdkreis umfassenden Kirche durch ihre Taschenspielerkünste beseitigen, seine Person aber zum italienischen Nationalpapste herabwürdigen wollte *). Er hat sich hiegegen in seiner Allocution vom 19ten April so klar und unumwunden ausgesprochen, daß wir unsere Leser nur bitten können, heute noch einen Blick in dieses welthistorische Actenstück zu werfen **). Diese Haltung des Papstes rettete seinen kirchlichen Charakter, konnte aber den weitern Entwickelungsgang der Revolution im Kirchenstaate nicht aufhalten. Von der specifisch italienisch-radikalen Partei, als deren einflußreichster Führer heute der römische Fürst von Canino hervortritt, — ein durch keinerlei Eigenschaften des Geistes oder des Charakters irgendwie ausgezeichneter Mensch, dessen politische Bedeutung lediglich in seinem ererbten Vermögen und in dem Namen seines Oheims Napoleon liegt, — von dieser Partei wurde der Nachfolger des Apostelfürsten mit seltener Grausamkeit durch alle Stationen des dornigen Kreuzwegs einer, mit republikanischen Institutionen umgebenen, constitutionellen Monarchie geschleppt. In solcher Lage mußte Pius IX., aller wirklichen Macht beraubt, Monate lang zusehen, wie sein Name als Banner und Aushängeschild der Empörung auf der gesammten italienischen Halbinsel mißbraucht, von seinen Truppen und seinen Unterthanen aber gegen Oesterreich, ohne Muth und ohne Glück, der ungerechteste und widersinnigste Krieg geführt wurde, von dem die Geschichte Meldung thut. Erst vor wenigen Wochen ward der unglückliche Kirchenfürst aus einer Stellung erlöst, die das Herz jedes Katholiken mit der bittersten Trauer erfüllen mußte. — Nachdem sein Minister Rossi fast unter seinen Augen gemeuchelmor-

*) Vergl. hist.-polit. Blätter Bd. XXI. S. 349.

**) Es ist abgedruckt in den hist.-polit. Blätter Bd. XXI. S. 722.

det war, entfloh Pius IX., mit Hülfe des bayerischen Gesandten, Grafen von Spaur, in der Nacht vom 24. auf den 25. November nach Gaëta, wo ihn der König von Neapel in seinen Schutz nahm.

Die katholische Welt hat diese Kunde mit freudigem Danke gegen die Vorsehung begrüßt. Denn durch diese Flucht hat Pius IX. seinen Bruch mit der italienischen Revolution und ihrem leitenden Gedanken, — der Nationaleinheit — unwiderruflich erklären können und fortan wird hoffentlich keine Rede mehr davon seyn, den Papst zum Mittelpunkte des künftigen italienischen Weltreiches zu machen. Den heiligen Vater trifft aber das herbe Loos, in seiner Person den Beweis liefern zu müssen, was die Popularität im Sinne des liberalen Zeitgeistes werth sei. Ist seit den letzten sechzig Jahren kein Fürst von der revolutionären Partei in ganz Europa auf beleidigendere Weise gerühmt und vergöttert worden, so wird dafür auch heute keiner mit maßlosern und wüthendern Schmähungen überschüttet. Inhaltschwere Warnung für jeden Herrscher: jedem Schritte, den er auf dem Felde der Politik gethan, zu mißtrauen, sobald die liberale Masse der Zeitungsleser und Kaffeehausbesucher ihm ihren Beifall zujauchzt! Dieß ist ein Thermometer, der selten oder niemals trügt. Inzwischen scheint der Zeitpunkt noch weit entfernt zu seyn, wo die gebildeten Stände Italiens zur wahren Besinnung zurückkehren, und sich unter den Stößen und Schlägen der prosaisch-historischen Wirklichkeit überzeugen werden, daß ihr Nationaltraum in diesem Erdenleben nie in Erfüllung gehen kann.

Bis jetzt haben die Bestrebungen Jener, welche Deutschlands politische Einheit auf dem Wege der französisch-mechanischen Centralisation herbeiführen wollten, bei uns zu keinen glücklichern Ergebnissen geführt, als jenseits der Alpen. Wir haben schon öfters in diesen Blättern darauf aufmerksam gemacht, daß das, was verwandte Volksstämme zu einem politischen Körper einigt, und das, was sie auseinander treibt,

nicht der Menschen Laune und Belieben ist. Hier wirkt die Natur, nicht die berechnende Kunst. Frankreich und England sind große, einheitliche Massen geworden, nicht kraft eines künstlich angelegten, vorbedachten Planes, sondern kraft der ureigenthümlichen Anlage der Stämme, die sich in jenen Ländern zu neuen Völkern mischten und vereinigten. Die Deutschen dagegen sind, auch nicht kraft eigener Wahl sondern unbewußt unter höherer Führung stehend, seit dem Anbeginne ihrer Geschichte eine andere Bahn gewandelt. Der Sache nach ist der Staat der Deutschen selten mehr gewesen als eine Conföderation verschiedener Stämme, und nur durch den Einfluß christlich-hierarchischer Ideen erhielt er in der Person des römisch-deutschen Kaisers ein Oberhaupt, dessen Macht bei weitem mehr im kirchlichen, als im politisch-nationalen Boden wurzelte. Was wäre der Kaiser gewesen ohne die Advokatie der römischen Kirche!

Seitdem das Band des alten Glaubens zerrissen war, bestand Deutschland aus zwei, nach der Religion geschiedenen, einander feindlich gegenüberstehenden Bünden. Die deutsche Einheit lag erst seitdem der deutsche Geist, sich von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an, in einer früher nicht gekannten Weise entwickelte, allein und lediglich in der deutschen Literatur und in der deutschen Wissenschaft. — Die politischen Folgen dieser seiner Auflösung hat Deuschland schwer gebüßt. Aber der deutsche Bund von 1815 hatte, namentlich seit der Vollendung der Militäreinrichtungen im Jahre 1840, auf dem militärisch-politischen Gebiete alle Anstalten geschaffen, deren Deutschland fähig ist. Um Deutschlands Wehrverfassung zum Angriff und zur Vertheidigung gegen das Ausland war es unter dem deutschen Bunde besser bestellt als jemals, seit es eine deutsche Geschichte gibt.

Das deutsche Parlament, hervorgegangen aus den Ideen, welche die deutsche Burschenschaft ein Menschenalter hindurch öffentlich und heimlich verbreitet, und zuletzt unter Itzstein's und

Gagern's Leitung als Vorparlament in's praktisch-politische Leben eingeführt hatte, faßte die deutsche Einheit in einem andern Sinne. Nach dem Muster von England und Frankreich sollte eine politische Centralisation in die Stelle der bisherigen Mannigfaltigkeit treten; ein Zweck, der nur durch Mediatisirung aller deutschen Regierungen zu erreichen stand. Statt daher etwa durch die Vertreter des ganzen deutschen Volkes eine großartige petition of right zu Stande zu bringen, und der modernen Staatsomnipotenz gegenüber die oft verkannten und vielfach beeinträchtigten Rechte der Privatfreiheit zu sichern, constituirte sich jene Versammlung, augenscheinlich nach französischem Muster, zum Convent, und hielt es für ihren Beruf: ohne weiteres, durch verantwortliche Minister, einen unverantwortlichen, machtlosen Namenträger und sonstigen constitutionellen Apparat eine Art Oberregierung von ganz Deutschland anzutreten. Sie übersah hiebei nur zweierlei. — Erstens ging sie von der petitio principii aus, daß die vierzig Millionen des deutschen Volkes wirklich eine solche Staatsveränderung wollten, und zweitens bedachte sie nicht, daß keine Regierung auf Erden jemals einer executiven Macht entbehren konnte. Die ihrige bestand nicht nach der Weise ihres Vorbildes von 1793 in dem Schrecken Aller, sondern in der Furcht der Regierungen vor dem Krawall, der nur zerstören kann, seinerseits aber dem, der sich auf ihn stützen will, jede Regierung unmöglich macht.

Aber auch dieses Gewaltmittel zerbrach der 18. September. Das Parlament gerieth selbst in den Fall, mit schonungsloser Strenge den Aufruhr zu Boden schlagen zu müssen, der an die Thore der Paulskirche pochte. Seitdem vollends in den letzten Monaten Oesterreich und Preußen, die man in Frankfurt rettungslos dem Untergange geweiht glaubte, sich wieder ermannten, kann die Frankfurter Centralisation nur von der Macht leben, welche dieselben Regierungen ihr leihen, deren Mediatisirung ausgesprochenermaßen das nächste und wesentlichste Ziel ihres Strebens ist. — Dem gewöhnlichen Men-

schenverstande muß diese Stellung, als mit einem unauflöslichen Widerspruche behaftet erscheinen, und die unparteiische Geschichte wird die auf solcher Basis unternommenen Regierungsversuche zu würdigen wissen.

Man würde sehr irren, wollte man eine, der italienischen ähnliche, wenn auch eben so gemachte und erkünstelte Nationalbegeisterung für die treibende Feder aller dieser Erscheinungen halten. Die Heftigkeit und fanatische Erbitterung, mit welcher die vorgeblich deutsch-nationale Partei bei jeder Gelegenheit für adeliche polnische Emigranten, Franzosen, Ungarn und Italiener gegen wesentlich deutsche Interessen Partei nahm, zeigt deutlich daß hinter dem Namen des deutschen Volksthums ein ganz anderes Interesse haust. Die extreme Linke will unter diesem Schilde der Revolution als solcher dienen; der Liberalismus der Gemäßigten, unklar wie immer über das, was er will und nicht will, verbirgt unter jenem Worte vor sich selbst die kindliche Lust und Freude an dem Spiel mit französischen Verfassungstheorien. Beide verdienen die bittere Frage des Herrn v. Schmerling: wo denn jetzt die Entrüstung über den Waffenstillstand zu Malmö geblieben sey?

Nur eine fremde Volksthümlichkeit hat vor den Augen des dermaligen deutsch-vaterländischen Enthusiasmus, der doch sonst für alle fremden Nationalitäten schwärmt, keine Gnade gefunden. Es ist die slavische. Aus Haß oder Furcht vor den Slaven sollte Oesterreich getheilt werden, ohne Rücksicht darauf: daß gerade der unversehrte Bestand dieser Monarchie Deutschland die Bundesgenossenschaft von achtzehn Millionen Slaven sichert, die, wenn der beabsichtigte Zerfall Oesterreichs wirklich in's Werk zu richten wäre, nicht vom Erdboden verschwinden, sondern in St. Petersburg einen neuen Mittelpunkt suchen oder auch ungesucht finden würden. — Deutschlands naheliegendes und augenscheinliches Interesse fordert demnach, gerade von jenem Gesichtspunkte der Slavenfurcht aus, die Erhaltung und möglichste Kräftigung eines einigen starken Oesterreichs. Aber Haß und

Furcht thun häufig gerade das, was ihren eigenen Zwecken am meisten entgegen arbeitet. So wurde während der Honigmonate der deutschen Revolution auch Rußland von der nationalitätstrunkenen, deutschen Preße für außer dem Völkerrecht erklärt, und der Radikalismus trug sich bereits mit schweren Sorgen, wie sich die Provinzen jenes ungeheuern Reiches — wer an dessen Eroberung zweifeln mochte, lief Gefahr, als Verräther geächtet zu werden! — am passendsten und gerechtesten vertheilen ließen. Trotz dessen hat Kaiser Nikolaus während einer Periode gute Nachbarschaft gehalten, wo eroberungssüchtige Absichten des rußischen Kabinets Deutschland hätten ein übles Spiel bereiten können. Wir kennen die Rolle nicht, welche die slavische Nationatität noch auf der Weltbühne zu spielen von der Vorsehung berufen ist, und müssen aus eben diesem Grunde die Frage unerörtert lassen: welche Gefahr dem alternden, romanischen und germanischen Westen von jenen rohen, aber glaubens- und gehorsamsfähigen Stämmen droht. Ein neuerer slavischer Schriftsteller sagt: „Wir Slaven sind unsern westlichen Brüdern eine Warnung von höchster Bedeutung schuldig. Der Westen vergißt zu sehr den Norden von Europa und Asien, diese Heimath der Raub- und Vernichtungsvölker. Glaube man ja nicht, diese Völker hätten zu bestehen aufgehört. Fortwährend sind sie da, wie eine gewitterschwangere Wolke, nur das Zeichen des Himmels erwartend, um von den Höhen Hochasiens herab sich auf Europa zu stürzen. Man glaube nur nicht, daß der Geist der Attila's, Dschingischans, Tamerlans, Suwarows, dieser fürchterlichen Strafvollstrecker der Menschheit, in jenen Regionen ganz ausgestorben sei." Wird dieser Tag des Zornes noch einmal über das kulturstolze, nationalitäts- und freiheitstrunkene Europa hereinbrechen? und wann? Wir wissen es nicht. Was wir aber wissen, ist: daß gegen diese Gefahr, vor welcher die heutigen Deutschen eine düstere, instinktmäßige Ahnung warnt, die anarchische Revolution im eigenen Hause das schlechteste aller Vertheidigungsmittel wäre.

LX.

Literatur.

Das System der Vermittelung. Vom Prinzen Wilhelm zu Löwenstein. Berlin 1848.

Je krauser und bunter sich die Begriffe der gebildeten Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts in Betreff ihrer politischen Rechte und Pflichten durch einander wirren, und je augenscheinlicher es ist, daß in den Forderungen und Ansprüchen der Wortführer der Tagesmeinung an die Fürsten und Regierungen ein bedenkliches Irrseyn Platz gegriffen hat, desto wohlthuender und erfrischender ist es wieder einmal inmitten dieser infernalen Katzenmusik einem menschlichen Laute zu begegnen. Lieblich, aber ungewohnt, tönt uns aus der vorliegenden kleinen Broschüre die Stimme des gesunden Menschenverstandes entgegen. Der Verfasser spricht ohne Prunk der Rede gelassen und ziemlich trocken eine große Wahrheit aus, mit der viele Andere, nicht eben aus überflüssiger Herzhaftigkeit, bescheiden hinter dem Berge halten. Die politische Noth der Zeit, das ist sein Thema, rührt großentheils aus dem unseligen, rein vergeblichen Bemühen her: zwischen unvereinbaren Gegensätzen vermitteln zu wollen. Er hat bei seinen Betrachtungen zunächst die preußische Regierung im Auge, obwohl man Alles, was der Verfasser über die Schooßsünde dieser Zeit in Beziehung

auf Preußen sagt, sich auch anderswo als in Berlin und Potsdam, ja sogar allenthalben, und nicht bloß oben, sondern nicht minder auch unten, besonders aber in der Mitte gesagt seyn lassen könnte.

„Die meisten Maßregeln", sagt der Verfasser, „welche die preußische Regierung sowohl der Nationalversammlung gegenüber als in einzelnen Verwaltungszweigen seit dem 18ten März ergriffen hat, verdanken ihren Ursprung einem scheinbar löblichen, aber in dem Staatenleben höchst verderblichen Bestreben, nämlich demjenigen, das sich Entgegenstehende vermitteln zu wollen. Die Grundsätze, welche seit jener Zeit aufgestellt, die Gesetze, welche berathen, die Maßregeln, welche von den Behörden getroffen worden sind, sogar die Programme der einzelnen Ministerien, die bis zum 8. November an die Spitze traten, hatten sich diese Rolle der Vermittelung auferlegt. Frägt man aber, zwischen welchen gleichgestellten Staatsgewalten etwa vermittelt werden sollte, frägt man nach der Rechtmäßigkeit der Ansprüche der Parteien, so ist in der That die Antwort schwer."

„Nach der Märzrevolution stellte man es sich zunächst zur Aufgabe, zu vermitteln zwischen einem Könige, der seinem Volke durch die Entäußerung eines Theiles seiner Machtvollkommenheit das größte Gnadengeschenk gegeben hatte, das ein Monarch je freiwillig ertheilte, und zwischen einem aufrührerischen und irregeleiteten Haufen; daher am 19. März der unselige Gedanke der Zurückziehung der Truppen aus der bereits eingenommenen Stadt, in der Hoffnung, daß durch dieses Entgegenkommen von Seiten der Regierung die aufgeregten Massen gewonnen werden könnten. Hierdurch wurde recht eigentlich die Revolution auf den Thron gesetzt, und dem verwirrten Volke der Begriff seiner Allmacht und seiner Herrschaft beigebracht."

„Hierauf hat man sich beeilt, durch das Urwählergesetz und die daraus sich herleitende Verleihung eines Antheils an der Regierung des Staates, den Glauben an die Volkssouve-

rainetät zu befestigen, und dieß lediglich, um dem Geschrei einiger sogenannten Freiheitshelden Genüge zu leisten; man ist in der Nachgiebigkeit noch einen Schritt weiter gegangen und hat die Volksbewaffnung zugestanden, ein Zugeständniß, was in einem Staat, wo die allgemeine Wehrpflicht bereits bestand, keine andere Auslegung zuließ, als das Volk zu befähigen, seine errungenen Freiheiten nöthigenfalls mit den Waffen in der Hand gegen die Regierung zu beschützen. Zwei würdige Institute sind daraus hervorgegangen, die Nationalversammlung und die Bürgerwehr."

„Das System der Vermittelung brachte zuerst das Ministerium Camphausen an's Ruder .... Die beiden folgenden Ministerien waren von demselben Geiste beseelt. Von Tag zu Tag sank nun das Ansehen der Regierung, und es stiegen die Anmaßungen der Umwälzungspartei. Im In- und Auslande konnte man sich keine Rechenschaft darüber geben, warum die preußischen Beamten, höhere und niedere, welche ihrer Tüchtigkeit und Redlichkeit halber bisher in hohem Ansehen gestanden hatten, so wenig Selbstständigkeit, so wenig Selbstvertrauen, so wenig Energie entwickelten. Die Antwort liegt ganz einfach in dem Umstande, daß sie bei dem herrschenden Systeme von oben keinen Schutz hatten, und sich nicht trauten, aus eigener Verantwortlichkeit zu handeln."

Dieß ist ein Schuß in's Schwarze, trifft aber, wir wiederholen es, nicht bloß die preußischen Beamten. Leider lag aller Orten die Stärke der Aufrührer und Zerstörer wesentlich in der kaum glaublichen Feigheit und Schwäche der pflichtmäßigen Vertheidiger der Ordnung und des Rechts. Allenthalben aber, wo der Leviathan der Revolution von 1848 auf Männer stieß, die als solche handeln durften, schrumpfte er zur winzigen, schüchternen Spitzmaus ein. Wer dieß nicht glauben will, lese die von Lob und Dankbarkeit überfließenden Adressen der Wiener an den Fürsten zu Windisch-Grätz.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03557 7074

